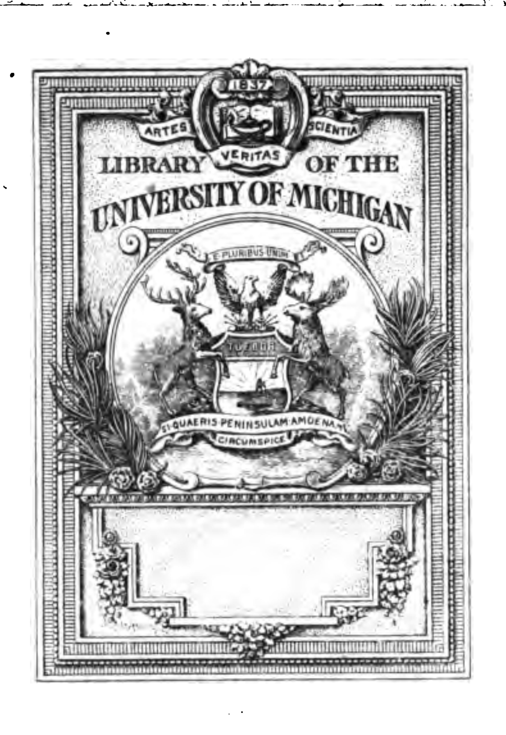
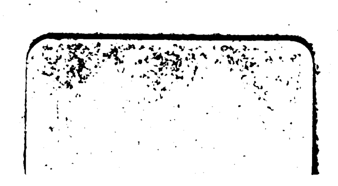



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE









Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und **Dr. E. Ludwig**

in

Bremen.

Jahrgang 1898.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1898.



Register zur „Neuen Philologischen Rundschau"

Jahrgang 1898.

Gotha, 15. Januar. Nr. 1, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Mitteilung an unsere Leser!

Mit dem Beginn dieses Jahrganges wird die „Neue Philologische Rundschau" ihre Besprechungen auch auf die Erscheinungen der englischen und französischen Philologie mit Einschlufs der Schulbuchlitteratur ausdehnen. Der Umfang der Zeitschrift wird demgemäfs erheblich erweitert werden, während der Abonnementspreis nur um ein Geringes (auf 8 ℳ für das Jahr) erhöht ist. Die Redaktion der neuen Abteilung haben die Herren Dr. G. Hellmers und Dr. F. Pabst in Bremen übernommen.

Alle Zuschriften und Sendungen werden wie bisher unter der Aufschrift ***„An die Redaktion der Neuen Phil. Rundschau in Bremen, Schönhausenstr. 26"*** *erbeten.*

***Bremen,** im Januar 1898.*

Redaktion der Neuen Phil. Rundschau.

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig.

1) **Demosthenes, The first Philippic and the Olynthiacs** with introduction and notes by **J. E. Sandys.** London, Macmillan & Co., 1897. LXXVIII u. 246 S. kl. 8. 5 sh.

Nachdem Herr Sandys ausgewählte Privatreden des Demosthenes mit F. A. Paley und die Leptineia herausgegeben hatte, entschlofs er sich, auch dessen philippische Reden in ähnlicher Weise zu bearbeiten. Hiervon ist nun der vorliegende erste Teil erschienen, während ein zweiter (Or. 5. 6. 8. 9) in Aussicht gestellt wird. Von Sandys war von vornherein eine gediegene Arbeit zu erwarten, und eine solche hat er geliefert. Bestimmt ist sie, wie im Vorwort bemerkt wird, für weiter fortgeschrittene Studierende, und dieser Bestimmung entspricht auch die ganze Anlage und Ausführung der Einleitung und des Kommentars. Beginnt ein Student ein genaues und gründliches Studium des grofsen Redners mit den vier ersten philippischen Demegorien, so bietet ihm Sandys' Buch das beste Kompendium aller Resultate, welche die einschlägige Forschung bis zur Stunde erzielt hat.

Die Einleitung orientiert den Leser über Dem.' Leben und rednerisches Wirken bis zum J. 351 v. Chr., über Makedonien vor und unter Philipps Herrschaft bis zum gleichen Zeitpunkte, über Bau, Inhalt und Zeit der ersten Philippika, über Gliederung und Zeitfolge der drei olynth. Reden, über den Ausgang des olynth. Kriegs, über die „evidence for the text" (die vorzüglichsten Handschriften und die Citate der Rhetoren und Grammatiker) sowie über die bei der Textgestaltung zu beachtenden Kompositionsgesetze. Darauf folgt eine Übersicht über die in Betracht kommende Dem. Litteratur. Der kritische Apparat steht unter, der exegetische hinter dem Texte; den Schlufs bildet ein griechischer Index zu den Anmerkungen und ein englischer zu der Einleitung und zum Kommentar.

Recht hübsch wird im Vorwort die Bedeutung der philipp. Reden auch für die gegenwärtige Zeit hervorgehoben. In der Biographie des Redners könnte, was die Jugendzeit betrifft, das Anekdotenhafte vom Sichern etwas mehr geschieden sein. Die erste Philippika wird mit Recht ins Frühjahr 351 gesetzt, die olynth. Reden in die sieben letzten Monate des J. 349, der Zug nach Euböa ins nächstfolgende Jahr. — Was den Text angeht, so ist, wie billig, die Teubnersche Textausgabe zugrunde gelegt. Doch ist der neue Herausgeber — namentlich den Rhetorencitaten und den von Blafs statuierten rhythmischen Grundsätzen gegenüber — glücklicherweise konservativer als sein Vorgänger. Die Auswahl der Les-



arten bezeugt durchweg Besonnenheit und gesundes Urteil. — Im Kommentar wird die Redekunst als solche weniger berücksichtigt; alle andern Seiten der Erklärung aber kommen im ganzen vollauf zu ihrem Recht. Einzelne Noten sind kleiner gedruckt, weil sie lediglich für weiter Fortgeschrittene bestimmt sein sollen. Dazu gehören dann auch die letzten Abschnitte und die Fufsnoten der Einleitung und der gesamte kritische Apparat. Ob es nicht auch für Engländer praktischer wäre, nach Weils Vorgang, neben der für Studenten und Lehrer bestimmten Ausgabe, eine kleinere für Gymnasiasten herzustellen, das können und wollen wir hier nicht entscheiden. Wir begnügen uns, die Ausgabe, wie sie vorliegt, auch den angehenden Philologen und Schulmännern des Kontinents bestens zu empfehlen, mit dem Wunsche, bald auch den zweiten Teil der Arbeit ihnen ebenso empfehlen zu können.

Feldkirch. **W. Fox.**

---

2) **M. Tulli Ciceronis Cato maior de senectute** with notes by **Charles E. Bennet.** Boston, NewYork, Chicago: Leach, Shewell and Sanborn, 1897. VIII u. 129 S. 8. geb. 60 cts.

Bennets Ausgabe gehört zu einer Sammlung von Klassikern, die unter dem Titel „The students' Series of Latin authors“ von Ernest Mondell Pease und Harry Thurston Peck herausgegeben wird. „Wo es von den zu edierenden Autoren besonders verdienstvolle Ausgaben deutscher Gelehrten giebt“, meinen die praktischen Amerikaner, „da sollen diese als Grundlagen der amerikanischen Ausgaben mit Genehmigung ihrer Herausgeber benutzt werden, und so lassen sich in verhältnismäfsig kurzer Zeit Ausgaben ‚of the highest excellence‘ herstellen.“ Dies trifft nun auf den Cato maior zu, wo die Ausgaben von Sommerbrodt, Lahmeyer, Schiche, Anz, Kornitzer und als „beste kritische Ausgabe“ die von C. F. W. Müller in der Teubnerschen Cicero-Ausgabe zur Verfügung stehen. Und so konnte es in der That nicht schwer sein, das für Anfänger in der Cicero-Lektüre zur Erklärung Notwendige zusammenzustellen. Wie weit darin das rechte Mafs innegehalten ist, kann freilich nur beurteilen, wer mit dem nordamerikanischen Schulwesen besser vertraut ist als Referent. Übrigens soll nicht verkannt werden, dafs Bennet auch mit andern Werken deutscher Gelehrsamkeit bekannt ist und namentlich die Merguetschen Cicero-Lexika nicht ohne Nutzen studiert hat. Auf Grund dieser verwirft er z. B. § 2 die Lesart *digne satis laudari,* da Cicero in seinen Reden und philoso-

phischen Werken diese Stellung von *satis* nie habe. Wenn er aber behauptet, Sommerbrodt habe die bekämpfte Lesart aufgenommen, so ist das wenigstens in der mir vorliegenden Auflage (der vierten) nicht der Fall [1]). Aus demselben Grunde verwirft er § 15 das von Müller aufgenommene *fere omnibus voluptatibus* und schreibt *omnibus fere v.* und § 29 *ista ipsa defectio,* wo Müller *ipsa ista d.* gegen Ciceros stehende Gewohnheit hat. Aber auch sonst zeigt Bennet besonnenes Urteil. Was er z. B. über *discriptae* (§ 5), *alteri* (§ 26), *sic avide* (ibid.), *vi evelluntur* (§ 71) sagt, läfst sich hören. Anderes erscheint dagegen ganz verfehlt. So wenn er (§ 59. 60) in den Worten: *„Rite vero te, Cyre, beatum ferunt, quoniam virtuti tuae fortuna coniuncta est." Hac igitur fortuna frui licet senibus* die Beziehung zwischen dem zweiten und ersten *fortuna* leugnet, oder wenn er § 63 *consurrexisse omnes illi dicuntur* gegen Reid polemisiert, der *illi* als Dativ aufgefafst habe. Auch die einzige eigene Konjektur Bennets § 49: *Exerceri videbamus in studio dimetiendi paene caeli atque terrae C. Gallum,* wo überliefert ist: *mori videbamus* e. q. s. und meistenteils gelesen wird: *videbamus in studio* e. q. s. wird schwerlich Beifall finden.

Die Ausstattung des Buches ist recht hübsch.

Oels i. Schl. **Leopold Reinhardt.**

---

3) **Johannes Toepffer, Beiträge zur griechischen Altertumswissenschaft.** Mit dem Bildnis Toepffers. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1897. XVI und 384 S. 8. ℳ 10.

Johannes Toepffer (geb. 1860 in Dorpat), dessen Name bereits durch seine Dissertation „Quaestiones Pisistrateae" (1886) vorteilhaft bekannt war, hatte sich durch sein Buch „Attische Genealogie" (1889), welches sich ebensowohl durch ausgebreitete Gelehrsamkeit als treffende Kombinationsgabe auszeichnete, mit einem Male in die vorderste Reihe unter den jüngeren Altertumsforschern gestellt. Seine später in Zeitschriften erschienenen Abhandlungen zeugten von seinem unermüdlichen und erfolgreichen Weiterarbeiten und liefsen erwarten, dafs er der rechte Mann sei, dem die Lösung vieler Rätsel auf dem Gebiete der älteren griechischen Geschichte und der Religionsgeschichte gelingen werde; leider wurden diese Hoffnungen durch den unerwarteten Tod des jugendlichen Gelehrten

1) Auch zu § 27 beschuldigt er Sommerbrodt fälschlich, er habe *nec ... quidem* für *et ne ... quidem* genommen.

(23. August 1895) zerstört. Es war ein glücklicher Gedanke von T.s Freunden, voran von Ferd. Duemmler und Otto Kern, dessen zerstreute Aufsätze in einem Bande zu vereinigen, um dieselben leichter zugänglich zu machen und dem Andenken des Verblichenen ein ehrendes Denkmal zu setzen; sie waren in der Lage, die Sammlung durch vier bisher ungedruckte Arbeiten vervollständigen zu können. So liegt jetzt das Resultat ihrer Bemühungen in einem stattlichen und schön ausgestatteten Bande vor, dessen Kenntnisnahme allen Freunden des klassischen Altertums nicht dringend genug ans Herz gelegt werden kann.

Der Sammlung ist eine von Kern herrührende, mit warmem Gefühl geschriebene Biographie T.s voraufgesendet; es ist dem Verfasser gelungen, mit knappen Zügen die edle Geistesart des Verstorbenen auch solchen, die ihn persönlich nicht kannten, klar vor die Augen zu stellen, und nicht ohne Wehmut erfährt man, wie eine hervorragende geistige Begabung fast das ganze Leben lang von schweren körperlichen Leiden bedrückt war. Eine schöne Ergänzung dieser Skizze bildet das von Freundeshand gezeichnete Bildnis T.s und eine Reproduktion seines Grabmals auf dem protestantischen Friedhof in Rom.

Vielleicht erst jetzt, wenn man T.s Schriften im Zusammenhang durcharbeitet, werden alle die bedeutenden Vorzüge klar, welche seine Forschungen auszeichneten: die solide und die gesamte antike Litteratur sowohl als die Monumente umfassende Kenntnis der Quellen, die eindringende und vor keiner Schwierigkeit zurückschreckende Beweisführung, die unbestechliche Selbständigkeit seines Urteils und die vornehme Art der Diktion. Das erste und zugleich umfangreichste Stück des Bandes ist seine Dissertation; ihre Verdienste sind bekannt, es genügt u. A. daran zu erinnern, dafs T. schon vor der Entdeckung der *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles die richtige Bestimmung der Aufeinanderfolge von Peisistratos' Regierungen gelang. Von den folgenden Arbeiten interessieren besonders diejenigen, welche sich auf das von T. mit Vorliebe gepflegte Feld der genealogischen Forschung beziehen (2, 3, 5, 6): sein Nachweis, dafs es ein Geschlecht der *Εὐπατρίδαι* in Athen gegeben habe, wogegen er anderseits zeigt, dafs die Pythaisten und Deliasten nicht, wie man vorher annahm, ein athenisches Priestergeschlecht waren (an die Erörterung dieser Frage schliefst T. wichtige Bemerkungen über die Reception des delischen Apollokultus in Attika); die glückliche und unsere Kenntnis mehrfach erweiternde Polemik gegen Maafs („Genealogische Streitfragen und Nach-

lesen"), welche an dessen Rezension von T.s Attischer Genealogie anknüpft; der sagengeschichtliche Aufsatz über Theseus und Peirithoos, der bedeutende Ausblicke auf die ältesten griechischen Völkerverschiebungen eröffnet. In das Gebiet der sogenannten Altertümer gehören der Kommentar zu dem neu entdeckten Sakralgesetze von Kos und die gegen E. Koch gerichteten Ausführungen über das attische Gemeindebuch (*ληξιαρχικὸν γραμματεῖον*). Eine Reihe von Abhandlungen ist gleich der Dissertation speziell-historischen Inhalts: die Ausführungen über die Zeit der messenischen Kriege, und in Wiederaufnahme eines von T. bereits in den „Quaestiones Pisistrateae" behandelten Themas die Chronologie der Kämpfe der Athener um Sigeion, wobei er sich mit Glück gegen die von Beloch versuchte Herunterrückung dieses Datums wendet; dann die beiden bereits nach seinem Tode veröffentlichten Abhandlungen über die Liste der athenischen Könige, in welcher diese Liste mit Erfolg dazu benutzt wird, um Schlüsse für die Verfassungsgeschichte zu ziehen (T.s Hauptthese ist, dafs die von Medon ab genannten Regenten historische Persönlichkeiten gewesen seien), und über die Stadtgeschichte von Astakos; endlich der aus Pauly-Wissowas Real-Encyklopädie stammende Artikel über Achaia, als Specimen der zahlreichen Beiträge, welche T. für dieses Unternehmen geliefert hatte. Zu bedauern bleibt, dafs der in derselben Encyklopädie enthaltene Artikel über Alkibiades nicht in die Sammlung aufgenommen wurde, welcher entschieden die beste Charakteristik dieser wichtigen Persönlichkeit bietet. Auch von den Rezensionen T.s sind einige beigefügt, welche sich auf wichtigere Erscheinungen der neueren Litteratur (Paton-Hicks' Inscriptions of Kos, Heberdeys Reisen des Pausanias, E. Schwartzens Königslisten des Eratosthenes und Kastor) beziehen und die Vielseitigkeit des Verfassers bekunden.

Was die bisher ungedruckten Sachen betrifft, so sind drei davon Vorträge, welche zeigen, wie sehr T. auch den Stil des gesprochenen Wortes beherrschte: seine Baseler Antrittsvorlesung „Über die Anfänge der athenischen Demokratie", in welcher er besonders in Solons Charakteristik dem vielbehandelten Gegenstand neue Seiten abzugewinnen vermag; „Zwanzig Jahre athenischer Politik" behandelt die Geschichte Athens von 323 — 303, wobei die Regierung des Demetrios von Phaleron im Mittelpunkte steht, dessen Persönlichkeit mit viel Liebe geschildert und Vorwürfen sowohl der Alten als der Neueren gegenüber in Schutz genommen wird; „Die Mysterien von Eleusis", ein interessanter Beitrag zu einer

zukünftigen Geschichte der griechischen Religion. Um endlich auch die Art zu veranschaulichen, wie T. zu seinen Hörern sprach, ist ein Ausschnitt aus seinem Kollegienheft über griechisches Staatsrecht „Die Gesetzgebung des Lykurgos“ beigefügt, ein geistreiches, aber wie mich dünkt in seinem letzten Ende nicht überzeugendes Plaidoyer dafür, dafs Lykurg eine historische Persönlichkeit gewesen sei.

Ein Verzeichnis der Schriften T.s und der von ihm gehaltenen Kollegien vervollständigt das Werk, welches seinen Zweck vollständig erreichen wird.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

4) **Franz von Reber, Die phrygischen Felsendenkmäler.** Untersuchungen über Stil und Entstehungszeit. Mit 12 Tafeln in Lichtdruck und 20 Textillustrationen. Aus den Abhandl. der kgl. bayer. Akad. d. Wiss., III. Cl., 21. Bd., 3. Abt., München, in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth), 1897. 68 S. gr. 4. ℳ 8.

Nachdem durch englische, französische und deutsche Forschungsreisende unsere Kunde von den Denkmälern der mancherlei Völker Kleinasiens wesentlich gefördert und namentlich in dem grofsen Werk von Perrot & Chipiez die Ergebnisse dieser Forschungsreisen verarbeitet und allgemeiner zugänglich gemacht worden sind, dürfen erneuerte Untersuchungen darauf rechnen, dafs ihnen ein um so gröfseres Verständnis und Interesse entgegengebracht wird, als bei der Schwierigkeit jener Forschungen doch noch manches ungewifs und rätselhaft bleibt, auch manche Aufnahmen wiederholter Nachprüfung und Berichtigung bedürfen. Besonders ist es jenes phrygische Gebirgsland im Quellgebiet des Sangarios, das neben so manchen Spuren fremder Einflüsse auch reiche Beispiele einer durchaus eigenartigen Kunst bewahrt hat. Dorthin führt uns der Verfasser in einer umfangreichen, eindringenden Abhandlung und unterwirft nach einer geschichtlichen Einleitung über Herkunft und Gechichte der Phrygier und über die Schicksale dieses Stammes auch nach dem Verlust seiner Selbständigkeit die zahlreichen Felsendenkmäler jenes eingeschränkten Gebiets einer eingehenden Untersuchung, die durch die Beigabe von zwölf vortrefflichen Lichtdrucken jener bisher nur in weniger zuverlässigen Aufnahmen bekannten Denkmäler und zwanzig Textillustrationen bedeutend an Verständlichkeit und Anschaulichkeit gewinnt. Perrot hat die meisten

dieser Denkmäler im fünften Band seiner Kunstgeschichte des Altertums behandelt, aber die erneute Erforschung und nüchterne Betrachtung derselben durch Reber hat diesen zu teilweise wesentlich abweichenden Ansichten geführt. Die gründliche Untersuchung aller Einzelheiten und die sorgfältige Beobachtung aller technischen und stilistischen Eigentümlichkeiten geben den Vermutungen Rebers über Bedeutung und Entstehungszeit dieser Werke einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Die wichtigsten der behandelten Denkmäler sind das sogen. Löwengrab von Arslan-tasch, das eine merkwürdige Analogie zum Löwenthor von Mykenä besonders durch die zwischen beiden Löwen stehende Säule bildet, das sogen. zertrümmerte Grab in der Nähe des vorigen und das grofsartige Felsengrab in der Nähe von Arslan-kaja mit seinem bisher nie beachteten schon an das bekannte Midasgrab erinnernden Teppichmuster. Ein solches zeigt auch schon das Felsengrab Maltasch (= Schatzstein) bei Hairan Veli. Dann folgen die merkwürdigen Gräber bei Yasili-kaja, die drei Gliedern einer Familie, dem Midas, der Arezastis und mutmafslich dem Gordios angehören und von denen die zwei ersten phrygische Inschriften tragen, die über die Familie der Beigesetzten, wie über den Künstler einigen Aufschlufs geben. Diese Denkmäler fallen noch in die Zeit der Selbständigkeit Phrygiens bis c. 546. Stilistisch noch nahe verwandt, wenn auch schon späterer Zeit (c. 500?) angehörend ist das reizvolle Felsengrab bei Bakschisch.

Die weiterhin behandelten Denkmäler sind teils Spuren von alten Akropolen, teils Felsenaltäre und sodann noch einige Felsengräber aus hellenistischer und römischer Zeit bis herab auf die byzantinische Felsenkirche von Ajafin.

Von Einzelheiten ist namentlich die Erklärung der Mittelsäule in den Giebeln der Felsengräber von Wichtigkeit. Perrot sieht darin eine Darstellung des Phallus, Reber mit vollem Recht nichts als den Stützbalken des Firstbalkens. Dafür sprechen insbesondere die mancherlei Verzierungen, die dieser Balken an verschiedenen Denkmälern erhalten hat. Eine weitere Frage ist die nach der Bedeutung der Nischen in der Aufsenwand einiger Felsendenkmäler. Weisen diese auf Kultstellen hin oder lassen sie die Erklärung als Felsengräber zu? Reber entscheidet für das letztere. Es wird jedoch fraglich sein, ob sich beide Auffassungen notwendig ausschliefsen müssen. Denn können nicht mit Grabmälern zugleich Kultstätten verbunden gewesen sein?

So knüpfen sich an diese neuen Untersuchungen noch manche Fragen an. Jedenfalls verdienen dieselben die Aufmerksamkeit auch des klassischen Philologen in vollem Mafse. Führt uns doch der Gegenstand auf ein Gebiet, das auch der griechischen Litteratur in vielen Punkten nahe steht. Was wir an der sonst höchst interessanten Abhandlung tadeln müssen, ist die auffällige Schwerfälligkeit und Trockenheit der Darstellung. Doch wäre es höchlich zu bedauern, wollte sich jemand durch diesen Umstand vom Studium der gründlichen und verdienstlichen Arbeit abhalten lassen.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

5) **R. v. Planta, Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte.** Zweiter Band. Formenlehre, Syntax, Sammlung der Inschriften und Glossen, Anhang, Glossar. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1897. XVI u. 772 S. gr. 8. ℳ 20. —

Es ist für den Referenten oder, wenn man will, Kritiker eine etwas schwierige Aufgabe, Bücher, wie das vorliegende, zu besprechen. Diese Schwierigkeit liegt darin, dafs Werke dieser Art sich aus lauter Einzelheiten zusammensetzen, die Zahl dieser Einzelheiten aber so grofs ist, dafs man, sobald man anfängt auf sie einzugehen, gar kein Ende absehen kann und einen Raum in Anspruch nehmen mufs, der das Mafs des Erlaubten weit überschreitet. Dem gegenüber giebt es nur die eine Möglichkeit, sich, wie es im ganzen auch Bronisch in seiner Anzeige des ersten Bandes von unserem Buche gethan hat, des Eingehens auf Einzelheiten überhaupt zu enthalten und sich nur auf allgemeine Gesichtspunkte zu beschränken. Doch darf aus dieser Beschränkung selbstverständlich nicht geschlossen werden, dafs Ref. nun mit allen Ansichten des Verf. einverstanden sei. Das ist keineswegs der Fall, und beim Lesen des Buches hat Ref. sich gar nicht selten, sei es zweifelnd, sei es ablehnend, verhalten. Allein, wie gesagt, dergleichen Punkte lassen sich hier nicht zum Austrage bringen; einzelnes soll anderen Ortes bei gegebener Gelegenheit erörtert werden.

Vorstehende Bemerkung soll kein Tadel sein, im Gegenteil, Ref. erkennt auch seinerseits alles das, was bei der Besprechung des ersten Bandes lobend erwähnt wurde, „vollkommene Erschöpfung des vorhandenen Materials, liebevollen Fleifs, gediegene Gründlichkeit der Arbeitsweise,

vollkommene Vertrautheit mit dem derzeitigen Stande der vergleichenden Grammatik“, ausdrücklich auch für den zweiten Band an, ja, er meint, dafs alle diese guten Eigenschaften in diesem zweiten Bande vielleicht noch ausgereifter hervortreten als in dem ersten, und er steht nicht an, das Buch als eine ganz besonders wertvolle und rühmliche Bereicherung unserer Litteratur über altitalische Dinge zu bezeichnen.

Vor allem interessant ist natürlich der erste Teil des Bandes der die eigentlichen grammatischen Untersuchungen (Formenlehre und Syntax) enthält und schon äufserlich (er umfafst 490 Seiten) als der Hauptteil hervortritt. Er wird ganz besonders interessant für den, der, wie Ref., die ganzen Entwickelungsphasen der altitalischen Philologie, wie sie durch die Namen Mommsen, Aufrecht-Kirchhoff, Corssen (Enderis-Bruppacher) bezeichnet sind, persönlich mit erlebt hat. Es ist geradezu erstaunlich, wie Methode und Ergebnisse in Büchern, wie dem vorliegenden, an Sicherheit und Schärfe gewonnen haben. Das ist ja im wesentlichen ein Verdienst der Junggrammatiker. Freilich will Ref. anderseits nicht verhehlen, dafs ihm hier und da bei den modernsten Werken dieser Richtung das alte Sprichwort eingefallen ist: „Allzu scharf macht schartig.“

Als ein ganz besonders erfreulicher Teil des Buches ist Ref. die Bearbeitung der Syntax erschienen. Lange genug verstand man ja unter vergleichender Grammatik lediglich Laut- und Formenlehre, und sehr spät ja erst kam man auf den Gedanken, die gleiche Methode auch auf die Syntax anzuwenden. Bekanntlich ist das ganz hervorragend Delbrücks Verdienst, und seine Syntaxbearbeitung in Brugmanns Vergleichender Grammatik wird auf lange Zeit hinaus eine Musterleistung ersten Ranges bleiben. Diese Grundsätze und Methoden Delbrücks für die oskisch-umbrischen Sprachen im einzelnen nutzbar gemacht zu haben, ist aber v. Plantas Verdienst.

Sehr verdienstlich ist auch die Sammlung der Inschriften. Verf. hat, so weit ihm dies möglich gewesen ist, die Inschriften nachgeprüft und bietet infolge dessen eine Anzahl veränderter Lesungen, deren viele, wenn auch nicht alle, verbesserte Lesungen sind. Dafs er sie in blofsen Umschreibungen giebt, nicht im Originalalphabet, mag für den vorliegenden Zweck, wo es sich ja lediglich um die Sprache, nicht um die Alphabete und ihre Geschichte handelte, genügen. Auch die den Inschriften beigegebenen Übersetzungen geben manches Neue, und hier kann das meiste als wohl begründet angenommen werden. Das Wörterbuch stellt dann

das, was die Übersetzungen geben und die Anmerkungen begründen, alphabetisch zusammen, zum Nachschlagen wie zur Orientierung gut geeignet.

Ref. scheidet vom Verf. mit aufrichtigem Dank für die schöne Gabe.

Lugano. **Carl Pauli.**

---

6) **P. Wessel, Lehrbuch der Geschichte** für die Quarta höherer Lehranstalten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1897. VIII u. 51 S. 8.

Dem Lehrbuch der alten Geschichte für die Obersekunda läfst der Verfasser hier das für den ersten Unterricht in Quarta folgen. Es zeigt durchweg die rühmenswerten Eigenschaften des früheren Werkes und wird sich beim Unterricht gewifs als praktisch bewähren.

Die Geschichte ist meistens in vollständigen Sätzen, kurz und knapp, aber ausreichend erzählt; in den Vordergrund sind Einzelpersönlichkeiten gestellt, so weit dies möglich war. Mit der Auswahl kann man im ganzen einverstanden sein, doch sind folgende Bemerkungen bei einer neuen Bearbeitung vielleicht zu beachten. Die Zeit der thebanischen Vorherrschaft giebt W. mit unter der Rubrik: Herrschaft Spartas, und der Unterabteilung: Königtum des Agesilaus. Dabei tritt die Bedeutung des Epaminondas in den Augen der Schüler zu weit zurück; Agesilaus' kriegerische und politische Thätigkeit verdienen jedenfalls auf dieser Stufe nicht solche Hervorhebung; lieber dessen Thaten noch gekürzt und dem Epaminondas die erste Stelle angewiesen. — Der Wechsel der Vormacht: Athens Seemacht neben dem peloponnesischen Bunde, Spartas Herrschaft über ganz Griechenland, Thebens Übermacht, tritt deswegen nicht scharf hervor. — Im Text und in den Zeittafeln fehlt die Schlacht bei Salamis auf Cypern und der Friede von 449, in den Zeittafeln auch die Schlacht bei Kunaxa; im 1. punischen Kriege vermisse ich die zweitgröfste Seeschlacht des Altertums, bei Eknomus, während die aufgenommene Latinerschlacht am Vesuv mindestens zweifelhafter Natur ist. Der Ausdruck „Keil“ bei der Beschreibung der Schlacht bei Leuktra ist für den Schüler, wenn er die Sachlage nicht mehr recht im Kopfe hat, leicht irreführend („Ep. stellte seinen linken Flügel 50 Mann tief und sprengte mit diesem Keil den rechten spartanischen Flügel auseinander“). Bei der Schlacht bei Issus hätte die eigentümliche Stellung der Armeen (mit verkehrter Front) erwähnt werden können, im Peloponnesischen Kriege die Besetzung von

Dekelea, von Cäsars Arbeiten für die Neugestaltung des römischen Reiches mindestens die Neugründung von Karthago.

Die griechischen Eigennamen giebt W. meistens in den lateinischen Formen, in denen sie entschieden am geläufigsten sind; das k behält er bei, wo das c im Lateinischen wie k gesprochen wird, also Cyrus, Perikles. Für Hephästio ist aber -on zu schreiben, wie in Cimon.

Oldesloe. **R. Hansen.**

7) **Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische** im Anschlufs an die Lektüre für die Oberstufe des Gymnasiums.

Erstes Heft: Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros vierte Rede gegen Verres, bearbeitet von **Karl Hachtmann.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. IV u. 39 S. 8. kart. ℳ —.80.

Der Verfasser beginnt mit diesem Hefte eine Sammlung von Übungsaufgaben zum Übersetzen für Prima, die, wenn sie in gleicher Weise fortgesetzt wird, von rechtem Nutzen für den Betrieb des Lateinunterrichtes sein wird. Zunächst begrüfsen wir es mit Freude, dafs Verf. die Bestimmung der Lehrpläne und Lehraufgaben vom Jahre 1892, dafs die zuhause und in der Klasse anzufertigenden Übersetzungen „fast nur als Rückübersetzungen ins Lateinische zu behandeln sein sollen“, nicht allzu eng nach ihrem Wortlaute aufgefafst hat, dafs er dafür den Inhalt im allgemeinen wiedergebende Paraphrasen geboten hat, die den Vokabelschatz und die Phraseologie des Originaltextes zur Anwendung bringen. Wollte man jene Bestimmung streng dem Wortlaute nach befolgen, so würde man den Schülern bei ihrem Eintritte in die Reifeprüfung Zumutungen stellen müssen, auf die sie nicht vorbereitet sind, weil es ihnen an Übung fehlen würde, den hier zu machenden Anforderungen zu genügen. Denn nach § 7, 2 der Ordnung der Reifeprüfungen soll zwar die Aufgabe in Art und Schwierigkeit die Klassenaufgaben der Prima in keiner Weise überschreiten, „darf aber nicht einer der bereits bearbeiteten Aufgaben so nahe stehen, dafs ihre Bearbeitung aufhört, den Wert einer selbständigen Leistung zu haben“. Wie wäre aber das eine selbständige Leistung zu nennen, wenn der Abiturient im wesentlichen nur eine Rückübersetzung einer kurz zuvor gelesenen, also auch natürlich in der Klasse besprochenen Schriftstelle zu liefern hätte? Soll doch hinwiederum „jede vorherige Andeutung über die Aufgaben auf das strengste vermieden werden“ (ebendas.

§ 7, 7). Sind aber hiernach die Vorlagen für die Klausurarbeit des Abiturienten freier zu gestalten, so mufs der Schüler schon in der Klasse in dieser Richtung Übung erhalten.

Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, hat Hachtmann eine treffliche und brauchbare Sammlung von Übersetzungsaufgaben zusammengestellt. Die 67 Kapitel der ciceronianischen Rede sind in 57 Stücken verarbeitet, deren jedes, was Umfang und Schwierigkeit betrifft, für eine häusliche Arbeit ausreicht und von denen die meisten auch für Klassenarbeiten angemessen sind oder nur einiger Kürzung bedürfen. In jeder Aufgabe sind, ohne dafs dem Schüler Fallen gestellt werden, wichtige grammatische und stilistische Regeln untergebracht, in jeder Inhalt und Wortschatz der zugrunde liegenden Kapitel geschickt verwertet, so dafs nur selten Vokabeln angegeben zu werden brauchen; auch die der lateinischen historischen Darstellung so geläufige indirekte Rede kommt zu ihrem Rechte, ohne dafs das deutsche Idiom darunter leidet, wie denn der deutsche Stil durchweg angemessen und wohlklingend, nicht latinisiert erscheint. Nur den zu häufigen Gebrauch des Konjunktivs in abhängigen Sätzen möchten wir nicht völlig billigen. Im ganzen sind wir der Ansicht, dafs die Arbeit Hachtmanns, mit der er selbst gröfstenteils in Haus- und Klassenarbeiten (auch mündlichen Übungen) schon die Probe gemacht hat, zu den besten Darbietungen gehört, die auf diesem Gebiete neuerdings die Schule erhalten hat, und dafs sie für Lehrer und Schüler eine willkommene Gabe sein wird.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

8) **Georg Stier, Französische Syntax.** Mit Berücksichtigung der älteren Sprache. Wolfenbüttel, Zwifsler, 1897. VIII u. 475 S. gr. 8. ℳ 6.

Das Buch ist für alle, die sich eingehender mit der französischen Sprache beschäftigen wollen, in erster Linie für Lehrende und Studierende geschrieben. Daraus ergiebt sich die ganze Art der Darstellung, die Ausführlichkeit, mit der die einzelnen Kapitel behandelt sind, das Heranziehen der Sprachgeschichte.

Mit grofsem Fleifse hat der Herr Verfasser aus eigenen Sammlungen und aus der Fachlitteratur ein ungeheueres Material zusammengetragen und uns eine vorzügliche Quelle zum Nachschlagen und eine reiche Fülle

im Unterrichte trefflich verwertbarer Beispiele gegeben. Die übersichtliche Zusammenstellung, die tabellarische Anordnung des Stoffes verrät die Hand des praktischen Schulmannes, dem überdies für eine Reihe methodischer Winke und ganz besonders auch dafür zu danken ist, dafs er seine Belege zu den Regeln, seine zahlreichen Beispiele fast ausschliefslich der modernen Litteratur entnommen und dafs er die Umgangssprache dabei mit berücksichtigt hat.

Das alles aber ist es nicht, worin, wie ich glaube, der Herr Verfasser den Schwerpunkt seiner Arbeit erkannt wissen möchte; der liegt vielmehr in dem Bemühen, die Lehre von der Syntax zu vertiefen, die einzelnen Regeln unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte zusammenzufassen, auf ein inneres Sprachgesetz zurückzuführen. Wenn ich nun auch anerkenne, dafs der Herr Verfasser in manchem unsere Erkenntnis gefördert hat, so kann ich doch mein Bedauern nicht unterdrücken, dafs er nicht tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen gesucht, nicht versucht hat, die syntaktischen Erscheinungen auf ihren Urgrund, auf die psychologischen Vorgänge in der Seele des Sprechenden zurückzuführen; denn das thut uns not, das allein bringt Klarheit in die Erscheinungen. So fehlen gleich im ersten Kapitel die Begründungen für die Abweichungen von der regelmäfsigen Wortstellung; denn was z. B. S. 6, Anm. 4 gesagt wird: „Die Inversionen des Subjekts (in der Frage wie aufser der Frage) erklären sich aus seiner freien Stellung in der älteren Sprache; es sind Überreste jener freien Stellung, nur dafs sie jetzt durch bestimmte Gesetze geregelt sind“, das ist keine Erklärung, denn sie läfst die Frage offen: Warum hat die Sprache denn gerade hier diese, dort jene Wortstellung zum Gesetz erhoben? Ebenso ist weiterhin zu sagen, wann der Sprechende das prädikative Adjektiv, das Dativ-Objekt, das Verb an die Spitze seines Satzes stellt (S. 20—21). So kann ferner die Darstellung von der Lehre des subjonctif nicht befriedigen, wenn als Hauptregel gegeben wird: „Der Konjunktiv drückt einen Wunsch oder eine zweifelhafte Behauptung aus“ und bei einem (z. B.) Je regrette qu'il soit parti sitôt in dem „il soit parti“ ein Wunsch irgendeiner Art erkannt werden soll.

Der Raum gestattet mir nicht, weitere Punkte anzuführen, in denen ich mich mit dem Herrn Verfasser nicht einverstanden erklären kann; und deren sind manche, gerade in dem, was er selber als Vorzüge seiner Arbeit hervorhebt (Vorrede v—viii). Jedenfalls wird der Herr Verfasser zugeben, dafs man über manches anders denken kann als er, und deshalb

bedauere ich, dafs er sich in der Vorrede nicht mit gröfserer Zurückhaltung über sein eigenes Werk äufsert.

Wenn die Begründung der syntaktischen Erscheinungen meines Erachtens aber auch vielfach zu wünschen übrig läfst, die eingangs hervorgehobenen Vorzüge des Buches bleiben bestehen, und ihretwegen ist dasselbe allen Fachgenossen aufs wärmste zu empfehlen. Warnen dagegen möchte ich sie — die Gefahr scheint mir nahe zu liegen, gerade weil der Herr Verfasser den reichen Stoff so praktisch angeordnet, ihn uns so mundgerecht gemacht hat — davor, dafs sie sich durch die dargebotene Überfülle verleiten lassen, im Unterrichte allzu eingehend zu werden.

H. Soltmann.

---

9) **Erich Meyer, Die Entwickelung der französischen Litteratur seit 1830.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. 292 S. 8. ℳ 5; gebunden ℳ 6.

Inhalt: I. Der Romantismus (S. 1—147). Erstaufführung des Ernani; Definition und Vorläufer der Romantik: Rousseau, Bernardin de St.-Pierre, Chateaubriand, Voltaire, Shakespeare-Übersetzungen. Charakteristik des Klassizismus, Verknöcherung der dichterischen Sprache und die endliche Revolution auf litterarischem Gebiet; Charakteristik des französischen Romantismus.

II. Alfred de Vigny als Dramatiker. Shakespeares Einflufs auf de Vigny; seine Othello-Übersetzung; eingehende Analyse des Chatterton.

III. De Vigny als Lyriker. Analyse seiner Eloa.

IV. Victor Hugo als Lyriker (S. 81—101).

V. Die kleinen Götter des romantischen Olympes. Le grand Cénacle; Théophile Gautier; Gérard de Nerval.

VI. Alfred de Musset. Confessions; Verhältnis zu George Sand; seine Lyrik; sein Theater (Lorenzaccio).

VII. Der Realismus (S. 148—281). Niedergang des Romantismus; die Rachel und die Wiederbelebung des klassischen Dramas; F. Ponsard; Emilie Augier (La Ciguë); Entwickelung und Bedeutung des Romanes; George Sand; Honoré de Balzac.

VIII. Gustave Flaubert. Biographisches über den Dichter und eingehende Charakteristik seines Schaffens; sehr ausführliche Analyse seiner Tentation de St.-Antoine.

IX. Edmond und Jules de Goncourt. Ihr Stil; Theorie des Naturalismus; Germinie Lacerteux.

X. Emile Zola. Seine Kunsttheorie im Roman expérimental; Analyse der „Faute de l'abbé Mouret“.

XI. Alphonse Daudet. Biographische Skizze nach „Le Petit Chose“,

XII. Die neuesten Strömungen. Anknüpfung der psychologischen Schule an Henri Beyle und Amiel; P. Bourget; Moderne Lyrik; Baudelaire; seine „Fleurs du Mal“; zahlreiche Übersetzungsproben.

Schlufswort. Anmerkungen. Namenregister.

Die ganze Arbeit Erich Meyers zeichnet sich in den Charakteristiken der Hauptströmungen wie in den lebendig entworfenen Porträts der Hauptdichter durch geistvolle, fesselnde Darstellung aus. Besonders gut gelungen sind die Definitionen des Romantismus und des Realismus und vor allem die Porträts von Flaubert und Zola; weniger das von dem humorvollen Dichter der lügenhaften Sonne der Provence, A. Daudet [1]), der nicht zu seinem Recht kommt. Im ganzen entbehrt man eine eingehendere Vergleichung der litterarhistorischen Beziehungen zwischen der germanischen und romanischen Welt; Shakespeare ist hinreichend gewürdigt; Goethe dagegen nur gestreift und Heines nicht zu unterschätzender Einflufs auf die ganze spätere französische Lyrik [2]), seine intime Freundschaft mit Gautier, Nerval [3]) und vielen anderen gar nicht berührt. Auch vermissen wir eine Erwähnung Maupassauts, der in der Darstellung des modernen Realismus mit all seinen Abzweigungen als klassischer Erzähler der modernen Gallier nicht übergangen werden durfte. Auf die Darstellung des französischen Dramas seit Augier verzichtet der Verfasser zugunsten einer eingehenden Behandlung des Romanes. Der Hauptwert des Buches liegt in der lichtvollen Darstellung der naturnotwendigen, inneren Entwickelung und Vorbereitung der romantischen Revolution und der natürlichen Reaktion gegen dieselbe in dem modernen Realismus. Dafs dieser Realismus mit seinem extremsten Ausläufer, dem Naturalismus, nicht eine Erfindung unserer Zeit oder gar eine verwerfliche Errungenschaft des moralischen Verfalles der Pariser Gesellschaft des zweiten französischen Kaiserreiches ist, wird niemand, der nur Shakespeare, Goethe und Schillers Jugenddramen daraufhin betrachtet, behaupten können. Dafs aber diese Auflehnung gegen einen antinationalen Klassizismus und gegen den gefühlsunwahren Romantismus zugleich sich gerade in der französischen Litteratur der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts mit solcher Kraft offenbarte, hatte seine besonderen, in der Entwickelung dieser Litteratur seit dem völligen Verschwinden der längst verblafsten Sonne seines zur leeren Form herab-

1) † 16. Dec. 1897.

2) Vgl. P. L. Betz, Heine in Frankreich. — Joseph Texte, L'influence allemande ans le romantisme français. Revue des deux mondes, 1. Déc. 1897.

3) P. L. Betz, Goethe und Gérard de Nerval („Goethe-Jahrbuch“ 1897).

gesunkenen Klassizismus begründeten Ursachen. Mehr als in Deutschland und England hat in Frankreich das klassische Drama Corneilles und Racines mit seinen Nachwirkungen die nationalen Regungen der naiven Volksseele und die natürliche Entwickelung der dichterischen Sprache in Fesseln geschlagen. Unnatürlicher als dort hat sich gegen diese Entnationalisierung der Litteratur die Romantik mit der oft bombastischen Lyrik eines V. Hugo und der mystisch-elegischen Schwärmerei eines Lamartine empört. Kräftiger ertönte deshalb auch in Frankreich um die Mitte unseres Jahrhunderts nach dem Erwachen aus dem Rausche des romantischen Fiebers der Ruf nach der schlichten Wahrheit und Wirklichkeit in der Kunst. Eher als auf der Bühne fand dies Verlangen seine Erfüllung im Roman. „La littérature est l'expression de la société", und diese Gesellschaft findet ihren farbenreichsten und vielseitigsten Ausdruck im Roman — in den Werken eines Balzac, Flaubert, der Goncourts, eines Daudet und Zola. Die Anfänge dieser mächtigen realistischen Strömung bis in den Romantismus und darüber hinaus bis in die ganz neue Bahnen weisenden Werke Rousseaus in geistvoller, klarer Form für das grofse Publikum zusammengefafst zu haben, ist das Hauptverdienst der obigen litterarischen Entwickelungsgeschichte von E. Meyer. Die zweite Hälfte dieses Werkes, in der die Früchte dieser Studien in der Besprechung der Hauptvertreter des modernen Realismus im Roman — leider hat der Verfasser das Drama hier nicht berücksichtigen können — gezeitigt werden, ist daher von selbständigerer Bedeutung. Durchweg schöpft der Verfasser an der Quelle selber. Er begnügt sich nicht damit, die Urteile der verschiedenen Litterarhistoriker zu sichten. Dabei ist sein eigenes Urteil von gediegener ästhetischer Durchbildung und seine Analyse tief eindringend. Weniger durch die Neuheit und Selbständigkeit der Darstellung, als durch den konsequent festgehaltenen Gedanken, die ersten Ansätze und das Wachsen des realistischen Triebes in der Litteratur zu verfolgen, interessiert der erste Teil des Buches, der die französische Romantik behandelt. Nur die Hauptvertreter der Epoche werden charakterisiert, aber stets werden sie in ihrem inneren Zusammenhang mit der früheren Epoche dargestellt. Dadurch fesselt das Buch auch da, wo wir, wie bei der Schilderung der ersten Aufführung des „Ernani", bei der Lyrik de Vignys und Hugos den blendenden Eindruck, den G. Brandes Darstellungen [1]) in uns zu hinter-

1) „Hauptströmungen der Litteratur des XIX. Jahrhunderts", Bd. IV.

vollkommene Vertrautheit mit dem derzeitigen Stande der vergleichenden Grammatik", ausdrücklich auch für den zweiten Band an, ja, er meint, dafs alle diese guten Eigenschaften in diesem zweiten Bande vielleicht noch ausgereifter hervortreten als in dem ersten, und er steht nicht an, das Buch als eine ganz besonders wertvolle und rühmliche Bereicherung unserer Litteratur über altitalische Dinge zu bezeichnen.

Vor allem interessant ist natürlich der erste Teil des Bandes der die eigentlichen grammatischen Untersuchungen (Formenlehre und Syntax) enthält und schon äufserlich (er umfafst 490 Seiten) als der Hauptteil hervortritt. Er wird ganz besonders interessant für den, der, wie Ref., die ganzen Entwickelungsphasen der altitalischen Philologie, wie sie durch die Namen Mommsen, Aufrecht-Kirchhoff, Corssen (Enderis-Bruppacher) bezeichnet sind, persönlich mit erlebt hat. Es ist geradezu erstaunlich, wie Methode und Ergebnisse in Büchern, wie dem vorliegenden, an Sicherheit und Schärfe gewonnen haben. Das ist ja im wesentlichen ein Verdienst der Junggrammatiker. Freilich will Ref. anderseits nicht verhehlen, dafs ihm hier und da bei den modernsten Werken dieser Richtung das alte Sprichwort eingefallen ist: „Allzu scharf macht schartig."

Als ein ganz besonders erfreulicher Teil des Buches ist Ref. die Bearbeitung der Syntax erschienen. Lange genug verstand man ja unter vergleichender Grammatik lediglich Laut- und Formenlehre, und sehr spät ja erst kam man auf den Gedanken, die gleiche Methode auch auf die Syntax anzuwenden. Bekanntlich ist das ganz hervorragend Delbrücks Verdienst, und seine Syntaxbearbeitung in Brugmanns Vergleichender Grammatik wird auf lange Zeit hinaus eine Musterleistung ersten Ranges bleiben. Diese Grundsätze und Methoden Delbrücks für die oskisch-umbrischen Sprachen im einzelnen nutzbar gemacht zu haben, ist aber v. Plantas Verdienst.

Sehr verdienstlich ist auch die Sammlung der Inschriften. Verf. hat, so weit ihm dies möglich gewesen ist, die Inschriften nachgeprüft und bietet infolge dessen eine Anzahl veränderter Lesungen, deren viele, wenn auch nicht alle, verbesserte Lesungen sind. Dafs er sie in blofsen Umschreibungen giebt, nicht im Originalalphabet, mag für den vorliegenden Zweck, wo es sich ja lediglich um die Sprache, nicht um die Alphabete und ihre Geschichte handelte, genügen. Auch die den Inschriften beigegebenen Übersetzungen geben manches Neue, und hier kann das meiste als wohl begründet angenommen werden. Das Wörterbuch stellt dann

das, was die Übersetzungen geben und die Anmerkungen begründen, alphabetisch zusammen, zum Nachschlagen wie zur Orientierung gut geeignet.

Ref. scheidet vom Verf. mit aufrichtigem Dank für die schöne Gabe.

Lugano. **Carl Pauli.**

6) **P. Wessel, Lehrbuch der Geschichte** für die Quarta höherer Lehranstalten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1897. VIII u. 51 S. 8.

Dem Lehrbuch der alten Geschichte für die Obersekunda läfst der Verfasser hier das für den ersten Unterricht in Quarta folgen. Es zeigt durchweg die rühmenswerten Eigenschaften des früheren Werkes und wird sich beim Unterricht gewifs als praktisch bewähren.

Die Geschichte ist meistens in vollständigen Sätzen, kurz und knapp, aber ausreichend erzählt; in den Vordergrund sind Einzelpersönlichkeiten gestellt, so weit dies möglich war. Mit der Auswahl kann man im ganzen einverstanden sein, doch sind folgende Bemerkungen bei einer neuen Bearbeitung vielleicht zu beachten. Die Zeit der thebanischen Vorherrschaft giebt W. mit unter der Rubrik: Herrschaft Spartas, und der Unterabteilung: Königtum des Agesilaus. Dabei tritt die Bedeutung des Epaminondas in den Augen der Schüler zu weit zurück; Agesilaus' kriegerische und politische Thätigkeit verdienen jedenfalls auf dieser Stufe nicht solche Hervorhebung; lieber dessen Thaten noch gekürzt und dem Epaminondas die erste Stelle angewiesen. — Der Wechsel der Vormacht: Athens Seemacht neben dem peloponnesischen Bunde, Spartas Herrschaft über ganz Griechenland, Thebens Übermacht, tritt deswegen nicht scharf hervor. — Im Text und in den Zeittafeln fehlt die Schlacht bei Salamis auf Cypern und der Friede von 449, in den Zeittafeln auch die Schlacht bei Kunaxa; im 1. punischen Kriege vermisse ich die zweitgröfste Seeschlacht des Altertums, bei Eknomus, während die aufgenommene Latinerschlacht am Vesuv mindestens zweifelhafter Natur ist. Der Ausdruck „Keil“ bei der Beschreibung der Schlacht bei Leuktra ist für den Schüler, wenn er die Sachlage nicht mehr recht im Kopfe hat, leicht irreführend („Ep. stellte seinen linken Flügel 50 Mann tief und sprengte mit diesem Keil den rechten spartanischen Flügel auseinander“). Bei der Schlacht bei Issus hätte die eigentümliche Stellung der Armeen (mit verkehrter Front) erwähnt werden können, im Peloponnesischen Kriege die Besetzung von

Dekelea, von Cäsars Arbeiten für die Neugestaltung des römischen Reiches mindestens die Neugründung von Karthago.

Die griechischen Eigennamen giebt W. meistens in den lateinischen Formen, in denen sie entschieden am geläufigsten sind; das k behält er bei, wo das c im Lateinischen wie k gesprochen wird, also Cyrus, Perikles. Für Hephästio ist aber -on zu schreiben, wie in Cimon.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

7) **Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische** im Anschlufs an die Lektüre für die Oberstufe des Gymnasiums.

Erstes Heft: Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros vierte Rede gegen Verres, bearbeitet von **Karl Hachtmann.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. IV u. 39 S. 8. kart. ℳ —.80.

Der Verfasser beginnt mit diesem Hefte eine Sammlung von Übungsaufgaben zum Übersetzen für Prima, die, wenn sie in gleicher Weise fortgesetzt wird, von rechtem Nutzen für den Betrieb des Lateinunterrichtes sein wird. Zunächst begrüfsen wir es mit Freude, dafs Verf. die Bestimmung der Lehrpläne und Lehraufgaben vom Jahre 1892, dafs die zuhause und in der Klasse anzufertigenden Übersetzungen „fast nur als Rückübersetzungen ins Lateinische zu behandeln sein sollen", nicht allzu eng nach ihrem Wortlaute aufgefafst hat, dafs er dafür den Inhalt im allgemeinen wiedergebende Paraphrasen geboten hat, die den Vokabelschatz und die Phraseologie des Originaltextes zur Anwendung bringen. Wollte man jene Bestimmung streng dem Wortlaute nach befolgen, so würde man den Schülern bei ihrem Eintritte in die Reifeprüfung Zumutungen stellen müssen, auf die sie nicht vorbereitet sind, weil es ihnen an Übung fehlen würde, den hier zu machenden Anforderungen zu genügen. Denn nach § 7, 2 der Ordnung der Reifeprüfungen soll zwar die Aufgabe in Art und Schwierigkeit die Klassenaufgaben der Prima in keiner Weise überschreiten, „darf aber nicht einer der bereits bearbeiteten Aufgaben so nahe stehen, dafs ihre Bearbeitung aufhört, den Wert einer selbständigen Leistung zu haben". Wie wäre aber das eine selbständige Leistung zu nennen, wenn der Abiturient im wesentlichen nur eine Rückübersetzung einer kurz zuvor gelesenen, also auch natürlich in der Klasse besprochenen Schriftstelle zu liefern hätte? Soll doch hinwiederum „jede vorherige Andeutung über die Aufgaben auf das strengste vermieden werden" (ebendas.

§ 7, 7). Sind aber hiernach die Vorlagen für die Klausurarbeit des Abiturienten freier zu gestalten, so mufs der Schüler schon in der Klasse in dieser Richtung Übung erhalten.

Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, hat Hachtmann eine treffliche und brauchbare Sammlung von Übersetzungsaufgaben zusammengestellt. Die 67 Kapitel der ciceronianischen Rede sind in 57 Stücken verarbeitet, deren jedes, was Umfang und Schwierigkeit betrifft, für eine häusliche Arbeit ausreicht und von denen die meisten auch für Klassenarbeiten angemessen sind oder nur einiger Kürzung bedürfen. In jeder Aufgabe sind, ohne dafs dem Schüler Fallen gestellt werden, wichtige grammatische und stilistische Regeln untergebracht, in jeder Inhalt und Wortschatz der zugrunde liegenden Kapitel geschickt verwertet, so dafs nur selten Vokabeln angegeben zu werden brauchen; auch die der lateinischen historischen Darstellung so geläufige indirekte Rede kommt zu ihrem Rechte, ohne dafs das deutsche Idiom darunter leidet, wie denn der deutsche Stil durchweg angemessen und wohlklingend, nicht latinisiert erscheint. Nur den zu häufigen Gebrauch des Konjunktivs in abhängigen Sätzen möchten wir nicht völlig billigen. Im ganzen sind wir der Ansicht, dafs die Arbeit Hachtmanns, mit der er selbst gröfstenteils in Haus- und Klassenarbeiten (auch mündlichen Übungen) schon die Probe gemacht hat, zu den besten Darbietungen gehört, die auf diesem Gebiete neuerdings die Schule erhalten hat, und dafs sie für Lehrer und Schüler eine willkommene Gabe sein wird.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

8) **Georg Stier, Französische Syntax.** Mit Berücksichtigung der älteren Sprache. Wolfenbüttel, Zwifsler, 1897. VIII u. 475 S. gr. 8. ℳ 6.

Das Buch ist für alle, die sich eingehender mit der französischen Sprache beschäftigen wollen, in erster Linie für Lehrende und Studierende geschrieben. Daraus ergiebt sich die ganze Art der Darstellung, die Ausführlichkeit, mit der die einzelnen Kapitel behandelt sind, das Heranziehen der Sprachgeschichte.

Mit grofsem Fleifse hat der Herr Verfasser aus eigenen Sammlungen und aus der Fachlitteratur ein ungeheueres Material zusammengetragen und uns eine vorzügliche Quelle zum Nachschlagen und eine reiche Fülle

im Unterrichte trefflich verwertbarer Beispiele gegeben. Die übersichtliche Zusammenstellung, die tabellarische Anordnung des Stoffes verrät die Hand des praktischen Schulmannes, dem überdies für eine Reihe methodischer Winke und ganz besonders auch dafür zu danken ist, dafs er seine Belege zu den Regeln, seine zahlreichen Beispiele fast ausschliefslich der modernen Litteratur entnommen und dafs er die Umgangssprache dabei mit berücksichtigt hat.

Das alles aber ist es nicht, worin, wie ich glaube, der Herr Verfasser den Schwerpunkt seiner Arbeit erkannt wissen möchte; der liegt vielmehr in dem Bemühen, die Lehre von der Syntax zu vertiefen, die einzelnen Regeln unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte zusammenzufassen, auf ein inneres Sprachgesetz zurückzuführen. Wenn ich nun auch anerkenne, dafs der Herr Verfasser in manchem unsere Erkenntnis gefördert hat, so kann ich doch mein Bedauern nicht unterdrücken, dafs er nicht tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen gesucht, nicht versucht hat, die syntaktischen Erscheinungen auf ihren Urgrund, auf die psychologischen Vorgänge in der Seele des Sprechenden zurückzuführen; denn das thut uns not, das allein bringt Klarheit in die Erscheinungen. So fehlen gleich im ersten Kapitel die Begründungen für die Abweichungen von der regelmäfsigen Wortstellung; denn was z. B. S. 6, Anm. 4 gesagt wird: „Die Inversionen des Subjekts (in der Frage wie aufser der Frage) erklären sich aus seiner freien Stellung in der älteren Sprache; es sind Überreste jener freien Stellung, nur dafs sie jetzt durch bestimmte Gesetze geregelt sind“, das ist keine Erklärung, denn sie läfst die Frage offen: Warum hat die Sprache denn gerade hier diese, dort jene Wortstellung zum Gesetz erhoben? Ebenso ist weiterhin zu sagen, wann der Sprechende das prädikative Adjektiv, das Dativ-Objekt, das Verb an die Spitze seines Satzes stellt (S. 20—21). So kann ferner die Darstellung von der Lehre des subjonctif nicht befriedigen, wenn als Hauptregel gegeben wird: „Der Konjunktiv drückt einen Wunsch oder eine zweifelhafte Behauptung aus“ und bei einem (z. B.) Je regrette qu'il soit parti sitôt in dem „il soit parti“ ein Wunsch irgendeiner Art erkannt werden soll.

Der Raum gestattet mir nicht, weitere Punkte anzuführen, in denen ich mich mit dem Herrn Verfasser nicht einverstanden erklären kann; und deren sind manche, gerade in dem, was er selber als Vorzüge seiner Arbeit hervorhebt (Vorrede v—viii). Jedenfalls wird der Herr Verfasser zugeben, dafs man über manches anders denken kann als er, und deshalb

bedauere ich, dafs er sich in der Vorrede nicht mit gröfserer Zurückhaltung über sein eigenes Werk äufsert.

Wenn die Begründung der syntaktischen Erscheinungen meines Erachtens aber auch vielfach zu wünschen übrig läfst, die eingangs hervorgehobenen Vorzüge des Buches bleiben bestehen, und ihretwegen ist dasselbe allen Fachgenossen aufs wärmste zu empfehlen. Warnen dagegen möchte ich sie — die Gefahr scheint mir nahe zu liegen, gerade weil der Herr Verfasser den reichen Stoff so praktisch angeordnet, ihn uns so mundgerecht gemacht hat — davor, dafs sie sich durch die dargebotene Überfülle verleiten lassen, im Unterrichte allzu eingehend zu werden.

H. Soltmann.

---

9) **Erich Meyer, Die Entwickelung der französischen Litteratur seit 1830.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. 292 S. 8. ℳ 5; gebunden ℳ 6.

Inhalt: I. Der Romantismus (S. 1—147). Erstaufführung des Ernani; Definition und Vorläufer der Romantik: Rousseau, Bernardin de St.-Pierre, Chateaubriand, Voltaire, Shakespeare-Übersetzungen. Charakteristik des Klassizismus, Verknöcherung der dichterischen Sprache und die endliche Revolution auf litterarischem Gebiet; Charakteristik des französischen Romantismus.

II. Alfred de Vigny als Dramatiker. Shakespeares Einflufs auf de Vigny; seine Othello-Übersetzung; eingehende Analyse des Chatterton.

III. De Vigny als Lyriker. Analyse seiner Eloa.

IV. Victor Hugo als Lyriker (S. 81—101).

V. Die kleinen Götter des romantischen Olympes. Le grand Cénacle; Théophile Gautier; Gérard de Nerval.

VI. Alfred de Musset. Confessions; Verhältnis zu George Sand; seine Lyrik; sein Theater (Lorenzaccio).

VII. Der Realismus (S. 148—281). Niedergang des Romantismus; die Rachel und die Wiederbelebung des klassischen Dramas; F. Ponsard; Emilie Augier (La Ciguë); Entwickelung und Bedeutung des Romanes; George Sand; Honoré de Balzac.

VIII. Gustave Flaubert. Biographisches über den Dichter und eingehende Charakteristik seines Schaffens; sehr ausführliche Analyse seiner Tentation de St.-Antoine.

IX. Edmond und Jules de Goncourt. Ihr Stil; Theorie des Naturalismus; Germinie Lacerteux.

X. Emile Zola. Seine Kunsttheorie im Roman expérimental; Analyse der „Faute de l'abbé Mouret“.

XI. Alphonse Daudet. Biographische Skizze nach „Le Petit Chose“,

XII. Die neuesten Strömungen. Anknüpfung der psychologischen Schule an Henri Beyle und Amiel; P. Bourget; Moderne Lyrik; Baudelaire; seine „Fleurs du Mal"; zahlreiche Übersetzungsproben.
Schlufswort. Anmerkungen. Namenregister.

Die ganze Arbeit Erich Meyers zeichnet sich in den Charakteristiken der Hauptströmungen wie in den lebendig entworfenen Porträts der Hauptdichter durch geistvolle, fesselnde Darstellung aus. Besonders gut gelungen sind die Definitionen des Romantismus und des Realismus und vor allem die Porträts von Flaubert und Zola; weniger das von dem humorvollen Dichter der lügenhaften Sonne der Provence, A. Daudet [1], der nicht zu seinem Recht kommt. Im ganzen entbehrt man eine eingehendere Vergleichung der litterarhistorischen Beziehungen zwischen der germanischen und romanischen Welt; Shakespeare ist hinreichend gewürdigt; Goethe dagegen nur gestreift und Heines nicht zu unterschätzender Einflufs auf die ganze spätere französische Lyrik [2], seine intime Freundschaft mit Gautier, Nerval [3]) und vielen anderen gar nicht berührt. Auch vermissen wir eine Erwähnung Maupassauts, der in der Darstellung des modernen Realismus mit all seinen Abzweigungen als klassischer Erzähler der modernen Gallier nicht übergangen werden durfte. Auf die Darstellung des französischen Dramas seit Augier verzichtet der Verfasser zugunsten einer eingehenden Behandlung des Romanes. Der Hauptwert des Buches liegt in der lichtvollen Darstellung der naturnotwendigen, inneren Entwickelung und Vorbereitung der romantischen Revolution und der natürlichen Reaktion gegen dieselbe in dem modernen Realismus. Dafs dieser Realismus mit seinem extremsten Ausläufer, dem Naturalismus, nicht eine Erfindung unserer Zeit oder gar eine verwerfliche Errungenschaft des moralischen Verfalles der Pariser Gesellschaft des zweiten französischen Kaiserreiches ist, wird niemand, der nur Shakespeare, Goethe und Schillers Jugenddramen daraufhin betrachtet, behaupten können. Dafs aber diese Auflehnung gegen einen antinationalen Klassizismus und gegen den gefühlsunwahren Romantismus zugleich sich gerade in der französischen Litteratur der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts mit solcher Kraft offenbarte, hatte seine besonderen, in der Entwickelung dieser Litteratur seit dem völligen Verschwinden der längst verblafsten Sonne seines zur leeren Form herab-

---

1) † 16. Dec. 1897.

2) Vgl. P. L. Betz, Heine in Frankreich. — Joseph Texte, L'influence allemande ans le romantisme français. Revue des deux mondes, 1. Déc. 1897.

3) P. L. Betz, Goethe und Gérard de Nerval („Goethe-Jahrbuch" 1897).

gesunkenen Klassizismus begründeten Ursachen. Mehr als in Deutschland und England hat in Frankreich das klassische Drama Corneilles und Racines mit seinen Nachwirkungen die nationalen Regungen der naiven Volksseele und die natürliche Entwickelung der dichterischen Sprache in Fesseln geschlagen. Unnatürlicher als dort hat sich gegen diese Entnationalisierung der Litteratur die Romantik mit der oft bombastischen Lyrik eines V. Hugo und der mystisch-elegischen Schwärmerei eines Lamartine empört. Kräftiger ertönte deshalb auch in Frankreich um die Mitte unseres Jahrhunderts nach dem Erwachen aus dem Rausche des romantischen Fiebers der Ruf nach der schlichten Wahrheit und Wirklichkeit in der Kunst. Eher als auf der Bühne fand dies Verlangen seine Erfüllung im Roman. „La littérature est l'expression de la société“, und diese Gesellschaft findet ihren farbenreichsten und vielseitigsten Ausdruck im Roman — in den Werken eines Balzac, Flaubert, der Goncourts, eines Daudet und Zola. Die Anfänge dieser mächtigen realistischen Strömung bis in den Romantismus und darüber hinaus bis in die ganz neue Bahnen weisenden Werke Rousseaus in geistvoller, klarer Form für das grofse Publikum zusammengefafst zu haben, ist das Hauptverdienst der obigen litterarischen Entwickelungsgeschichte von E. Meyer. Die zweite Hälfte dieses Werkes, in der die Früchte dieser Studien in der Besprechung der Hauptvertreter des modernen Realismus im Roman — leider hat der Verfasser das Drama hier nicht berücksichtigen können — gezeitigt werden, ist daher von selbständigerer Bedeutung. Durchweg schöpft der Verfasser an der Quelle selber. Er begnügt sich nicht damit, die Urteile der verschiedenen Litterarhistoriker zu sichten. Dabei ist sein eigenes Urteil von gediegener ästhetischer Durchbildung und seine Analyse tief eindringend. Weniger durch die Neuheit und Selbständigkeit der Darstellung, als durch den konsequent festgehaltenen Gedanken, die ersten Ansätze und das Wachsen des realistischen Triebes in der Litteratur zu verfolgen, interessiert der erste Teil des Buches, der die französische Romantik behandelt. Nur die Hauptvertreter der Epoche werden charakterisiert, aber stets werden sie in ihrem inneren Zusammenhang mit der früheren Epoche dargestellt. Dadurch fesselt das Buch auch da, wo wir, wie bei der Schilderung der ersten Aufführung des „Ernani“, bei der Lyrik de Vignys und Hugos den blendenden Eindruck, den G. Brandes Darstellungen [1]) in uns zu hinter-

1) „Hauptströmungen der Litteratur des XIX. Jahrhunderts“, Bd. IV.

lassen pflegen, nicht vergessen können. Besonders wertvoll ist bei Meyer die lichtvolle Darstellung des Einflusses Shakespeares auf die Romantiker, der eingehend an de Vignys Dramen verfolgt wird. Eine erschöpfende Geschichte der französischen Litteratur seit 1830 zu geben, lag natürlich nicht in der Absicht des Verfassers; er sucht vielmehr durch eine scharfe Charakteristik der Hauptströmungen und durch lebendige Porträts der hervorragendsten Führer dieser Zeit ein gröfseres Publikum zu fesseln. Demnach hat er auch mit Recht auf die Angabe des wissenschaftlichen Quellenmaterials verzichtet; trotzdem enthält ein kurzer Anhang auf vier Seiten eine schätzenswerte Übersicht über die Hauptwerke der benutzten Litteratur.

Ein besonderer Vorzug des Buches sind die zahlreich eingestreuten Analysen und vor allem die von grofser formeller Gewandtheit zeugenden Übersetzungsproben französischer Lyrik. Zur Orientierung lassen wir hier eine Aufzählung der metrischen Übersetzungen folgen:

V. Hugo, Ernani: „Liebesscene des zweiten Aktes“ (S. 19—21); „Réponse à un acte d'accusation“ (Längeres Bruchstück, S. 35—37); Feuilles d'automne: „Ce siècle avait deux ans“ etc. (S. 83—84); Chants du crépuscule: „Nouvelle Chanson d'un vieil air“ (S. 90—91); Châtiments: „Tout s'en va“ (Bruchstück, S. 94); „Stella“ (S. 95—96); „Villequier“ (S. 98—99); „La tombe dit à la rose“ (S. 99); „A des oiseaux envolés“ (Bruchstück, S. 100—101). Alfred de Vigny: Bruchstücke aus „Eloa“ (S. 72—76). Théophile Gautier: Aus „Emaux et Camées“ zwei kleine Gedichte (S. 112). A. de Musset: „Geheime Gedanken Raffaels, eines französischen Edelmannes“ (Bruchstück, S. 138); „Mes chers amis quand je mourrai“ (S. 140—141). Baudelaire, Fleurs du mal: „Elévation“ (S. 262); „La vie antérieure“ (S. 263); „Moësta et errabunda“ (S. 264); „L'Albatros“ (S. 266); „Paysage“ (aus den „Tableaux parisiens“, (S. 267—268); „L'ennemi“ (S. 268); „Le portrait“ (S. 269); „Recueillement“ (S. 270); „Parfum exotique“ (S. 273); „Une nuit que j'étais près d'une affreuse Juive“ (S. 277); „La rançon“ (S. 279).

Gerh. Hollmers.

---

10) **Austral English, a Dictionary of Australasian Words, Phrases, and Usages** with those Aboriginal-Australian and Maori Words which have become incorporated in the Language and the Commoner Scientific Words that have had their Origin

in Australasia, by **Edward E. Morris**, M. A., Prof. of Engl., French, & German Lang. & Lit. in the Univ. of Melbourne. — London, Macmillan & Co., 1898. — XXIV u. 525 S. 8.

Die Bezeichnung „Australisches Englisch" läfst sich in einem engeren und in einem weiteren Sinne fassen. Entweder kann man darunter nur dasjenige Englisch verstehen, welches die gebildeten und ungebildeten Anglo-Australier untereinander reden, oder man kann die Benennung auch auf die Mischsprachen ausdehnen, welche sich an verschiedenen Orten in dem Verkehr zwischen Weifsen und Eingeborenen (bezw. auch zwischen Chinesen und Weifsen) ausgebildet haben. Das vorliegende Wörterbuch berücksichtigt der Hauptsache nach nur dasjenige Englisch, welches die Weifsen untereinander sprechen; eine ganz genaue Grenze hat der Verfasser natürlich nicht ziehen können, da manche Wörter und Wendungen der Mischsprachen halb und halb Gemeingut der Weifsen geworden sind oder aus anderen Gründen eine besondere Erwähnung verdienen.

Der eigentliche Tummelplatz der Mischsprachen sind die Südseeinseln und die weniger kultivierten Teile des Festlandes, wie Queensland und Westaustralien [1]). In Neuseeland besteht keine eigentliche Mischsprache, doch haben sich die Ansiedler, namentlich die im Busch lebenden, ziemlich viele Maoriwörter angeeignet. Merkwürdig rein ist das Englische in den zivilisierteren Teilen des Festlandes. Froude in seinem Buche „Oceana, or England and her Colonies" und Lentzner in den „Englischen Studien" XI, 173 bezeugen von demselben ausdrücklich, dafs es sich durch eine fast dialektlose Aussprache auszeichne und auch in anderer Hinsicht nur wenige Provinzialismen aufweise. Sogar die Slangausdrücke, welche in Australien gäng und gäbe sind, stammen zum gröfsten Teil aus England oder Nordamerika. Dafs trotzdem ein sorgfältiger Sammler auch hier so manches finden mufste, was als originell bezeichnet werden kann, liegt bei der Eigentümlichkeit der australischen Lebensverhältnisse auf der Hand.

Geradezu zahllos sind die Entlehnungen und Neubildungen von Namen, zu denen die Weifsen, welche sich als Laien oder Forscher in dem fremdartigsten aller Weltteile orientieren mufsten, durch die vorsintflutliche

---

1) Man vgl. darüber: H. Schuchardt in den Sitzungsberichten der philos.-hist. Klasse der Kaiserl. Akademie der Wissensch. zu Wien 1884, Bd. CV, S. 151—161, sowie in den Engl. Studien XIII, 158 ff. und Lentzner, Engl. Studien XI, 174.

Tier- und Pflanzenwelt desselben genötigt wurden. Da Morris jedes Wort, welches dem Englischen in Australien zugeführt worden ist, in sein Buch aufgenommen hat, so ist es demnach begreiflich, dafs die gelehrten und ungelehrten Benennungen von australischen Naturgegenständen bei ihm den allerbreitesten Raum einnehmen.

Er giebt uns in der Einleitung auf S. xvi und xvii eine Übersicht über die von ihm behandelten Wortarten und unterscheidet dabei folgende Gruppen:

1) Alte englische Namen von Naturgegenständen, welche auf neue australische Arten derselben Gattung oder auf andere irgendwie ähnliche Naturobjekte übertragen worden sind, z. B.: *Robin* (Benennung vieler australischer Vogelarten); *Herring* (Name verschiedener heringsartiger Fische); *Cat* (mit dem Zusatz *Native*, der sich bei derartigen Benennungen sehr häufig findet, Name eines Beuteltiers von der Gattung Dasyurus); *Oak* (Bezeichnung der Bäume, welche der Gattung Casuarina angehören).

2) Alte englische Benennungen, welche auf ganz andere Objekte übergegangen sind, z. B.: *Laughing Jackass*, oder einfach *Jackass* (der grofse braune Königsfischer, Dacelo gigas, dessen lachende Töne an den Anfang eines Eselsgeschreis erinnern); *Cockatoo* (Bezeichnung eines kleinen Farmers).

3) Wörter aus den einheimischen Sprachen, die ohne Änderung in Form oder Bedeutung ins Englische aufgenommen worden sind, z. B.: *Kangaroo* und *Boomerang*.

4) Andere Wörter ähnlicher Art, die aufserdem noch eine Erweiterung ihrer Bedeutungssphäre erfahren haben, z. B. *Bunyip* (1. fabelhaftes Riesenamphibium, welches nach den Aussagen der Eingeborenen noch existieren soll — also eine Art „Seeschlange"; 2. „Betrüger"). — *Corrobery* (1. festlicher Kriegstanz der Eingeborenen; 2. grofse, öffentliche Versammlung; 3. wüstes Geschrei; 4. verb.: eine Versammlung abhalten).

5) Volksetymologische Umwandlungen einheimischer Wörter, z. B.: *Puddingball* (aus *puddinba*; Name eines Fisches); *Paddy-melon* (aus *pademelon*; Bezeichnung einer kleinen Känguruart).

6) Phantasievolle, malerische oder humoristische Benennungen neuer australischer Gegenstände, z. B.: *Forty-spot, Lyre-bird, Coach-whip* (Vogelnamen); *Thousand-jacket* (ein Baum); *Cheese-wood, Raspberry Jam* (Holzarten); *Trumpeter, Sergeant Baker* (Fische).

7) Völlig neugebildete Ausdrücke, die zum Teil auch ganz neue Dinge oder Verhältnisse bezeichnen, z. B.: *Larrikin* (Bummler, Strolch, Rowdy u. dgl.); *Back-blocks* (das ferne Innere Australiens), adj. *Back-block* (aus dem Inneren Australiens stammend); *Bushed* (1. im Busch verirrt; 2. übh.: verwirrt, in Verlegenheit).

8) Wissenschaftliche Benennungen von Naturobjekten, welche allein oder wenigstens hauptsächlich in Australien vorkommen, z. B.: *Monotreme, Dinornis, Eucalypt.*

9) Slangausdrücke, wie *Deepsinker* (sehr grofses Trinkglas, bezw. dessen Inhalt); *Hoot* (Lohn, Geld); *to be on the wallaby track* oder einfach *to be on the wallaby* (eigentl. „auf der Känguruführte sein", d. h. Nahrung, Obdach oder Arbeit suchend im Busch umherziehen).

Die einzelnen Artikel sind mit grofsem Fleifse ausgearbeitet. In den meisten Fällen hat der Verfasser sogar versucht, durch historisch geordnete Belege eine Art Geschichte des von ihm behandelten Wortes zu geben. Als Quellen haben ihm neben der eigenen lebendigen Sprachkenntnis und mündlichen oder brieflichen Mitteilungen zahlreiche belletristische und wissenschaftliche Schriften, u. a. auch die australischen Zeitungen gedient. Merkwürdigerweise scheint er Lentzners wichtiges Buch über das „Koloniale Englisch" [1]) gar nicht gekannt zu haben. Auch Schuchardts oben angeführte Schriften über das „Melaneso-Englische" und Ehrenspergers „Australasianisms" [2]) habe ich nirgends erwähnt gefunden. Es ist dies namentlich mit Bezug auf Lentzners Wörterbuch zu bedauern, da die Benutzung desselben den Verfasser in den Stand gesetzt haben würde, manche Lücke in seinem Werke auszufüllen.

Trotz dieses Mangels mufs Morris' Buch als ein in jeder Hinsicht höchst schätzenswerter Beitrag zur englischen Lexikographie bezeichnet werden, für den unsere Fachwissenschaft dem Verfasser zu aufrichtigem Danke verpflichtet ist.

---

1) Colonial English: A Glossary of Australian, Anglo-Indian, Pidgin English, West Indian, and South African Words. With an Appendix. London, Kegan Paul, Trench, Trübner, & Co., 1891. (Vgl. Sattler, Engl. Studien XVI, 416.) — Auch in Deutschland erschienen unter dem Titel: Wörterbuch der engl. Volkssprache Australiens und einiger englischer Mischsprachen. Halle a. S., E. Karras, 1892.

2) Taalstudie IX, 367. Mir übrigens auch nur dem Titel nach bekannt. Vgl. Storm, Engl. Philologie, 2. Aufl. I, 2, S. 835 f.

Wenn ich zum Schlufs noch einen Wunsch äufsern darf, so ist es der, dafs bei der nächsten Auflage allen denjenigen Wörtern, deren Aussprache für den Nichtaustralier irgendwie zweifelhaft sein kann, eine genaue Lautumschrift beigegeben werden möge.

F. Pabst.

11|12) 1. **Triumphs of Invention and Discovery in Art and Science** by **Hamilton Fyfe.** Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. von Jul. Leidolf. Berlin, Gaertner. 8. ℳ 1.20

2. **The World's Progress** by **Hamilton Fyfe.** Für den Schulgebrauch herausgeg. und erklärt von J. Ottens. Ebenda. 8. ℳ 1.20

Mit diesen beiden Bändchen haben die Herausgeber einen guten Griff gethan. Nr. 1 erzählt den schwierigen Bau des Eddystone und zweier anderer Leuchttürme, die Erfindung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst, der Dampfmaschine, der Spinn- und Webemaschine, sowie endlich die Erfindung der Lokomotive. Nr. 2 handelt über Dampfschiffahrt, Stahlfabrikation, Land- und unterseeische Telegraphen, Telephon, Phonographen, Spectralanalyse, Photographie, Kunstweberei, Töpferei, Sicherheitslampe und den Überlandweg. Alle Artikel sind gut abgerundet; nirgends herrscht ein trockener, lehrhafter Ton; nirgends findet sich ein zu breites Eingehen auf technische Einzelheiten. Vielmehr das Werden und Wachsen der Erfindungen, die wechselnden, oft genug harten Schicksale ihrer Väter und deren unbeugsamer Mut, die erwartungsvolle Spannung oder, noch häufiger, die blinde Voreingenommenheit der Zeitgenossen, sowie die hervorgebrachten Kulturumwälzungen — kurz das historischbiographische Element steht im Vordergrunde und macht die Lektüre durch seine Mannigfaltigkeit interessant. Der Stoff ist auch bildend; denn die Lebensschicksale der Erfinder appellieren vielfach ans Mitleid und erfüllen uns mit Bewunderung vor der sittlichen Kraft und Gröfse ihres Charakters und müssen in der Jugend den Wunsch erwecken, auch etwas zum Wohle der Menschheit thun zu können. Die Sprache ist einfaches, klares, gutes Englisch, das zugleich der „Seele", d. h. eines gewissen Schwunges nicht entbehrt. Ich kann daher die beiden Bändchen als Klassenlektüre für U. II oder als Privatlektüre für O. II sehr wohl empfehlen. Sachlich scheint mir Nr. 2 schwieriger als Nr. 1.

Nr. 1 giebt sprachl. und sachl. Anmerkungen hinter dem Texte. In Nr. 2 dagegen stehen die sprachl. unter, die sachl. hinter dem Texte.

Da Nr. 1 auch, was durchaus nicht zu verwerfen ist, Anleitung zu einer guten Übersetzung geben will, so sind dort die sprachl. Hilfen reichlicher, während sie sich bei Nr. 2 auf die Angabe einiger Vokabeln beschränken. An histor. und geograph. Bemerkungen ist bisweilen des Guten allzu reichlich geboten; indes hätten „the Battery“ und „the Highlands“ in Nr. 2 wohl eine Anmerkung verdient.

Die lexikal. und grammat. Bemerkungen in Nr. 1 konnten teils verkürzt, teils erweitert werden. Ich halte z. B. das wiederholte Eingehen auf das verstärkende „very“ („the very last — the very hairs“), die grammat. Erklärung zu „it is being built“ S. 12, 2; die Angabe der Übersetzung von „Watt may be said to . . .“ S. 49, 19 für überflüssig. Dagegen würde ich ohne Rücksicht auf das Spezialwörterbuch, z. B. S. 17: „beat to the windward“ und „squabble“, S. 19: „holdings“, S. 88: „canny“, S. 96: „spanking“ übersetzt resp. erläutert haben. Grund weiter unten. Fehlerhaft erklärt ist S. 5, 9: „strength to bear“ als „Tragfähigkeit“, was „strength of bearing“ heifsen müfste. „This proved too high for its strength to bear“ heifst: „Dies erwies sich zu hoch, als dafs seine Tragkraft es aushalten konnte“. Die Übersetzung S. 73, 25 von „he had never so much as seen a loom at work“ = „er hatte um alles in der Welt noch keinen Webstuhl in Thätigkeit gesehen“, verstehe ich nicht. Es mufs doch wohl heifsen: „Er hatte nicht einmal oder nie auch nur einen Webstuhl“ etc. Zu S. 84, 1: „putting“ ist wohl die zweite Erklärung die richtige. Es ist ein schottisches Spiel. Über Etymologie und Aussprache vgl. Skeat und Flügel. — Die technischen Bemerkungen über chemische Prozesse, industrielle Fertigkeiten (Weben, Setzen) zeichnen sich durch Klarheit aus.

Auch die sachl. Bemerkungen in Nr. 2 sind gut und ausreichend. Unter dem Text hätte ich einige Vokabeln mehr gewünscht, denn in dieser Hinsicht, besonders wenn es sich um Privatlektüre handelt, möchte ich den Schülern die Arbeit kürzen. So sollte man, denke ich, alle veraltenden, seltenen, provinziellen Wörter, die der Schüler wieder vergessen darf, ferner entlegenere techn. Ausdrücke übersetzen, und ich würde mich gar nicht scheuen, die deutsche Bedeutung, um die Ablenkung der Augen nach unten während des Übersetzens zu vermeiden, direkt in den Text hinter das betreffende Wort zu setzen. — Unverständlich ist mir der Satz S. 11, 6—9. Sollte ein Druckfehler vorliegen? S. 15, 2 in: „the vessel was pitching“ würde ich den allgemein bekannten seemännischen Aus-

druck „stampfen“ dem „schaukeln“ vorziehen. S. 18, 5 zu „Yankee“ wäre wohl die gewöhnliche Annahme, dafs es der Ausspracheversuch des Wortes „English“ seitens der Indianer sei, zu erwähnen gewesen. Die Anmerkung S. 20 zu „as much as a million and a half“ etc.: „as much as, as far as“ = „bis zu“ verstehe ich nicht, da „as far as“ doch hier nicht für „as much as“ stehen könnte. Letzteres ist aber emphatisch, und der Satz bedeutet: „Soviel wie“, oder besser, „ganze anderthalb Millionen ...“.

Man sieht, dafs auch die Herausgeber, jeder in seiner besonderen Weise, ihrer Aufgabe gerecht geworden sind.

Wilkens.

Vakanzen.

Barmen, Gewerbe-Sch., Dir.; Anfangsgeh. 5100 M. u. W. Bürgermeisteramt.

Bremerhaven, G., Hilfsl. N. Spr. (u. Deutsch oder Math. im Nebenfach). 1800—2100 M. Meld. bis 20./1. Stadtrat.

Cöln, Städt. Handelssch. 4 Oberl.: 1) Deutsch, Gesch., Geogr.; 2) u. 3) N. Spr.; 4) Math. u. Nat. N. E. v. 1897. Dir. Dr. Thomé.

Kalk, Höhere Sch. L. f. Math. 2400 M. Bürgermeister.

Mühlhausen i. Th., H. T. S., Oberl. f. Relig., Gesch. u Deutsch. N. E. Meld. bis 20./1. Magistrat.

Münden, (Hann.), Gymn. 2 Oberl. 1) Rel. Hebr., 2) Lat. Gr. Magistrat.

Potsdam, H. T. S., Direktor. (Deutsch, Rel. u. N. Spr.) N. E. Magistrat.

Schoeneberg, Reform. Sch., Obl. N. Spr. N. E. Gemeindevorstand.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 29. Januar. Nr. 2, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt:

13) **Sophocles.** The text of the seven plays. Edited with an introduction by **R. C. Jebb.** Cambridge, University press. London, Clay & Sons, 1897. XLV u. 364 S. gr. 8. 5 sh.

Nach Vollendung der Kommentarausgabe des Herausg. liegt nunmehr seine Textausgabe des Sophokles mit einer Einleitung und kritischen Fufsnoten vor. Der Text ist der der grofsen Ausgabe mit nur 5 Abweichungen. Die Einleitung handelt in 5 Kapiteln eingehend vom L, den anderen wichtigeren Handschriften und ihrem Verhältnis zu einander, von den Scholien und den Ausgaben von 1502—1823. Man kann die genaue und trotz der Kürze gründliche Darstellung nur loben. Doch scheint mir die Ansicht des Herausg. über die Interpolationen zu konservativ und ihre Zeitbestimmung irrig zu sein. Er glaubt nämlich, dafs sie erst etwa 300 bis 400 n. Chr. eingedrungen wären, und nimmt ihrer nur wenige an. Aber nach der Angabe am Schlusse des L über die Blätter- und Verszahl des Soph., welche offenbar aus der Zeit der Alexandriner stammt und welche, wenn man die lyrischen Verse nach der

älteren Kolometrie schreibt, der handschriftlich überlieferten Verszahl so ziemlich entspricht, ergiebt sich, dafs mit Ausnahme einzelner Verse, wie der des Euripides in El. v. 1173 u. a. keine gröfseren Interpolationen nach der Zeit der Alexandriner eingedrungen sein können. Ferner ist bekannt, mit wie grofser Sorgfalt diese den Text der ihnen anvertrauten Schriftsteller behandelten. Bei den Tragikern besonders müssen sie sich — und das wenigstens beweist die Anekdote von der List des Ptolemäus, sich das Staatsexemplar des Lykurgus von den Athenern zu verschaffen, irgendwie nach diesem gerichtet haben. So kämen wir bis zum Jahre 330 v. Chr., ohne dafs nennenswerte Interpolationen hätten vorgenommen werden können. Aber vor dieser Zeit, also von etwa 400 bis 330 v. Chr., sind wir ohne Kontrolle, da damals die Stücke der 3 grofsen Tragiker in den Händen der Schauspieler waren. Lykurgus hatte nur dafür sorgen können, dafs die Tragödien möglichst frei von Fehlern und Interpolationen der Schauspieler in das Staatsexemplar eingetragen wurden. In der That haben wir durch Sprache und Inhalt genugsam bezeichnete Interpolationen aus dieser Zeit. So Ai. V. 1003—1034; El. V. 59—66; Oed. R. V. 1227—1231; Oed. K. V. 1934—1938; Ant. V. 904—912. 1080—1083 u. a.

Jebb ist in der Textkritik des Soph., wie bekannt, konservativ und, so sehr ich Anhänger dieser Richtung bin und dies seit 20 Jahren wiederholt und offen bekannt habe, so ist er mir doch zu konservativ. Wer kann leugnen, dafs in der spätrömischen und byzantinischen Zeit zahlreiche Glosseme eindrangen und die echten Glossen verdrängten. Wo das überlieferte Wort dem geforderten Sinne entspricht, aber die Form, z. B. das Metrum verletzt, da ist jedesmal Glossem anzunehmen und jede andere Heilung verfehlt. Dafs aber auch durch Abirrung und Verschreibung Verderbnis entstehen konnte, ist zu natürlich.

Im Oed. Tyr. mufste vor allem die Königsrede V. 216 ff. mit Mor. Schmidt umgestellt werden. Denn seit Emil Müller, Beitr. zur Erklärung und Kritik des Kön. Oed., Teubner, 1884, mit Recht betont hat, dafs gerade hier, wo wir Oedipus als König vor seinem Volke befehlend und anordnend hören sollen, sich die Fülle und Gröfse seines Herrschergeistes offenbaren mufs, scheitert jeder Versuch, die überlieferte Versfolge zu retten. In derselben ist wohl auch mit dem ersten Gelehrten V. 261 *καὶ νῷν τά* st. *κοινῶν τε* zu schreiben. V. 484 kann *οὔτε δοκοῦντ' οὔτ' ἀποφάσκονθ'* nur gesund sein, wenn mit Nauck im vorhergehenden Vers *δεινὰ μὲν οὖν* in *δεινά με νοῦν* geändert wird. Nach V. 625 ist zwar

mit Recht in dem erregten Zwiegespräch zwischen Oedipus und Kreon eine Lücke angenommen, aber zu Unrecht der vorhergehende Vers unter Änderung von ὅταν in ὡς ἄν dem Oedipus und 625 dem Kreon gegeben. Ich lasse diese beiden Verse nach der Überlieferung dem Kreon und Oedipus und ergänze nach V. 624 und 625 je einen Vers. Vgl. „Philol. Rundschau" III, S. 1478 f. V. 696 hat jetzt Emil Brahn glänzend ἐν δύᾳ st. εἰ δυνᾷ hergestellt. Die Ergänzung χθόνα zu Κορινθίαν ist V. 795 in den Text gedrungen und hat das zu ἐκμετρούμενος notwendige Objekt πόρον verdrängt. V. 1218 ist sehr unwahrscheinlich ἰάλεμον χέων st. περίαλλ᾽ ἰακχέων vermutet. Statt des unverständlichen und dem Metrum widersprechenden ἐπιποδίας V. 1350 ist ἐπὶ πόας zu lesen.

Oed. Kol. Die Abirrung auf Ἄργος V. 378 veranlafste, dafs auch V. 380 Ἄργος st. des notwendigen οὕτως geschrieben wurde. Vgl. meine emend. Soph., Berl., Weidmann 1878, S. 40 f. ψιλὸν ὄμμα in V. 866 ist unverständlich, weil es nicht s. v. a. μόνον bedeuten kann. Daher habe ich unter Elidierung des Schlufs-ε von κάκιστε „Philol. Rundsch." III, S. 1382, ἔμφυλον vorgeschlagen. Oedipus meint das Auge seiner Tochter, vgl. V. 33 f. V. 1021 ist nach Elmsley korrigiert. Aber wahrscheinlicher ist ἡμῶν aus ἡγεμών verdorben. Nach Umstellung von ἡγεμών und αὐτός und nach Streichung der Präposition in ἐκδείξῃς ist die Stelle geheilt. Die V. 1068 f. sind gesund, nur ist die Lücke, durch ἱπποσόας zu ergänzen. V. 1560 f. ist, um das Metrum des Gegenverses wiederherzustellen δός μοι μήτ᾽ | ἐπιπόνῳ μήτε βαρυαχεῖ zu schreiben.

Die vielbehandelte Stelle der Ant. V. 2 f. ist gar nicht so verdorben oder vom Dichter so nachlässig geschrieben, wie man gemeiniglich glaubt. Man lese ὅτι und ἀτηρὸν ὄν und nehme ὁποῖον οὐχί = πᾶν. Ähnlich Demosth. XVIII, § 13 οὔτε ὀρθῶς ἔχον οὔτε πολιτικὸν οὔτε δίκαιον. Die V. 138 f. sind leicht zu emendieren und zu erklären, wenn man daran festhält, dafs εἶχε Imperf. der Schilderung ist, und den halbverwischten Schriftzügen des L folgend εἶχε δ᾽ ἄλλᾳ τάδ᾽ ἄλ | λᾳ τά, δ᾽ ἐπ᾽ ἄλλοις liest. Dann ist der Sinn: anders (als mit Kapaneus) verhielt sich dies (die Angriffe der Argeier) anderswo, denn anderes verhängte über andere Ares. Ähnlich Thukyd. II, c. 4 von dem Mifserfolg der in Platää eingedrungenen Thebaner. V. 157 streiche ich das überflüssige θεῶν und schreibe νεοχμὸς νεοχμοῖς. Vgl. zu der ganzen Stelle „Philol. Rundsch." III, S. 1315 f. Das verstümmelte ἕξεται V. 351 mufs mit Bellermann und mir zu ἐθίζεται ergänzt werden. Vgl. „Neue Jahrbb." 1883, S. 536.

V. 593 ist wegen des Metrums *δόμων* st. des Glossems *οἴκων* und im folg. Verse Bergks glänzende Emendation *πῆματ' ἰφθίμων* zu lesen. Das vielberufene *πάμπολυ* V. 614 ist mit mir in *πάμπανυ* zu ändern. Denn der Sinn ist: Kein Sterblicher wandelt im Leben gänzlich ohne Ate. V. 796 ist das prosaische *πάρεδρος* samt der Präposition *ἐν* zu streichen und dafür *σύνθρονος* einzusetzen. Vgl. hierzu Oed. Kol. V. 1264 u. 1382. Der durch Glossem und Verschreibung verderbte V. 1342 ist herzustellen: *ὅπᾳ προσπέσω. ἰώ, πᾷ κλιθῶ;* Vgl. emend. Soph., S. 61 ff.

In den Versen des Ai. 405 f. ist hinter *φθίνει* eine Lücke anzunehmen und durch *ἔργα μου* zu ergänzen, emend. Soph., S. 14 f. Die geschmacklosen Schafställe Lobecks V. 601, über die M. Seyffert mit Recht spottet, sind zu meiner Verwunderung von Jebb wieder aufgenommen. Näher liegen doch und natürlicher sind Bergks *Ἰδᾷδι* und Bothes *λειμωνίδι*. V. 636 darf nicht mit Triklinios *ἄριστος*, sondern mufs mit mir *ἀρίστας* werden, vgl. Phil. V. 180 ff. Auch die Verse des einen den Aias suchenden Halbchors V. 866 ff. sind mangelhaft wiedergegeben. Denn 1) hätte mit Lachmann *παπαῖ, παπαῖ* st. *πᾷ, πᾷ*; 2) mit Wolff das Fragm. 788 D unter Ergänzung von *μάλ'* eingeschoben werden müssen; 3) ist *συμμαθεῖν* Infin. der Folge, wie *μαθεῖν* Oed. R. V. 120.

El. V. 221 lese ich nunmehr (s. die Vorrede zu meiner 2. Auflage der Elektra, Gotha, Perthes, 1897): *ἐν δεινοῖς καὶ δεινὰ θροεῖν με δεῖ.* Der sinnlose V. 1394 ist nach mir herzustellen: *νεακὲς πρὸς αἷμα χάλκευμ' ἔχων.* Vgl. „Neue Jahrbb." 1884, S. 158 ff.

Trach. V. 109 ist das Glossem *ἐνθυμίοις* zu streichen und statt dessen *ἐν νυκτέροις* zu schreiben. Vgl. emend. Soph., S. 65 ff. Die Worte *κατ' ἔργον κτῆσιν* V. 230 nennt Nauck unverständlich und fehlerhaft. Ich lese *χρῆσιν*, vgl. das Folgende. Lichas witzelt nach Botenart. Die sinnlosen Worte *ὑπ' ἀγνοίας ὁρᾷς* V. 419 sind mit Meineke in *σύ γ' ἀγνοεῖν* und mit mir in *θροεῖς* zu verbessern. V. 526 ist *ματήρ* in das dorische *θατῆς* (= *θεατῆς*) zu ändern. Vgl. emend. Soph., S. 69 f. und „Neue Philol. Rundschau" 1893, S. 179. Das dem Zusammenhang und dem Metrum widersprechende *πελάγιον* V. 649 mufs mit mir in *παλαιόν* geändert werden. Vgl. „Neue Jahrbb." 1883, S. 534. Der Vorschlag des Herausg. zu V. 853 f. ist mifslungen. Die Stelle ist nach Ergänzung der 3 ausgefallenen Wörter oder Silben *ἐξ* hinter *οἷον* und *ποτ' ἄνδρ'* nach *οὔπω* geheilt. Vgl. emend. Soph., S. 72 f. Das Adj. *μοῦνον* läfst den erforderlichen Gegensatz zu *ἄλκιμον* vermissen. Diesen giebt das von mir,

„Neue Jahrbb.“ 1883, S. 535, vorgeschlagene *μῶλυν*. Ebenso falsch ist das Adj. *ἐξόμιλος* im selben Chorgesange V. 964. Ich vermutete dafür emend. Soph., S. 74 f. *ἦξ' ὁμηλύς*.

Phil. V. 236 fehlt zu *διακονεῖσθαι* das Subj. im Accus., und *βαίᾳ* ist als Epitheton zur Höhle Phil.s verfehlt. Ich habe daher schon „Neue Philol. Rundschau“ 1891, S. 194, statt dessen *μ' ἀεί* vorgeschlagen. Das Adj. *πρόσουρος* V. 691 ist im Zusammenhange schlechterdings nicht zu erklären. Schon Bothe vermutete *πρόσουρον*. Ich trenne dies in *πρὸς οὖρον*, verbinde es mit dem Folgenden und erkläre: zu einem Hort nicht gehen könnend. Der Scholiast erklärt: *πρὸς ἄνεμον τετραμμένος* ohne an das Homerische *οὖρος Ἀχαιῶν* zu denken! V. 1088 steht das Adj. *τάλαν* von *αὔλιον*, worauf allein es bezogen werden kann, zu entfernt. Es ist *πάλαι* zu lesen und zu übersetzen: voll des alten Leids von mir. Die verzweifelte Stelle V. 1092 ist geheilt, wenn man mit Bergk *γελῶσι* st. *ἔλωσι* und mit mir *αἱ δ'* st. *εἴθ'* liest: die scheuen Wesen oben in der Luft verlachen mich krächzend und schnaubend. Die Erklärung des Schol. zu V. 1143 und das Metrum zwingen uns *φύζᾳ* st. *φυγᾷ* zu schreiben und st. *πελᾶτε* ein Verbum des Entfliehens zu verlangen.

Doch sind recht beachtenswert die Vorschläge des Herausg. zu den Versen Oed. Tyr. 493; Oed. K. 355. 1085. 1113. 1125. 1462 f.; Trach. 782. 834.

Druck und Ausstattung sind sehr gut.

Saargemünd. **Heinr. Müller.**

---

14) **Anonymus Londinensis.** Auszüge eines Unbekannten aus Aristoteles-Menons Handbuch der Medizin und aus Werken anderer älterer Ärzte. Griechisch herausgegeben von **H. Diels.** Deutsche Ausgabe von **H. Beckh** und **Fr. Spät.** Berlin, G. Reimer, 1896. XXIV u. 110 S. 8. ℳ 3.

Der Papyrus Nr. 137 des Britischen Museums enthält Bruchstücke eines medizinischen Werkes, dessen Verfasser unbekannt ist. H. Diels hat dieselben bearbeitet und im J. 1893 mit lateinischem Kommentar herausgegeben. Um diese Schrift allen Medizinern zugänglich zu machen, fertigten die beiden Verf., von denen der eine ein Philologe, der andere ein Mediziner ist, die vorliegende Übersetzung an. Die Einleitung (S. v bis xxi) bespricht den Inhalt. Der Text umfafst S. 1–67; die Übertragung ist sinngetreu und korrekt; nur Kap. XIII, 1 sind die Worte:

ἀναλόγως δὴ τὰ πέλματα ἀναίσθητα, ὅτι ἄμοιρα ὑγρότητος ausgefallen. Auf S. 68 ff. folgen sonstige Fragmente aus Aristoteles-Menons Handbuch der Medizin, und auf S. 71—107 werden ausführliche, meist auch schon von Diels beigebrachte Litteraturbelege gegeben. Die Schrift ist für die Geschichte der Medizin von grofser Bedeutung.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

15) **Codex Festi Farnesianus** XLII tabulis expressus. Consilio et impensis Academiae Litterarum Hungaricae edidit **Aemilius Thewrewk de Ponor.** Budapestini, Typis Franklinianis, MDCCCXCIII.

Es ist eine dankenswerte, besonders von den Herausgebern der „Monumenta Germaniae“ gerne geübte Gewohnheit, den neu herausgegebenen Werken ein Probeblatt einer dabei benutzten Handschrift anzufügen. Man bekommt dadurch einen Einblick in möglichst viele Schriftcharaktere und gelangt so allmählich zu einem besser begründeten Urteil über die bis jetzt noch nicht endgültig bestimmte Entstehungszeit einzelner Handschriften. Noch mehr Vorteile aber bietet die Reproduktion einer ganzen Handschrift: sie bleibt dadurch länger, und zwar in dem gleichen Zustande, erhalten und ermöglicht eine bequemere, mehr Forschern zu gleicher Zeit zugängliche Benutzung.

Aus diesen Gründen ist es sehr anerkennenswert, dafs Thewrewk das im 1. Band seiner Festus-Paulus-Ausgabe gegebene Versprechen löste und dieser die treffliche Reproduktion des Codex Farnesianus, der einzigen uns erhaltenen Handschrift des Festus, folgen liefs. Über die Schicksale dieser Handschrift will er erst in dem 2. bis jetzt noch nicht erschienenen Bande seiner Festus-Paulus-Ausgabe berichten und erwähnt in der Vorrede zu den 42 Lichtdrucktafeln nichts weiter, als dafs sie c. 1476 von Manilius Ralles in Illyrien gefunden, jetzt in der Nationalbibliothek in Neapel mit der Bezeichnung IV. A. 3 aufbewahrt ist. Sehr ausführlich dagegen ist die Beschreibung der Handschrift. Über die Entstehungszeit giebt er selbst keine bestimmte Meinung ab und erwähnt nur, dafs sie Th. Mommsen und Chr. Hülsen ins 10. Jahrhundert, O. Müller und H. Keil, denen ich beistimmen möchte, ins 11. Jahrhundert verweisen. Die Handschrift besteht aus 41 Pergamentblättern, 82 Seiten, 164 Kolumnen und 6 Quaternionen: IX. XI. XII. XIII. XIV. XV., die von den ursprünglichen 26 Quaternionen noch übrig sind. Schon damals, als Ma-

nilius Balles die Handschrift auffand, fehlten die ersten 7, von den übrigen 9 gingen noch VIII X XVI verloren, sind uns aber durch Abschriften aus dem 15. Jahrhundert erhalten.

Diesen Bemerkungen über die Beschaffenheit der Handschrift folgt eine Übersicht, wie die 20 Bücher des Festus sich auf die einzelnen Quaternionen verteilen. Diese Angaben stimmen wie die vorausgehenden mit denen O. Müllers überein. Ausführlicher aber ist bei Thewrewk die Zusammenstellung der in der Handschrift vorkommenden Abkürzungen, von denen Müller nur 20 angiebt. Sie ermöglicht auch einem der Palaeographie vollständig Unkundigen eine leichtere Benutzung, durfte aber deshalb bei Th. nicht fehlen, da er in seiner Festus-Paulus-Ausgabe sehr viele Abkürzungen der Handschrift, die bei Müller aufgelöst sind, in den Text aufnimmt. Prüft man aber die in der Vorrede angeführten Stellen, so sucht man sehr viele vergebens und kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dafs auf S. IV die Citate und die Wiedergabe der palaeographischen Zeichen eine sorgfältige Arbeit vermissen lassen. Aufser den Abkürzungen, unter denen *m.* = *meminit* ein besonderes Interesse bietet, enthält die Vorrede auch eine Zusammenstellung der im Farnesianus vorkommenden Ligaturen, Betonungszeichen, Interpunktionen, Korrekturen und verschiedener Zeichen. Von den letzteren verdient eines hervorgehoben zu werden, Thewrewk nennt es „*cecus*“. Es tritt in der Abkürzung *c'* oder *cec'* am Rande der Handschrift an den Stellen auf, wo in der Zeile vom Schreiber eine Lücke gelassen wurde. Aufserdem wird auch erwähnt: *signum ex N et T compositum in margine XV, 13, 11*, und dann *signum ex N et b ut videtur compositum in margine XV, 21, 24.* Dieses zweite Zeichen ist das nämliche wie das erste (Nota), nur etwas flüchtiger geschrieben; was Th. als *b* erscheint, ist ein in der Ligatur von *N* und *T* hineingeschriebenes *o.* Die Vorrede schliefst mit Angaben über die Höhe, Breite, den Abstand und die Zeilenzahl der einzelnen Kolumnen. Dadurch wird die schwierige Ergänzungsarbeit wesentlich erleichtert. Die Handschrift selbst liegt in deutlicher Wiedergabe vor uns und bietet eine bequeme und sichere Grundlage für weitere Festusstudien.

München. **Neff.**

---

16) **Claes Lindskog, Studien zum antiken Drama.** I, II mit zwei Miscellen. Lund, Hjalmar Möller, 1897. 175, 84 u. 25 S. 8.

Als Nichtdeutschem fällt dem Verf. die Handhabung unserer Sprache schwer; es wäre daher vorteilhaft für sein Werk gewesen, wenn es vor

der Drucklegung zur Korrektur grammatischer und stilistischer Verstöfse durch die Hand eines geborenen Deutschen gegangen wäre. Die zu häufige Ankündigung kommender Ausführungen und die zu weit gehende Wiederholung vorausgehender Sätze stören die fortschreitende Entwickelung der Gedanken. So viel über die Form; ungleich interessanter ist der Inhalt. Der I. Teil handelt über Euripideische Dramen. Zunächst verlangt L. für das Satyrdrama einen anderen Mafsstab als für das ernste Drama, mit Recht; darum dürfe man auf gewisse Sorglosigkeiten im Kyklops keinen grofsen Wert legen. Hierauf erörtert er 1) „Eigentümlichkeiten in der Komposition der Dramen des Euripides abhängig von der eigenen Überzeugung des Dichters". In Euripides' Dichtung zeige sich ein gewaltiger Konflikt zwischen seiner eigenen Überzeugung und dem Stoff, den er behandele. Dafs der Dichter auch noch in den Bacchen der Volksreligion als Zweifler gegenüberstand, weist L. gegen Tyrwhitt und Bernhardy überzeugend nach. In sittlicher Hinsicht zeige sich Euripides' abweichende Ansicht gegenüber der Tradition zunächst in der Alkestis, die L. als ernstes Schauspiel mit eingelegten heiteren Scenen richtig fafst; die inkonsequente Charakterschilderung des Admetos beweise das von der Mythe abweichende Urteil des Dichters über dessen Verhalten; um seine eigene Auffassung auszusprechen, habe er die Pheresscene (V. 614—740) rein äufserlich dem Stück eingefügt. Im Orestes sodann habe Euripides aus Widerspruch gegen die Überlieferung die ganze Handlung anders angelegt, mit Absicht den Konflikt mit dem feigen ängstlichen Charakter des Orestes begründet und in dem Urteil des argivischen Volkes sein eigenes über den Muttermord ausgesprochen. Und doch habe der Dichter mit der Tradition, besonders mit der athenischen Lokalsage rechnen müssen; daher die Lösung des Knotens durch Götterhand. Dadurch sei auch das durch die Handlung erschütterte Ansehen Apollos (vgl. V. 285 f.) zur Not wiederhergestellt worden. Denn noch häufiger bringe Euripides seine religiöse Opposition zum Ausdruck, wobei er eine eigene Technik entfalte; er verleihe nämlich dem dramatischen Gang der Ereignisse eine solche Schlufsrichtung, dafs diese zugleich eine ganz bewufste Inkonsequenz und einen bestimmten negativen Charakter inbezug auf das ganze vorausgehende Drama enthalte. Vom Orestes abgesehen, zeige sich dies Bestreben im Ion und in der Elektra, in diesen auch aus vaterländischen Gründen. Verfolge der Dichter aber rein politische Zwecke, so wende er am Schlusse die Charaktere und die Handlung so, dafs sie mit der vorhergehenden Behandlung nicht



übereinstimmten, so in den Herakl. und Hiket.; in jenen sei aus politischen Erwägungen die Inkonsequenz in der Charakteristik der Alkmene und des Eurystheus hervorgegangen; in diesen stelle sich der Dichter der traditionellen Anschauung zum Trotz auf die Seite der Argiver, mit denen die Athener zur Zeit der Abfassung des Dramas (um 420) in freundlicher Beziehung standen. — In der Hauptsache kann man den aufgestellten Sätzen beistimmen, wenn auch immer wieder davor zu warnen ist, Euripides' Dramen, die vor allem dem Bedürfnis eines schaulustigen Publikums Rechnung trugen, nach den strengen Gesetzen unserer modernen Ästhetik zu beurteilen. Man mufs sie hinnehmen als Kunstwerke einer Zeit, die einem anderen Geschmack entsprangen und entsprachen; viele Inkonsequenzen sind Mängel nur in unseren Augen, während sie das antike Publikum gar nicht beachtete. Dagegen verstöfst L. z. B. auch mit den auf S. 51 aufgeworfenen Fragen.

Der zweite Abschnitt behandelt Eigentümlichkeiten in der Komposition des Dramas, die entweder auf einer früheren Gestaltung der Mythe beruhen oder durch ähnliche Werke, sei es desselben oder eines anderen Dichters, oder endlich durch eine vorausgehende Rezension bedingt sind. Zu der ersten Art gehöre die Helena. Überzeugend ist für mich der aus den Versen 1280—83 der Elektra gelieferte Nachweis, dafs sich Euripides in der Gestaltung des Helenamythos an Stesichoros, oder im Grunde an eine alte Volkssage anschlofs. Ob die geradezu überflüssige Rolle der Theonoe auch durch den Anschlufs an Stesichoros zu erklären ist, bezweifele ich sehr. Unter der zweiten Rubrik will der Verf. aus dem Umstand, dafs in der Iphig. Aul. das Anreden von der Bühne abwesender Personen begründet sei, in der Helena aber nicht, eine frühere Aufführung der ersteren erschliefsen; doch entgeht ihm nicht, dafs die Motivierung auch eine nachträgliche Entschuldigung auf erhobene Vorwürfe sein könnte. Dann sucht L. gegen Wilamowitz (Herm. XVIII) die Priorität der Sophokl. Elektra vor der Euripideischen zu erweisen, wie ich glaube mit Glück (S. 117—134). Doch hält er Euripides zu häufig mit Unrecht das Bestreben vor, seinen Rivalen zu übertrumpfen. So mufste doch z. B. Euripides mit der durch die Tradition gebotenen Pädagogenrolle etwas anzufangen suchen; sie darf nicht durch einen ungeschickten Anschlufs an Sophokles erklärt werden und kann daher bei der Frage der Priorität wenig bedeuten. — In der durch eine vorausgehende, abfällige Rezension herbeigeführten Umarbeitung des Hippolytos ist die Beibehaltung der drei

Wünsche von Wilamowitz als äufserlich und nebensächlich bezeichnet worden. L. bemüht sich nun, eine tiefere Begründung zu finden. Nach dem oben ausgesprochenen Grundsatz halte ich dies Bemühen hier für nutzlos.

Im dritten Abschnitt untersucht der Verf. Eigentümlichkeiten in der Komposition, die auf späteren Veränderungen beruhen sollen, zunächst in den Prologen. Die am Prolog des Ion von C. Schmid (Jahns Jahrb. 99, S. 520) ausgesetzten Inkonsequenzen nimmt L. gegen Eysert („Über die Echtheit des Prologs in Euripides' Ion", Prag 1880) wieder auf. Ich kann nur etwas Wert auf den zweiten von L. vorgebrachten Grund legen, Hermes (nicht Apollo!) sage im Prolog, die Erkennung werde in Athen stattfinden, während sie in der That in Delphi (nicht Theben!) vor sich gehe; dies sei ein Widerspruch. Allein, so wenig Hermes die durch Kreusas Eifersucht herbeigeführte Verwickelung im voraus verkündet, so wenig kann er von der dadurch bewirkten (vgl. V. 1566) Veränderung der Erkennungsscene reden. Den Prolog der Troades bezeichnet L. als unecht. Allein ich kann seine Gründe wieder nicht als stichhaltig ansehen. Wenn er die durch den Prolog geforderte Situation uneuripideisch oder ungeschickt nennt, so hätte er auch V. 98 ff. in Betracht ziehen müssen. Der Anstofs an V. 39/40 — der Ausdruck sei mindestens ungenau —, sowie der an der vermeintlichen Wiederholung *Τροίας οὕνεκα* in V. 57 — d. i. inbetreff Trojas — und *Φρυγῶν οὕνεκα* in V. 64 — d. i. im Interesse der Phr., schon aus dem Gegensatz *Ἀχαίων* klar — ist unbedeutend. Noch weniger kann die Hypothese gestützt werden durch den Hinweis, dafs im Prolog die Stadt schon als brennend bezeichnet werde (V. 8 u. 60), während sie erst am Schlusse angezündet werde; denn jenes geschieht auch in unverdächtigen Teilen (vgl. V. 145. 586. 825. 1079). Gegen Paulson [1]) („Nord. Tidsskr. f. Filologi" 1896, 1) verteidigt dann L. die Schlufspartie der Phönissen, indem er mit Recht hervorhebt, dafs ohne diesen Teil die Euripideische Umgestaltung der Mythe, die erst nach dem Kriege der Sieben erfolgte Verbannung des Ödipus betreffend, gar nicht zur Geltung komme und die Übereinstimmung mit der für Athen besonders rühmlichen Tradition in Frage gestellt erscheine. Für die Ausstofsung der V. 1473—76 reichen seine Gründe nicht aus. — In der Iphig. Taur. (S. 163 ff.) endlich scheint es L. in der That gelungen zu sein, eine Überarbeitung nachzu-

1) Eine vorzügliche Konjektur zu Vers 1584 bietet Paulson: *εἴη δ' εὐτυχὲς τέλος βίου.*

weisen. Seine Schlufsfolgerung lautet: „V. 1471 setzt Athena fest, dafs von nun an analog der Freisprechung des Orestes Stimmengleichheit Freisprechung zur Folge haben solle. Dann kann aber Orestes noch nicht in Athen gewesen sein, wie es V. 957—60 voraussetzen, die auch nur eine fruchtlose Freisprechung berichten.“ Auch von anderer Seite ist an der von L. beanstandeten Partie (V. 939 ff.) Anstofs genommen worden. — In dem II. Teil seiner Studien bringt L. Bemerkungen zu Senekas Tragödien. In seinem Verhältnis zu seinen Vorbildern sei der römische Rhetor bemüht gewesen, durch einfachere und kunstlosere mit einer Kritik der Originale verbundenen Umgestaltung sein Können und nicht zum wenigsten sein dramatisches Interesse zu zeigen. So habe er im Prolog den Grundsatz befolgt, auch den eigentlichen Wendepunkt des Dramas vorzubereiten und so eine strengere Einheit der Handlung erzielt. Jedoch werden die dadurch bewirkten groben Inkonsequenzen unsere Achtung vor seinem dramatischen Verständnis nicht erhöhen. Bemerkenswert ist die Beobachtung über Senekas epeisodische Technik, dafs alle auftretenden Personen mit Namen eingeführt werden oder sich selbst einführen mit Ausnahme derer, die gewisse Typen oder Klassen repräsentieren. Die äufsere Verbindung der Chorlieder mit der Handlung durch einige Worte am Anfang oder Schlufs ist gerade ein Beweis für den Mangel jedes inneren Zusammenhangs. Dann wirft der Verf. die häufig schon erörterte Frage auf, ob Senekas Dramen aufgeführt worden seien oder nicht. Dabei zeigt der Verf. aber eine beängstigende Unsicherheit, während der Leser das Gefühl hat, dafs die für die Aufführung vorgebrachten Momente mit Recht von dem Verf. schon anders erklärt sind. — Im Gegensatz zu Leo, der in den Phönissen nur rhetorische Suasorien sieht, bezeichnet L. die Reste als Teile eines einzigen — vollendeten oder unvollendeten — Dramas. Desgleichen erscheinen ihm die Troadesteile eine einzige vollendete Tragödie gebildet zu haben.

Die Miscellen enthalten eine Bemerkung über die Mittelcäsur im jambischen Trimeter der griechischen Tragiker. Aischylos (17 Fälle) und Sophokles (12 Fälle) scheinen bei der reinen Caesura media im Dialog die Regel befolgt zu haben, den Versfufs vor dieser Cäsur spondäisch zu bauen. Schliefslich folgen dann einige Bemerkungen über das Verhältnis zwischen Menander und Terentius, über den Zusammenhang zwischen des ersteren *Ἀνδρία* und *Περινθία* und des letzteren Andria, des ersteren *Εὐνοῦχος* und *Κόλαξ* und des letzteren Eunuchus; in seinem Adelphoe endlich scheine

Terentius Menanders *Ἀδελφοί*, nicht so streng gefolgt zu sein, wie man anzunehmen pflege.

Bamberg. **Karl Weifsmann.**

---

17) **Paul Weise, Über den Weinbau der Römer.** Erster Teil. Programm der Realschule vor dem Lübeckerthore zu Hamburg, 1897. 4°.

Weises Programm über den Weinbau der Römer enthält als erstes Bruchstück nur einen kleinen Teil des Stoffes. Nach Vorausschickung der römischen und griechischen Quellen und der neueren Litteratur über diesen Gegenstand bespricht er zuerst eingehend die verschiedenen Ansichten über die Herkunft und das Alter des Weinbaus in Italien und sucht nachzuweisen, dafs die Weinrebe schon zur Zeit der Einwanderung der Italiker dort heimisch gewesen ist, dafs diese dann die wild wachsende Rebe pflegten und ihre Früchte und deren Saft genossen, und dafs sich so die Bearbeitung des Weines bei ihnen selbständig entwickelte und nicht erst von den Griechen zu ihnen kam, wie meist angenommen wird. Hierfür sprechen allerdings nicht wenige Gründe, aber ein entscheidender Beweis wird wohl kaum je geführt werden können. Nur darin kann man dem Verfasser beistimmen, dafs die Verfertigung feinerer Weine und die Verbesserung der geringeren durch Abfüllung und Ablagerung die Römer erst bei ihren Eroberungskriegen in Griechenland und Asien kennen gelernt und dadurch den Weinbau in Italien auf eine Höhe gehoben haben, die erst in unserem Zeitalter wieder erreicht worden ist, wie auch ich in meinem Programm „Die Weinbereitung im Altertum und in der Neuzeit“ nachgewiesen habe. Nach dieser litterar- und kulturhistorischen Einleitung folgt die eigentliche Abhandlung über den Bau des Weines beginnend mit den Vorschriften über Anlage der Weinpflanzungen, Beschaffenheit des Bodens, Lage der Weinberge, bricht aber ab bei der Aufzählung der Traubensorten, von denen vorerst nur eine, die am weitesten verbreitete Amineische Rebsorte, wahrscheinlich unser Traminer, mit ihren Unterarten angeführt wird.

Die sachgemäfse, auf den Quellen fufsende Darstellung erregt den Wunsch, dafs der Verfasser seine am Schlufs des Programmes ausgesprochene Absicht, den ganzen weitschichtigen Gegenstand im Zusammenhange zu behandeln, bald mit gleicher Gründlichkeit ausführen möge.

Bayreuth. **Th. Keppel.**



18) **Osiander, Der Mont Cenis bei den Alten.** Programm des Kgl. Gymnasiums in Cannstatt, 1897. 60 S. 4.

O. hat im 3. Jahrgang des „Neuen Korrespondenz-Blattes für die Gelehrtenschulen Württembergs“ die Ansicht verfochten, dafs Hannibal den Mont Cenis überschritten habe. Er sucht sie nun zu stützen durch eine Zusammenstellung von zweifelhaften Interpretationen, Trugschlüssen und Vermutungen, aus der nur das hervorgeht, dafs der Mont Cenis im späteren Altertum begangen wurde. Daneben erörtert er verschiedene weitere Fragen über die Topographie und Geschichte der Westalpen.

Zunächst bespricht er die Inschrift des 8 v. Chr. von Cottius, dem Präfekten über 14 Bergvölker, errichteten Augustusbogens zu Susa (= Segusio, ehemals Scingomagus) und bestimmt die Grenzen des Cottiusreiches. Damit hält er die höchst unklare Stelle bei Strabo IV, 203 zusammen und findet darin den Sinn, dafs im Lande der Meduller ein Pfad 100 Stadien aufwärts an einen See, dann 100 Stadien abwärts nach Italien führe, nämlich der Weg über den Mont Cenis.

Ferner soll unter dem *praecelsum iugum* bei Ammian XV, 10 nicht die Thalebene an der kleinen Dora zwischen Salbertrand und Oulx gemeint sein, sondern das Plateau auf dem Mont Cenis, und da die Fortsetzung des Textes sich mit dieser Annahme nicht verträgt, so meint O., Ammian habe ohne eigene Kenntnis dieser Orte zwei Quellen verbunden und Angaben über ganz verschiedene Orte durcheinander geworfen.

Cäsar wufste 58 noch nicht, dafs das *proximum iter in ulteriorem Galliam* über den Mont Cenis gehe; er bezeichnet als solches den Weg durch das Thal der Durance und hatte auf diesem mehrere Gefechte mit den *Ceutrones et Graioceli et Caturiges.* Die Ceutronen und Grajoceler waren von St. Michel in der Maurienne ins Thal der Clairée oder der Guisane übergestiegen und sperrten die Schlucht oberhalb Briançon, wo auch Hannibal nach Livius einen schweren Kampf bestand; die Katuriger (bei Chorges und Embrun) hatten schon dem Hannibal (nach Livius) die Thalenge bei Savines verschlossen. O. glaubt, die Ceutronen und die Grajoceler mit Einschlufs der Meduller seien über den Mont Cenis den Katurigern zuhilfe gezogen, und der Bund dieser drei Völker sei der Grundstock des Cottiusreiches geworden.

Er hält es für wahrscheinlich, dafs Cäsar im Frühling 50 *contra consuetudinem* (Bell. Gall. VIII, 50) über den Mont Cenis nach Italien ging, weil bis 1700 zu Susa in der Vorstadt gegen den Mont Cenis Reste

eines Bogens vorhanden waren, der nach einer Sage im J. 50 dem Cäsar errichtet wurde.

Bellovesus soll aus dem südlichen Gallien (nach Liv. 5, 34, 5 f.) *per Taurinos saltusque Iuliae altae* nach Italien gezogen sein, durch das Land der Tauriner und zwar durch die Pässe von *Iulia alta.* Dies soll der (nur an dieser Liviusstelle vorkommende) Name des Plateaus auf der Medulleralp sein, mit zwei Pfaden, dem grofsen und kleinen Cenis. Er soll dieser öden Fläche (von wem?) zu Ehren von Cäsars Übergang im Frühling 50 gegeben worden sein. Man versteht *alta* bei einer Ortsbezeichnung *(Raetia, Ripa),* aber nicht bei einem Frauennamen. Auch hätte diese Ehrung Cäsars nur einen Sinn, wenn er diesen Weg eröffnete und nicht schon lange vorher Bellovesus und Hannibal hinübergezogen waren. — Wahrscheinlich überschritten 69 n. Chr. römische Legionen den Mont Cenis, 312 Konstantin I. Später gehörte er zur Provinz der Alpes Cottiae, deren Geschichte vorgeführt wird.

Grofse Bedeutung legt O. einer Stelle des Servius bei, nach der Varro fünf Alpenpässe unterschied und Hasdrubal über einen andern Pafs kommen liefs als Hannibal. Er ist überzeugt, dafs Hasdrubal über den grofsen St. Bernhard zog und Livius, nach dem er einfach den Weg Hannibals ging, durchaus unrecht hat. Nach Livius (27, 39) zog Hasdrubal bei seiner Ankunft 8000 Ligurier an sich; er stand schon in Italien, als Hannibal noch im Winterquartier lag und die Römer mit den Aushebungen beschäftigt waren. Nachdem er lange bei Placentia gesäumt hatte und dann nach Umbrien vorgerückt war, fiel er am 24. Juni. Er mufs also über die Alpen bei Beginn des Frühlings gegangen sein. Ein südlicher und niedriger Pafs machte einen glücklichen Übergang und den Zuzug der Ligurier möglich. Hätte aber der kluge Hasdrubal die Tollkühnheit begangen, zu dieser Zeit den Pöninus zu übersteigen, so wäre sein Heer für längere Zeit nicht kampffähig gewesen. Die Stelle des Servius mufs anders ausgelegt werden.

Als ein gewichtiges Aktenstück betrachtet O. ferner die Prahlerei des Pompejus: *hostes in cervicibus iam Italiae agentes ab Alpibus in Hispaniam submovi; per eas iter aliud atque Hannibal nobis opportunius patefeci.* Indem er diese Worte mit der Stelle aus Servius zusammenhält, kommt er zum Schlufs, dafs der Genèvrepafs erst 77 von Pompejus eröffnet worden sei, weil ihm die Feinde den Weg über den Mont Cenis versperren wollten, und dafs Pompejus nur deswegen an den

Hannibalsweg erinnerte, weil er räumlich am nächsten lag. — Vielmehr benutzte Pompejus die in Rom herrschende Meinung, Hannibal sei über den Pöninus gekommen (vgl. Liv. 21, 38, 2), um sich unverdient zu rühmen, er habe eine neue Alpenstrafse entdeckt und den grofsen Alpenbezwinger Hannibal übertroffen. Dafs die Sertorianer schon Italien auf dem Nacken safsen, am Mont Cenis oder anderswo, ist auch nicht wahr. Der Weg über den Mont Genèvre war sicher sehr alt; er wurde wahrscheinlich schon vor den Kelten von den Liguriern benutzt, da sie von jenen aus dem Rhonethal verjagt wurden. In den engen Thälern nach dem kleinen St. Bernhard und dem Mont Cenis und auf dem fortwährend über hohe Felsen auf und ab steigenden Weg an der ligurischen Küste waren die Beschwerden und Gefahren des Marsches viel gröfser als in dem nur an zwei Stellen durch Felsen eingeengten Thal der Druentia.

Burgdorf b. Bern. **Franz Luterbacher.**

---

19) **Gidel et Loliée, Dictionnaire-Manuel-Illustré des Ecrivains et des Littératures.** Paris, A. Colin & Co., 1898. 908 S. 4. geb.

Bei Colin ist augenblicklich eine Lexikon-Serie unter dem Titel „Bibliothèque de Dictionnaires-Manuels-Illustrés“ im Erscheinen begriffen, von der bereits ein „Dictionnaire des connaissances pratiques“ von Bouant, ein „Dictionnaire des sciences usuelles“ von demselben Verfasser und ein „Dictionnaire Gazier classique illustré“ herausgegeben sind. Vorliegendes Litteraturlexikon, das vierte Glied jener Reihe, will das entsprechende ausgezeichnete Vapereausche Nachschlagewerk zu ersetzen suchen. Das haben aber die beiden Verfasser mit ihrer übrigens sehr fleifsigen Arbeit wohl kaum erreicht. Der Umfang des Vapereauschen Buches, das bei aller Vollständigkeit doch immerhin nur die nötigsten Angaben enthält, wird von unserem Lexikon bei weitem nicht erreicht: die Artikel sind eben meistenteils zu aphoristisch gehalten und bibliographische Angaben fehlen gänzlich. Es wäre aus mehreren Gründen gut gewesen, wenn die Verfasser sich auf die französische Litteratur und die Erklärung allgemeiner litterarischer Begriffe beschränkt hätten. Hier ist vieles gar nicht übel, das altfranzösische Gebiet z. B. ist im wesentlichen mit gutem Verständnis behandelt, während viele Angaben über fremde Litteraturen nur ein unzureichendes und schiefes Bild geben und in ihrem Umfang der Wichtigkeit oder Unwichtigkeit des Gegenstandes

durchaus nicht immer Rechnung tragen. Der hierfür verwandte Raum sollte dazu benutzt werden, die Artikel auf den andern beiden Gebieten umfangreicher zu gestalten und mit einem, wenn auch bescheidenen bibliographischen Apparat zu versehen. In dieser neuen Gestalt würde das Lexikon den Ansprüchen, die die Wissenschaft an ein Nachschlagewerk heute stellt, wirklich genügen. Einzelne Druckfehler und Ungenauigkeiten wären dann auch zu beseitigen. Immer wieder mufs die für die Franzosen geradezu beschämende Art und Weise gerügt werden, wie deutsche Namen und Wörter mifshandelt werden. Wie lange will man denn noch in dem alten Schlendrian fortfahren? Was die Illustrationen betrifft, so hat es sich der Verlag sehr bequem gemacht. Die Clichés sind zum grofsen Teil recht alt und unserer heutigen Technik gegenüber ungenügend, hie und da auch mifslungen und öfters merkwürdig ausgewählt. Einige originellere Illustrationen, die aber mehrfach mifsraten sind, verdankt das Buch der ebenfalls bei Colin erscheinenden grofsen französischen Litteraturgeschichte von Petit de Julleville. Diese übertriebene Sparsamkeit ist hier eigentlich übel angebracht, denn gerade populäre Werke — und dazu wird man unser Lexikon auch rechnen — werden von einer grofsen Zahl von Verlagen jetzt gut und den technischen Fortschritten entsprechend illustriert, und das hätte auch hier erwartet werden können.

Leer. **Carl Friesland.**

---

20) **K. A. Hartmann, Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich.** Leipzig, Dr. P. Stolte, 1897. VIII u. 194 S. 8. ℳ 3.

Der Verfasser hat im Auftrage des Kgl. Sächsischen Unterrichtsministeriums eine halbjährige Studienreise durch die Schweiz und Frankreich unternommen und dabei den dort herrschenden Betrieb des neusprachlichen Unterrichts eingehend studiert. Die hierbei gemachten Beobachtungen hat er in vorstehender Schrift niedergelegt.

Was zunächst die Schweiz angeht, so war die erste von ihm besuchte Anstalt die Mädchenrealschule des Herrn Alge in St. Gallen, der zuerst die Hölzelschen Bilder im neusprachlichen Unterricht verwandt hat und noch jetzt mit grofsem Erfolge verwendet. Wenig Gutes hat Verf. in Genf, sowohl in den höheren als in den niederen Schulen gesehen, da hier die grammatisierende Methode noch fast unumschränkt herrscht.

Einen Abschnitt widmet er auch den französischen Ferienkursen in Genf, denen er sympathisch gegenüber steht.

Fünf Monate verbrachte Hartmann dann in Frankreich: zwei in Paris, drei in der Provinz. Er besuchte während dieser Zeit 72 Anstalten jeder Art, wohnte 313 Unterrichtsstunden bei, während denen er 238 Lehrer und Lehrerinnen bei der Arbeit sah. Überall wurde er, wie er noch ausdrücklich hervorhebt, mit der gröfsten Liebenswürdigkeit aufgenommen. Nur bei den unter katholisch-geistlicher Leitung stehenden Schulen fand er verschlossene Thüren. Ausführlich äufsert sich Verf. noch über die Gouinsche und Carrésche Methode; während nach ihm die bei der ersteren erzielten Erfolge nicht sehr grofs zu sein scheinen, spricht er sich auf Grund der von ihm in den flandrischen Volksschulen gemachten Erfahrungen sehr anerkennend über die letztere aus.

Hartmanns Beobachtungen über die französischen Schulen lassen sich kurz folgendermafsen zusammenfassen: Die höheren Töchterschulen haben bei ihm einen sehr vorteilhaften Eindruck hinterlassen, sowohl was das Verhalten der Schülerinnen als auch was die erzielten Erfolge anbetrifft. Wenig befriedigend erscheinen ihm die Ergebnisse bei den Ecoles primaires supérieures (höheren Volksschulen), etwas besser bei den Lehrer- und Lehrerinnen-Seminarien. Auch der Gesamteindruck, den die französischen Gymnasien auf ihn gemacht haben, ist kein überwiegend guter gewesen. Als schädlich nicht nur für den neusprachlichen Unterricht, sondern auch für die übrigen Fächer führt er u. a. an die Art und Weise der Versetzung — infolge eines Druckes vom Direktor, aber auch ziemlich oft von den Eltern, zuweilen sogar von Abgeordneten mufs sehr milde versetzt werden —, die Reifeprüfung vor Universitätsprofessoren (Baccalauréat), die mangelhafte Disziplin und dazu die Übelstände bei den Lehrerprüfungen (Licence und Agrégation) und die ungenügende pädagogische Vorbildung der künftigen Lehrer. Sehr interessant zu lesen sind einzelne Lehrstunden, die der Verfasser zur Kennzeichnung des neusprachlichen Unterrichtsbetriebes ausführlich wiedergiebt.

So bietet das Werk für jeden, der sich über das französische Schulwesen orientieren will, eine treffliche Schilderung des jetzigen Zustandes der französischen Schulen.

Breslau. **C. Knaut.**

21) **Edmund Gosse, A Short History of Modern English Literature** [1]). London, William Heinemann, 1898. VI u. 416 S. 8. geb. 6 sh.

Gosses „Short History of Modern English Literature" ist nicht ein litteraturgeschichtliches Kompendium im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern ein von einem höheren Standpunkte aus gegebener Überblick über die organische Entwickelung des neueren englischen Schriftums. "I have desired above all else", sagt der Verf. auf S. v, "to give the reader, whether familiar with the books mentioned or not, a feeling of the evolution of English literature in the primary sense of the term, the disentanglement of the skein, the slow and regular unwinding, down succeeding generations, of the threads of literary expression." Damit eine solche Darstellung nicht zu einer abstrakten und vagen Abhandlung über den Stil wurde, mufste dabei natürlich fortwährend auf einzelne Autoren und Schriftwerke Bezug genommen werden; im allgemeinen aber hat der Verf. sein Hauptaugenmerk auf die Entwickelung der dichterischen und prosaischen Ausdrucksweise gerichtet und das biographische sowie auch das soziologische Element mehr in den Hintergrund treten lassen.

Über die Gesichtspunkte, welche für ihn bei der kritischen Würdigung der einzelnen Denkmäler und Schriftsteller mafsgebend gewesen sind, äufsert er sich auf S. 390 u. 391 in folgender Weise: "..... we should recognise only two criteria of literary judgment. The first is primitive, and merely clears the ground of rubbish; it is, Does the work before us, or the author, perform what he sets out to perform with a distinguished skill in the direction in which his powers are exercised? If not, he interests the higher criticism not at all; but if yes, then follows the second test: Where, in the vast and ever-shifting scheme of literary evolution, does he take his place, and in what relation does he stand, not to those who are least like him, but to those who

1) Der vorliegende Band gehört zu einer Serie von „Short Histories of the Literatures of the World", welche unter Gosses Leitung bei Heinemann erscheint und von der bereits folgende Bände veröffentlicht worden sind: Murray, Ancient Greek Literature; Dowden, French L.; Aston, Japanese L.; Brandes, Modern Scandinavian L.; Macdonnell, Sanskrit L.; Beöthy, Hungarian L.; Tyler, American L.; Herford, German L.; Verrall, Latin L. Angekündigt sind aufserdem noch Garnett, Italian L. und Fitzmaurice-Kelly, Spanish L.

are of his own kith and kin?" — Der Verf. hofft in diesen Grundsätzen eine gute Richtschnur zur Vermeidung einseitiger Subjektivität bei der Beurteilung litterarischer Erscheinungen zu besitzen, und man mufs ihm in der That auch ohne weiteres zugeben, dafs sein Standpunkt der einzige wirklich wissenschaftliche ist. Immerhin wird nach unserer Überzeugung auf litterarischem Gebiete zu allen Zeiten eine ziemlich weitgehende Subjektivität der Kritik bestehen bleiben, weil das litterarische Urteil durch das Zusammenwirken zahlreicher Faktoren entsteht, welche kaum bei zwei Individuen von völlig gleicher Art sein können. Vor allem darf man die wichtige Rolle nicht vergessen, welche selbst bei der höchsten wissenschaftlichen Beurteilung litterarischer Produkte das Gemüt des Kritikers spielt und spielen mufs. Der Verstand arbeitet bei allen normalen Menschen nach denselben einfachen logischen Gesetzen, das Gemüt aber reagiert sogar bei einem und demselben Individuum zu verschiedenen Zeiten in ganz verschiedener Weise.

Der Zeitpunkt, bei welchem Gosse seine Darstellung beginnen läfst, ist das Jahr 1350. Er zerlegt die von ihm behandelte Periode in folgende Abschnitte: 1) The Age of Chaucer (1350—1400); 2) The Close of the Middle Ages (1400 – 1560); 3) The Age of Elizabeth (1560—1620); 4) The Decline (1620—1660); 5) The Age of Dryden (1660—1700); 6) The Age of Anne (1700—1740); 7) The Age of Johnson (1740 bis 1780); 8) The Age of Wordsworth (1780—1815); 9) The Age of Byron (1815—1840); 10) The Early Victorian Age (1840—1870); 11) The Age of Tennyson.

Der Raum gestattet uns hier nicht, der Darstellung des Verf.s im einzelnen zu folgen, wir dürfen aber vielleicht einige Stellen herausheben, welche geeignet sind, seinen kritischen Standpunkt noch im einzelnen näher zu beleuchten.

Zunächst sei auf eine bemerkenswerte Auseinandersetzung in dem Kapitel über Shakespeare hingewiesen. Gosse wendet sich dort mit Recht gegen die übergrofse Bedeutung, welche die litterarische Forschung im letzten Vierteljahrhundert den verschiedenen „Verse-tests“ und „Pause-tests“ beigelegt hat. "At one time", heifst es auf S. 106, "it was supposed that the *end-stopt* criterium, for instance, might be dropped, like a chemical substance, on the page of Shakespeare, and would there immediately and finally determine minute quantities of Peele or Kyd, that a fragment of Fletcher would turn purple under it, or a greenish tinge be-

tray a layer of Rowley. It is not thus that poetry is composed; and this ultra-scientific theory showed a grotesque ignorance of the human pliability of art." — Die Verwendung des „Rhyme-test“ zur chronologischen Bestimmung der Shakespeareschen Dramen läfst Gosse dagegen als eine wirklich wissenschaftliche Methode durchaus gelten (vgl. S. 102), und man wird ihm auch hierin zustimmen.

Fast noch interessanter als derartige Ausführungen sind für uns die Urteile, welche der Verf. über einzelne Schriftsteller ausspricht, denen gegenüber die moderne Kritik in England und Deutschland mehr oder weniger verschiedene Stellungen einnimmt.

Was zunächst Byron anlangt, so widmet Gosse diesem fünf volle Seiten und benennt, wie wir gesehen haben, eine ganze Epoche nach ihm. Er macht ihm in mehr als einer Hinsicht schwere Vorwürfe, erkennt ihn aber doch schliefslich als grofsen Genius an. "He taught roughly, melodramatically, inconsistently", heifst es auf S. 310, "but he taught a lesson of force and vitality. He was full of technical faults, drynesses, flatnesses; he lacked the power to finish; he offended by a hundred careless impertinences; but his whole being was an altar on which the flame of personal genius flared like a conflagration".

Ungleich höher allerdings wird Keats gestellt; auf S. 315 bezeichnet Gosse diesen als „einen der gröfsten Dichter, die je ein Land hervorgebracht habe“ und auf S. 317 sagt er, es sei unmöglich zu verkennen, dafs Keats der herrschende Geist in der Entwickelung der Victorianischen Dichtung gewesen sei.

Thomas Moore, dessen „Lalla Rookh“ noch jetzt das Entzücken der meisten deutschen Leser bildet, wird von der englischen Kritik augenblicklich höchst wegwerfend behandelt. Gosse sucht den Verkannten einigermafsen zu retten, nennt ihn aber doch noch einen "little giddy bard" und will den orientalischen Dichtungen nur eine "artificial prettiness und smoothnes" zugestehen.

Dickens wird als ein Schriftsteller von höchst origineller und genialer Schöpfungskraft bezeichnet, den meisten seiner Gestalten aber spricht Gosse die wirkliche Lebenstreue ab, und in vielen seiner Romane tadelt er "a certain squeamishness in dealing with moral problems and a certain *gush* of unreal sentiment". Inbezug auf die Wahrscheinlichkeit der dargestellten Personen und Verhältnisse stellt er die Romane Fieldings und der von ihm überhaupt ungemein geschätzten Jane Austen

are of his own kith and kin?" — Der Verf. hofft in diesen Grundsätzen eine gute Richtschnur zur Vermeidung einseitiger Subjektivität bei der Beurteilung litterarischer Erscheinungen zu besitzen, und man mufs ihm in der That auch ohne weiteres zugeben, dafs sein Standpunkt der einzige wirklich wissenschaftliche ist. Immerhin wird nach unserer Überzeugung auf litterarischem Gebiete zu allen Zeiten eine ziemlich weitgehende Subjektivität der Kritik bestehen bleiben, weil das litterarische Urteil durch das Zusammenwirken zahlreicher Faktoren entsteht, welche kaum bei zwei Individuen von völlig gleicher Art sein können. Vor allem darf man die wichtige Rolle nicht vergessen, welche selbst bei der höchsten wissenschaftlichen Beurteilung litterarischer Produkte das Gemüt des Kritikers spielt und spielen mufs. Der Verstand arbeitet bei allen normalen Menschen nach denselben einfachen logischen Gesetzen, das Gemüt aber reagiert sogar bei einem und demselben Individuum zu verschiedenen Zeiten in ganz verschiedener Weise.

Der Zeitpunkt, bei welchem Gosse seine Darstellung beginnen läfst, ist das Jahr 1350. Er zerlegt die von ihm behandelte Periode in folgende Abschnitte: 1) The Age of Chaucer (1350—1400); 2) The Close of the Middle Ages (1400 – 1560); 3) The Age of Elizabeth (1560—1620); 4) The Decline (1620—1660); 5) The Age of Dryden (1660—1700); 6) The Age of Anne (1700—1740); 7) The Age of Johnson (1740 bis 1780); 8) The Age of Wordsworth (1780—1815); 9) The Age of Byron (1815—1840); 10) The Early Victorian Age (1840—1870); 11) The Age of Tennyson.

Der Raum gestattet uns hier nicht, der Darstellung des Verf.s im einzelnen zu folgen, wir dürfen aber vielleicht einige Stellen herausheben, welche geeignet sind, seinen kritischen Standpunkt noch im einzelnen näher zu beleuchten.

Zunächst sei auf eine bemerkenswerte Auseinandersetzung in dem Kapitel über Shakespeare hingewiesen. Gosse wendet sich dort mit Recht gegen die übergrofse Bedeutung, welche die litterarische Forschung im letzten Vierteljahrhundert den verschiedenen „Verse-tests" und „Pause-tests" beigelegt hat. "At one time", heifst es auf S. 106, "it was supposed that the *end-stopt* criterium, for instance, might be dropped, like a chemical substance, on the page of Shakespeare, and would there immediately and finally determine minute quantities of Peele or Kyd, that a fragment of Fletcher would turn purple under it, or a greenish tinge be-

English History for Children", ergänzt durch desselben Verfassers „History of the Norman Conquest". 2) J. R. Green: „Readings from English History". 3) E. Thomson: „History of England". 4) Ch. M. Yonge: „Cameos from English History". 5) Prof. Church: „Stories from English History" und 6) die „History Readers" von Longmans und Arnold, in denen gröfsere geschichtliche Werke für den Schulgebrauch bearbeitet sind.

Die einzelnen Erzählungen beginnen mit dem Jahre 55 v. Chr. Geb. und führen durch alle wichtigen Phasen der englischen Geschichte hindurch bis in die neueste Zeit hinein. Mit Recht ist überall das biographische Element in den Vordergrund gestellt, so dafs das Buch in keiner Weise den Eindruck eines trockenen Geschichtskompendiums macht. Was zur Vervollständigung des Gesamtüberblickes noch fehlt, wird in der Einleitung mitgeteilt.

Die sehr ausführlichen Anmerkungen und das Wörterverzeichnis sind mit grofser Sorgfalt und genauer Sachkenntnis ausgearbeitet. Was ich hie und da auszusetzen habe, sind nur unbedeutende Kleinigkeiten. So würde ich zunächst den unvollkommenen Vokal in *Norfolk, Suffolk, Richmond, Edinburgh* u. ähnl. Wörtern (man vgl. S. 122. 136. 141) nicht mit *e*, sondern lieber mit der umgekehrten Letter ə bezeichnen; ebenso erscheint mir der Zirkumflex auf dem *i* in *Yorkshire* (S. 129) und *Warwickshire* (S. 146) irreführend, da der Buchstabe ĩ in der Ausgabe ja auch für den Vokal in Wörtern wie *firm* und *stir* verwendet wird. — S. 124 hätte ich bei *alleluia* lieber die Sinneserklärung „lobt Jahweh" als die hebräischen Stammwörter hingeschrieben, da die letzteren allein dem Schüler doch nichts nützen können. Beiläufig gesagt hat auch nicht das Qal *hâlale* sondern erst das Piel *hillêl* die Bedeutung „preisen". — S. 125 brauchte als Autorität für die Erklärung des Namens *Alfred* nicht gerade Freeman citiert zu werden; statt der Formen *elves* und *rede* war es richtiger, die wirklichen angelsächs. Wörter *ælf* und *rêd* = *ræ̂d* anzugeben. Im allgemeinen hat die Erklärung altgermanischer Eigennamen, sofern sie nicht eine direkte Beziehung auf Eigenschaften ihrer Träger haben, in Schulbüchern sehr wenig Zweck. — S. 126 ist mir die Accentuierung von *Witenagemote* auffällig. Ich halte es für besser, mit Muret dem *o*, nicht dem *a*, den Nebenaccent zu geben. — S. 127 hätte noch etwas über die Flexion von *to will* gesagt werden können. — S. 127, Z. 1 würde es im Interesse der Deutlichkeit besser sein, nach „auszusprechen" ein Kolon zu setzen. — S. 134 wäre eine kurze Anmerkung über die Geschichte der

Fleur-de-lys am Platze. — S. 142 ist die Aussprache von *Fotheringhay* nicht richtig angegeben, und S. 150 würde ich nicht schreiben *commonwealth* „von“ *common weal.* — Nicht sehr klar ist endlich das für das stimmhafte *th* gewählte Zeichen.

Die dem Buche beigegebenen Karten und Abbildungen müssen als recht anschaulich und zweckentsprechend bezeichnet werden. Der Druck und die sonstige Ausstattung sind ebenfalls sehr gut.

Ich kann diese Chrestomathie, welche für das zweite Jahr des englischen Unterrichtes bestimmt ist, sich aber, wie J. B. mit Recht meint, auch zur Privatlektüre und zur Grundlage für Sprechübungen auf der Oberstufe eignet, aufs allerbeste empfehlen.

l.

---

23) **Max Banner, Pädagogische Aphorismen und Aufsätze.** Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung. 116 S. 8. ℳ 1.

Durch Aphorismen, die zum Teil in treffender Kürze unser eigenes Empfinden ausdrücken, voneinander getrennt, behandeln diese Aufsätze: 1) die neue Methode des französischen Unterrichts; 2) Errungenschaften und Wünsche des höheren Lehrerstandes; 3) das Extemporale; 4) unsere Realgymnasien; 5) der neusprachliche Unterricht und die Phonetik; 6) eine Schulreform in Frankreich.

Nr. 1 und 5 sowie Nr. 4 und 6 berühren sich in mancher Beziehung. Nr. 1 legt abermals eine Lanze ein für die neue Methode. Wir glauben, dafs diese Ideen, wenn auch oft schüchtern und unsicher auftretend, doch schon weiter verbreitet sind, als der Verfasser zu fürchten scheint, und dafs der Rest der Kollegen nur durch Verfügungen „gewonnen“ wird; trotzdem sind seine Worte willkommen, denn sie sind überzeugt und überzeugend. Möchte er in ebenso eindringlicher Weise eintreten für eine gründlichere dementsprechende Vorbildung der Lehrenden, als sie bisher selbst in den Seminarien gegeben wird; denn sicherlich ist bei vielen das Wollen da, allein es fehlt oft am Können, zumal auch die Erinnerung an den eigenen genossenen Unterricht kaum Anhaltspunkte bietet. Wie es aber bei vielen fern von der geistigen Anregung gröfserer Zentren arbeitenden Kollegen mit der Verwertung der mächtig angeschwollenen pädagogischen Reformlitteratur (vgl. Breymann) und ihrer oft weit auseinandergehenden Meinungen steht, wissen und entschuldigen wohl auch wir alle. — Viel Stoff zum Nachdenken für den Lehrer und seine Behörde bietet auch

der Aufsatz über das Extemporale, und beherzigenswert erscheint uns die an den letzten Aufsatz geknüpfte Warnung für uns Deutsche. Überhaupt stimmen wir, wie besonders den Ansichten über die Verwertung der Phonetik, so auch ziemlich allen anderen Anschauungen des kleinen Werkchens bei, welches nicht nur für Neusprachler recht beherzigenswerte Winke enthält. Der energische, regsame Verfasser besitzt reiche Erfahrung und frische, klare Konsequenz in den Grenzen des Erreichbaren. Seine Form ist knapp und originell; er darf uns bald mit einer Fortsetzung erfreuen.

Osnabrück. **Beckmann.**

Nachtrag zu Artikel 205|6 in Nr. 26 der Rundschau von 1897.

Addendum zu Jahrg. 1897 S. 402. Catull. 64, 109 hat Rob. Ellis schon 1890 in Philologus 49, 270 quaevis cumque vorgeschlagen und mit Lucr. III 338 und Martial. XIV 1, 13 kurz verteidigt.

Vakanzen.

Aachen, Kaiser Karls G., (kath.) Obl. N. Spr. f. alle, Latein u. Gesch. f. m. Kl. Bis 30. I. Verwaltungsrat.

Köln, Städt. Handelsschule. 4 Obl. 1) Deutsch, Gesch. und Geogr. 2) u. 3) N. Spr. 4) Math. u. Nat. — N. E. v. 1897. Dir. Dr. Thomé.

Langendreer, R. S. Lst. N. Spr. Rektor Kemmer.

Viersen, Prg. u. R. S. Hülfsl. f. alte Spr. Bis 20./2. Dir. Dr. Dickmann.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.



Gotha, 12. Februar. Nr. 3, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

24) ΑΡΙΣΤΟΦΑΝΟΥΣ ΕΙΡΗΝΗ. Cum scholiorum antiquorum excerptis passim emendatis recognovit et adnotavit **Henricus van Herweerden.** Lugduni-Batavorum apud A. W. Sijthoff, 1897. I: xxxiv, 112 p.; II: 214 p.). I: frcs. 3.25.; II: frcs. 4.90.

Auf früher veröffentlichte Einzeluntersuchungen gestützt, bietet H. in der vorliegenden Ausgabe des Aristophanischen Friedens ein Werk, das vor allem der Einführung in die Lektüre der Komiker dienen soll und diesen Zweck auch in reichem Mafse erfüllt. Besonders wird es den Übungen in den Seminarien zugrunde zu legen sein, da es für die Lesart der Scholien die unveröffentlichten Vergleichungen Cobets von cod. Marc. 474 und 475 und die bei uns wenig bekannte Rutherfordsche Ausgabe der Scholien des Cod. Rav. (London 1896) benützte. Die Vorrede erörtert zunächst den schon bezeichneten Zweck des Buches, dann die Zeit und

den Zweck des „Friedens“, handelt hierauf über die wenig bekannte zweite, „Frieden“ benannte Komödie, über die Vorzüge und Schwächen des Stückes und geht endlich zu dem wichtigen Kapitel über die Art der Aufführung über. Ein Beweis, wie wenig Doerpfelds baugeschichtliche Untersuchungen der griechischen Theater unserer Kenntnis der Bühnenverhältnisse der klassischen Zeit dienen, ist der Umstand, dafs H. auf die vor 37 Jahren ausgesprochene Ansicht Richters zurückgreifen kann. H. weist Roberts (Hermes 1896) Ansicht, die ganze Komödie sei auf der Orchestra aufgeführt worden, mit Recht zurück und nimmt für die im Himmel spielenden Scenen eine erhöhte Oberbühne an. Auf diese soll nach S. 427 ein Halbchor, bezw. der vierte Teil des Chores zugleich mit 5 Repräsentanten der einzelnen Stämme gestiegen sein (p. XXXIII). Dann mufsten natürlich Treppen die Oberbühne mit dem Standort des Chores verbinden. Allein wie wäre denn die Frage des Trygaios zu rechtfertigen: S. 725 πῶς δῆτ᾽ ἐγὼ ἀποβήσομαι? Erklärlich wäre sie nur, wenn inzwischen die Verbindung wieder beseitigt worden wäre; darüber schweigt H. Von seiner Anschauung aus hat er in V. 427 statt εἰσιόντες geschrieben εἶ᾽ ἰόντες, aber es fragt sich, ob sich die überlieferte Lesart nicht erklären läfst; ich meine, es erschienen einige Männer mit Haken aus dem Hintergrund, während der Chor selbst in der Orchestra stehen blieb und an den ihm zugeworfenen, über eine Rolle laufenden Seilen zog. Doch würde eine Begründung dieser Ansicht, was nur in einer zusammenhängenden Besprechung all der scenischen Ungebundenheiten der Komödie geschehen könnte, zu weit führen. Einmal aber müssen diese Fragen erörtert werden, man darf nicht mit Bethe einfach auf eine Lösung verzichten. Denn sonst gewinnen wir nie und können auch anderen nie eine Vorstellung von der scenischen Wirkung gerade des „Friedens“ bieten.

Der Text selbst, für den nach meinem Gefühl etwas gröfsere Lettern hätten benutzt werden sollen, bietet in Form von Anmerkungen die wichtigsten Lesarten und Konjekturen; zu loben ist dabei eine in neuerer Zeit immer mehr gebräuchliche, weise Mäfsigung. Subjektiv wird natürlich die Auswahl stets bleiben. Im einzelnen kann ich hierüber noch nicht urteilen. Das mufs eingehenderen Übungen überlassen werden.

Der zweite Teil enthält den erklärenden Kommentar und die Indices. Jener bietet in den vielen, vor allem den anderen Komödien entnommenen Stellen ein reiches Material zur Erklärung des Textes und weifs auch das Gute, was die Scholien bieten, zu verwerten.

So ist H.s Buch als eine wertvolle Bereicherung der erklärenden Einzelausgaben griechischer Dramen allen, die an die Lektüre der griechischen Komödie herantreten, aufs beste zu empfehlen.

Bamberg. **K. Weifsmann.**

---

25) **Index Andocideus-Lycurgeus-Dinarcheus** confectus a **Ludovico Leaming Forman,** Oxonii, e prelo Clarendoniano. London, H. Frowde, MDCCCXCVII. VI u. 91 S. 8. geb. 7 sh. 6.

Auf Grund zahlreich vorgenommener Stichproben — den Dinarch behandelnden Teil habe ich fast ganz verglichen — kann ich dieses treffliche Büchlein, das durch seine unbedingt zuverlässigen Angaben ebenso dem Fleifs und der Akribie seines Verfassers ein rühmliches Zeugnis ausstellt, wie es ähnlichen Arbeiten als herrliches Muster dienen kann, allen Interessenten aus voller Überzeugung aufs wärmste empfehlen.

Die Wortregister stützen sich für Andokides und Dinarch auf die Ausgaben von Blafs, Leipzig 1880, resp. 1888, für Lykurg auf die von Thalheim, Berlin 1880, indes mit der Änderung, dafs auch hier *ἀναμιμνῄσκω* und *ἀποθνῄσκω* mit *ι* subscriptum erscheinen (bei Scheibe ebenfalls ohne *ι*!), für die Fragmente der beiden letztgenannten auf die von Baiter und Sauppe, Zürich 1850, für jene des Andokides wiederum auf die von Blafs. Es mufs befremden, dafs nicht auch die in der an zweiter Stelle genannten Ausgabe enthaltenen Fragmente des Demades in die Bearbeitung miteinbezogen wurden.

Beim Nomen werden die Kasus, beim Adjektiv und Adverb auch die Komparationsstufen, beim Verbum die Formen im einzelnen aufgeführt, wobei jedoch nicht nur *ἐρῶ* und *εἶπον* getrennt erscheinen, sondern auch sämtliche Verbaladjektiva gesondert in die alphabetische Reihenfolge aufgenommen sind. Handschriftliche Varianten „quaecunque certe lectiones Graecae esse videntur“ sind gröfstenteils beigebracht, Konjekturen prinzipiell unberücksichtigt gelassen, ebenso mit zwei Ausnahmen die von Lykurg citierten Verse. Die beiden Ausnahmen werden um deswillen gemacht, weil die Verfasser der bezüglichen Verse unbekannt sind; meines Erachtens ist ihre Behandlung um so weniger gerechtfertigt, da sie durch nichts als fremdes Eigentum, als nicht-lykurgisch kenntlich gemacht sind. Dies gilt aus dem gleichen Grunde von dem *ὅρκος* 81; das Wort *ὅρκος* selbst hat keine Beachtung gefunden. Auch von sonstigen Inkonsequenzen ist

das Buch nicht ganz frei. Dies gilt zunächst bezüglich der Stellenangaben für *ὁ, μέν, δέ* und *καί*. Doch sind wenigstens hinsichtlich des Artikels manche mafsgebenden Gesichtspunkte festgehalten; so wird der Artikel bei einem auf ein Subst. ohne Artikel folgendem Adj. oder Partic. nie bezeichnet, so z. B. Andoc. 3, 14 *ἵνα τριήρεις ἐξῇ ναυπηγεῖσθαι καὶ τὰς οὔσας ἐπισκευάζειν* der Artikel bei *οὔσας* (vgl. S. 11), weil sich dies auf vorhergehendes *τριήρεις* ohne Artikel bezieht; ausgenommen hiervon sind die Appositionen und Partizipialbestimmungen bei Eigennamen, also z. B. *Θεμίστιον τὸν Ἀφιδναῖον* Din. 23; *Κεφάλου τοῦ ῥήτορος* ibid. 38; *Κεφάλου τοῦ τὸ ψήφισμα γράψαντος* ibid. 39. Dagegen hat die Bezeichnung des Artikels grundsätzlich statt, wenn die nähere Bestimmung nach dem Subst. im Genetiv oder einem ähnlichen Verhältnis steht, z. B. *γυναῖκες αἱ Θηβαίων* Din. 24. Überhaupt stellt das Buch behufs richtiger und rascher Benutzung in Hinsicht auf Semiotik, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, mehr als gewöhnliche Anforderungen. Statt ms. = Mask., fm. = Femin. hätten wohl m. und f. allein genügt, ebenso gut wie b. = zweimal. Aber noch eine ganze Reihe weiterer Merkzeichen mufs man fortwährend im Auge behalten. Zusammengesetzte Adj. ohne Zusatz sind vom Mask. zu verstehen, z. B. *ἀναίσχυντος* an der einzigen Stelle, wo es vorkommt, Andoc. 4, 17; sonst haben sie den Zusatz fm., z. B. bei Lykurg *ἀείμνηστος* fm. 110; *-ον* fm. 7. Gleichwohl erhellt von selbst, dafs auf diese Weise nicht jedem Mifsverständnis vorgebeugt werden kann. So sieht sich denn der Verfasser genötigt, z. B. bei Andokides wieder drucken zu lassen *ἄκριτον* ms. 115; *ἄκυρον* nom. 8, 72; bei Dinarch *μειρακιωδέστερον* adv. Fr. 66. Sind ferner bei Andokides und Dinarch nur §§ angegeben, so handelt es sich je um die erste Rede. Durch fettgedruckte Ziffern sodann wird angedeutet, dafs bei der vorgedruckten Form (Subst., Adj., Part., Inf. z. B. *τὸ γράψαι* Din. 44) an der betreffenden Stelle der Artikel steht; geschieht dies aber bei einem Personalpronomen, so bedeutet es, dafs demselben das Subst. mit Artikel folgt, z. B. bei Dinarch *ὑμεῖς* 87, wo *ὑμεῖς οἱ πάντων εἶναι φάσκοντες εὐσεβέστατοι* steht. Erscheint endlich der Artikel in eckigen Klammern, so will dies besagen, derselbe sei durch Konjektur hergestellt, in runden dagegen, er sei durch Konjektur beseitigt.

München. **Ph. Weber.**

---

26) **Ovids Verwandlungen.** In Stanzen übersetzt von **Constantin Bulle.** Bremen, M. Heinsius Nachfolger, 1898. XVI u. 538 S. 8. ℳ 6.

Wenn es Aufgabe des Übersetzers ist, nicht nur den Inhalt seiner Vorlage treu wiederzugeben, sondern auch durch die Form möglichst denselben Eindruck zu erwecken wie das Original, so sehen wir hier beide Aufgaben auf das glücklichste gelöst. Denn die Wahl der Stanze, und zwar der strengen, regelmäfsigen Form derselben, für ein romantisches Gedicht, wie es Ovids Metamorphosen doch einmal sind, ist nur zu billigen. Während der Hexameter im Deutschen auf die Dauer etwas träg Hinschleichendes hat, scheint die Stanze gerade durch das ihr innewohnende musikalische Element, durch das anmutige Reimspiel und die wechselnden Versausgänge wie geschaffen, einem Sprachkünstler wie Ovid mit seinen Wortspielen und Antithesen gerecht zu werden. Auch für den bunten Inhalt der Metamorphosen, deren unzählige Geschichten doch nur lose aneinander gereiht sind, bieten gerade die Stanzen das passende Gewand. In dieser Übersetzung zerfällt der Stoff wie von selber in eine Reihe abgerundeter Einzelbilder, und das Gewaltsame mancher Übergänge bei Ovid erscheint hier, wenn mit dem Beginn einer neuen Stanze die neue Erzählung einsetzt, weniger auffällig.

Wie Bulle die Sprache beherrscht, wie willig sich ihm die schwierigsten Wendungen zum Reime fügen, ist bewundernswert. Die Verse sind tadellos gebaut, die Sprache meist von einem Adel und Wohllaut, dafs sich manches wie Originaldichtung liest. Einige mundartliche Ausdrücke, zu denen der Reim führte, wie wringen, juchte, Hester für Elster, werden auch dem oberdeutschen Leser leicht verständlich sein; kühner ist schon die Bildung Flunken für Oberarm der Frösche, und wenig edel klingt im Munde der Juno der Ausdruck schwögen (IV, 70); auch der Plural Kriegsgefährte (XIII, 76) ist wohl nicht zu verteidigen.

Bulles Arbeit ist keine blofse Nachdichtung, sondern wahrt überall den Charakter der Übersetzung; hält man den Text daneben, so wird man keine wesentliche Wendung des Originals vermissen, hingegen jedes irgendwie hervortretende Wortspiel, Anaphern und rhetorische Fragen wiedergegeben finden, so dafs der Leser ein reines und vollständiges Bild des Dichters erhält. Freilich für die Hand des Schülers ist das Buch nicht geeignet; wenn aber der Lehrer nach Beendigung eines gröfseren Abschnitts seinen Schülern diese Übersetzung vorliest und den Inhalt nach

dem Text verfolgen läſst, wird er der Klasse eine groſse Freude bereiten, wie ich aus Erfahrung bestätigen kann.

Nach allem kann der Übersetzer mit Befriedigung auf sein Werk zurückblicken und die Schluſsstrophen seines Dichters auch für sich in Anspruch nehmen:

„So hab' ich glücklich denn das Werk vollendet,
Das keines Feuers Glut, kein blankes Schwert,
Das nicht der Blitz, von Juppiter gesendet,
Und nicht die Zeit, die nagende, verzehrt.
Nun mag der Tag, der meine Laufbahn endet —
Wer weiſs, wie lange Dauer ihr beschert? —
Erscheinen, wann er will: des Leibes Leben,
Nichts weiter, ist in seine Macht gegeben."

Bremen. **H. Thoms.**

---

27) **Alfred Kunze, Sallustiana.** 2. Heft: Der Gebrauch von *fore, futurum esse, foret, forent, essem* und seinen Formen. Leipzig, Simmel & Co., 1893. 100 S. 8.

3. Heft. 1. Teil: Beitrag zu einer Darstellung der genetischen Entwickelung des Sallustianischen Stils. Ebend. 1897. XIV u. 95 S. 8.

Die im 2. Hefte, welches ohne Schuld des Referenten erst jetzt zur Anzeige gelangt, aufgeworfene Frage ist seither von K. Kunst, Bedeutung und Gebrauch der zu der Wurzel *fu* gehörigen Verbalformen bei Sallust, Programm, Wien (XIX.) 1896 behandelt worden, der S. 8 erklärt, mit Kunze in der Auffassung aller Stellen nicht übereinstimmen zu können, da dieser trotz der Erklärung, „daſs in den Fällen, wo in *foret* rein futurischer Hinweis enthalten ist, fast stets eine entsprechende Form von *fierem* eintreten könne", vielfach allzu sehr an dem Begriffe des gegenwärtigen oder des zukünftigen dauernden Seins festhalte.

Das 3. Heft will, wie die Vorrede (S. x) bescheiden sagt, „keineswegs eine abschlieſsende, vollständige Darstellung" der genetischen Entwickelung geben, sondern lediglich eine Zusammenfassung besonders charakteristischer Eigenschaften rein sprachlicher Natur. Ich gebe einige Beispiele aus dem in reicher Fülle gebotenen Material. *adversus* kommt im Catilina noch nicht vor (S. 18). Das Participium Futuri Activi (S. 39) findet sich erst im Jugurtha selbständig, erst in den Historien zur Bezeichnung der Absicht. Das lediglich verbindende *sed* wird nach Herzogs Beobachtung (S. 56f.) im letzten Teile des Jugurtha und in den Histo-

rien seltener, dafür *nam* und *namque* häufiger (S. 59), und *et* dient zur Verknüpfung (S. 60). Die relative Anknüpfung (S. 67) dehnt sich im Jugurtha und in den Historien weiter aus.

Die Abhandlung ist eine wahre Fundgrube für grammatische sowohl als auch für Sallust-Litteratur. Selbst Druckfehler derselben werden — oft in mehreren Zeilen — berichtigt, und bei Stellen, die einem Vorgänger entgangen sind, wird dies jedesmal ausdrücklich hervorgehoben; *doctus militiam* vermifst aber K. (S. 15) wohl mit Unrecht unter den Belegen für den Accusativus graecus.

Gründliche Besprechung einzelner Stellen war wohl nicht zu vermeiden; doch hätte in irgendeiner Weise (vielleicht durch Exkurse) dafür gesorgt werden sollen, dafs der Leser nicht über dem Detail die genetische Entwickelung aus dem Auge verliere und nicht öfters an Lessings Wort erinnert werde: „Der fleifsige Deutsche macht die Collectaneen, die der witzige Franzose nutzt.“

Möge es K. bei der wichtigen Untersuchung über Stellung, Wiederholung und Weglassung der Präpositionen, die für den 2. Teil angekündigt ist, gelingen, die wesentlichen Resultate schärfer hervorzuheben.

Radautz. **Wilh. Weinberger.**

---

28) **Joseph Viteau, Étude sur le Grec du Nouveau Testament comparé avec celui des Septante.** Sujet, Complément et Attribut. Paris, E. Bouillon, 1896. V. 316 S. 12 frs.

(Forme le 114e fascicule de la Bibliothèque de l'École des Hautes Études.)

Eine vollständige Besprechung des vorliegenden Heftes ist darum nicht wohl angezeigt, weil es von Anfang bis Ende voll ist von Verweisungen auf einen ersten Teil, der noch nicht vorliegt. Die „Introduction“ beginnt: Nous renvoyons le lecteur à l'Introduction placée en tête de notre Étude sur le Grec du N. T., syntaxe des propositions. Nous faisons ici quelques additions à cette Introduction. Darauf folgen einige Seiten solcher Ergänzungen, während gleichzeitig eine Anmerkung uns belehrt: Ce travail-ci aurait dû précéder celui-là. Mais la publication en a dû être ajournée pour differentes raisons. Eine dieser Ergänzungen betrifft Litteraturnachweise; darunter ist aufgeführt: [1] Étude sur le grec du N. T.; Le Verbe; Syntaxe des propositions, par l'abbé J. Viteau; Paris, 1893. [2] Essai sur la syntaxe des voix dans le grec du N. T. par l'abbé J. Viteau; dans la Revue de Philologie, janvier 1894.

Ist nun das unter [1] genannte Werk ein anderes als das zu ergänzende, das nach S. I noch nicht erschienen ist? S. 287—316 enthält ein Supplément Au volume intitulé: Syntaxe des propositions. In jenem Band wird man auch Näheres darüber suchen müssen, was der Verfasser zu den Elementen der Satzlehre rechnet: auf dem Titel seines Buches und auf S. 26 nennt er 3 [1) le sujet, 2) le complément = l'object de l'acte du verbe, 3) l'attribut], die Darstellung selbst zerfällt in 3 Teile: le verbe et le sujet § 38—157, le verbe et le complément § 158—216; 3) Verbe et Attribut § 218—315. Drei Anhänge behandeln 1) das Adverbium in Fällen wie *η γενεσις ουτως ην*, 2) die Beziehungen der 3 genera (bei Kollektiven u. dergl.); 3) *ὅς* und *ὅτι*. Die Arbeit ist eine ungemein reiche Stoffsammlung, und sie macht namentlich auch auf die Unterschiede zwischen den einzelnen neutestamentlichen Schriften aufmerksam. Aber ich weifs nicht, ob es recht gethan ist, das biblische Griechisch so für sich zu behandeln; ob der Verfasser nicht besser gethan hätte innerhalb des N. T.s die einzelnen Gruppen für sich zu nehmen und andrerseits die gleichzeitige aufserbiblische Litteratur beizuziehen. Neben diesem prinzipiellen Bedenken fehlt es nicht an einzelnen Anstöfsen. Ist es z. B. eine logische Einteilung, wenn § 46 lehrt le sujet peut être seul a) wenn das Verbum sich leicht ergänzt, wie 2 Kor. 9, 7 *εκαστος καθως προηρηται* sc. *δότω*, b) im Eingang eines Briefes, wo *λεγουσιν* vor *χαιρειν* zu ergänzen ist, c) quand il est supplée d'une passage des LXX, wie 2 Kor. 8, 15: *ο το πολυ* (sc. *συλλεξας*) *ουκ επλεονασεν και ο το ολιγον ουκ ηλαττονησεν*, d) im Fall eines Anakoluths?

Auch dafs der Verfasser das Aramäische nicht beizuziehen in der Lage ist, macht sich hie und da störend geltend, z. B. bei der Erörterung von *ανθρωπος* = *τις* (§ 91). Abweichender Auffassung bin ich z. B. § 89 David soll auf der Harfe spielen *και αγαθον σοι εσται και αναπαυσει σε* (1 Reg. 16, 6). Hier ergänzt Viteau ein *τουτο* vor *αγαθον* = und das wird gut für dich sein, statt: und es wird dir leicht werden; oder zu 1 Kor. 15, 52 *σαλπισει γαρ* schreibt er suppléez *ο σαλπιγκτης*, et peut-être ici *η σαλπιγξ* simplement. Das letztere ist entschieden vorzuziehen. Interessant ist, worauf die Grammatik von Blafs nicht aufmerksam macht, dafs der Gebrauch der 2 sing. zur Bezeichnung des unbestimmten Subjektes sich so gut wie nirgends findet; doch vgl. Prov. 19, 25. — Dafs *πιστευειν* mit *εις* in der Septuaginta sich nicht findet, hätte bei einem so wichtigen Wort hervorgehoben werden dürfen (§ 207 S. 165).

Welche Bibelstelle sich hinter der in diesem Zusammenhang citierten unmöglichen Stelle Deut. 45, 26 birgt, konnte ich nicht finden. Auch im Register S. 268 ist sie so aufgeführt, hier mit der falschen Seitenzahl 65 statt 165. Sonst ist der Druck im allgemeinen korrekt, doch siehe S. 131 (§ 165) *τετραχισλιους*. Wie viel noch zu thun bleibt, zeigt z. B. die Bemerkung § 117f., Il est impossible de connaître l'usage des LXX, nämlich über die Verbindung des Prädikats mit einem neutrischen Plural. Für das N. T. hat der Verfasser den Gebrauch sehr vollständig zusammengetragen. Ebenso fleifsig ist, um aus dem letzten Teil ein Beispiel zu nennen, die Zusammenstellung der Fälle, in welchen die Kopula weggelassen ist, § 243—262.

Als nützliche Stoffsammlung wird man die Arbeit auch bei uns neben Blafs und Winer-Schmiedel gerne benutzen; als Lehrbuch wäre sie zu breit.

Ulm. **Eb. Nestle.**

---

29) **G. J. P. J. Bolland, Die althellenische Wortbetonung im Lichte der Geschichte.** Zweiter verbesserter Druck. Leiden, A. H. Adriani, 1897. 101 S. 8.

Diese von einem wohlunterrichteten Autodidakten (so nennt sich der Verfasser, Professor der Philosophie an der Universität Leiden, S. 1, selbst) als „ein Beitrag zur Klarstellung der Griechischen Sprachfrage" vornehmlich an die holländischen Philologen gerichtete Schrift ist eine hocherfreuliche Erscheinung in einem Lande, wo mit einer gewissen Starrheit, um nicht einen schärferen Ausdruck zu gebrauchen, das Dogma von der Richtigkeit der Reuchlinschen Lehre noch heute festgehalten und das Griechische nach den Betonungsregeln der lateinischen Sprache ausgesprochen wird. Der Verfasser, der in diesem letzten Punkte auch die Mitglieder der philhellenischen Gesellschaft, die eifrigen Verfechter der Reuchlinschen Aussprache, auf seiner Seite hat, bezeichnet diese Gepflogenheit mit Recht als einen Barbarismus, den man mit den schärfsten Waffen bekämpfen müsse, da gerade durch diese Betonungsweise wesentliche Eigentümlichkeiten in der Aussprache des Griechischen nicht zur Geltung kämen. Im Gegensatze zu der Auffassung vieler seiner Landsleute steht der Verfasser auf dem Boden der streng-historischen Betrachtungsweise der Sprache und stellt von vornherein, hinsichtlich unserer Aussprache des Griechischen S. 3 fest: „Für den Unterricht handelt es sich zunächst und in der Hauptsache um die athenische Aussprache zwi-

schen den Jahren 500 und 300 vor Christi Geburt, und zwar so, dafs auch innerhalb dieser Periode das relativ Ältere den Vorzug verdient." Natürlich weifs auch der Verfasser unserer Schrift gar wohl, dafs die Erreichung des eben bezeichneten Zieles nur annähernd möglich ist. Aber jedesfalls gelangen wir auf diesem allerdings mühseligeren Wege zu sichererer Erkenntnis der historischen Wahrheit als durch die einfache Übertragung der heute üblichen Aussprache des Neugriechischen auf das Altgriechische, wofür bekanntlich die heutigen Hellenen und mit ihnen die philhellenische Gesellschaft ihre Stimme erheben. Auch hinsichtlich der uns allerdings erst durch die Alexandriner überlieferten Betonung des Altgriechischen läfst es sich der Verfasser angelegen sein, durch weitausgreifende Vergleichung mit der der übrigen indogermanischen Sprachen, soweit dieselbe überhaupt für die Ermittelung der Betonung der indogermanischen Grundsprache in Betracht kommen, namentlich der altindischen, seinen philologischen Landsleuten augenscheinlich darzuthun, dafs das Altgriechische — abgesehen von dem erst später entwickelten Dreisilbengesetz — in sehr vielen Punkten die indogermanische Betonung gewahrt habe. Da die Schrift, wie auch der Verfasser selbst ausdrücklich versichert, nichts enthält, „was nicht den Männern der geschichtlichen Sprachwissenschaft ganz gut bekannt wäre", so brauche ich auf den Inhalt im einzelnen nicht einzugehen und kann es mir auch ersparen, jene Punkte ausdrücklich aufzuführen, wo der Verfasser auf irrigen oder wenigstens sehr zweifelhaften Bahnen wandelt. Es mag genügen, am Schlusse dieser kurzen Anzeige nochmals zu betonen, dafs die Schrift dem Zwecke, den sich der Verfasser vorgesteckt hat, vollkommen gerecht wird, und es steht zu hoffen, dafs durch sie die historische Sprachwissenschaft auch in dem Vaterlande des Verfassers zu besserer Anerkennung und Geltung gelangen wird, als dies bisher der Fall war.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

30) **Lionel Horton-Smith, Two papers on the Oscan word anasaket.** London, D. Nutt, 1897. VIII u. 81 S. gr. 8. 3 sh. 6 p.

Zu den unklaren Formen der oskischen Sprache gehört auch die Form TƎꓘA⁑ANA auf einem Bronzehelm aus dem Bruttierlande. Diese Unklarheit liegt nicht auf dem eigentlich grammatischen Gebiet, sondern auf dem epigraphischen, sofern der Wert des Zeichens S nicht feststeht.

Bücheler hielt es überhaupt nicht für einen Buchstaben und las demnach ana aket, die meisten anderen Gelehrten lesen anasaket (mit der Variante anazaket von Duvau), Conway endlich liest anafaket. Gegen diese letztere Annahme nun richtet sich die obige Schrift, deren beide Artikel sich im wesentlichen in denselben Geleisen bewegen, von denen aber der zweite in längerer Ausführung besonders die Gegengründe Conways zu widerlegen sucht.

Nach Ansicht des Ref. ist diese Widerlegung wohl an sich richtig, aber doch nicht so zwingend, dafs die Lesung anafaket dadurch unmöglich gemacht wäre. Dann auffällig bleibt das S der obigen Form und des Namens ⋝ƎIT⋝ƎS auf einem anderen bruttischen Helme neben dem neunmaligen ⋝ derselben beiden Inschriften immerhin, und es ist keineswegs ausgeschlossen, dafs S ein besonderer Buchstabe sei. Wenn das aber, dann zeigt das ≷ = f in der Münzlegende ≷ενσερ = fensernum in der That auch für unser S auf den Wert f, denn dies S ist die Mittelstufe zwischen dem osk. 8 und dem ≷ (oder, in dieselbe Schriftrichtung gebracht, vielmehr ≶). Die positive Deutung des anasaket aus gr. *ἀνεϑηκε* hat, trotz des Verf. Versuchen, diese zu beseitigen, doch grofse Schwierigkeiten in dem zweiten und dritten a. So mufs Ref. gestehen, dafs ihm das letzte Wort über die richtige Lesung und Deutung der fraglichen Form oder Formen, das ⋝ƎIT⋝ƎS einbegriffen, noch nicht gesprochen scheint.

Lugano. **Carl Pauli.**

---

31) **M. Collignon, Histoire de la sculpture grecque.** Tome second. L'influence des grands maîtres du cinquième siècle. Le quatrième siècle. L'époque hellénistique. L'art grec après la conquête romaine. Ouvrage illustré de 12 planches hors texte et de 360 gravures dans le texte. Paris, librairie de Firmin-Didot et Cie., 1897. 715 S. 8.

Der zweite Band dieses schönen Werks ist dem ersten in einer für eine so grofse Arbeit kaum zu erwartenden Raschheit gefolgt, und was Ref. in seiner Anzeige des ersten Bandes zum Lobe desselben gesagt hat, (N. Phil. R. 1894, Nr. 10), trifft auch für den zweiten vollkommen zu. Es ist ein wahrer Genufs, in dem Buche zu lesen; es liest sich leicht und angenehm, ohne darum leichte Ware zu sein. Im Gegenteil, der Verf. giebt uns zwar überall das reiflich erwogene Ergebnis seiner eigenen

Forschungen, aber er läfst uns doch überall in den Streit der Meinungen hineinblicken, ohne sich doch in lange Auseinandersetzungen mit entgegenstehenden Ansichten einzulassen. Das ist es eben, was wir von einem abschliefsenden Werk erwarten, dafs es uns das von der Forschung nach gegenwärtigem Stand Festgestellte darbiete und uns den Gang der Entwickelung klar erkennen lasse. Darin zeigt sich Herr Collignon als wirklichen Meister. Die Anordnung des Stoffes ist schon im Titel in den allgemeinsten Zügen angedeutet, und es ist nicht das geringste Verdienst des Verf., eben überall die Fäden des Zusammenhangs aufzuzeigen, den Wirkungen der grofsen Meister und ihrer Schulen bis in ihre letzten Spuren nachzugehen, das Eintreten des Neuen scharf zu beobachten und Verwandtschaft und Gegensätze der Neuerer zu ihren Vorgängern erkennen zu lassen. Dafs der Verf. die Plastik der Kaiserzeit von seiner Darstellung ausgeschlossen hat, liegt in seiner ganzen Auffassungsweise begründet. In ihrer neuen Heimat, dem kaiserlichen Rom, sagt er S. 683, findet die griechische Kunst die Energie und Unabhängigkeit nicht wieder, die unter den Diadochen noch die Bildner von Pergamon und Rhodus zu so kühnen Schöpfungen begeisterte. Sie mufs mit dem Geschmack ihrer Protektoren rechnen, sich ihren Forderungen beugen und der Regel folgen, die ihr der römische Geist, der Geist der Ordnung und der Einförmigkeit vorschreibt. Das ist durchaus richtig; denn wenn auch Herr Collignon selbst nicht verkennt, dafs die Herrschaft des Augustus eine neue Entwickelung des griechischen Geistes eröffnete, so bleibt doch der Schlufssatz seines Werkes wahr: „Das unabhängige Griechenland ist tot und mit ihm die unvergleichliche Kunst, deren lange Geschichte nur eine beständige Erneuerung, eine freie und feurige Eroberung aller Formen der Schönheit gewesen ist.“ In diesem Sinne hört die griechische Kunst mit dem Beginn der Kaiserzeit auf.

Einem solchen Werk gegenüber kann es nicht die Aufgabe des Ref. sein, Aufstellungen über Bedeutung und Datierung einzelner Werke zu bekämpfen, auch wo er nicht derselben Ansicht sein kann. Wir ziehen es vor, auf einige Punkte hinzuweisen, in denen der Verf. glücklich mit hergebrachten Überlieferungen gebrochen und teilweise noch bestrittene Ergebnisse der Einzelforschung durch seine Einreihung in den Gang der Geschichte festgelegt hat. Ich erinnere nur an den Apoll von Belvedere, der ja nun wohl seine endgültige Stellung im Wirkungskreise des Leochares gefunden hat, wenn mir auch die Ergänzung des Lorbeerzweigs in seiner

Rechten nicht einleuchtet, — an die Verweisung der Niobegruppe in die hellenistische Zeit, an die Gegenüberstellung des Ares Borghese mit dem stehenden Diskobol u. a. m. Bei aller Hochschätzung des deutschen Altmeisters Brunn wahrt sich Collignon auch ihm gegenüber seine Selbständigkeit und hat z. B. gewifs recht, wenn er dessen Versuch, die Stilunterschiede der Künstler an den vier Seiten des Amazonenfrieses am Mausoleum nachzuweisen, bekämpft. Wie treffend sind seine Bemerkungen über den Bilderfries des Erechtheions, der, laut Baurechnungen von Werkmeistern ausgeführt, doch von einem leitenden Künstler entworfen sein mufs, — und die daran geknüpften Rückschlüsse auf das Verfahren bei andern Tempelskulpturen, wie am Parthenon, in Phigalia, Olympia. Anderseits erkennt er in den Bildwerken am Heroon von Trysa und am Nereidenmonument die Verwertung von allerlei hervorragenden plastischen und malerischen Vorbildern des festländischen Griechenlands durch Meister zweiten Ranges nach Eindrücken und Skizzen, die sie dort gesammelt. Doch derart liefse sich noch viel anführen, während der Punkte, die zum Widerspruch herausfordern, verschwindend wenige sind. Auch der Druck ist im allgemeinen, abgesehen von kleinen Verstöfsen, deren einer auch einmal den freilich schwierigen Namen des Ref. betroffen hat, sehr korrekt. Ein stärkeres Versehen, das sich aber der denkende Leser leicht korrigiert, habe ich S. 314 unten gefunden, wo es Z. 12 statt *plastique* natürlich *peinture* heifsen mufs.

Eine nicht zu umgehende Aufgabe für den Kunsthistoriker ist es, zu versuchen, die erhaltenen Bildwerke nach Stil und Gegenstand diesem oder jenem Künstler, oder wenigstens irgendeiner Kunstschule zuzuweisen. Dafs es dabei ohne manche Künstelei nicht abgeht, ist begreiflich. Herr Collignon ist auch weit entfernt, derartige Versuche zu verpönen; aber beherzigenswert und bezeichnend für die ganze Auffassung seiner Aufgabe ist, was er S. 362 oben sagt: Von höherem Werte als der Versuch einer oft mehr oder weniger künstlichen Zuweisung zu dieser oder jener Schule sei es, die neuen „acceptions" der Kunst ins Licht zu setzen, die er im 4. Jahrhundert besonders in der gesteigerten Fähigkeit des Gefühlsausdrucks, in der Annäherung auch göttlicher Wesen an das rein Menschliche findet, wozu als Beispiele die Demeter von Knidos und besonders der neue Asklepiostypus angeführt werden.

Diese Andeutungen werden genügen, um den Lesern einen Begriff von dem zu geben, was sie von dem Werke des Herrn Collignon zu erwarten

haben; ich kann allen Fachgenossen nur dringend raten, sich mit dem schönen, auch in seinem reichen Bilderschmuck sehr gewählten Buch eingehend bekannt zu machen. Sie werden darin eine reiche Quelle des Genusses und der Belehrung finden.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

32) **K. Bronner, Ravenna.** Seine Kunstdenkmäler und deren Stellung in der deutschen Kunstgeschichte. Mit 22 Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Grofsherzogl. Realgymnasiums und der Realschule zu Mainz. Ostern 1897. 43 S. 8.

Die kleine Schrift zerfällt in zwei Teile. Im ersten wird eine ganz knapp gehaltene Übersicht über die altchristlichen Bauten Ravennas gegeben und durch dreizehn meist nach Zeichnungen des Verfassers hergestellte Abbildungen erläutert. Im allgemeinen schöpft der Verfasser aus guten Quellen; doch fehlt es nicht an einzelnen Versehen. Wenn er z. B. meint, dafs mit der Eroberung Ravennas durch Belisar Kunst und Pracht des Orients hier eine Heimstätte gefunden habe, so überschätzt er die Bedeutung des orientalischen Einflusses; die Bauten aus der byzantinischen Periode Ravennas erklären sich auch ohne die Annahme direkter byzantinischer Vorbilder. Das schöne Mosaik hinter dem Altar im Grabgewölbe Galla Placidias stellt nicht Christus dar (S. 8), sondern den heiligen Laurentius, der der Marter entschlossen entgegenschreitet. Das Mosaikbild in Sant' Apollinare nuovo, das als Palatium Theoderichs bezeichnet ist, scheint der Verfasser als treue Nachbildung von Theoderichs Residenz zu betrachten, wofür doch nicht der geringste Beweis vorliegt. Auch die Schilderung der Umgebung von Sant' Apollinare in Classe entspricht nicht völlig der Wirklichkeit: die sumpfige Ebene ist gröfstenteils ausgetrocknet, und um die bisher gemeindelose Kirche sammeln sich allmählich neue Ansiedlungen.

Im 2. Teile werden deutsche Bauwerke betrachtet, die durch ravennatische Architektur beeinflufst sind. Die Ähnlichkeit zwischen San Vitale und der Palastkirche Kaiser Karls zu Aachen veranschaulicht der Verfasser treffend durch die Zusammenstellung des Grundrisses und des Durchschnittes beider Kirchen. Dafs andere karolingische Bauten sich die ravennatische Basilika zum Muster genommen haben, beweist die Anwendung des Bogens über den Säulen und des sogen. Kämpfers. Ob

aber wirklich, wie der Verfasser weiter nachzuweisen versucht, die Kaiserpfalz zu Ingelheim eine gewisse Ähnlichkeit mit Theoderichs ravennatischem Palaste hatte, erscheint bei der Dürftigkeit der vorhandenen Reste mehr als zweifelhaft.

Während die dem Hefte beigegebenen Bilder sehr ansprechend sind, ist die sprachliche Form an vielen Stellen auffallend nachlässig; so heifst es S. 21: „Im Äufsern anspruchslos und einfach gehalten, aber doch interessant gruppiert, wurde alle Pracht auf die Ausschmückung des Innern verwendet.“ Ähnliches findet sich z. B. S. 3. 7. 17. 20. 24.

Bremen. **E. Ziegeler.**

---

33) **P. Allard, Le Christianisme et l'Empire Romain de Néron à Théodose.** Paris, Lecoffre, 1897. XII et 307 S. 12. frcs. 3. 50.

Das vorliegende Werk, mit welchem eine neue „Bibliothèque de l'enseignement de l'histoire ecclésiastique“ eröffnet wird, behandelt das im Titel genannte Thema in streng kritisch-historischer Weise und bleibt dem in der Vorrede gegebenen Versprechen, nicht in den apologetischen Ton zu verfallen, durchweg treu. Das ist um so anerkennenswerter, als der Verfasser auf kirchlich katholischem Standpunkt steht und auch der Tradition ihr bedingtes Recht einräumen mufs. Das Buch ist anregend und fliefsend geschrieben und bringt zugleich das Quellenmaterial in ebenso praktischer wie geschmackvoller Weise zur Geltung. Diesem letzteren Zwecke dienen die kurzen Anmerkungen unter dem Text und das reichhaltige Verzeichnis der alten und der modernen Litteratur am Ende des Buches. Ebenso lobenswert ist die klare und übersichtliche Einteilung in (8) Kapitel und gleichmäfsig grofse Unterabteilungen, die dem Leser die Orientierung sehr erleichtern. Namentlich die ausgiebige und kritische Verwertung des epigraphischen Materials ist sehr schätzbar.

Wir enthalten uns einer eingehenden Inhaltsangabe, da diese ja doch nur Selbstverständliches bieten würde, und besprechen hier nur kurz einzelne Punkte, die unseres Erachtens der Erörterung wert sind: Bei der Behandlung der sogenannten neronischen Christenverfolgung unterläfst es Allard, auf Schillers Ansicht einzugehen, und verweist für die Erklärung des Taciteischen Berichtes nur auf Ramsay, The Church in the Roman Empire 1894, p. 232 ff., während doch jene Hypothese sicher eine Erwähnung verdient hätte. Den Beweis, dafs Nero die Christen permanent und

systematisch verfolgt habe, halten wir trotz der von Allard beigezogenen Notiz bei Sueton (Nero 16) nicht für erbracht. Überhaupt glauben wir, dafs der Ausdruck Christenverfolgung für das in den beiden ersten Jahrhunderten den Christen gegenüber beobachtete Verfahren des römischen Staates nicht zu rechtfertigen ist. Schon die blofsen Thatsachen rechtfertigen diese Bezeichnung nicht, wenn man auch über die prinzipielle Seite der Sache die Ansicht Mommsens nicht teilt. Eine Diskussion dieser Frage wäre sicherlich sehr angebracht gewesen. Statt dessen begnügt sich Allard p. 64, 3 mit der Angabe, Mommsens Theorie sei von L. Guérin, Nouvelle Revue historique de droit français et étranger 1895, p. 601—646 und 713—737 widerlegt worden (s. auch p. 89 u.), ohne die Argumente dieses Gelehrten wiederzugeben. — Dafs auch die ältesten römischen Bischöfe durchweg als Päpste bezeichnet werden, hängt mit dem allgemeinen Standpunkt des Verfassers zusammen. — Die Behauptung, dafs die Legende von Apollonios von Tyana eine absichtliche Erfindung mit polemischer Spitze gegen das Christentum sei (p. 71), ist trotz Baurs bekannter Arbeit immer noch nicht bewiesen und hätte daher nicht ohne weiteres als feststehende Thatsache hingestellt werden sollen. — Ebenso ist die Auffassung von der Verfügung des Septimius Severus, wie von dem Reskript Trajans, wonach sie für das ganze Reich verbindlich gewesen wären (p. 75, 6), eine sehr strittige, während Allard sie als ganz selbstverständlich vorträgt. — In den späteren Partieen seines Werkes vermifst man die Angabe von mancher bedeutenden Arbeit: So für Konstantin vor allem das Werk von Burckhardt und für Julian die Neumannsche Rekonstruktion der Galiläerschrift. — Besonders bei der Behandlung Julians fehlt manche Spezialuntersuchung. So hätte der Verfasser u. a. für die wichtigsten Urkunden über Julians Reformbestrebungen das einschlägige Material zusammengestellt finden können in dem Aufsatz des Referenten, „Eine Encyklika Julians des Abtrünnigen und ihre Vorläufer“ (Zeitschrift f. Kirchengesch. XVI, S. 45 ff., 220 ff.). — Ebenso hätte er wohl auch die an das Rhetorenedikt sich knüpfenden Fragen etwas kritischer behandelt, wenn er die Arbeit von Schwarz „De vita et scriptis Juliani imperatoris“ (Diss. Bonn. 1888) gekannt hätte (s. auch die Abhandlung des Referenten „Ist die pseudojustinische Cohortatio ad Graecos eine Streitschrift gegen Julian? (Zeitschr. f. wissenschaftl. Theol. XXXVIII, 115 ff.). Mindestens hätte Julians ep. 42 von dem Generalerlafs im Codex Theod. geschieden werden müssen. — Die Briefe 54 und 25 werden von der

neueren Kritik für unecht erklärt, was der Verfasser (namentlich bei der Stellung Julians zum Judentum) hätte beachten sollen. — Auch das über Julians Galiläerschrift Gesagte (S. 223) bedarf einer Revision. Die sieben Bücher, von denen Hieronymus spricht, sind nach Neumanns überzeugender Darlegung auf drei zu reduzieren, d. h. auf die Zahl, welche Cyrill angiebt.

Wenn eine Neuauflage diese und ähnliche kleinere Versehen, die den Wert des Buches bis jetzt noch etwas beeinträchtigen, verbessert haben wird, so wird man in ihm mit Recht den würdigen und vielversprechenden Eröffnungsband der grofs angelegten „Bibliothèque de l'enseignement de l'histoire ecclésiastique" dankbar begrüfsen dürfen.

Tauberbischofsheim. **J. R. Asmus.**

---

34) J. **Rappold, Gymnasialpädagogischer Wegweiser.** Zweite, stark vermehrte Auflage. Wien, Verlag v. A. Pichlers Witwe & Sohn, 1896.

Wer eine Übersicht über die in jüngster Zeit erschienenen Werke, die sich auf Gymnasialpädagogik beziehen, zu benutzen wünscht, dem möchte wohl der obengenannte Wegweiser, der ein bibliographisches Verzeichnis von Büchertiteln ist, die nach den einzelnen Lehrfächern des Gymnasiums geordnet sind, für den ersten Gebrauch die erforderlichen Dienste leisten, für genauere, eingehendere Studien aber wird er wohl schwerlich ausreichen. Der Verfasser beabsichtigte nur gutes und leicht zugängliches Material zu bieten und die Schätze zu heben, die in Zeitschriften, besonders in den österreichischen, niedergelegt sind. Es sind daher fast nur Werke oder Abhandlungen angeführt, die in jeder Gymnasialbibliothek vorhanden sind oder vorhanden sein sollten, oder die wenigstens von einer Nachbarbibliothek leicht beschafft werden können. Man darf schon bei dem geringen Umfange des Buches nicht erwarten, dafs alle auf Gymnasialpädagogik bezüglichen Werke genannt werden, wohl aber, dafs die besten verzeichnet sind. Doch das ist nicht überall der Fall; es werden oft unbedeutende Abhandlungen citiert, während die Hauptwerke fehlen. Bei der Programmlitteratur hätten wir gewünscht, dafs diese in gröfserem Umfange herangezogen wäre; denn der Verweis auf die Programmverzeichnisse von J. Bittner, E. Panyák und R. Klufsmann, die teuer und auch schwer zu bekommen sind, genügt nicht. Vielleicht liefse sich vieles in

den Einzelheften, die mit der neu hinzugewachsenen Litteratur von Zeit zu Zeit herausgegeben werden sollen, nachholen, um das Buch wirklich brauchbar zu machen.

—l.

---

35) **M. Mayr, Jahrbuch der französischen Litteratur.** III. Jahrgang 1896. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung, 1897. 176 S. 8.

Dieses jetzt zum drittenmale erscheinende Jahrbuch der französischen Litteratur ist ein ausgezeichnetes Hilfsbüchlein für jeden, der sich mit den neuesten Pariser Erscheinungen beschäftigt. Der erste gröfsere Teil des Werkes enthält in alphabetischer Folge Inhaltsangaben der Prosawerke, die im Jahre 1896 erschienen sind, dann folgen ebenso Besprechungen der Gedichte und schliefslich der dramatischen Werke. Angehängt sind noch kurze Lebensabrisse der Verstorbenen des Jahres, Edmond de Goncourt — der Vorname hätte hier in der Überschrift nicht fehlen sollen — Houssaye, Simon und Verlaine. Zwei alphabetische Verzeichnisse, das eine nach den Autorennamen, das andere nach den Titeln der besprochenen Werke, machen das Buch höchst brauchbar. Da nun einmal Gedichte und dramatische Werke von der Prosa getrennt sind, so würde man auch gern die wissenschaftliche Prosa zusammen sehen. Die Besprechungen sind nicht immer dem Werte des betreffenden Werkes entsprechend abgemessen. So werden Léon Daudets treffliche Shakespearereise und Jules Simons „Quatre portraits", worunter die interessante Charakteristik Wilhelms II., kurz abgethan, während z. B. von Maurice Talmeyrs flüchtig hingeworfener Skizze „Le monde criminel" — er schreibt solcher Artikel mindestens fünfzig im Jahr — ein langer Auszug gegeben wird. Besonders zu loben sind dagegen die Abschnitte über die geschichtliche Litteratur. Wer in dem Buche Auskunft darüber suchen sollte, was nun von all den Büchern zunächst lesenswert wäre, würde vielleicht eine stärkere Verteilung von Licht und Schatten in der Beurteilung wünschen. Man findet wenig entschiedene Urteile darin. Grévilles „Céphise", ein Frauencharakter, der uns auch im deutschen Sinne anspricht, wird allerdings mit Recht gerühmt, aber Rods psychologisch ungleich feineres „Dernier refuge" wird kühlen Herzens besprochen. Bei den dramatischen Werken ist nicht überall bemerkt, ob sie sich als bühnenfähig erwiesen haben. So könnte man auch bei dem bedeutendsten belletristischen Ereignis des Jahres, Zolas „Rome" kurze Angaben über die Urteile der bedeutendsten französischen Kritiker

erwarten. Die Polemik, die sich an dieses Buch anschlofs, hätte doch ausführlicher verzeichnet, und vor allem Zolas Figaroartikel „Les droits du romancier“, der den Vorwurf des Plagiats glänzend zurückweist, erwähnt werden können. Doch das sind Ausstellungen, die gegenüber der Fülle des Gebotenen und dem Werte der geleisteten Arbeit nicht in Betracht kommen können. Der Druck ist korrekt, die Ausstattung geschmackvoll, der Preis wohlfeil.

Aachen. **Zander.**

---

36) **Hegewald, VI Leçons pratiques.** Pour faire suite au Recueil de synonymes français. Meiningen, Keyssner, 1898. 47 S. 8.

Die Schrift dient zur Einübung und Befestigung der französischen Synonyma. Hegewald hat die 6 Leçons aus La Chaumière Indienne von Bernardin de St. Pierre entnommen und mit Hinweisungen auf die bereits früher erschienene Sammlung (Recueil de synonymes français. Quatrième édition. Meiningen 1892) versehen. Etwa der vierte Teil der 539 Nummern des Recueil findet im Texte Erwähnung und ist durch Zahlen bezeichnet, sodafs die zugehörigen synonymen Ausdrücke leicht zu finden sind. Während die ältere Sammlung den Schülern als Hilfsmittel für den französischen Aufsatz dienen soll, sind die 6 Leçons dazu bestimmt, an der Hand eines Textes die Kenntnis der Synonyma durch Repetition zu befestigen. Beide Werkchen sind, obschon es nicht besonders erwähnt ist, für die oberen Klassen höherer Schulen geschrieben, wenn auch manches in die mittleren Klassen gehört und bei Behandlung der Präpositionen, Pronomina etc. bereits durchgenommen und eingeprägt ist, wie z. B. Nr. 50, 96, 165, 218, 219, 243, 433, 468, 476 etc. Ob bei der Vielseitigkeit der Aufgaben, die dem französischen Unterrichte zufallen, genügend Zeit sich erübrigen läfst, um dep 34 Seiten umfassenden Text in der Schule zu behandeln, scheint zweifelhaft. Als Privatlektüre, zugleich mit der Bestimmung, den Stoff für Konversation abzugeben und die Schüler zu veranlassen ein schriftliches Verzeichnis der bereits bekannten Synonyma anzulegen, wird es sich mit Vorteil verwenden lassen, zumal der Text den Schüler fesseln wird und der Stil dem Verständnisse keine nennenswerten Schwierigkeiten bietet. Die Fufsnoten, die Regeln über das Part. passé, sowie die angeführten Homonyme, unter denen „Dé“ und „par“ als nicht zugehörig wegbleiben können, bieten neben vielem Bekannten auch Neues.

Der Druck beider Hefte ist korrekt und gut, wie es sich für Schulbücher gehört.

Gotha. **K. Grosch.**

37) **Wilke-Dénervaud, Anschauungsunterricht im Französischen** mit Benutzung von Hölzels Bildern. Ausgabe in 8 (einzeln käuflichen) Heften à 30 Pf., nebst Wörterbuch zu allen Heften à 60 Pf. Ausgabe in einem Bande, geb. 2 Mk. 25 Pf. Leipzig, R. Gerhard, 1896.

38) **Edmund Wilke, Anschauungsunterricht im Englischen** mit Benutzung von Hölzels Bildern. Ebenda. geb. ℳ 1.40.

Es ist zu loben, dafs die vorliegenden Bearbeitungen den Fehler nicht begehen, den Anschauungsunterricht der Grammatik dienstbar zu machen, und so durch ein Hinterthürchen das wieder einzuführen, was in den neuen Lehrplänen zur Hauptthür hinausgethan worden ist. Zuerst werden die Gegenstände, Tiere und Personen, welche man auf den Bildern sieht, in der fremden Sprache genannt und ihre Lage bezw. ihre Thätigkeit in wenigen kurzen Sätzen angegeben, dann aber sieht man nichts mehr von den sonst häufig gebräuchlichen langweilenden, alles analysierenden Fragen und Antworten. Es ist Sache des Lehrers und nicht zum mindesten der mit Lust und Liebe sich beteiligenden Schüler — denn auch diese müssen angeregt werden, an ihre Kameraden Fragen zu stellen und nicht blofs zum Beantworten der vom Verfasser oder dem Lehrer fein säuberlich vorbereiteten Fragen verdammt bleiben — die Unterhaltung interessant zu gestalten. Dazu trägt der Stoff in der Form, wie er gegeben, zum guten Teile bei. Die Erläuterungen lesen sich wie ebenso viele kleine Erzählungen, die, in die Hand der Schüler gegeben, die selbstthätige Teilnahme an dem fremdsprachlichen Unterricht in hohem Grade zu fördern geeignet sind und — nebenher bemerkt — das Diktieren der Wörter und Sätze überflüssig machen und so zur Verminderung des Schreibwerks beitragen.

Wer nicht Zeit hat, alle Hefte durchzuarbeiten — und das haben die meisten Kollegen sicherlich nicht — der möge sich darauf beschränken, das eine oder andere Stück, je nach eigener Neigung oder derjenigen seiner Schüler, auszuwählen. Es enthält Heft I: Le Printemps; II: La Ferme; III: L'Été; IV: La Forêt; V: L'Automne; VI: La Montagne; VII: L'Hiver; VIII: La Ville. Eine besonders erfreuliche Zugabe bilden

die kleinen Märchen, die, je eins, am Schlufs der einzelnen Hefte hinzugefügt sind: I. La Pâquerette; II. Les Musiciens de la ville de Brême; III. Le petit chaperon rouge; IV. La Belle au bois dormant; V. Le vilain petit canard; VI. Blancheneige; VII. La petite fille et les allumettes; VIII. Les trois frères. Die Märchen sind inbezug auf ihren Inhalt sehr passend an die vorhergehenden Besprechungen angeschlossen. Die Erzählung vom „Gänseblümchen" (Pâquerette) würde ich gern durch eine andere ersetzt sehen. Sie kommt mir für den Geschmack unserer Knaben zu süfslich vor. — Die Empfehlung einer „begleitenden, kurzgefafsten französischen Grammatik, wie der von Kühn" vonseiten des Verfassers läfst mich annehmen, dafs er auch später nicht gesonnen sein wird, allerlei grammatische Zuthaten zu geben. Ich könnte das im Interesse der vorliegenden wohlgelungenen Arbeit nur bedauern. In der jetzigen Form wird sie meines Erachtens nicht verfehlen, sich viele Freunde zu erwerben.

Zum Schlufs will ich nicht unterlassen, an dieser Stelle den Wunsch auszusprechen, dafs der Verfasser es unternehmen möchte, in derselben Weise für die vorgeschritteneren Schüler Stoffe zu bearbeiten, die dem französischen Volksleben entnommen sind, etwa unter Benutzung von Bildern, die Paris darstellen.

Die englische Bearbeitung enthält denselben Stoff in derselben Anordnung in einem Bande. Statt der Märchen sind aber am Schlusse der einzelnen Abteilungen je ein kleines Gedicht und einige Themata zu schriftlicher Bearbeitung hinzugefügt. Hin und wieder sieht man den Anfang gemacht zu Vergleichungen zwischen deutschen und englischen Eigentümlichkeiten im Leben, in Gebräuchen und Verkehrseinrichtungen. Eine Erweiterung bezw. Veränderung des Stoffes nach dieser Seite hin würde sowohl der französischen als auch der englischen Bearbeitung in hohem Grade zur Empfehlung gereichen.

Der Druck beider Ausgaben ist sauber, die Ausstattung geschmackvoll.

Schleswig. **H. Rese.**

---

39) **England and the English.** Ausgewählt und bearbeitet von **F. J. Wershoven.** Mit 32 Illustrationen, einem Plan und einer Umgebungskarte von London. Dresden, Kühtmann, 1897. 224 S. 8. geb. ℳ 2.

Das vorliegende Bändchen „England and the English", ein Seitenstück zu den in demselben Verlage erschienenen und ebenfalls von

Wershoven herausgegebenen beiden Büchern „La France“ und „The United States“, bietet auf gedrängtem Raume eine Zusammenstellung der wichtigsten englischen Realien. Der Verfasser hat die einzelnen Abschnitte guten neueren Schriftstellern entlehnt und auf Grund wiederholter eigener Anschauung für die Zwecke der Schule eingerichtet. Den Anfang bilden vier Kapitel über die geographische Lage, das Klima, die Produkte, die Verkehrsmittel und den Handel der Britischen Inseln. Darauf folgen acht Abschnitte über London und seine hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten. Kapitel 14 und 15 beschreiben die Ufer der Themse abwärts bis Gravesend und aufwärts bis Windsor. Die übrigen zwanzig Kapitel führen folgende Überschriften: The Crystal Palace. Shakespeare's London. The Plague and the Great Fire. Manufacturing Towns. Liverpool and Manchester. The Coast: from the Thames to the Mersey. Isle of Wight. Scotland. John Bull. John Bull in Town and in the Country. English Customs. Greenwich Fair 50 Years ago. The Derby. Table of English Precedence. The British Constitution. County Councils. Great Public Schools and Universities. Cricket. The English Language. Old English and Norman French. Als Anhang ist noch eine Herrscherliste und eine Übersicht über die englischen Münzen, Mafse und Gewichte beigegeben.

Nach der Absicht des Verfassers soll die kleine Chrestomathie als Semester- oder Jahreslektüre benutzt werden und dann als kurzes Nachschlagebuch dauernd in der Hand des Schülers der oberen Klassen bleiben. Wir sind mit der letzteren Bestimmung durchaus einverstanden, doch können wir es nicht für praktisch halten, die Schüler ein Semester oder gar ein ganzes Jahr hindurch nur mit Realien zu speisen. Wäre es nicht vielleicht besser, wenn man das Buch überhaupt nur neben der sonstigen Lektüre und als Ergänzung derselben benutzte, indem man bei passender Gelegenheit das eine oder das andere der geschickt bearbeiteten und im einzelnen recht interessanten Kapitel durchnähme? Es wird nach unserer Ansicht bei einer derartigen Behandlung des Stoffes nicht ausbleiben, dafs die Schüler von selbst öfters in dem Buche lesen und an demselben Geschmack gewinnen, während eine ununterbrochene Durchnahme desselben ihnen leicht das Interesse an den Realien verleiden könnte.

Zum Schlufs noch eine kleine Bemerkung mehr nebensächlicher Art. Auf S. 211 würde es sich empfehlen, das Wallisische mit dem am nächsten dazugehörenden Bretonischen zu verbinden und bei den germanischen Sprachen die eigentliche wissenschaftliche Einteilung in Nord-, Ost- und

Westgermanisch einzuführen. Warum soll man nicht auch in derartigen Dingen genau sein?

Die 32 dem Texte beigegebenen Abbildungen sind im allgemeinen recht klar und übersichtlich ausgeführt; auch die beiden Karten dürften für eine schnelle und leichte Orientierung ganz geeignet sein. Der Druck und die sonstige Ausstattung des Buches sind tadellos.

s.

---

40) **J. W. Zimmermann, Lehrbuch der Englischen Sprache** für höhere Lehranstalten (besonders Realgymnasien und Realschulen). Neu bearbeitet von **J. Gutersohn.** 47. Auflage. Erster Teil: Methodische Elementarstufe. Halle, G. Schwetschkescher Verlag, 1897. 110 S. 8. ℳ 1.50.

Zweiter Teil: Systematische Mittelstufe. 24. umgearbeitete Auflage. Ebend. 1896. 242 S. 8. ℳ 2.70.

Schon mit der vierzigsten Auflage war Zimmermanns „Lehrbuch der englischen Sprache" in vielfach veränderter Gestalt an die Öffentlichkeit getreten; die neuen preufsischen Lehrpläne haben nun eine umfassendere Umarbeitung nötig gemacht. Gutersohn nimmt eine vermittelnde Stellung in dem Streit über die Methode auf dem Gebiet der neueren Sprachen ein. Er gehört nicht zu den extremen Reformern, verkennt aber keineswegs, dafs manche Neuerungen und Vorschläge der sogen. Reformrichtung auch für den Unterricht gröfserer Klassen praktisch durchführbar und wertvoll sind. Die Zusammenstellung der Hauptpunkte auf S. IV der Vorrede zeigt, dafs alle wirklich berechtigten Forderungen der neueren Methodik gebührend Berücksichtigung gefunden haben. Eine eigentliche Lautschrift ist der ganzen Anlage des Buches entsprechend weggelassen. Bei der streng methodischen Behandlung der Aussprache ist, wie übrigens auch nachher bezüglich der grammatischen Regeln, nur das Wichtige und Hauptsächliche berücksichtigt, damit der erste Unterricht sich nicht in eine für den Schüler erdrückende Masse von Einzelheiten verliere. Die neuesten Forschungen der Lautwissenschaft sind daneben im Anhang zum I. Teil und den darin genannten Hilfswerken in einer verständlichen, leichtfafslichen Form zusammengestellt und verwertet. Hier ist auch auf J. W. Zimmermanns „Englische Aussprache" und „Kurze englische Leselehre für vorgeschrittene Schüler" (Leipzig 1893) hingewiesen. Die zusammenhängenden Lese- und Übungsstoffe sind gegen früher

stark vermehrt und nunmehr vorwiegend. Für den Anfang treten sie etwas zurück, weil sonst die Schwierigkeiten der Aussprache, Schreibweise und Formenlehre sich allzu sehr häufen und den Schüler verwirren und ermüden müfsten. Diese Lesestoffe sind leicht genug, sodafs sich die ersten Sprechübungen bequem daran anschliefsen können. Soweit Einzelsätze überhaupt noch vorhanden sind, sind sie streng methodisch geordnet; sie bilden ja immerhin eine Abwechselung zu dem übrigen Lehrstoff. Die gesprochene Sprache des alltäglichen Lebens ist in ausgedehnter Weise berücksichtigt, die Lesestücke sind dem Anschauungs- und Erfahrungskreis des Schülers angepafst.

Der erste Teil soll der Hauptsache nach in einem Jahreskurs von 3—4, für fortgeschrittenere Schüler auch bei 2—3 Wochenstunden bewältigt werden, der zweite Teil wird sich mit Leichtigkeit in zwei Jahren durchnehmen lassen. So wird also in Reallehranstalten die englische Grammatik in Untersekunda zum Abschlufs gebracht, ein Umstand, der ja mit Rücksicht auf die Abschlufsprüfung von grofser Bedeutung ist. Das Lehrbuch kann aber auch mit Vorteil an Vollanstalten mit neunjährigem Kursus gebraucht werden, auch möchte ich es angelegenlichst nach genauer Prüfung zur Einführung an Gymnasien empfehlen, die etwa in II^b, II^a, I^b und I^a je zwei Stunden wöchentlich Englisch haben. Der Lehrstoff ist so angeordnet, dafs er sich stets mit den durch die neuen preufsischen Lehrpläne vorgeschriebenen Pensen in Einklang bringen läfst.

Auch in seiner neuen Gestalt kann das Lehrbuch allen Fachgenossen empfohlen werden. Ein Versuch im Unterricht wird sicher den alten Freunden von Zimmermanns Grammatik viele neue hinzufügen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Vakanzen.

Aachen, R. G. Hilfsl. Gesch. Geo. Deutsch f. alle Kl., Lat. od. Engl. f. mittl. Bis 15./2. Oberbürgerm. Veltmann.

Borbeck, Höhere Sch., N. Spr. 2400—4560 u. 500 Mk. Wg. Bürgermstr. Heinrich.

Kiel, O. R. S. u. Ref. R. G. 1) Obl. Math. u. Phys.; 2) Hilfsl. Franz. Engl. Deutsch, Turnen, 3) Hilfsl. Rel. Deutsch, Lat. oder Gesch. (Turnen). N. E. Meld. bis 1./3. Magistrat.

Swinemünde, H. T. S. Obl. N. Spr. 2400—3900. Bis 20./2. Magistrat.

Viersen, Prg. u. R. S. Hilfsl. Alte Spr. Bis 20./2. Dir. Dr. Dickmann.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 26. Februar. Nr. 4, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

41) **Adam, Ludwig, Homer, der Erzieher der Griechen.** Ein Beitrag zur Einführung in das Verständnis des erziehlichen Wertes seiner Werke. Paderborn, Schöningh, 1897. 148 S. 8. ℳ 3.

Daſs die Homerischen Gedichte wenigstens in der älteren Zeit für die Griechen nicht nur ein unterhaltender Begleiter durchs Leben, sondern auch Lese- und Lehrbuch waren, aus denen man seine Kenntnisse in Geschichte, Religion, Moral u. s. w. schöpfte, ist eine nicht nur dem Philologen von Fach bekannte Thatsache. So war es ein lockender Vorwurf, diese Dichtungen nach ihrer pädagogischen Brauchbarkeit, d. h. nach ihrem ethischen Gehalt zu prüfen und die Angaben zusammenzustellen, die uns aus dem Altertum über ihre thatsächliche Verwendung für gedachten Zweck

überkommen sind. Verfasser hätte vielleicht besser gethan, nach diesen beiden Gesichtspunkten seine Untersuchung zu gliedern, anstatt eine ziemlich krause Disposition zu wählen, deren Schwächen schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis verrät. Bleiben wir bei der von uns angedeuteten Folge, so sind die unleugbaren moralischen Bedenklichkeiten — es sei nur an die allzu menschliche Gestaltung der Götter erinnert — auch von den Alten erkannt und je nach ihrem Standpunkt beschönigt oder zu einem allgemeinen Verdammungsurteil ausgenutzt worden. Allein die Erkenntnis ihrer hohen ethischen Bedeutung, die Horaz am Eingang seiner zweiten Epistel preist, war doch allgemein verbreitet. — Wie weit nun im einzelnen ihre Verwertung im Dienste der Pädagogik ging, darüber fehlt es uns fast gänzlich an Nachrichten, wenn wir von solchen ganz allgemeiner Art wie der bei Heraclides cap. I (Adam S. 12) absehen. Denn auch die zahlreichen Notizen der Scholiasten, die auch vom Verfasser mit dankenswerter Gründlichkeit ausgenutzt sind, zeigen nur, wie man im Altertum die einzelnen Stellen in moralischem Sinne deutete oder umdeutete. — In dem Kapitel I, 5 „Die Einheit der beiden Epen und ihr Verhältnis zueinander“ wird jeder Leser etwas anderes erwarten, als er auf den zwei (!) Seiten findet. An Litteratur hätte der Verfasser noch benutzen bezw. anführen können: Hoff, Über Homer als Quelle für die griechische Geschichte 1878; Gerlach, Homers Einfluſs auf die bildende Kunst der Griechen 1867; Walther, De scriptor. Rom. usque ad Verg. stud. Hom. 1867; die Schriften von Lechner u. a. Unter den Berichtigungen am Schlusse fehlt S. 112, Z. 24 Iratus für Iratis, S. 41 u. muſs es für Trinakria heiſsen Thrinakia, wie S. 128 richtig geschrieben ist.

Büdingen. **O. Dingeldein.**

---

42) **Lars Wahlin, De usu modorum Theocriteo** (Göteborgs Högskolas Arsskrift). Göteborg, Wettergren & Kerber, 1897. 44 S. 8. 1 kr.

Durchgreifende oder partielle Untersuchungen über den Sprachgebrauch eines Autors sind einerseits Bausteine zu einer historischen Grammatik der Sprache, anderseits das Fundament einer gesunden Kritik. Wenn nun das erstere Verdienst, wie W. für Theokrits Modusgebrauch selbst erwähnt, durch andere Abhandlungen, namentlich aber durch Rumpels Lexikon vorweggenommen ist, sollte der kritische Standpunkt den Wert des Buches ausmachen. Dem wird aber durch die Verzeichnung der abweichenden

Lesarten in Anmerkungen und die gelegentliche ausdrückliche Konstatierung der Unentschiedenheit nicht Genüge gethan. S. 7 spricht sich W. freilich gegen diejenigen aus, die hie und da *κεν* einschieben, wo der blofse Optativ anstöfsig scheint, S. 17 verwirft er *ἄν* beim Imperativ (23, 35 u. 41) und noch entschiedener S. 5, Anm. 3 Rumpels Auffassung von *χορέσσαι* (24, 135) als Infinitiv; aber seine eigene Auffassung der Stelle: „*de tempore praeterito videtur optativus adhiberi*“ ist sicher falsch, da es sich im Zwischensatz um eine allgemein gültige Behauptung handelt. Ebenso wenig hat das Participium *ἀποτρίψας* (16, 17) eine hypothetische Bedeutung, was S. 6 behauptet wird. Eine eigene Vermutung habe ich nur S. 30 zu 12, 13 gefunden: *πάλιν αὖ κεν*. S. 21 wird 16, 21 das Futurum *οἴσεται* — meines Erachtens mit Unrecht — beanstandet, während Hiller an dem Verbum selbst Anstofs genommen hat.

Über den Aufbau der Abhandlung — es werden die Modi zunächst im unabhängigen Satz, dann die einzelnen Arten der abhängigen Sätze mit Abdruck fast aller Stellen besprochen — und W.s syntaktische Ansichten will ich nicht rechten, da mir seine 1891 erschienene Schrift „De usu modorum apud Apollonium Rhodium“, auf die er sich diesbezüglich beruft, nicht bekannt ist. Doch scheinen manche Unterteilungen unwesentlich zu sein, so S. 23 bei *ὅτε* mit dem Indikativ historischer Zeiten: *αα*) *de certis rebus praeteritis in narrando.* *ββ*) *de re praeterita generatim dicta.* *γγ*) *ad tempus accuratius definiendum post imperativum.*

Radautz. **Wilh. Weinberger.**

---

43) **K. Krumbacher, Ein Dithyrambus auf den Chronisten Theophanes.** München, Verlag der Kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften, 1897. In Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth). Aus den Sitzungsberichten der philos.-philologischen und der histor. Klasse der Kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften 1896. Heft IV. S. 583—625.

Der Verf. veröffentlicht eine bis jetzt unedierte Vita des Theophanes Confessor. Sie steht im Cod. Mon. gr. 3, einer schönen Pergamenthandschrift des 10./11. Jahrhunderts, fol. 8—13ᵛ und trägt die Überschrift: *Θεοδώρου πρωτοασηκρῆτις ἐγκώμιον εἰς τὸν ὅσιον πατέρα ἡμῶν καὶ ὁμολογητὴν Θεοφάνην τὸν τῆς Σιγριανῆς. Πάτερ εὐλόγησον.* Dieser fügt er noch zwei jetzt zum erstenmale veröffentlichte Hymnen auf Theophanes

aus dem Cod. Patm. 212 s. XI, fol. 207—208 bei. Den Schlufs machen kritische Bemerkungen zu den Biographieen des Theophanes. Beigegeben ist das Facsimile des fol. 13 des Cod. Mon. gr. 3.

Die dem Text vorausgeschickte Abhandlung beschäftigt sich mit den bis jetzt bekannt gewordenen Vitae des Theophanes. Zunächst stellt der Verf. das Verhältnis dieser zu einander und zu der neu edierten fest. Er unterscheidet dabei drei Hauptformen. Die ursprünglichste bildet die vornehmlich erzählende und an sachlichem Detail reichhaltige Biographie des Methodius, zu der auch die kurzen Auszüge in den Legendenmenäen gehören. Als zweite Stufe kann man die zwei Enkomien des Anonymus und des Nikephorus betrachten, in denen zwar der sophistisch-rhetorisch-katechetische Charakter mehr oder weniger vorherrscht, aber doch auch die wichtigsten Thatsachen des Lebens erzählt werden. Die dritte Form endlich repräsentiert der rhetorisch-lyrisch gehaltene, thatsächlicher Angaben fast gänzlich entbehrende Prosadithyrambus des Protoasekretis Theodoros, der den Übergang zu den streng versifizierten Kirchenhymnen und Kanones vermittelt.

Dann geht der Verf. näher auf unsere Vita ein, die nach einer darin enthaltenen Andeutung etwa in der Zeit 920—959 n. Chr. verfafst wurde. Sie verdient besondere Beachtung wegen der im Text befindlichen Kommata und Punkte, die der Verf. mit Recht für Lesezeichen zur Angabe der längeren und kürzeren Sinnespausen erklärt. Er untersucht die so bezeichneten Satzschlüsse mit Bezug auf W. Meyers Satzschlufsgesetz und findet, dafs sie, von wenigen zum Teil leicht korrigierbaren Fällen abgesehen, mit diesem völlig übereinstimmen. So erhalten Meyers Resultate auch eine direkte Bestätigung durch die Überlieferung. Übrigens haben sich in unserem Texte, wie er von dem Verf. zum Abdruck gebracht wird, manchfache Inkorrektheiten in der Setzung von Kommata und Punkten eingeschlichen; eine ganze Reihe von kleineren Sinnespausen, die gemacht werden mufsten, sind nicht bezeichnet, sei es dafs sie vom Schreiber vergessen wurden oder mit der Zeit in der Handschrift verblafst sind; andere sind unrichtig gesetzt, wie z. B. S. 610, 24, wo das Komma nach *ψυχῆς* st. nach *ἐνέργειαι* steht, 611, 18, wo das Komma vor *τεκμηράμενον* stehen sollte u. s. w.; endlich finden sich auch nicht selten Verwechslungen zwischen Komma und Punkt. Richtiger wird man darüber urteilen können, wenn noch mehr mit solchen Lesezeichen versehene Texte bekannt gemacht sind.

Zum Schlufs noch einige Bemerkungen zum Text! S. 608, 18 mufs es *ἑαυτόν* st. *αὐτόν* heifsen. — 610, 5 ist *ἀπαράτρεπτοι* st. *ἀπαράτρωτοι* zu schreiben. — Ebenda 17 vermute ich *πέρα ἀγαγὼν* st. *περιαγαγών*: „über den äufseren Dunst hinausführen". — Ebenda 23 ist Komma nach *αὔξησιν* zu setzen, nicht Punkt, da der Satz *ὅτε κτλ.* sich an das Vorhergehende anschliefst. — Ebenda 33 sollte *ἄσαρκόν τε διαγωγὴν καὶ* gestellt sein. — 611, 14 ist *τῆς ἐνεγκαμένης* ungewöhnlich st. des Aktivs. — Ebenda 17 fehlt nicht, wie der Verf. meint, das Verbum, von dem der Infinitiv *πεφάνθαι* abhängt; das konsekutive *ὡς* hat hier, wie sonst in der Rede, den Accus. und Infinitiv nach sich. Daran schliefst sich dann *τεκμηράμενον τῆς ἀ. στῆναι* als beabsichtigte Folge: „um in seinem Streben nach Rückzug aus der Welt sich hier niederzulassen". — 612, 33 ist *συνελόντα εἰπεῖν* ungewöhnlich st. *ὡς συνελόντι εἰπεῖν*; ungewöhnlich ist auch die Stellung von *αὐτοῦ* 613, 4. — 613, 10 ist *Θρᾳκῴων* zu schreiben. — 614, 24 würde ich nach *ἔχω* Punkt und 26 nach *ἀποτελέσματα* Fragezeichen setzen; denn *ὅτι μὴ κτλ.* schliefst sich an *πῶς τοῦτο* an. — 615, 2 mufs es *διαβιβάζει* heifsen, dem vorhergeh. *ἀπονέμει* entsprechend; *μηδὲ γὰρ ... ἀλογίας* ist Zwischensatz, wie Z. 22: *οὐδὲ γὰρ τοῦτο φαίης*. — Ebenda 13 steht *τελοῦσα* im Sinne von *οὖσα*. — 616, 12 ist das überlieferte *προτείνῃ*, das der Verf. in *προτείνει* ändert, beizubehalten; es ist die 2. Pers. Med., die nach dem Vorhergehenden hier verlangt wird; auch 32 ist der Accent von *Ἡλιού* nicht in *Ἡλιοῦ* zu ändern. — 617, 2 ist hinter *τῶν ἀποστόλων* ein Substantiv ausgefallen, wie *χορός*; andernfalls mufs es *οἱ ἀπόστολοι* heifsen. — Ebenda 4 ist *τοὺς δέ* zu lesen; *τοῖς δέ* kommt nicht auf Rechnung des Verfassers, sondern des Abschreibers. — Ebenda 14 mufs man *αὔτη σοί* schreiben. — 618, 8 ist hinter *συμφυεῖ* das Substantiv *υἱεῖ* oder *υἱῷ* ausgefallen.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

44) **Callinici de vita S. Hypatii liber.** Ediderunt seminarii Philologorum Bonnensis sodales. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. XX u. 188 S. 8.

Das Leben des heiligen Hypatios lag bis jetzt nur in der Ausgabe des Daniel Papebroch in „Actis sanctorum m. iunii" vol. III, p. 308—349 vor, deren Text sehr fehlerhaft ist. Die Mitglieder des Bonner Seminars, 10 an der Zahl, entschlossen sich zur Feier der 25 jährigen Lehrthätigkeit Fr. Büchelers an der Bonner Universität die Schrift neu herauszu-

geben. Die zwei Hds., ein Parisinus und ein Vaticanus, wurden neu verglichen, und zwar der Parisinus von ihnen selbst, der Vaticanus von A. Dieterich und H. Schöne, und so eine Ausgabe geschaffen, die den wissenschaftlichen Anforderungen entspricht. Besonders verdienstlich sind die beigegebenen Indices, von denen der erste die Eigennamen, der zweite den Wortschatz und der dritte die grammatischen Beobachtungen umfafst.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

45) **Aegid Raiz, Die Frage nach der Anordnung der Horazischen Oden.** Eine kritische Übersicht. (Festschrift.) Graz, Leuschner & Lubensky, 1896. S. 43—56. gr. 8. ℳ —.70.

In dieser viel umstrittenen Frage ist es die Absicht des Verfassers nur, „beobachtete Thatsache“ und deren Deutung gehörig auseinander zu halten und vor Überschätzung der „Entdeckungen“ zu warnen. Nach den sehr sorgfältigen und umsichtigen Untersuchungen bleibt als Thatsache: 1) in den stets wechselnden Metren der ersten neun Gedichte sind alle horazischen Versmafse, wenigstens die des ersten Buches, vertreten. Damit hat er für mich gegen Kiefsling, der elf Oden metrisch zusammenfafste, entschieden; 2) der Eltersche Kanon bringt nicht zu dem Glauben, dafs er ein Anordnungsgesetz erhalte, dem H. bewufst gefolgt wäre. Dagegen ist nicht zu leugnen, dafs ein Streben nach Wechsel vorhanden ist, das zu Elters „wechselvollster Mannigfaltigkeit“ geführt hat, die „variatio“; 3) die Walthersche Enneaden- und Triaden-Hypothese weist zu viel Ausnahmen auf. — Nachdem der Verfasser diese Hypothesen beleuchtet hat, wendet er sich zu der Frage, ob eine Ordnung in sachlicher Beziehung zu bemerken sei. Er kommt auch hier zu dem nüchternen und richtigen Urteil, dafs H. mit der Rücksicht auf Abwechslung in den Metren, die in der Anfangsreihe ganz durchgeführt ist, die Rücksicht auf hervorragende Persönlichkeiten verband und sie, wohl um sie zu ehren, einmal gegen den Anfang zu vertreten sein liefs. Freilich in der Begründung im einzelnen S. 50 u. 51 unterläfst auch der Verf. nicht, ein blofses Fühlen und Empfinden kund zu geben. — Auch eine „wohlerwogene Abfolge“ der Themen, von der Kiefsling geredet, weist der Verf. mit Recht zurück. Wenn in der Einschaltung der erotischen Oden, in der Verteilung der Oden an Mäcenas sich eine gewisse Regelmäfsigkeit erkennen läfst, so ist nur die Variatio die Erklärung. Endlich bespricht der Verf. in sehr ent-

schiedener Weise den neuesten Versuch von Simon, der allerdings nur auf den ersten Blick etwas Bestechendes hat, und bei näherer Betrachtung doch abenteuerlich erscheint. — Bringt so die Arbeit von Raiz wenig Positives, so hat sie doch durch die geschickte Abwehr aller hochtönenden, aber haltlosen Vermutungen entschieden ihre Verdienste.

Hirschberg. **Emil Rosenberg.**

---

46) **Clifford H. Moore, Julius Firmicus Maternus, der Heide und der Christ.** Münchener Diss. Leipzig, Th. Stauffer, o. J. 51 S. 8.

Der Verfasser, Assistant Professor an der University of Chicago, erörtert in der Einleitung (S. 1—6) dieser E. v. Wölfflin gewidmeten Untersuchung die Geschichte der Frage, ob die beiden unter dem Namen des Julius Firmicus Maternus gehenden Schriften „De errore profanarum religionum" und „Matheseos libri VIII" von ein und demselben Verfasser stammen oder nicht, wobei er die chronologischen Data vorlegt und zeigt, wie sie richtig zu verwerten sind. Er kommt, hauptsächlich auf Mommsens Forschungen gestützt, zu dem Ergebnis, dafs die Mathesis zwischen der Sonnenfinsternis am 17. Juni 334 und dem Tod des Kaisers Konstantin am 22. Mai 337, und die christliche Schrift zwischen den Jahren 346 und 350 n. Chr. geschrieben worden ist, also chronologische Bedenken gegen die Identität ihrer Verfasser nicht mehr bestehen können. Da die nach der Zeitfolge der beiden Schriften bei dieser Annahme allein mögliche Voraussetzung, der Autor sei zuerst Heide gewesen und dann Christ geworden, auch durch einige Stellen des späteren Werkes bestätigt zu werden scheint, will der Verfasser nun eine genaue Untersuchung der Latinität beider Werke anstellen, um die Wahrscheinlichkeit der Identitätshypothese daran zu prüfen.

Im ersten Abschnitt stellt Moore (S. 7—28) eine „Vergleichung der Sprache beider Schriften an. Er zeigt, dafs die christliche in ihrer Anfangspartie sicher auf eine in einer früheren Schrift vorkommende Behandlung desselben Themas verweist, das eben in dem heidnischen Werke besprochen wird, und auch sonst manche Übereinstimmungen in einzelnen Gedanken und in dem Ausdruck derselben sich in beiden Werken finden. Solche Übereinstimmungen zeigen sich besonders in gewissen Wortformen und Wörtern, wie das späte *absconsus* statt *absconditus*, *ostensus* statt *ostentus*, *omnifariam* statt *multifariam*, *licentia* im Sinne von *potestas*

(potentia), conversatio in erweiterter Bedeutung, *commentum* im Sinne von „Lehre", *aliquis* in Verbindung mit einer Negation u. dgl. Allein auch in bestimmten Phrasen stimmen die beiden Schriften überein, so z. B. *prostitutus pudor, praeposterus amor, laqueis implicari* u. dgl.; man kann daher an der Identität ihrer Verfasser um so weniger Zweifel hegen, als die innern Widersprüche nicht so bedeutend sind, dafs sie der äufsern formalen Gleichartigkeit gegenüber von Belang wären.

Der zweite Abschnitt (S. 29—47) handelt von den in beiden Schriften benutzten Quellen und der Litteraturkenntnis ihrer Verfasser, d. h. von ihrem Verhältnis zu der früheren Litteratur. Der apologetische Traktat „De errore pr. r." ist mehr negativ-polemischer Natur und zeigt einige Verwandtschaft mit dem Octavius von Minucius Felix, nicht aber mit Tertullian. Moore führt die einschlägigen Parallelstellen aus dem Octavius und „De errore pr. r." Nr. 30 in extenso an; sie legen eine Benutzung des Dialogs vonseiten des Firmicus sehr nahe, wenn auch nicht vergessen werden darf, dafs auch die mittelbare oder unmittelbare Benutzung von Euhemerus' *ἱερὰ ἀναγραφή* nicht ausgeschlossen ist. Die einer vorhieronymianischen Bibelübersetzung angehörenden Citate aus der heiligen Schrift sind wohl aus Cyprian entlehnt. — Schwieriger ist es, die Quellen der Mathesis ausfindig zu machen. Der Verfasser zählt nacheinander die darin namhaft gemachten Gewährsmänner auf und führt jeweils dabei an, was über sie noch bekannt ist, und was man allenfalls aus dem von Firmicus Mitgeteilten auf sie zurückführen kann. Hier steht man nur in der sogen. „sphaera barbarica" 8, 5—17 auf sicherem Boden, wofür Firmicus wie Bechert und Némethy gezeigt haben, u. a. das Gedicht Astronomicon des Manilius unmittelbar oder mittelbar benutzt hat (s. S. 32, 36 ff., 52 ff.). Besser steht es mit den historischen Beispielen, die Firmicus B. I, Kap. 3 für die Macht des Schicksals anführt; hier bildet nach Moores Annahme Nepos, für die griechischen und für die römischen Fälle Livius seine Quelle. Dafs er einen Auszug aus letzterem und nicht die Historien Sallusts für die Darstellung von Sullas Leben (selbständig) benutzte, versucht der Verfasser S. 39—47 durch Aufzeigen sprachlicher Anklänge zu erweisen.

Über das Leben des Firmicus giebt die Mathesis allein einigen Aufschlufs; die Notizen hierüber stellt Moore S. 47—51 zusammen. Darnach war er ein Siculer, wahrscheinlich aus Syrakus, anfänglich Advokat und später Schriftsteller. Seine Bildung wird er wohl, da sein Latein

die Spuren der afrikanischen Latinität trägt, in syrakusanischen Schulen erhalten haben, wo er sich wohl auch seine griechischen Kenntnisse erwarb. Dafs er eine grofse Vorliebe für dichterische Ausdrücke hatte und auch in Horaz und Virgil belesen war, zeigen mannigfache Reminiscenzen an diese beiden Dichter.

Die Arbeit ist, trotzdem der Verfasser ein Ausländer ist, in gutem Deutsch geschrieben und zeugt von einer gediegenen historischen Kenntnis der lateinischen Lexikographie und Litteraturgeschichte. Der von ihr angestrebte Beweis der Identität der beiden Firmici darf jetzt wohl als erbracht gelten.

Tauberbischofsheim. **J. R. Asmus.**

47) **Rudolf Heberdey, Opramoas. Inschriften vom Heroon zu Rhodiapolis,** im Auftrage der kleinasiatischen Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften neu bearbeitet von **R. H.** Wien, Alfred Hölder, 1897. 71 S. 8 und 5 Tafeln.

Die österreichische archäologische Expedition in Lykien vom Jahre 1882 hatte bekanntlich in Rhodiapolis eine Inschrift von seltener Ausdehnung — aus über 100 Quadern bestehend — entdeckt, welche von E. Petersen und Emanuel Loewy abgeschrieben und von letzterem in den „Reisen im südwestlichen Kleinasien“ II (1889) S. 76 ff. herausgegeben wurde. Sie ruft schon dadurch das Interesse für sich wach, dafs sie das umfangreichste epigraphische Denkmal in griechischer Sprache ist, wenn auch die Wichtigkeit des Inhalts der äufseren Ausdehnung nicht entspricht; sie rührt von einem Heroon her, das ein angesehener lykischer Bürger des zweiten Jahrh. n. Chr. (unter Hadrian und Antoninus Pius), Opramoas, sich noch bei Lebzeiten errichtete, und an dessen Wänden alle Ehrenbeschlüsse eingetragen wurden, welche, von dem lykischen Bunde herrührend, die Erwiderung auf die kolossalen Schenkungen und Stiftungen bildeten, die Opramoas zugunsten des Bundes sowohl als einzelner Städte gemacht hatte. Es ist eines der gröfsten Denkmäler menschlicher Eitelkeit, dessen Überreste da auf uns gekommen sind; nach der jetzigen Zählung waren nicht weniger als 68 Aktenstücke (Bundesdekrete, Kaiserbriefe, Briefe von Statthaltern) auf dem Gebäude aufgezeichnet.

In den Jahren 1892 und 1895 wurde die Inschrift wiederholt von E. Hula, E. Kalinka und R. Heberdey nachverglichen und durch eine Reihe von neuen Fragmenten vervollständigt; auch zeigte sich, dafs Loewy

— so sehr das Verdienst von dessen mühevoller und grundlegender Arbeit anerkannt werden mufs — sich einige Male, was die Abfolge der Blöcke anlangt, geirrt hatte. So ergab sich die Notwendigkeit einer Neu-Ausgabe des Monuments, welche Heberdey übernahm. Die Leistung des Herausgebers verdient alles Lob; es ist jetzt nicht nur endgültig die richtige Aufeinanderfolge der Bruchstücke festgelegt, auch im einzelnen, was die Lesung und Ergänzung der Inschrift anlangt, ist H. um vieles weiter gekommen als Loewy. Auf eine Verwertung des Monumentes verzichtete er und begnügte sich, eine Reihe von chronologischen Folgerungen S. 55 ff. anzufügen, in welchen ebenfalls Loewys Aufstellungen bezüglich der Laufbahn des Opramoas und der Liste der Bundespriester und der Statthalter mannigfach berichtigt sind. Auch die lohnende Erörterung der staatsrechtlichen Verhältnisse konnte H. nicht in den Kreis seiner Arbeit ziehen; einige Folgerungen, die aus der Inschrift für die Verfassung des lykischen Bundes und die Provinzialverhältnisse überhaupt resultieren, sind bereits von W. Büchner im Philologus N. F. IV S. 750 ff. und E. Szanto (Griech. Bürgerrecht S. 128 ff.) gezogen worden.

Als Aufgabe für die Wissenschaft bleibt noch ein ausführlicher und abschliefsender Kommentar zu dem in seiner Art einzigen Denkmal; hoffentlich findet sich H., der jetzt dessen bester Kenner ist, bereit, denselben später nachzuliefern.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

48) **Julius Jung, Grundrifs der Geographie von Italien und dem orbis Romanus.** (Iwan von Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, 3. Band, 3. Abteilung, 1. Hälfte.) Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. München, C. H. Beck, 1897. 178 S. 8. ℳ 3.50

Diese neue Bearbeitung unterscheidet sich äufserlich von der ersten 1888 erschienenen dadurch, dafs sie separat zu haben und mit einem alphabetischen Register versehen ist. Der Umfang ist von 100 auf 165 Seiten gewachsen; die eifrige Thätigkeit, die fast überall im Gebiete des alten imperium Romanum die Spuren des weltbeherrschenden Volkes aufdeckt, erkennt man in der meistens eingehend verzeichneten Litteratur aus der allerneuesten Zeit. Besonders der östliche Teil des Reiches, Illyricum, Kleinasien, Ägypten ist von dem Verfasser bedacht, doch wird man auch anderswo kaum eine einigermafsen erhebliche Arbeit vermissen. So

dient die Schrift dem Zweck der Einführung in dies Studium der Geographie des orbis Romanus in vortrefflicher Weise. Erwünscht wäre wohl noch bei den Provinzen Italiens und den Inseln die Angabe des Areals.

Die Sprache der Basken nennt J. „bekanntlich flexionslos“ (S. 87); diese Bezeichnung der formenreichen Sprache ist doch mindestens bedenklich, „agglutinierend“ ist doch nicht mit flexionslos gleichbedeutend. Im Register S. 169 lies Banasa statt Banausa.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

49) **Ernest Combe, Grammaire Grecque du Nouveau Testament.** Lausanne, Georges Bridel & Co. Éditeurs, Paris, Librairie Fischbacher (o. J.). 189 S 8.

Der Verfasser, Professor der neutestamentlichen Exegese an der Universität Lausanne, hat, wie er in seiner die Vorrede vertretenden Widmung an den Pastor de Visme erklärt, sowohl in den Jahren der Vorbereitung auf seinen späteren Beruf, als auch in seiner Stellung als akademischer Lehrer den Mangel einer genügenden Grammatik des neuen Testaments in französischer Sprache schmerzlich empfunden und erkannt, wie viel Schaden die Vernachlässigung der Lexikologie und Syntax derselben anrichte. Diese Lücke auszufüllen — dazu soll das vorliegende Buch dienen. Die grofsen Verdienste, welche sich Winer auf diesem Gebiet erworben, die guten Dienste, welche dieser durch seine Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms dem Verfasser geleistet, erkennt dieser dankbar an. Wenn er aber darauf hinweist, dafs dieses Buch in vielen Beziehungen den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr genüge, so werden wir ihm ganz zustimmen müssen bei der Erwägung, dafs die letzte von Winer besorgte Auflage bereits im Jahre 1855 erschienen ist, die folgende von Lünemann herausgegebene sich fast ganz darauf beschränkt hat, Winers Zusätze einzuarbeiten, die vortreffliche Neubearbeitung aber von Schmiedel, die bis heute noch nicht vollständig vorliegt, zur Zeit, wo die vorliegende Schrift erschien, selbst in dem ersten Hefte noch nicht veröffentlicht war. Zu benutzen war dem Herausgeber auch gestattet ein Teil des Werkes des Abbé Viteau „Étude sur le grec du Nouveau Testament“ (erschienen im Druck Paris 1893), welcher es vor der Veröffentlichung ihm einige Tage zur Einsicht überliefs. Während aber dessen Werk bestimmt ist, einen vollständig wissenschaftlichen Charakter zu tragen — es ist mir nicht zu Gesicht gekommen —, beabsichtigte der Herausgeber mit Berück-

sichtigung der neueren Ergebnisse eine kurze Grammatik zu schreiben, „pour la généralité des personnes qui se vouent à l'interprétation des documents originaux du christianisme“.

Nach einem kurzen Abschnitt über die griechische Schrift, in welchem uns auch die Uncialbuchstaben des 6. und die Minuskelbuchstaben des 10. Jahrhunderts, ebenso einige Facsimile aus dem Codex Sinaiticus, Basiliensis, aus der Ausgabe des Robert Stephanus vom Jahre 1546 vor Augen geführt werden, folgt die Behandlung der Formenlehre nach Deklination und Konjugation. Während aber in Deutschland stillschweigende Voraussetzung ist, dafs wer das Neue Testament in griechischer Sprache liest, eine gewisse Kenntnis des attischen Dialekts sich erworben hat, die neutestamentlichen Grammatiken also nach diesem Gesichtspunkte bearbeitet sind, finden wir die Ausgabe von Combe, wie es scheint, für solche berechnet, welche an die Lektüre der heiligen Bücher ohne jede Kenntnis der griechischen Sprache herantreten. Sonst würde man nicht einsehen, warum es der Herausgeber dieses Buches für nötig erachtete, uns über das Jota subscriptum und die Art, wie es bei grofsen und kleinen Buchstaben zu schreiben ist, zu belehren, ebenso über das Wesen des Substantivs, dessen Genera und Numeri. Der Artikel wird in allen Deklinationsformen uns vorgeführt; zur ersten Deklination werden uns als Paradigmata *ἡμέρα, οἰκία, γλῶσσα, κεφαλή, νεανίας, μαθητής* aufser *Ἰωαννᾶς* und *Ἀγρίππας* gegeben; die Konjugation des Verbum *πιστεύω* umfafst allein fünf Seiten, die von *ἵστημι, τίθημι, δίδωμι, δείκνυμι* je vier Seiten. Es erscheint dies um so auffälliger, als nach meinen Informationen auch in Frankreich in der dritten Klasse, in welcher das Durchschnittsalter der Schüler 14 Jahre beträgt, bei wöchentlich fünfstündigem griechischem Unterricht ein Gesang Homers, Abschnitte aus Herodot und ein Buch von Xenophons Anabasis in den offiziellen Lehrplänen als Lektüre vorgeschrieben sind, also wenn jemand das N. T. im Urtext liest, was er nicht leicht vor dem 14. Lebensalter thun wird, er die elementaren Kenntnisse des Griechischen sich schon angeeignet haben mufs.

An die unregelmäfsigen Verba schliefst sich im vorliegenden Buche die Lehre von den Tempora und Modi, vom Infinitiv und dem Participium. Dann folgen Abschnitte über die Präpositionen, Konjunktionen, wobei auch die Temporalsätze und Bedingungssätze behandelt werden, über die Adverbien mit der Besprechung der Negationen *οὐ* und *μή*, endlich über die Interjektionen. Den Schlufs bilden Bemerkungen über die neutestament-

liche Sprache im allgemeinen, über die Figuren, den Parallelismus der Gedanken, der im N. T. noch charakteristischer sei als im Alten und am Magnifikat der Maria (Luk. 1, 46—55) nachgewiesen wird, über die poetischen Stellen des N. T., über die Übertragung hebräischer Vokabeln und Redensarten in das neutestamentliche Griechisch, endlich über das Christliche in demselben, wie es sich in verschiedenen Vokabeln zeigt, z. B. in ἀγάπη, μετάνοια, in Phrasen, wie πιστεύειν εἴς τινα und in ganzen Abschnitten, von denen er unter anderen Eph. 1, 3—14, Röm. 12, 1. 2, 14, 7—9 anführt. Er bemerkt hierbei: „Rien dans ces passages ne choque la grammaire grecque; cependant le ton de la pensée et la couleur générale ne sont ni helléniques, ni hébraïssants: ils sont chrétiens."

Auf Vollständigkeit der Belegstellen macht der Verfasser dem ganzen Charakter des Buches entsprechend keinen Anspruch. Die Ausarbeitung ist sorgfältig, die Darstellung leicht verständlich, der Druck scharf, deutlich und korrekt. Nur an wenigen Stellen habe ich Versehen oder Drukfehler in den Accenten gefunden.

Zum Schlufs noch ein paar Bemerkungen. Bei dem Paradigma ἵστημι finden wir die Formen des Perfekt und Plusqu. pass. ἕσταμαι, ἑσταμένος ὦ u. s. w., ἑστάμην angeführt, die im N. T. gar nicht, sonst aber überhaupt nur höchst selten vorkommen (vgl. Kühner-Blafs, Gramm. der Gr. Spr. II, 197). Vergebens habe ich mich nach der transitiven Perfektform ἐξεστακέναι Apg. 8, 11 umgesehen. S. 74 wird neben ἑστήκασι die Form ἕστασι angegeben, was wohl nur ein Druckfehler (für ἑστᾶσι) ist. Zu billigen ist, dafs nur die Perfektform τέθεικα angeführt ist, da τέθηκα älter ist und sich daher im N. T. nicht findet, wohl aber die seit dem ersten Jahrhundert v. Chr. vorkommende Form τέθεικα. Ein Versehen scheint S. 109 vorzuliegen, wo vom Konjunktiv in abhängigen Sätzen die Rede ist, um den Zweck zu bezeichnen. Hier ist Luk. 7, 4 ἄξιός ἐστιν ᾧ παρέξῃ τοῦτο unter anderen Stellen mit angeführt, während doch παρέξῃ Futurum ist.

Die Brauchbarkeit des Buches wird durch treffliche Indices sehr erhöht, besonders durch ein ausführliches Register aller in dem Buche besprochenen Stellen des N. T.s.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

50) **Carlo Pascal, La leggenda latina e la leggenda etrusca di Servio Tullio.** (Sonderabdruck aus den Verhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Turin.) Turin, Carlo Clausen, 1897. 17 S. gr. 8.

Eine der interessantesten Zeiten der römischen Geschichte ist die Periode der Tarquinier. Dafs sie eine Zeit etruskischer Herrschaft über Rom gewesen sei, wird jetzt wohl von der Mehrzahl der Gelehrten nicht mehr bezweifelt. An diese an sich interessante Thatsache schliefsen sich dann eine Reihe weiterer interessanter Einzelfragen nach den näheren Umständen dieser Herrschaft, nach den Quellen, die wir darüber haben, z. B. ob es ein römisches Heldenlied gegeben habe u. dgl. Eine dieser Spezialfragen ist auch die nach Servius Tullius, wofür wir sowohl römische, wie etruskische Quellen haben, erstere nicht blofs in einer Anzahl von Stellen bei den römischen Schriftstellern, sondern in der interessanten Lyoner Bronzetafel mit der Rede des Kaisers Claudius, diese in dem Wandgemälde des Françoisgrabes zu Vulci.

Nachdem bereits vor fünfzehn Jahren Gardthausen unter dem Titel „Mastarna oder Servius Tullius“ die Frage behandelt hat, tritt jetzt Verf. an sie heran. Seine Ergebnisse sind in Kürze folgende: Auf dem Esquilin wohnte eine plebejische Kolonie unterworfener Latiner, während auf dem Cälius eine von den beiden Vibenna dort angesiedelte etruskische Kolonie safs. Mit Unterstützung dieser Elemente gelang es Servius, die von den Patriziern unterstützte alte Herrschaft der gleichfalls etruskischen Tarquinier zu brechen und dem römischen Staate eine neue Verfassung zu geben. Referent hält diese Ansicht für wohlbegründet. Die Namen Servius Tullius und macstrna deutet Verfasser so, dafs der erste sich auf die Geburt als Sklave und seine Freilassung durch die Etrusker (Tullus = *Tus-lo) beziehe, macstrna hingegen sein Amtstitel, = magister populi, gewesen sei. Beide Deutungen sind ansprechend, doch nicht ohne gewisse Schwierigkeiten.

Lugano. **Carl Pauli.**

---

51) **Der Obergermanisch-Raetische Limes des Römerreichs.** Lieferung 5: Die Kastelle bei Öhringen, 29 S. (4 Tafeln); Kastell Vielbrunn, 7 S. (1 Tafel) und Lorch, 4 S. (2 Tafeln). Heidelberg, Otto Petters, 1897. ℳ 4.20.

Im Jahre 1748 hatte die Königl. Preufsische Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Aufgabe gestellt zu untersuchen, „wie weit der

Römer Macht, nachdem sie über den Rhein und die Donau gesetzt, in Deutschland eingedrungen, was vor Merkmale davon ehemals gewesen und etwa noch vorhanden seien". Die eingelaufenen Preisaufgaben, die nur Norddeutschland berücksichtigten, wurden 1750 herausgegeben. Da entschlofs sich einige Jahre später der Fürstlich Hohenlohesche Regierungsrat Hansselmann in Öhringen, die gestellte Aufgabe für Oberdeutschland zu lösen und besonders die römischen Überreste in der Umgebung seines Wohnortes zu erforschen. In zwei Arbeiten vom Jahre 1768 und 1773 veröffentlichte er die Ergebnisse seiner Untersuchungen und bot damit ein Werk, das für den obergermanischen Limes epochemachend war. In der Umgegend von Öhringen (vicus Aurelii) wies er zwei Kastelle nach, eins auf der „Unteren Bürg" und an dessen Südseite eine Hypokaustumanlage, eins östlich von der Stadt bei dem sogen. Rendelstein. Einer gründlichen Erforschung stellten sich wie heute auch damals schon die Anbauverhältnisse hindernd in den Weg. Auffallend ist, dafs zwei Kastelle von ziemlich gleicher Gröfse unmittelbar nebeneinander liegen, dafs bei beiden parallel mit der Umfassungsmauer streckenweise eine zweite Mauer läuft, und dafs sich in dem Rendelkastell ein grofses Badegebäude findet.

Wahrscheinlich ist das dem Grenzwall näher liegende Rendelkastell das ältere und war als Kohortenkastell erbaut. Bei Vergröfserung der Öhringer Garnison durch den Numerus überliefs man diesem das Rendelkastell und errichtete für die Kohorte ein neues weiter westwärts. Da der Numerus das Kastell nicht ausfüllte, so errichtete er sein Badegebäude innerhalb des Kastells, während das Bad für die Kohorte im Bürgkastell südwärts desselben erbaut wurde.

Bei dem Kastell Hainhaus bei Vielbrunn ist beachtenswert, dafs es nur drei Thore hatte, an der Front und den beiden Seiten, während das rückseitige Thor fehlt.

Die Aufdeckung des Kastells Lorch konnte nur sehr unvollkommen vorgenommen werden, da es mitten im Ort liegt und Häuser, Kirche, Kirchhof und die gepflasterten Hauptstrafsen eine Untersuchung unmöglich machten. Gleichwohl konnte der Umfang des Kastells im allgemeinen festgestellt werden.

Bremen. **E. Dünzelmann.**

---

52) **Eduard Rothert, Karten und Skizzen aus der Geschichte des Altertums.** Zur raschen und sicheren Einprägung zusammengestellt und erläutert. Düsseldorf, A. Bagel, o. J. 4. ℳ 5.

Die Erfahrung, die ich mit der Benutzung des die neuere Geschichte behandelnden Teils des Rothertschen Werkes und mit dem in einiger Hinsicht verwandten des Österreichers Berndt „Die Zahl im Kriege“ gemacht habe — sie erhöhen das Interesse des Schülers ungemein und erleichtern das Behalten, da das Kartenbild das Gedächtnis unterstützt —, kann mich nur bestimmen, diesen ersten (oder, dem Erscheinen nach, letzten) Teil des Rothertschen Werkes durchaus zu empfehlen. In einfachen, übersichtlichen Karten giebt er die Änderungen im Machtbereich der verschiedenen Staatenbildungen, in den Kriegskarten den Verlauf der Feldzüge durch stark hervortretende farbige Linien, auf der physikalischen Karte von Griechenland und Italien die geschichtlich merkwürdigen Berge und Flüsse. Überall Übersichtlichkeit und Anschaulichkeit, nirgends übel beeinflufst durch pedantische Genauigkeit, die sich selbstverständlich nicht überall erzielen läfst, aber auch durchaus nicht notwendig ist. Mit Hilfe dieser Karten wird der Schüler sich den Verlauf der Ereignisse viel besser einprägen als nach den bisherigen Anschauungsmitteln.

Zu den Karten hat Rothert auch historische Notizen für jede Karte beigefügt, mehr oder minder eingehend. Ich kann diese Hinzufügung, die von einigen gewifs — neben dem Lehrbuch — als überflüssig angesehen wird, nur billigen; mag auch einiges mit dem eingeführten Lehrbuch nicht übereinstimmen, so wird dadurch schon die Lust an der historischen Kritik geweckt, und das ist kein Schade. Manches wird in einer zweiten Auflage daran leicht zu ändern sein: den grofsen Zahlen, die für die Heere der „Barbaren“ überliefert sind, ist mindestens ein „angeblich“ beizufügen; die Schreibweise der Namen ist nicht konsequent (z. B. Koronea, Cunaxa, Carien, Abydos, Rhodus, Lesbos); bei dem Zuge des Cyrus minor wird nicht einmal Xenophon erwähnt — doch fällt das bei dem Werte der Arbeit wenig in die Wagschale.

Hoffentlich tragen Rotherts Werke auch dazu bei, dem der Schule entwachsenen „gebildeten“ Publikum das auf der Schule Erlernte wieder zu vergegenwärtigen und mehr Interesse für die Geschichte zu wecken, als man leider bei vielen findet.

Oldesloe. **R. Hansen.**

53) **Claes Lindskog, Beiträge zur Geschichte der Satzstellung im Latein.** Lund, Malmström, 1897. 60 S. 4.

Die vorliegende Abhandlung bietet mehr als ihr Titel erkennen läfst; denn es ist darin nicht blofs von der Satzstellung die Rede, sondern es wird auch der Wortstellung ein ausführliches Kapitel (S. 1—15) gewidmet. Wie diese hat sich auch jene im Laufe der Jahrhunderte mannigfach verändert, sodafs der Gebrauch Ciceros verschiedentlich von dem des Plautus abweicht. So liefert L., sogar unter Beigabe tabellarischer Übersichten (S. 57—60) den Beweis, dafs genannter Redner abhängige Fragesätze dem sie regierenden Zeitwort weit öfter folgen läfst als der anderthalb Jahrhunderte früher lebende Komödiendichter, aber auch Nebensätze, überhaupt sowohl ersten wie zweiten Grades, häufiger einschiebt. Doch darüber erfahren wir nichts, ob Unterschiede zwischen Poesie und Prosa bestehen, ob Redner und Geschichtschreiber der verschiedenen Zeiten in der Satzstellung immer gleich viel voneinander abweichen u. a. Auch ist kein Grund angegeben, warum gerade die Philippischen Reden Ciceros zum Vergleiche mit den Plautinischen Stücken herausgegriffen worden sind.

Die Untersuchung ist sorgfältig und mit gewissenhafter Heranziehung der einschlägigen Litteratur geführt, die Ergebnisse zufriedenstellend, wenn auch nicht alle Behauptungen des Verfassers unterschrieben werden können. Z. B. läfst sich die Ansicht (S. 13) nicht aufrecht erhalten, dafs es dem modernen Sprachgefühl absolut notwendig sei, jede Meinung, jeden Satz durch ein Prädikat zu stützen. Abgesehen von Aufforderungen (Nur gutes Muts! Noch einen Becher!) und Fragen (Woher des Wegs? Warum allein?) findet sich Ellipse des Zeitworts in Aussagesätzen wie: Soweit der Pfarrer. Ich zur Thüre hinaus und hinter dem Diebe her). Auch darf nicht verschwiegen werden, dafs die Lektüre der Schrift durch den Stil erschwert wird. Denn der Verfasser schreibt ein Deutsch, das in Syntax und Wortgebrauch fast bei jedem Satze den Schweden verrät. Er hätte jedenfalls besser daran gethan, diese Schrift wie mehrere frühere, lateinisch abzufassen.

Eisenberg. **O. Weise.**

---

54) **A. Seidel, Neugriechische Chrestomathie.** Ausgewählt und mit einem Wörterbuch sowie erklärenden Anmerkungen versehen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag, o. J. VIII u. 183 S. 8.

Der Verfasser bezeichnet als Zweck des Buches, demjenigen, der sich die grammatikalischen Regeln des Neugriechischen eingeprägt und einen

kleinen Wortschatz angeeignet hat, Materialien zur Erweiterung und Vertiefung, sowie zur Übung und Befestigung seiner Kenntnisse zu bieten. Diese Materialien entnimmt er sowohl der prosaischen als der poetischen Litteratur und ist dabei darauf bedacht, dafs die drei Stilgattungen des modernen Griechisch, die Schriftsprache, die Umgangssprache der Gebildeten und die Umgangssprache des gemeinen Mannes, in gleicher Weise vertreten sind. Der prosaische Teil enthält Sprichwörter, vier Märchen, den von Blachos nach dem Französischen bearbeiteten Einakter *ἡ σύζυγος τοῦ Λουλουδάκη*, den fünften Akt der Galatia des Basiliadis, zwei Briefe des Korais und ein Stück der Biographie des Adamantios Korais; der poetische fünf Volkslieder, die vierte bis siebente Scene des dritten und die letzte des fünften Aktes von Lessings Nathan der Weise in der Übersetzung des Th. Aphentulis, endlich Gedichte des Valaoritis, Zalakostas, Tantalidis, Solomos, Rhangabis, Kokkinakis, Xenos und Drosinis. Die Auswahl ist zweckentsprechend und auch umfangreich genug. Zur Unterstützung der Lernenden hat der Verfasser ein Wörterbuch beigegeben, und aufserdem noch Anmerkungen zu den einzelnen Stücken, die aber brauchbarer wären, wenn sie durchweg am Fufse der Seiten angebracht und auch im Text mit den entsprechenden Zahlen versehen wären. Überdies liefs es sich der Verfasser angelegen sein, dem Lernenden die Kontrolle seiner Arbeit dadurch zu ermöglichen, dafs er Texte wählte, zu denen leicht Übersetzungen zu haben sind; wo solche fehlen, hat er am Schlusse des Buches selbst die Übersetzung gegeben. Störend beim Gebrauche sind nur die vielen Druckfehler; die Übersetzung des sechsten Sprichwortes fehlt auf S. 172.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

55) **Victor Hugo, Préface de Cromwell.** Für die Zwecke der Schule verkürzt und erklärt von **O. Weissenfels.** Berlin, R. Gärtner, 1896. ℳ 1.

Um mein Urteil gleich an die Spitze zu stellen: wir haben hier einen besonders für Gymnasien sehr gediegenen und fesselnden Lektürestoff in sorgfältiger Bearbeitung gewonnen. Mit seinen 65 Seiten Text läfst er sich in einem Semester erledigen. Auf den ersten 27 Seiten giebt er in weiten Ausblicken eine Rückschau über die allgemeine Litteraturgeschichte bis Shakespeare, charakterisiert das moderne Drama im Gegensatz zum antiken, im besonderen die klassische französische Tragödie und

entwickelt nach dieser „carte du voyage poétique" den Grundsatz für die Kunst der Romantik: „Le dogmatisme, dans les arts, est ce qu'il fuit avant tout." Je gröfsere Belesenheit der Schüler besitzt, desto fruchtbringender wird die Abhandlung wirken; sie gehört daher als Abschlufs der gesamten Lektüre nur auf die oberste Stufe. — Der mir zur Verfügung stehende Raum gestattet nur wenige Bemerkungen über die Ausgabe selbst. Für Schulzwecke hätte es sich empfohlen, die der Romantik eigentümlichen Redewendungen und Ausdrücke als solche zu kennzeichnen und in einem Anhang zusammenzufassen, da der Schüler sie nicht nachahmen darf: so z. B. wiederholtes poetisches que si für si, veraltetes souventes fois, nicht allgemein gebräuchliches ce (me semble) mà (!) p. 43 u. a. Dafs der Herausgeber jede sprachliche Anmerkung verschmäht hat, gehört für mich in das Kapitel des extremen Gegensatzes gegen früher, der die gesunde Mittelstrafse verliert. Citate mittelalterlicher Schriftsteller in der Rechtschreibung ihrer Zeit (wie p. 40 u. a.) sind für die Schule ein philologischer Zopf. — Die Anmerkungen umfassen volle 28 Seiten und sind in allen Hauptpunkten sachgemäfs, mehrfach recht gründlich, enthalten aber auch wiederholt nicht zur Sache Gehöriges, so das über die Mistel Gesagte p. 88 u. a. — Dafs die Melancholie ihres schmeichlerischen Klanges wegen in neuerer Zeit zu hohem Ansehen gelangt sei, ist doch wohl kein ernst zu nehmender Grund. — Die proportions gigantesques des griechischen Theaters gelten doch auch, wenn auch geringer als bei Äschylus von Sophokles (cf. Aias). Über Shakespeare hätte ich lieber eine gröfsere Anzahl rein französischer Urteile gewünscht und dafür ganz bekannte Dinge weggelassen. — Zu Malherbe p. 28 vermisse ich eine Anmerkung. — Der Druck ist korrekt, ich fand nur p. 31 nous y sommes arrivé.

Trarbach a. d. Mosel. **Elfes.**

---

56) **Madame d'Arbouville, Résignation** und **Une vie heureuse.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Ferdinand Wavra.** I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Leipzig, G. Freytag, 1897. 116 S. 8.

Preis beider Teile gebunden ℳ 1.10.

Der Herausgeber bietet in dem Bändchen zwei unverkürzte Erzählungen einer wenig bekannten Schriftstellerin. Die den Texten vorausgeschickte Einleitung enthält eine kurze Lebensbeschreibung und biblio-

graphische Nachrichten über die Werke der Dichterin. Auf Seite VII findet sich die Bemerkung, dafs Mme d'Arbouville auch in Frankreich wenig bekannt sei, dafs sie aber gröfsere Beachtung verdiene. Die Schule scheint mir indessen nicht dazu berufen zu sein, der Dichterin zu ihrem Rechte zu verhelfen. Schon die folgenden Worte, die wir gleich am Anfang der ersten Erzählung lesen: „Si jamais ces pages sont lues, je ne voudrais pas qu'elles fussent lues par ceux qui sont heureux, complètement heureux ..." sollten Bedenken erregen. Ebenso bedenklich ist der Inhalt. In „Résignation" erzählt die Verfasserin von einem jungen Mädchen, das in der liebevollsten Pflege seiner Eltern aufgeht und durch rastlose Arbeit von ihrem durch das Alter geistesschwach gewordenen Vater und der erblindeten Mutter den Mangel fernhält. Sie opfert ihnen sogar ihre Zukunft; denn sie giebt ihrem Verlobten, einem jungen Offizier, der sie bei der Versetzung seines Regiments nach einer anderen Stadt bewegen will ihm zu folgen, sein Wort zurück, da sie ihre hilflosen Eltern nicht verlassen will. Aber ihre Treue findet keinen Lohn, niemals hört sie von den Eltern ein liebevolles Wort der Anerkennung. Als sie eines Morgens hört, wie das Regiment ihres Verlobten unter kriegerischen Klängen die Stadt verläfst, nähert sie sich von den schmerzlichsten Gefühlen erfüllt, dem Bett der Mutter, um nur ein liebendes Wort zu vernehmen. „Ma mère", sagt sie, „vous m'aimez, n'est-ce pas? Ma présence vous fait du bien? ... N'est-ce pas, vous souffririez de me quitter?" Und die Antwort? „Mon Dieu! Ursule, je suis fatiguée; laisse-moi donc reposer." Ein Jahr später sterben die Eltern. Die Verfasserin, die später die Stadt verlassen hat, schliefst mit den Worten: „Hélas! la pauvre fille n'a jamais eu de chances heureuses: je crains qu'elle ne vive encore!"

Die zweite Erzählung behandelt einen ähnlichen Stoff. Wir hören hier von einem jungen Mädchen aus vornehmer Familie, das sich verlobt hat, von dem Geliebten aber treulos verlassen wird. Als sie davon erfährt, wird sie infolge der heftigen Gemütserschütterung von einer Gehirnentzündung befallen, die in Wahnsinn endet. Die Unglückliche hält sich für das glücklichste Wesen, sie liebt und erwartet die Ankunft des Verlobten, von dessen Untreue sie nichts mehr weifs. Auf ärztliche Verordnung soll jede Gemütsbewegung von ihr ferngehalten werden. Bei einer Reise in Italien trifft sie jedoch mit dem Ersehnten zufällig in einem Gasthof zusammen. Jetzt ist sie auf dem Gipfelpunkt des Glücks angelangt, denn sie wähnt, dafs sie nun für immer mit dem Geliebten ver-

eint wird. Die heftige Gemütserregung kostet ihr das Leben: sie stirbt an demselben Abend. Die Erzählung enthält noch eine ebenso traurige Nebenhandlung, die ich übergehe.

Bei so unglücklichen Lebensschicksalen wird von den Beteiligten erklärlicherweise viel geweint, namentlich in der zweiten Erzählung; es umfafst diese 36 Seiten, und auf 23 davon fliefsen Thränen. Eine solche mehr denn sentimentale Lektüre kann nach meiner Meinung auch für junge Mädchen, für welche die Ausgabe offenbar bestimmt ist, keine geeignete Kost sein.

Auch mit der Art des Kommentierens bin ich nicht einverstanden; denn in den weitaus meisten Bemerkungen werden blofse Übertragungen von Stellen gegeben, deren Übersetzung sich nicht unmittelbar ergiebt, und nur bei einigen sind kurze grammatische Erläuterungen hinzugefügt, von denen manche auch überflüssig erscheinen. — Das Wörterbuch ist sehr ausführlich und dürfte selbst Anfänger kaum im Stich lassen; nur das Wort entrecouper habe ich vermifst. Der Druck ist korrekt; es sind mir im ganzen nur vier Druckfehler aufgefallen.

Stralsund. **P. Trommlitz.**

---

57) **Ewald Goerlich, Französische und englische Vokabularien.** Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1897. 8.

Die von Hölzel in Wien veröffentlichten Anschauungsbilder haben bereits das Erscheinen einer ganzen Reihe Grammatiken, Vokabularien und Konversationsübungen zur Folge gehabt. Den ersten Arbeiten von Lucien Génin und Joseph Schamanek für das Französische schlossen sich bald die bei Roth in Giefsen erschienenen Lessons in English Conversation by E. Towers-Clark und die danach eingerichteten Exercices pour la leçon de conversation française par L. Durand et M. Delanghe an. Neuerdings folgten die obengenannten Hefte.

Meines Erachtens hat Goerlich durch ihre Herausgabe in der praktischen Nutzbarmachung der Hölzelschen Bilder, deren Unterrichtswert wohl allgemein anerkannt wird, einen Schritt vorwärts gethan, womit indessen keineswegs gesagt sein soll, dafs die älteren Konversationswerke nicht auch ihren Wert hätten. Im Gegenteil, sie werden dem Lehrer bei der Vorbereitung für die Sprechübungen vortreffliche Dienste leisten können. Denn da diese nicht in einem planlosen Hin- und Hersprechen über die verschiedensten Gegenstände bestehen können, so wird jeder Lehrer, der sich einen Teil

eines Bildes zur Behandlung in der Klasse vornimmt, gern den entsprechenden, in jenen Heften gebotenen Stoff bei seiner häuslichen Vorbereitung mit benutzen. Den Schülern aber diese Lehrmittel in die Hand zu geben, dürfte sich im allgemeinen als weniger zweckmäfsig erweisen. Wenn das geschähe, so müfste, wie Goerlich treffend hervorhebt, der Lehrer, um den Schülern das Nachlernen nicht allzu sehr zu erschweren, zumal in den unteren Klassen, sich eng an den im Buche vorgeschriebenen Gang halten. Der Unterricht kann also beim Gebrauch dieser Bändchen leicht etwas Mechanisches bekommen. Und da der Schüler von vornherein weifs, dafs er die Fragen und Antworten zuhause in seinem Buche nachlesen kann, so wird der Lehrer mehr Mühe haben, Interesse und Aufmerksamkeit in der Klasse bei den Sprechübungen wachzuhalten, als wenn das Buch nicht in den Händen der Schüler ist.

Goerlichs Hefte sind dagegen nicht in dialogisierter Form abgefafst, sondern enthalten nur den Stoff zu den in der Klasse vom Lehrer behandelten Sprechübungen. Die Ausdrücke und Redensarten, die der Schüler dort findet, sind ihm aus den Stunden schon bekannt, er weifs, in welchem Zusammenhang sie dort vorgekommen sind, und seine häusliche Arbeit und Vorbereitung für die Repetition besteht darin, dafs er sich diesen Zusammenhang mit Hilfe des im Hefte gegebenen Materials, das gewissermafsen das Skelett des in der Klasse Durchgenommenen ist, rekonstruiert. Das ist eine geistige Arbeit, die ihm nur nützlich sein wird. An die Formulierung der Fragen und Antworten gewöhnen sich die Schüler bald, besonders wenn man auch dann und wann die mündlichen Sprechübungen in der Form von Frageextemporalien zu Papier bringen und nach Krons Vorschlag in den ersten Jahren jede Frage zunächst von einem Schüler wiederholen läfst. Die Goerlichschen Hefte machen also ebensowohl wie die anderen das lästige Diktieren überflüssig.

Von den französischen Heften liegen bis jetzt vor Nr. 1: Die Schule und Nr. 2: Der Herbst; von den englischen: Die Stadt und: Der Winter. Die Schule und noch ein anderes in Aussicht genommenes Heft sind selbständig, die anderen Hefte werden nach Hölzelschen Bildern bearbeitet. Dafs den fremdsprachlichen Phrasen rechts die deutsche Übersetzung beigefügt ist, macht die Heftchen um so mehr für die Unter- und Mittelstufen geeignet; denn es ist ganz wünschenswert, dafs den Schülern dieser Klassen Gelegenheit geboten wird, die Unterschiede in der Ausdrucksweise der beiden Sprachen nebeneinandergestellt zu sehen. Die Redensarten und

Ausdrücke bestehen teilweise aus einzelnen Vokabeln, der Mehrzahl nach aber sind es Phrasen, die entweder im Infinitiv oder in wirklichen Sätzen mit Verbum finitum gegeben sind. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, wenn der Verfasser von dieser letzteren Form noch mehr Gebrauch gemacht hätte. Das Phrasenmaterial ist reichlich und geht bisweilen wohl etwas zu sehr ins einzelne. Der Druck ist sorgfältig; im französischen Heft Nr. 1 fiel mir nur inconvénante und im Heft Nr. 2 nur être pied nus auf.

In den englischen Heften sind die Redensarten mit einer völlig ausreichenden und leicht faſslichen Aussprachebezeichnung versehen. Der Vokallaut in Wörtern wie but, love ist dort mit oe bezeichnet. Auch Victor stellt freilich den Laut so dar, giebt aber selber zu, daſs dieser eine a-Nüance ist. Da nun in neuerer Zeit der Laut — in London jedenfalls — immer mehr den Charakter eines kurzen ziemlich geschlossenen a-Laut anzunehmen scheint, so wäre wohl besser, nach dem Vorgange von Sweet, Schröer u. a. das umgekehrte a (ɐ) als Zeichen dafür zu benutzen.

Hoffentlich wird sich die praktische und sehr brauchbare Sammlung, deren Fortsetzung und Vollendung schnell erfolgen soll, in weiten Kreisen einbürgern.

Dessau. **Bahrs.**

58) **Anthony Trollope, Drei Erzählungen,** für d. Schulgebrauch ausgewählt von **J. Ellinger.** Leipzig, G. Freytag, 1898. 157 S. 8. ℳ 1.50.

Trollope, dessen „Tales of All Countries“ diese drei Erzählungen entnommen sind, gehört zwar zu den dii minorum gentium der englischen Litteratur, zeichnet sich aber durch Einfachheit und Klarheit des Stils aus und verdient es deshalb, bei der Beschaffung einer geeigneten Schullektüre berücksichtigt zu werden.

Was den Inhalt der Erzählungen anlangt, so liegt er völlig im Rahmen der Schule; doch ist zu bedauern, daſs keine der drei Geschichten in England selbst im engeren Sinne des Wortes spielt. Der Schauplatz der ersten: „George Walker at Suez“ ist Ägypten, der der zweiten: „The O'Conors of Castle Conor“ ein Schloſs in der irischen Grafschaft Mayo, der der dritten: „Returning Home“ die amerikanische Republik Costa Rica. Gleichwohl entspricht das Bändchen den Forderungen, die die preuſsischen Lehrpläne aufstellen, nämlich „die Bekanntschaft mit dem Leben,

den Sitten, Gebräuchen, den wichtigsten Geistesrichtungen beider Nationen (der französischen und englischen) zu vermitteln und zu dem Zwecke besonders moderne Schriftwerke ins Auge zu fassen". Denn die zweite Erzählung giebt, wenn sie auch in Irland spielt, ein treues Bild englischen Familienlebens auf dem Lande und bietet Gelegenheit, die Schüler mit der für England so wichtigen irischen Frage bekannt zu machen; die erste und die dritte Erzählung aber schildern das Leben der Engländer im Auslande. Die letzte enthält zugleich einen Beweis für die den Briten so tief eingewurzelte Liebe zum heimatlichen Herde, sie ist eine treffliche Illustration des Gedichtes „Home, sweet Home" von Payne. Alle drei Geschichten bieten anregenden Stoff zu Übungen im praktischen Gebrauche der Sprache. Das besprochene Bändchen eignet sich daher zur Anfangslektüre, besonders für das zweite Halbjahr des englischen Unterrichts in der Unterprima der Gymnasien.

Breslau. **H. Knobloch.**

---

59) **F. W. Gesenius, Kurzgefafste Englische Sprachlehre.** Für Gymnasien, Mittel- und Fortbildungsschulen, militär. Vorbereitungsanstalten u. s. w. völlig neu bearbeitet von **Ernst Regel.** Halle, H. Gesenius, 1898. VIII u. 250 S. 8.

Die „kurzgefafste" Sprachlehre enthält dem Umfange nach etwa den dritten Teil des älteren gröfseren Werkes, aus dem der elementare Teil bis einschliefslich S. 162 unverändert abgedruckt ist. Hierauf folgt ein in geschickter Weise zusammengestellter Abrifs der Syntax, in dem auf zwei Spalten in sechs Abschnitten Regeln und Beispiele einander gegenübergestellt sind. Das Nötigste aus der Synonymik und ein Wörterverzeichnis machen den Schlufs. Das Buch nennt sich mit Recht völlig neu bearbeitet, denn an den alten „Gesenius" erinnern nur noch die im wesentlichen beibehaltene Einteilung des Lernstoffes, einzelne Texte und Gedichte. Hinsichtlich der ganzen Anlage ist es ein neues Werk, wie schon die ältere Sprachlehre, die den neuen Lehrplänen entsprechend im Sinne einer mafsvollen Synthese umgearbeitet ist. Die kurzgefafste Sprachlehre verrät ebenso wie Regels frühere Werke den Kenner von Sprache, Land und Leuten und den geschickten Pädagogen; sie wird sicher ihren Weg machen und sich viele Freunde erwerben. Die von der Verlagshandlung noch geführte frühere Ausgabe des „Gesenius" wird nach diesem Werke wohl bald verschwinden.

Gotha. **K. Grosch.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 12. März. Nr. 5, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

60) **Stephan Fellner, Die Homerische Flora.** Wien, Alfred Hölder, 1897. 84 S. 8.

Von dem richtigen Satz ausgehend, dafs der ästhetische Genufs der Homerischen Epen durch eine annähernd richtige Vorstellung von der landschaftlichen, grofsenteils auf der Vegetation beruhenden Physiognomie des Schauplatzes wesentlich gefördert wird, entwirft der Verfasser ein Bild vom Pflanzenwuchs der Homerischen Küsten- und Inselwelt. Als Quellen dienen neben den Angaben des Dichters selbst die Funde zu Hissarlik; Schlüsse gestatten ferner: der heutige Pflanzenbestand der Mittelmeerländer, manche Eigennamen (*Δαφνοῦς, Μύρσινος*), auch die Namen der Pflanzen selbst. Unter gewissenhafter Benutzung dieser Quellen und der einschlägigen Litteratur bespricht F. nacheinander: I. (S. 8—58): Das natürliche Florengebiet [1) die immergrüne Küstenregion, 2) die Region der Bergwälder, 3) Sumpf-Vegetation, 4) Matten]; II. Das Kulturland [Feld-, Wein-, Obst- und Kräuterbau]. Von Einzelheiten sei aufmerksam gemacht auf die Erklärung von *ὠλεσίκαρπος* als Beiname der Weide (S. 20). *μῶλυ* (*κ* 287) wird S. 82 als eine Lauchart bestimmt. Wenn

das Haar des Odysseus mit der Blüte des ὑάκινθος (Rittersporn?) verglichen wird, so wird das tertium comparationis richtig nicht in der Farbe sondern in dem (krausen) Blütenstand gesucht. Mindestens zweifelhaft scheint mir die Auslegung von ἄνθινον (nicht ἄνθιον, wie S. 66 zu lesen ist) εἶδαρ als = nicht eigens angepflanzt, wild wachsend (ι 84). Die Unterscheidung von ἡμερίς und ἄμπελος als zahme und wilde Rebe will F. nicht gelten lassen; allein die Benennung ἡμερίς setzt doch einen Gegensatz zu einer ähnlichen wilden Pflanze voraus, wenn auch ἄμπελος schon früh im gleichen Sinne gebraucht wurde. Den Ausdruck η 124f. „Birne reift auf Birne, Apfel auf Apfel, Traube auf Traube und Feige auf Feige" wird man nicht so pressen dürfen, wie F. S. 73 thut, der bei den Trauben an mehrere Sorten von verschiedener Reifezeit denkt und beim Feigenbaum an dessen Eigenschaft, das ganze Jahr hindurch Früchte in verschiedenen Entwickelungsstadien zu tragen, während er hinsichtlich des Apfel- und Birnbaumes die Erklärung schuldig bleiben mufs. Die ganze Wendung ist eine dichterische Hyperbel zur Bezeichnung hoher Fruchtbarkeit. ε 477 ἐξ ὁμόθεν πεφυῶτας heifst einfach „aus demselben Fleck hervorgewachsen, dicht bei einander stehend". Ähnlich erklärt es auch F., leugnet aber in seiner Polemik gegen andere Ausleger mit Unrecht die Möglichkeit einer spontanen Verwachsung der Cambiumschicht ohne künstliches Pfropfen oder Okulieren; jeder Förster kann ihm das Gegenteil bezeugen. — Neue Resultate von Belang bietet die Schrift gerade nicht, allein sie behandelt mit Sachkenntnis und in ansprechender Form ein interessantes Thema und kann Lehrern und Schülern gleich warm empfohlen werden. Dafs sie unter Vermeidung eines übergrofsen gelehrten Ballastes ziemlich populär gehalten ist, gereicht ihr nur zum Vorteil.

Büdingen. **O. Dingeldein.**

---

61) **Ausgewählte Reden des Lysias,** erklärt von **Rudolf Rauchenstein.** Zweites Bändchen. Zehnte Auflage, besorgt von Karl Fuhr. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1897. 138 S. 8.

Die neue Auflage, welche die gleichen Reden wie die vorhergehende enthält (19, 7, 22, 30, 23, 24, 32), ist an Umfang von 131 S. auf 138 S. gestiegen. Diese Erweiterung ist fast ausschliefslich dem kritischen Anhang zu gute gekommen. Nicht blofs sind die Verbesserungsvorschläge vollständiger zusammengestellt und einzelne Stellen ausführlicher behandelt, sondern es sind jetzt sämtliche kritischen Bemerkungen, die noch in der

neunten Auflage im Kommentar standen und für den Schülergebrauch an dieser Stelle mindestens entbehrlich waren (wie 19, 22. 7, 14. 7, 21. 24, 21) jetzt in den Anhang verwiesen. Man mufs anerkennen, dafs das Buch so in doppelter Weise gewonnen hat. In der Gestaltung des Textes sind gegen die neunte Auflage nicht besonders zahlreiche Änderungen vorgenommen worden. Fuhrs eigene Verbesserung 32, 13 *καταβιοῦν* für *καταλιπεῖν* wird gewifs allgemeine Billigung finden. Ebenso ist mit Recht 22, 11 die Vermutung Weidners *τούτῳ τῷ λόγῳ οὐκ ἐλεήσεσθαι* für die verdorbene Lesart des Palatinus *τοῦτον τὸν λόγον οὐκ ἐλεύσεσθαι* in den Text aufgenommen worden. Gleichfalls hat Fuhr 23, 3 mit Recht die Änderung desselben Gelehrten *Ἑρμᾶς, οἳ* für das handschriftliche *ἑρμασινᾶ οἳ* gebilligt. Dagegen halte ich 24, 14 durch Hinzufügung von *σπουδάζει* (mit Weidner) nicht für geheilt. Denn jetzt würde der Satz übersetzt werden müssen: „Aber freilich ihr habt ebenso wenig dieselbe Ansicht wie der Ankläger, als dieser seine Beschuldigung ernstlich erhebt, und das ist recht von ihm.“ Es würde also eine Anerkennung ausgesprochen, dafs der Einspruch zum Scherz erhoben wäre. Das kann aber doch unmöglich der Sinn sein. Zugleich wird aber auch die Annahme, dafs *σπουδάζει* ausgefallen ist, durch nichts unterstützt. Mir scheint es wahrscheinlich, dafs *εὖ ποιῶν* verdorben ist aus *εὖ ποιεῖ παίζων* „es ist nicht recht von ihm, dafs er mit meinem Gebrechen einen Scherz macht“. Im Folgenden wird dies dann erklärt, indem das Körperleiden des Invaliden mit einer vielbegehrten Erbtochter verglichen wird. — Auch an anderen Stellen wird man die Überlieferung nicht halten können. So zeigt 19, 10 das *ὑμῖν*, dafs hinter *ἐνιαυτὸν* ein Verbum ausgefallen ist, wie etwa *διδόντος* cf. 27, 10: *ταῦτα ἀγαθῶν δημαγωγῶν ἐστι ... τὰ ἑαυτῶν ὑμῖν διδόναι.* Weniger passend ist das von Weidner aufgenommene *ἐπιδιδόντος*, da dies „hinzugeben“ bedeuten würde. In demselben Paragraphen ist das handschriftliche *μὴ δῶσι* sicher verderbt; ich glaube, dafs durch einen möglichst kräftigen Ausdruck (man kann an *κλέπτωσι* denken) der Hieb, den er den Anklägern versetzen will, um so fühlbarer wird. Eine sichere Verbesserung wird man aber schwerlich finden. — 19, 23 scheint mir *χαρίσασθαι* fehlerhaft. Denn es kommt hier doch nicht darauf an, dafs Ar. ihm eine Gefälligkeit erwies (wenigstens hätte ein Pronomen wie *τοιαῦτα* dabeistehen müssen), sondern die Fortsetzung von *πάντα ἃ δυνατὸς ἦν παρασχόντα* verlangt einen anderen Gedanken. Man erwartet, dafs Ar., nachdem er alles Geld, was er selbst hatte, zur Verfügung gestellt



hatte (παρασχόντα nicht παρέχοντα) von andern zuborgte. Ich schreibe daher χρήσασθαι für χαρίσασθαι. Der absolute Gebrauch von χρῆσαι (§ 24), χρήσασθαι, προσδανείσασθαι (§ 26) gehört der Umgangssprache an. — Von allen Reden des Lysias ist meiner Ansicht nach keine (aufser 13) mehr durch Interpolationen entstellt als die 19. So halte ich § 51 die Worte αἴτιοι bis ἐπιθυμοῦντες für einen späteren Zusatz. Denn wären sie echt, könnte § 52 unmöglich von Lysias herrühren. Ferner ist die Thatsache, dafs die Vermögensverhältnisse anderer leicht überschätzt werden, schon § 49 von αἴτιον δέ μοι δοκεῖ s. v. an genügend erklärt; daher ist es undenkbar, dafs nach dem einen Beispiel des Diotimos, das den anderen doch sonst gleichartig ist, aufser dafs der Irrtum der Schätzung sich schon bei Lebzeiten des Betreffenden aufklärt, noch einmal eine fast gleichlautende Begründung hinzugefügt wird. Sodann handelt es sich hier gar nicht um Fälle, wo die Leute von Verleumdern und Angebern beseitigt werden (ἀπολέσθαι). Meiner Überzeugung nach sind die Worte § 51 αἴτιοι bis ἐπιθυμοῦντες interpoliert. Dem Fälscher schwebte aus § 45 vor: οὐκ ἀξιῶ ... ἡμᾶς ἀπολέσθαι ἀδίκως ... πολλῶν ἐψεύσθητε τῆς οὐσίας (καὶ ἰδίᾳ § 51 ist wohl aus τῆς οὐσίας verderbt), wo ἀπολέσθαι am Platze ist. Das Übrige rührt aus § 49 her: αἴτιον δέ μοι δοκεῖ εἶναι ὅτι ῥᾳδίως τολμῶσι λέγειν.

§ 52 läfst Fuhr unbeanstandet, nur dafs er jetzt im Anfang mit Sauppe ἔπειτ' in ἐπεὶ ändert. Ich halte dies für unmöglich. Das Beispiel des Alcibiades ist durchaus nicht an seinem Platze. Passend dagegen stände es § 48 vor dem Beispiel des Kleophon. Der Fall Alcibiades und Kleophon gehören zusammen, weil es sich bei beiden um Reichtum handelt, der aus der amtlichen Thätigkeit erworben sein sollte. Das Beispiel des Alcibiades mufs aber vorhergehen, weil erstens die Thätigkeit desselben der des Kleophon vorhergeht, und dann wegen der Stellung: καὶ τῶν ἀρχαιοπλούτων ... καὶ τῶν νεωστὶ ἐν δόξῃ γεγενημένων. — Endlich halte ich noch den § 63 dieser Rede für eine Fälschung. Der Sprecher hat § 56—60 die Ausgaben, die sein Vater gemacht hat, zahlenmäfsig angegeben und durch Zeugenaussagen bewiesen sowie mit sonstigen Dokumenten belegt; dann zieht er § 60 daraus die Folgerung, dafs jener ein von Grund aus anständiger Charakter gewesen sei, da er sonst nicht so wenig (nach § 9 sind es vier Talente) hinterlassen hätte. Von diesem kleinen Vermögen bestreite er (der Sohn) jetzt (§ 61) augenblicklich die Kosten einer Trierarchie; es gehöre also bereits dem Staate. Das ist die



Vorbereitung zum Abschlufs der Rede; man erwartet also nur noch § 64. Eine Rückkehr zur Charakteristik des Vaters scheint mir ganz unmöglich; diese hätte an den Anfang von § 60 gehört. Sodann ist es doch sehr auffällig, dafs der Sohn es unterlassen haben sollte, die nötigen Belege für die Kosten der Hippotrophie wie für die Siege des Vaters in den Wettkämpfen beizubringen. Auch wird es kaum für möglich gelten, bei einem so unbedeutenden Vermögen (vier Talente) einen so kostspieligen Sport zu betreiben. Der hierzu nötige Aufwand würde mehr für eins jener altbegüterten Geschlechter passen, mit denen, wie der Vergleich mit dem Vermögen des Konon zeigt, der Sprecher seine Familie nicht auf dieselbe Stufe stellen will. Ferner scheint mir auch diese Vorliebe für Luxus- und Rennpferde sowie das Auftreten bei öffentlichen Wettrennen mit der § 18 angedeuteten Natur des Vaters in Widerspruch zu stehen, wenn sich dies auch gerade nicht als politischer Ehrgeiz bezeichnen läfst. Da endlich sich aus § 63 (*ὅθεν καὶ τῇ πόλει τιμὴ ἔμελλεν ἔσεσθαι*) ergiebt, dafs man die Siege in den Wettkämpfen als eine Art Staatsleistung auffafste, so würde der Sprecher, der § 56 sagt: *λέγω ἃ ἀνήλωσεν εἰς τὴν πόλιν*, die Erwähnung jener gewifs nicht vergessen haben. Nach alledem mufs ich den § 63 für unecht halten. — In der 7. Rede ist § 14, wie ich glaube, durch Hinzufügung von *ἐγὼ δὲ* nach *κινδύνων* nicht geheilt. Denn abgesehen davon, dafs man sich schwer vorstellen kann, wie es hier ausfallen konnte, scheinen mir die Worte *οὐθ᾽ ὡς* bis *κινδύνων* zum vorhergehenden wenig zu passen, da durch den Satz vorher der Gedanke zurückgewiesen wird, dafs der Angeklagte von dem Umhauen des Ölbaumstumpfs irgendwelchen Vorteil gehabt habe. Ich möchte daher lieber *ἐγὼ δὲ* hinter *ἐγγὺς* hinzufügen und dann die Stelle folgendermafsen schreiben: *ἐγὼ δὲ (οὐχ οὕτως ἐγὼ ἄπειρος τῶν παρ᾽ ὑμῶν κινδύνων), εἴ τι τοιοῦτον ἔπραττον* u. s. w. Dafs hinter *ἐγγὺς* leicht *ἐγὼ δὲ* ausfallen konnte, ist klar; zugleich erhalten wir eine recht erwünschte Begründung zu *ἀποφήναιμι*. Die Kopula *εἰμί* ist wegen der starken Betonung von *ἐγώ* ausgefallen, ebenso 24, 10: *ὢν εἷς ἐγώ*.

§ 28 halte ich den Infinitiv *εἶναι* für überflüssig und störend. Hinter *σηκός* ist *ἐστί* zu ergänzen, welches wie § 5 (*οὔτε ἐλάα οὔτε σηκὸς ἐνῆν ἐν αὐτῷ*) und 10 zeigt, Praes. histor. ist. Daher darf man im Gegensatz zu dem vorhergehenden *οὐδὲ ἕν ἐστι* wohl *εἶναι* nicht in *ἐνῆν* verändern Ich möchte glauben, dafs *εἶναι* aus *εἰδέναι* entstanden ist. So heifst es § 29 von dem Ankläger: *οὐθ᾽ ἡλικίαν ἔχων εἰδέναι περὶ τοιούτων*. —

§ 30 nehme ich an *ἀνασχέσθαι* Anstofs. Es ist unpassend, wenn der Angeklagte die Mitglieder des Areopags auffordern wollte, die Behauptungen der Ankläger nicht zu „ertragen“. Auch wird *ἀνέχεσθαι* von Lysias nur mit dem Nomin. u. Partic. verbunden. Cf. 3, 3. 3, 9. 7, 35. 13, 8. 30, 30. 31, 22. 32, 1. Vor allem aber gebraucht Lysias, wenn der Angeklagte die Richter bittet, die Beschuldigungen oder Verleumdungen der Gegner nicht zu glauben oder der Ankläger es für recht hält, dafs die Entschuldigungen, die vom Angeklagten vorgebracht werden, vom Gerichtshof zurückgewiesen würden, stets das Verbum *ἀποδέχεσθαι*, was ich auch hier für *ἀνασχέσθαι* vorschlage. Cf. 4, 18: *οὐκοῦν δεῖ ὑμᾶς ῥᾳδίως ἀποδέχεσθαι τοὺς τούτου λόγους.* 13, 89: *οὐ προσήκει περὶ τούτων ἂν λέγῃ ἀποδέχεσθαι.* Ebenso 12, 28. 13, 83. 14, 24. 19, 6. 25, 11. 30, 1. 30, 9.

Endlich kann ich mich § 34 derselben Rede nicht von der Richtigkeit der von Fuhr in den Text aufgenommenen Beckerschen Vermutung *ἰσχυρότατον* für *ἰσχυρότερον* überzeugen. Denn durch die Aussagen der Sklaven gewinnt man zwar ein sicheres Urteil über die Anklagerede aber nicht über die Thaten des Angeklagten sondern in diesem Fall doch nur über seine Widerlegung. Mir scheint daher der Komparativ *ἰσχυρότερον* durchaus richtig überliefert. Der Gedanke ist: die Richter dürfen sich, um eine sichere Entscheidung zu treffen (in diesem besonderen Falle), nicht auf die Rede des Klägers und anderseits nicht allein auf die Entlastungsgründe (*τεκμήρια*) des Angeklagten sondern auch auf die Aussagen der Sklaven stützen. Ich ändere daher *ἔργων* in *τεκμηρίων* mit Rücksicht auf § 27: *ἡγούμενος μετ' ἐμοῦ εἶναι καὶ ἐκ βασάνων καὶ ἐκ μαρτύρων καὶ ἐκ τεκμηρίων ὑμᾶς περὶ τοῦ πράγματος τἀληθῆ πυθέσθαι.* Wegen des gewöhnlichen Gegensatzes von *λόγοι* und *ἔργα* war für den Abschreiber die Verwechslung von *ἔργων* und *τεκμηρίων* leicht möglich. — Zum Schlufs noch ein Wort über 32, 23: Der Gebrauch der Personifikation ist (aufser bei *νόμος*) dem Lysias durchaus fremd. 14, 18 ist längst von Dobree verbessert; es würde nur diese Stelle übrig bleiben: *ἡγούμενος δεῖν τὴν αὐτοῦ πονηρίαν κληρονόμον εἶναι τῶν τοῦ τεθνεῶτος χρημάτων.* Mir scheint es wahrscheinlich, auch dieses letzte Beispiel durch die kleine Änderung von *δεῖν* in *διὰ* und *κληρονόμον* in *κληρονόμος* zu beseitigen.

Die Einleitungen zu den einzelnen Reden haben keine durchgreifende Veränderungen erfahren, wenn auch im Einzelnen manches auf

Grund neuerer Forschungen verbessert und hinzugefügt ist, so z. B. die Anmerkung über den Standort der *κύρβεις* zu Rede 30 aus Arist. Staat d. Ath. 7, 1 u. a. Was den Kommentar anbelangt, so hat die neue Auflage zunächst in formeller Hinsicht eine sichtliche Verbesserung erfahren; veraltete Ausdrücke, die noch in der neunten Auflage besonders den Schüler stören mufsten, sind gänzlich beseitigt, so ist 19, 14 „er stellt es auf Hörensagen ab“ in „er will den Schein vermeiden“, so 22, 19 „sich besser zur Ordnung fügen“ in „sich besser den Gesetzen fügen“ geändert. Nur 19, 36 ist der veraltete Ausdruck, „setzten sich“ für „setzten sich fest“ stehen geblieben. Ebenso wird man jetzt kaum ein unnötiges Fremdwort finden; mit Recht ist z. B. 30, 17 „Insinuation“ in „Unterstellung“ verbessert. Ohne an wissenschaftlichen Wert zu verlieren, ist das Buch für den Schüler dadurch praktisch brauchbarer geworden, dafs bei der Wiedergabe der Gedanken des Redners vielfach gekürzt ist. In derselben Hinsicht ist es zu loben, dafs aus dem Kommentar die Namen von Gelehrten, die die betreffende Erklärung aufstellten, entfernt sind.

Sehr willkommen für den Schüler ist es auch, dafs für einzelne Abschnitte eine Inhaltsangabe zugefügt ist. Entschieden läfst sich ferner das Streben erkennen, auch dem Schüler den Gebrauch des Buches dadurch zu erleichtern, dafs mehr wie bisher bei einer Anzahl von Stellen schwierige Ausdrücke übersetzt sind. Dennoch habe ich den Eindruck, als ob dem Durchschnittsschüler noch bei weitem mehr Hilfe gegeben werden müfste, wenn man ihn in den Stand setzen will, überall eine sachgemäfse Übersetzung selbst zu finden. Ich will einige Beispiele herausgreifen. 7, 15 wird der Sekundaner (denn dieser liest doch heutzutage den Lysias) die Worte *μεθ᾽ ἡμέραν ἐξέκοπτον* schwerlich verstehen und richtig wiedergeben können. Hier hätte doch etwa die Übersetzung „ich rodete, wie der Ankläger behauptet hat, mitten am Tage den Ölbaumstumpf aus“ beigefügt werden müssen; ebenso scheint es mir § 18 über die Kräfte des Schülers zu gehen die Worte: *περὶ ὧν ἀποκρυπτόμεθα μηδένα εἰδέναι* richtig zu verstehen und zu übersetzen „wovon wir verhüten wollen, dafs es jemand erfährt“. § 39 wird der letzte Satz: *ὅσῳ γὰρ οἱ τοιοῦτοί εἰσιν ἐπαιτιώτατοι καὶ ἀπορώτατοι τῶν κινδύνων, τοσούτῳ πάντες αὐτοὺς μάλιστα φεύγουσιν* schwerlich von einem Sekundaner richtig verdeutscht werden können. Ich würde es hier für keine zu weitgehende Hilfe halten, den ersten Teil des Satzes, etwa in folgender Übersetzung beizufügen: „in dem Grade, wie solche Leute (wie Nikomachos) wegen ihrer Prozesse

höchst verrufen sind und ihnen sehr schwer beizukommen ist". Wenn an dieser letzten Stelle nicht blofs der Schüler eine genauere Erklärung vergebens sucht, scheinen mir für diesen noch recht zahlreiche Stellen so schwierig zu sein, dafs man ihm einzelne schwierige Ausdrücke vielfach übersetzen müfste. Dagegen ist der sachliche Kommentar so überreich an Stoff, dafs selbst vom Schülerstandpunkt aus schwerlich etwas vermifst wird. Gleichwohl bietet die zehnte Auflage hier und da noch Verbesserungen, so ist z. B. 19, 22 zu *ἀνήγετο* hinzugefügt, dafs Arist. nicht zugleich mit dem Geschwader abfuhr und 7, 2 ist *ἐλάαν* = *μορίαν* erklärt, während es § 10 allgemein „Ölbaum" bedeutet. An einer Stelle kann ich mich jedoch mit der Erklärung nicht einverstanden erklären; 19, 59 heifst es zu *τὸν καὶ τὸν* „die Zeugen, die der Sprecher bezeichnet hatte, rief dann der *κῆρυξ* mit Namen auf". Es scheint, als ob der Redner hiernach seine Zeugen vor seiner Rede dem Gerichtsdiener schon angegeben hätte und in der Rede selbst nur *τὸν καὶ τὸν* gesagt hätte. Auch Frohberger erklärt ebenso. Ich halte dies für ganz unmöglich. Meiner Meinung hat der Sprecher in der Rede selbst wirklich die Namen genannt; bei der Herausgabe der Rede sind dann aber die Namen, weil unbekannt oder nebensächlich, durch *τὸν καὶ τὸν* ersetzt, wie bei uns in Briefstellern N. N. gesagt wird. Endlich wäre es vielleicht für das Verständnis des Schülers wünschenswert, einzelne termini technici kurz zu erklären. Z. B. weifs der Sekundaner, der die Einleitung zu Rede 30 liest, mit *βουστροφηδόν* (S. 59) schwerlich etwas anzufangen.

Hamburg. **R. Schnee.**

62) Πλουτάρχου τὸ ἐν Δελφοῖς Ε, *προσφωνεῖται Ἐρνέστῳ Κουρτίῳ ὑπὸ Γεωργ. Βερναρδάκη.* Lipsiae, apud Teubnerum. 8. ℳ 1.50.

Diese kleine, jedoch ungemein interessante Schrift Plutarchs widmete Bernadarkis dem Altmeister der klassischen Wissenschaft, zu dessen Füfsen er als treuer Schüler und Verehrer safs, als Festgabe zu dessen 80. Geburtstage. Wahrlich eine *δόσις ὀλίγη τε φίλη τε!*

Auch diese Separatausgabe — der 3. Band der Moralia, in welchem unsere Schrift enthalten ist, erschien schon 1891 — zeigt wie alle früheren die konservative, aber trotzdem alles Unhaltbare ausscheidende Kritik des Gelehrten. Und selbst in der Neuausgabe ist wiederum gegen die früher erschienene ein bedeutsamer Schritt vorwärts unternommen worden; denn gar manches erfuhr die bessernde Hand.

Dafs bei der Überschrift Bernadakis konsequent die Lesart *E* statt des teilweise überlieferten *EI* beibehielt, ist zu loben. Doch konnte er sich in 386 E *οὕτω περιυβρισμένῃ ἀκηκονίᾳ*, wo ein schwerer Hiat sich findet, eigentümlicherweise nicht dazu entschliefsen, die von ihm selbst vorgeschlagene Variation *αὐτῆς* (vielleicht *οὕτω*) *περιυβρισμένης* aufzunehmen; jedenfalls mufs eine Heilung der Stelle noch eintreten. Von den zahlreichen Verbesserungen der neuen Ausgabe seien noch als besonders bedeutungsvoll angeführt: 386 D *ἆ μᾶ τέκνων* statt *ἅμα τεκν;* (Die Einschiebung von *Θέων ἦν ὅς* im Nachfolgenden ist willkürlich und aufserdem überflüssig), 389 A *ἀναβιώσεις* statt des ohne Zweifel unrichtigen *ἀποβιώσεις;* denn hier stehen die Wortpaare *φθορὰς καὶ ἀφανισμοὺς καὶ ἀναβιώσεις καὶ παλιγγενεσίας* einander gegenüber, ibid. *ὅπερ τρία πρὸς ἓν οὐσίᾳ*, wo ehedem *οὐσίᾳ* fehlte, obwohl die Codd. noch ein Wort *ΝΕΔ* boten, 391 B *παμπάλαιον ἔχουσάν τινα* statt *παμπ. οὖσαν*, 392 F *αὖ πάλιν ἄγαν εἰσδυόμενος* statt des bei Eusebius, Praep. evang. XI stehenden *ἐκλυόμενος*, wie überhaupt in zahlreichen Fällen Bernard. mit gewisser Emanzipation sich von dem Texte des genannten Autors ersichtlich unabhängig zu machen bemüht ist, 393 E *ἑαυτὸν ἅμα σπῶσιν*, wo er früher *αὖ αὑτὸν ἀνασπῶσιν* las.

Und solche Emendationen könnte Referent noch in grofser Menge anführen; allein es mögen die im vorhergehenden gegebenen Beispiele genügen!

Damit ist aber noch nicht gesagt, dafs auch mehrfache Bedenken trotzdem vorhanden sind; so z. B. 388 D *πάλιν αὖ ἑαυτὴν ἀποτελεῖν*, wo nach dem Vorgange Stegmanns durch Streichung von *αὖ* leicht der schwere Hiat beseitigt werden kann, da *αὖ* zweifelsohne Dittographie von *αὐ* in *αὐτήν* ist; denselben Fehler einige Zeilen vorher 386 E *τὴν δεκάδα ποιεῖν παρὰ μέρος ἐπιβαλλούσῃ αὐτῇ* hat B. glücklicherweise vermieden, obwohl selbst Madvig auf Grund des mir wenigstens immer noch hypothetisch erscheinenden Satzes: Hiatus ante spiritum asperum (scil. apud Plut.) tolerabilis est, den Hiat beibehält. Das Gleiche trifft bei 391 D *ὅταν κατάγῃ εἰς τὴν Πυθίαν* zu, wo allerdings die Heilung schwer erscheint. In 391 F ist wiederum bei *πρότερον ἢ λόγῳ τὰς δυνάμεις ἐξελθεῖν* vor *λόγῳ* das teilweise handschriftliche *ἄν* beibehalten; ich glaube, auch hier liegt eine Dittographie von *ΗΛόγῳ* vor, zumal wenn man die alte Schreibart *H* und *Λ* in der scriptura continua berücksichtigt.

Indes zeigt, wie schon Eingangs erwähnt, auch diese Schrift, dafs in ihr die kritische Hand B.s überall sichtend gewaltet und zahlreiche

Schäden beseitigt hat, ein Beweis, wie sehr der Geist des grofsen Lehrers bei der Arbeit ihn leitete und gerade das Beste zu erfassen und zu finden ihm eingab. Und wir glauben dem Kritiker gerne, wenn er in der Widmung (Einleitung) von der hehren Wirksamkeit Curtius übertreibend rühmt: *Τὰ σὰ ῥήματα τῆς ψυχῆς μάλα γ' ἥπτετο καὶ τὴν καρδίαν ἔστρεφε καί, ἵνα μηδὲν ὑποστειλάμενος εἴπω, ἐδόκεις μοι θεὸς εἶναι.*

Straubing (Bayern). **Weissenberger.**

63) **Geoponika sive Cassiani Bassi Scholastici de re rustica eclogae.** Recensuit **H. Beckh.** Leipzig, B. G. Teubner, 1895. XXXVII u. 641 S. 8. ℳ 10.

Der Herausgeber hat über die Handschrift der Geoponika schon im Jahre 1886 in den Acta Semin. Erlangensis vol. IV, S. 261—346 ausführlich gehandelt. Daher konnte er sich in der Praefatio über diese Frage kurz fassen. Ausführlicher behandelt er dagegen das Verhältnis der von P. Lagarde im Jahre 1860 herausgegebenen syrischen Übersetzung zu den Eklogen des Bassus, sowie den Berl. codex 150, der ihm erst später bekannt wurde. Die genaue Kenntnis und umsichtige Verwertung der Handschrift ermöglichten es dem Herausgeber, einen besseren Text als seine Vorgänger zu geben und so eine Ausgabe zu schaffen, die von jetzt an die Grundlage aller Studien auf diesem Gebiete bilden wird. Freilich wird man die von Niclas im Jahre 1781 veröffentlichte Ausgabe auch neben der neuen noch nicht entbehren können, da der jetzige Herausgeber die Parallellitteratur, die Niclas sorgfältig verzeichnete, wegliefs. Zu bedauern ist es, dafs sich in den Text so viele Versehen und Druckfehler eingeschlichen haben. Am Schlusse ist ein Index nominum und ein sehr dankenswerter Index verborum beigegeben.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

64) **Andreas Weidner, Schüler-Kommentar zu Tacitus' Germania.** Leipzig, G. Freytag, 1896. 43 S. 8. geb. 30 ₰.

Fast täglich erscheinen auf dem Gebiete des altsprachlichen Unterrichts neue Hilfsmittel und finden, scheint es, wie namentlich die sogen. Schülerkommentare, bereitwillige Abnehmer. Wer möchte auch bezweifeln, dafs durch Verwendung tüchtiger Arbeiten dieser Art, die meist aus der Hand praktischer Schulmänner hervorgehen, der Betrieb der Klassiker-

lektüre erfolgreicher gestaltet werden kann? — W.s Kommentar ist gröfstenteils geschickt abgefafst; er beschränkt sich in der Regel darauf, dem Verständnis der einzelnen Stelle nachzuhelfen und durch zweckmäfsige Hinweise dem unmittelbaren Bedürfnis zu entsprechen; aber nur zu viel sucht der Verfasser zugleich auch seine eigenartige (oft sehr eigenartige) Auffassungsweise in der Textgestaltung wie in der Auslegung zur Geltung zu bringen, und das ist für eine gelehrte Ausgabe ganz interessant und anregend, in einem nur zu Schulzwecken bestimmten Buche aber bedenklich.

Wie häufig W.s Behandlung des lateinischen Textes zum Widerspruche herausfordert, habe ich bereits an anderer Stelle gezeigt (Wochenschr. f. klass. Phil. 1897, Nr. 24). — Hier mögen nur noch ein paar Stellen des Kommentars angeführt werden, wo der Verfasser meiner Meinung nach in der Erklärung fehlgegriffen oder des Tacitus Bericht nach Inhalt und Ausdruck ohne hinreichende Gründe bemängelt hat. — 6, 15 „Unverständlich ist bei Tacitus *ante a. locant,* wofür man eher *inter aciem* erwartet“. Dieses reimt sich aber schlechterdings nicht mit dem folgenden: *acies per cuneos componitur,* und mit W.s eigener Erklärung: „*cunei* sind dichte und festgeschlossene Massen. Die einzelnen Abteilungen bildeten dann wieder zusammen eine keilförmige Masse!“ Ebenda reproduziert er die unsichere Ansicht einiger Gelehrten, dafs Tacitus zwei verschiedene Dinge verwechselt habe: die auserwählten Vorkämpfer und die politische Hundertschaft. — 14, 3 *inf. ac probrosum.* „Da *probrosum* weniger als *infame* und in diesem Begriff bereits enthalten ist, so erwartet man *aut* (oder doch) *probrosum*“. Beide Begriffe sind eben qualitativ voneinander verschieden, deshalb nicht einer im anderen enthalten. — 16, 6 *spatio* „Gehege, das Wald und Wiese einschliefst“, ist jedenfalls eine mifsverständliche Interpretation. — Schwach ist die Bekämpfung der 16, 10 überlieferten La. *imitetur*: „Die *terra pura* für sich kann kein Gebilde schaffen oder ersetzen; dazu sind Menschen notwendig.“ Dieser Grund hat W. bekanntlich zur Aufnahme von Schütz' Konj. *imitentur* veranlafst.

Unter *stricta vestis* (17, 3) möchte W., „Kniehosen und lange Strümpfe“ verstehen: „Die Ärmeren mochten oft, wie noch jetzt im Gebirge, in der Kniehose, aber mit nacktem Unterbein erscheinen.“ — 17, 17 *plures ... ambiunt* „manche Germ., natürlich principes, bewerben sich vermittels des Ehebundes oder in der Form der Heirat um mehrere wegen ihres Adels“ u. s. w. — eine recht ungelenke und schwerverständliche

Art der Umschreibung! — 19, 9 *invenerat.* „Denn hat die Frau ihre Schamhaftigkeit verloren, so findet sie keine Gnade, weil eben nur diese es ist, die ihr die Ehre der Frau verschafft hat, nicht, wie bei den Römern so oft, Schönheit, Jugendlichkeit und Reichtum.“ Das heifst denn doch die Tendenz der Gegenüberstellung sittlicher Zustände und Anschauungen auf die Spitze treiben! Sollte Tacitus wirklich die Naivetät besessen haben, zu glauben, dafs die Germanen bei ihrem Brautwerben gar nicht wie „so oft“ die anspruchsvollen Römer!) nach Schönheit, Jugendlichkeit und Besitz gefragt hätten? — 19, 9 *saeculum*, „man denke z. B. an die Sittlichkeit des 18. Jahrhunderts, die mit der Neronischen Zeit viel Ähnlichkeit hat“. Aber wo und in welchen Kreisen war das der Fall? — Überhaupt sollte man mit solchen Verdammungsurteilen en bloc Schülern gegenüber vorsichtig sein; sie könnten ja vielleicht auch schon von unserem „fin de siècle“ vernommen haben. — Zu 28, 6 dürfte eine Erklärung der Breviloquenz *inter Herc. ... tenuere* erwartet werden. — 30, 9 liest W. *disponere aciem,* ungeachtet des Gegensatzes von *noctem.* Diese Konjektur ist doch zu wohlfeil und von ähnlichem Werte wie diejenige, welche Holub zu 11, 7 vorschlug: statt *ducere diem* zu lesen: *elicere d.,* weil die Stuttgarter Hdschr. zufällig *dicere* hat. Warum sollte nicht auch jemand auf den Einfall kommen z. B. statt *intellegere occasiones* zu schreiben: *deligere occ.,* wie Livius hat 9, 17, 15 *tempus pugnae deligeret* u. ä. St. — Unrichtig ist die Umschreibung von 35, 5 *obtenditur* „berührt sich mit ihnen“. — Gut erdacht ist W.s Emendation 35, 13 *si res poscat excitur,* denn sie hat den Sprachgebrauch des Tacitus für sich und keine paläographische Schwierigkeit gegen sich. — 37, 3 *castra ac spatia* „teils wirkliche Lager (wie so?) teils noch sichtbare Lagerräume“. Diese verkehrte Deutung hätte der Herausgeber bei genauerer Beachtung der lateinischen Stilistik (nicht nur der taciteischen) unbedingt nicht versucht. Vgl. die zu der Stelle in meiner Ausgabe gesammelten Beispiele. — 46, 5 *omnium i. e. Peucinorum.* Sollten hier, meint G. Andresen, die Peucini wirklich nicht genannt sein?

Frankfurt a. M. **Ed. Wolff.**

---

65) **G. F. Schoemann, Griechische Altertümer.** Vierte Auflage, neu bearbeitet von **J. H. Lipsius.** I. Band: Das Staatswesen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1897. VIII u. 600 S. 8. ℳ 12.

Die Thatsache, dafs Lipsius die Neubearbeitung von Schoemanns Handbuch übernommen hatte, war schon seit längerer Zeit bekannt; es konnte

diese Aufgabe kaum in bessere Hände gelegt werden, denn L. hatte die Erprobung für diese durch die mit soviel Verdienst und Erfolg durchgeführte Neugestaltung von Meier-Schoemanns „Attischer Prozefs", durch welche dieses Werk wieder auf die volle Höhe der Wissenschaft gehoben wurde, in der besten Weise erbracht.

Über die Art und Weise, in welcher L. seine Aufgabe durchführte, giebt das Vorwort Auskunft; die ganze Anlage von Schoemanns Werk wurde unberührt gelassen und nur diejenigen Änderungen vorgenommen, welche der gegenwärtige Stand unseres Wissens vom griechischen Altertum erforderte. Mit diesem einmal eingenommenen Standpunkt ist natürlich nicht zu rechten, auch wenn man, wie der Unterzeichnete, der Ansicht ist, dafs unsere heutige Auffassung von der Wissenschaft der griechischen Altertümer eine von Schoemann wesentlich verschiedene und über ihn hinausgehende ist, und dafs dessen rein antiquarische Betrachtungsweise nicht mehr ausreicht. Eine gewisse Ungleichmäfsigkeit der Behandlung, für welche der Bearbeiter nicht verantwortlich gemacht werden kann, wurde dadurch herbeigeführt, dafs sich der Druck über sechs Jahre erstreckte und die ersten sechzehn Bogen bereits gesetzt waren, als die neu entdeckte Aristotelische Schrift vom Staatswesen der Athener veröffentlicht wurde; da jedoch L. letztere für seine Darstellung des attischen Staates noch benützen konnte, so war dieser Umstand für das Gesamtwerk nicht von entscheidendem Einflufs.

Mit L.'s Standpunkt bezüglich der Neubearbeitung hängt es zusammen, dafs an den vorbereitenden Partieen des Buches, der Einleitung und den Abschnitten „Das homerische Griechenland" und „Das geschichtliche Griechenland" — auch diese an Grote erinnernde Scheidung Schoemanns ist heute nicht mehr aufrecht zu erhalten — am wenigsten geändert wurde; zudem sind einige Werke, welche für diese Kapitel in Betracht kommen, wie Eduard Meyers „Geschichte des Altertums II" und „Forschungen zur alten Geschichte I", Paul Kretschmers „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache", Paul Cauers „Grundfragen der Homerkritik", W. Reichels „Homerische Waffen" erst erschienen, nachdem dieser Teil des Werkes schon gedruckt war. Wenn also z. B. S. 2 die kleinasiatischen Stämme noch als nahe Verwandte der Griechen erscheinen, so kann daraus kein Vorwurf gegen den Bearbeiter erhoben werden, da Kretschmers Nachweis, dafs dieselben eine Gruppe für sich bildeten, die der indogermanischen Völkerfamilie nicht angehörte, erst

später bekannt wurde. Dagegen hätten einige Ansichten Schoemanns beseitigt werden sollen, die heutzutage nicht mehr gehalten werden können, so die Bemerkung (S. 73), dafs der Goldschmuck in den homerischen Gedichten nur poetische Erfindung sei; auch die Beschreibung des homerischen Hauses (S. 76ff.) kann jetzt besser auf monumentale Überreste begründet werden als auf blofse Stellen der Dichtung. Was die Nationalität anlangt, welcher die Träger der mykenäischen Kultur angehörten, so äufsert sich L. zurückhaltend, neigt sich aber mehr der Ansicht zu, dafs es Griechen waren.

Auch an der speziellen Darstellung des spartanischen Staates wurde nicht viel geändert; es ist dies die natürliche Folge davon, dafs die Detailforschung auf diesem Gebiet in den letzten Jahrzehnten mangels an neuem Material viel weniger Fortschritte gemacht hat, als dies in den übrigen Partieen der griechischen Altertümer der Fall war. An der historischen Persönlichkeit Lykurgs und an der Echtheit der uns überlieferten Rhetren hält L. fest.

Dagegen fand L. Anlafs zu eingreifenden Umgestaltungen in dem Abschnitt über Kreta, wo, besonders in der Behandlung des Privatrechts und des Rechtsverfahrens, dem Gesetz von Gortyn (welches L. in das fünfte Jahrhundert setzt) und den Inschriften überhaupt der gebührende Platz eingeräumt ist. Wichtig ist die S. 310 n. 4 geäufserte Ansicht über die Phylen und die Bestellung der Kosmen; S. 321ff. ist ein Abrifs der späteren demokratischen Verfassung nach den urkundlichen Quellen hinzugefügt.

Am eingehendsten mufste natürlich die Neubearbeitung der Verfassung Athens ausfallen; ist doch die dritte Auflage von Schoemanns Altertümern im Jahre 1871 erschienen. Welchen Fortschritt in diesem Vierteljahrhundert unsere Wissenschaft vom attischen Staat durch die Vollendung des C. I. A., die sich besonders an dasselbe anschliefsende rege Einzelarbeit und, last not least, durch die Auffindung der *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles und die durch sie hervorgerufenen Erörterungen erfahren hat, daran braucht kaum erinnert zu werden. Dieser Abschnitt des Buches ist auch für den Fachgenossen am wertvollsten, schon deswegen, weil er aus ihm die Ansichten eines Gelehrten von so anerkannter Autorität, wie L. es ist, über den ganzen Zusammenhang und über eine Anzahl von wichtigen Einzelfragen kennen lernt.

Ich halte es für das Beste, über die interessantesten Punkte, zunächst was die Verfassungsgeschichte betrifft, kurz zu berichten. Gegen die neuere Annahme, dafs der Ionierstamm sich erst auf kleinasiatischem Boden gebildet habe, verhält sich L. abwehrend; er nimmt eine Zuwanderung von Ioniern in Attika an, aber aus der Peloponnes, unter ionischem Einflusse habe sich Attikas Einigung vollzogen und aus der Peloponnes seien die vier ältesten Phylen übertragen worden. Was die Glaubwürdigkeit des Aristoteles anlangt, so acceptiert L. dessen Erzählung über die Abschaffung des Königtums und dessen Übergang in die Adelsherrschaft, ferner die Verfassung Drakons und die Vorherrschaft des Areopags nach den Perserkriegen; nach ihm war Drakon derjenige, welcher neue Phratrien bildete und in die Phratrien auch Nichtadelige aufnahm. Die Meldung Plutarchs (Arist. c. 22) über das bekannte Psephisma des Aristeides *κοινὴν εἶναι τὴν πολιτείαν καὶ τοὺς ἄρχοντας ἐξ Ἀθηναίων πάντων αἱρεῖσθαι*, welches zuletzt Fabricius als Notverordnung auffafste, erklärt er dahin, dafs Aristeides die Mitgliedschaft im Rate auch der untersten Vermögensklasse, den Archontat wenigstens den Hippeis zugänglich gemacht habe. Bezüglich der Hektemorier tritt L. der Ansicht von Gomperz bei, dafs sie ein Sechstel des Ertrages den Grundherren ablieferten. Für die Auffassung von Solons Wirksamkeit ist hervorzuheben, dafs dessen Schulderlafs nicht alle Privatschulden umfafste, sondern sich wahrscheinlich nur auf die Grundschulden und die Schuldforderungen des Staates beschränkte; die Geschworenengerichte sind durch Solon als Appellationsinstanz für bürgerliche Streitigkeiten eingesetzt worden, in Strafsachen waren sie die erste und einzige Instanz, ebenso fiel ihnen die Euthyne der Beamten zu. Die durch Kleisthenes kreirten Neubürger bestanden aus Metöken und Freigelassenen. In die Perikleische Zeit setzt L. die Einführung des Richtersoldes und der Theorika, ferner die Begründung der uns aus dem vierten Jahrhundert bekannten Form der Nomothesie und wol auch der *γραφὴ παρανόμων*.

Natürlich findet sich auch in der Behandlung der einzelnen Beamtungen viel Neues, speziell was die Finanzbeamten und die Strategen anlangt. Die Ansicht über den Ratsschreiber, welche L. auf S. 403/4 kurz mitteilt, ist jetzt von Julius Penndorf in den „Leipziger Studien“ XVIII (1897) ausführlich entwickelt worden. Eigentümlich ist die Anschauung (S. 416), dafs der Rath an der Gesetzgebung in der Weise mitwirkte, dafs er mit den Heliasten zusammen das entscheidende Kollegium bildete,

welches in seiner Gesamtheit den Namen νομοθέται führte. Die Vermutung, dafs das bei Hypereides wiedergegebene Eisangeliegesetz erst aus der Mitte des vierten Jahrhunderts stamme (S. 424, n. 1), bestätigt den Ansatz, zu welchem ich selbst von anderen Erwägungen aus kam (Hermes XXVIII 574). Bezüglich der Dokimasie der Archonten hält L. noch immer daran fest, dafs sie vor Gericht nur im Falle der Appellation geprüft wurden, obwohl Aristoteles c. 55, 2 ihre doppelte Dokimasie vor Rat und Heliasten bezeugt. Wie er sich ferner zu Kirchhoffs Ansicht über den attischen Staatsschatz stellt, ist aus S. 452 (Note 4) nicht ganz klar zu ersehen. Auch die Ansicht (S. 457), dafs die Phylenwahl der Strategen bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts festgehalten wurde, kann nur mit der Einschränkung acceptiert werden, dafs dies nicht mehr infolge eines Gesetzes, sondern einer Gepflogenheit erfolgte.

Ungemein sorgfältig ist die Darstellung des Gerichtswesens, wo nach eingehender Berücksichtigung der Kontroversen, welche sich auf den Areopag und die Epheten beziehen, nach Aristoteles die Bildung und die Einrichtung der Geschworenengerichte geschildert wird.

Aus der vorstehenden Übersicht kann man sich einen Begriff von dem reichen Inhalt des vorliegenden Werkes bilden; vermifst habe ich eine kurze Darstellung der Verfassung Athens in römischer Zeit, die allerdings Schoemann auch unterlassen hat. Ob L.s Neubearbeitung sich zur ersten Einführung in die Kenntnis speziell der attischen Altertümer eignet, ist mir bei dem Umstande, dafs der Verf. mit Angaben aus der neueren Litteratur sehr sparsam ist und oft die Gründe für seine Entscheidung in strittigen Fragen nur andeutet, zweifelhaft; für diejenigen aber, welche mit dem Gegenstand bereits vertraut sind, wird dieses Buch von gröfstem Interesse und Nutzen sein.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

66) **Ferdinand Brunetière, La Renaissance de l'Idéalisme.** Paris, Librairie de Firmin-Didot et Cie. 1896. XI und 88 S. 8.

Das Büchlein ist ein Vortrag, den Brunetière am 2. Februar 1896 in Besançon gehalten hat, vermehrt um einige teilweise umfangreiche Anmerkungen, die nicht nur zur Ausführung des im Text Gesagten dienen, sondern auch Antwort auf verschiedene Angriffe geben, die B. sich durch seine Rede in der Tagespresse zugezogen hat. Der Vortrag wollte nicht nur die Thatsache des Wiedererstehens des Idealismus auf den mannig-

fachsten Gebieten des geistigen Lebens feststellen, sondern die Landsleute Viktor Hugos in engerem Sinne anregen, ihr Teil zu der Stärkung der heilsamen Geistesbewegung beizutragen. Was das Thatsächliche anbelangt, so kann gar kein Streit darüber entstehen, dafs B. recht hat. In Wissenschaft, Kunst, Litteratur macht sich der Rückschlag gegen den Realismus oder Naturalismus geltend. B. verfolgt ihn zunächst auf diesen Gebieten, indem er die Resultate von Forschungen bietet, die er in seinen gröfseren Werken über Litteratur, Wissenschaft und Religion angestellt hat. In seiner Broschüre „La science et la religion“ hat er den Ausdruck von dem „Bankerott der Wissenschaft“ gebraucht, den er auch hier wieder aufnimmt und in folgendem Sinne deutet: Wer nur einen Teil seiner Versprechungen einlöst, macht Bankerott. Die Wissenschaft hat aber versprochen, uns die Rätsel der Welt zu lösen und dies Versprechen grade in Bezug auf die brennendsten Fragen nicht gehalten: „Was ist der Sinn des Lebens? Warum werden wir geboren und warum sterben wir? Sollen wir leben, als wenn wir einmal ewiger Vernichtung anheim fallen, oder als wenn wir für die Unsterblichkeit bestimmt wären? u. s. w.“ Ob die Naturwissenschaft die Lösung dieser Fragen je beabsichtigt hat, mufs sie selbst sagen. In einem hat B. jedenfalls recht, wenn er in dem Auftreten des Spiritismus, Symbolismus, Occultismus und anderer -ismus das Symptom dafür erblickt, dafs die Menschheit sich unzufrieden von der nur Thatsachen feststellenden Naturwissenschaft abwendet und in ihrer Weise — mag diese auch irrig sein — nach der hinter den Thatsachen liegenden Idee forscht. Ich will meine Inkompetenz auf diesem Gebiete gern eingestehen, wenn mir zugleich das Geständnis erlaubt wird, dafs ich bei B.s Ausführungen über dies Gebiet eines Gefühles der Unsicherheit und Unbehaglichkeit nicht ledig werde, das mich freilich sofort verläfst, sobald der feine Kenner der Litteratur uns auf sein eigentliches Gebiet führt. Hier kann er unserer Zustimmung sicher sein, wenn ihm vielleicht auch nach seinen Worten „pour ne pas trop mêler trop d'Allemands dans notre affaire“ nicht allzu viel daran liegt. Aber grade hinsichtlich Dumas d. J. wird er bei den Freunden und Kennern französischer Litteratur in Deutschland keineswegs den Widerspruch gegen seine Auffassung finden, den er (aber doch wohl nur vereinzelt?) in Frankreich gefunden hat. Dumas, meint er, habe auch wie alle Dramatiker unter der Nötigung gestanden, Mode mitzumachen wo nicht gar zu machen. Dies hübsche Wort möchte ich unterstreichen und hinzufügen, dafs auch mir Dumas mit seiner Lehre

vom théâtre utile und seinen langen moralisierenden Einleitungen immer als ein verkappter Idealist vorgekommen ist, dessen Realismus, wie B. gleichfalls andeutet, vielfach in Äufserlichkeiten besteht. Er ist mit Augier, dem „Erzieher zum Familienglück", näher verwandt, als er's Wort haben wollte, und allgemein bekannt ist ja wohl, mit welcher Freude er noch zuletzt in einer jüngsten Schule eben das begrüfste, was B. die Wiedererstehung des Idealismus nennt. B. verfolgt sein Thema auch auf dem Gebiet der Musik: „Der Wagnerianismus sucht von der Grundlage der Sinnlichkeit, die der Musik eigen ist, loszulösen, was sie Geistiges und Ideales enthält." Sein Triumph in Frankreich bedeute einen Sieg des Idealismus. Ebenso in der Malerei: Symptom die Verehrung für Puvis de Chavannes. Ebenso im Roman, wo B. niemand nennt, aber entschieden an die Psychologues und Moralistes denkt, deren Meister Bourget ist. Ebenso in der Lyrik, wo die Symbolisten den Wagnerschwärmern entsprechen. Man schreckt ein wenig zurück, wenn er in seinem letzten Abschnitt es sogar unternimmt, die Wiedergeburt des Idealismus in der französischen Politik aufzuzeigen. Aber er ist ja nicht der erste, der auf die ideale Seite des Sozialismus hinweist, insofern wenigstens dessen Theoretiker die Notwendigkeit der Unterdrückung des Egoismus lehren. Jedenfalls haben ihm, seitdem er den Vortrag hielt, eine Reihe von Erscheinungen der Litteratur (Brieux, Edmond Rostand, Fernand Gregh u. a.) recht gegeben: es bereitet sich auf diesem Gebiet ein Umschwung vor, der eine schönere Zukunft verspricht.

Weimar. **Erich Meyer.**

---

67) **Mémoires d'un Collégien** von **L. Laurie.** Herausgegeben von **Konrad Meier.** Leipzig, Dr. P. Stolte, 1897. 8. 110 S. Text, 52 S. Komm. ℳ 1.

Mit dieser Arbeit hat sich der Herausgeber ein wirkliches Verdienst erworben. Wie uns Tom Brown's Schooldays über englische Schulverhältnisse aufklären, so erhalten wir durch Laurie eine Anschauung vom französischen Schulleben. Und dies geschieht in einer Weise, wie sie anregender kaum gedacht werden kann. Die Freuden und Leiden eines Gymnasiasten, von ihm selbst erzählt, treten einem so lebhaft vor das geistige Auge, dafs man das Buch nach beendeter Lektüre mit grofser Befriedigung aus der Hand legt und nur bedauert, die liebenswürdige Plauderei des Verfassers nicht länger geniefsen zu können.

Dafs das kleine Buch für die Sekunda, wie der Herausgeber meint, pafst und hier sehr anspricht, das kann ich nur bestätigen nach den Erfahrungen, die ich seit Ostern mit den Mémoires bei der Lektüre gesammelt habe.

Es läfst sich denken, dafs aufser dem Inhalte auch die Sprache des Buches unseren Schülern Vergnügen bereitet; denn sie finden darin gar viele Ausdrücke ihrer besonderen Sprache, die sie so gerne anwenden. Ich erinnere nur an bercail = Kasten 44. 30.

Dem Texte geht eine kurze Geschichte des französischen Unterrichtswesens voraus, das auf wenigen Seiten alles Wesentliche enthält. Sie ist natürlich in erster Linie für den Lehrer bestimmt.

Die Anmerkungen sind mit grofser Sorgfalt (in einem besonderen Heftchen zusammengestellt) ausgearbeitet und mit Exkursen und Belegstellen versehen, die dem Lehrer sehr angenehm sind und den Schüler nicht stören können. Folgendes möchte ich darin noch behandelt sehen: commencer de 16, 27; doigt médium 28, 7; murs peints à la cire 29, 26; carton 64, 15; enlever le prix de haute lutte 65, 16; ne pouvant y tenir 74, 22; sur le dernier vers 87, 25. Sur place 56, 5 ist mit auf der Stelle getreten, en marchant ebenda mit frei weg zu geben.

Zu dem Buche ist vom Herausgeber auch ein Wörterverzeichnis ausgearbeitet worden. In diesem vermisse ich eine Erklärung zu abat-jour (75, 30), noch besser wäre dieses Wort in den Anmerkungen zu besprechen gewesen. „Schräge Fensterblende“ ist für den Schüler unverständlich. Es ist doch eine Vorrichtung gemeint, die dem Gefangenen den Ausblick nach vorn, nach unten und seitwärts unmöglich macht.

Im Wörterverzeichnisse fehlen entamer 80, 24; de guerre lasse 103, 26.

Diese wenigen Ausstellungen sind natürlich von ganz untergeordneter Bedeutung. Ich kann das Werkchen als Sekundanerlektüre aus voller Überzeugung als sehr dankbar und nutzbringend empfehlen.

Hildburghausen. **K. Pusch.**

---

68) **Malot, Sans famille.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Bernhard Lade.** Leipzig, G. Freytag. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. VIII u. 232 S. ℳ 1.60.

Die Aufnahme dieses anziehenden Bändchens in die Reihe der Freytagschen Schulausgaben werden die Fachgenossen sicher mit Freude be-

grüfsen. Ich wüfste wenige Bücher, die so vorzüglich geeignet wären für den Unterricht der mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Die mannigfachen Irrfahrten des armen Findelkindes in Frankreich und England geben so reichlich Gelegenheit, auf alle möglichen Gebiete des Wissenswerten einzugehen, dafs es nur zu bedauern ist, dafs der Zweck der Ausgabe die äufserste Beschränkung des Stoffes nötig machte. Viele interessante Kapitel sind auf diese Weise fortgefallen, aber die Kürzung ist mit Geschick vorgenommen, sodafs nirgend eine störende Lücke bemerkbar wird. Die Handlung schreitet rasch vorwärts und bietet vorzüglichen Stoff und beste Gelegenheit zu Wiederholungen und Sprechübungen. Da das Buch den mittleren Klassen, wohl auch der Privatlektüre, dienen will, so billige ich die Beigabe eines Spezialwörterbuches, das ich nach meinen Erfahrungen in den Oberklassen des Gymnasiums nicht für wünschenswert halte. Zu leicht verhindern die Spezialwörterbücher die Vertrautheit mit einem gröfseren Wörterbuch. Das vorliegende Wörterverzeichnis ist übrigens mit gröfster Gewissenhaftigkeit gearbeitet und hat mich bei zahlreichen Proben nicht éinmal im Stich gelassen. Die Rücksicht auf die Privatlektüre scheint den Herausgeber auch geleitet zu haben bei der Abfassung der Anmerkungen, die sich durch gleiche Zuverlässigkeit auszeichnen, aber die sonst hätten erheblich gekürzt werden können. Der Text ist so klar und einfach, dafs ich nur für verhältnismäfsig wenige Stellen das Bedürfnis einer Übersetzungshilfe anerkennen kann. Ich halte es nicht für geraten, dem Schüler die Schwierigkeiten hinwegzuräumen, die er bei einiger Gedankenarbeit mit Hilfe des Wörterbuchs oder mit geringer Anleitung seitens des Lehrers selbst überwinden könnte. Überflüssig erscheinen mir z. B. die Übersetzungen von un jour ou l'autre 14, 17; qui n'a pas volé son nom 17, 3; bon voyage! 19, 26; par les plus grands chemins 29, 32; Il n'en fit rien 31, 7; les empreintes creusées par les deux chiens 56, 26; dans une fourche 58, 10; cela était assez long 79, 18; ce qui ne fut pas long 98, 24 und so noch eine Reihe anderer Stellen; aber da glücklicherweise von Fufsnoten in diesen Ausgaben abgesehen worden ist, so stören die Übersetzungen nicht beim Unterricht.

Die im Text vorkommenden Ortsnamen sind mit grofser Sorgfalt erklärt, zum Teil etwas zu eingehend. Gleich der ersten Bemerkung über des Herausgebers Bemühung, die Lage von Chavanon zu bestimmen, ist eine ganze Seite gewidmet, wo der Schule das Endresultat in 4 Zeilen völlig genügte. Von vorzüglichem Nutzen wäre m. E. die Beigabe einer

kleinen Karte gewesen, die die ganze Reiseroute mit allen berührten Orten veranschaulicht und manche Bemerkung überflüssig gemacht haben würde; auch ein kleiner Plan von Paris wäre mir willkommen gewesen.

Lüneburg. **G. H. Schmidt.**

---

69) **Mrs. Gaskell, Cranford,** gekürzt für den Schulgebrauch von **Jmm. Schmidt.** Leipzig, G. Freytag, 1897. IX u. 249 S. 8. ℳ 1.80.

Frau Gaskell ist eine vorzügliche Erzählerin, die nur deshalb nicht so allgemein bekannt geworden ist, weil hellere litterarische Sterne sie zu ihren Lebzeiten überstrahlten. In Cranford malt sie ernste und ergreifende, aber auch überaus heitere und drollige Scenen kleinstädtischen Lebens aus der Zeit vor ungefähr 50 Jahren. Die Personen sind so greifbar und lebenswarm geschildert, dafs man meint, die altmodischen Leutchen auf der Strafse dahin trippeln zu sehen oder ihren Zusammenkünften beizuwohnen, und manche Scene durchweht ein köstlicher Humor. Schmidt hat hier das Ganze aufserdem geschickt gekürzt, sodafs man ein vollständiges Werk zu haben meinen kann. Es bleibt trotzdem noch vollauf genügender Lektürestoff, um ein Halbjahr auszufüllen.

Die Anmerkungen und das Wörterbuch sind mit Sachkenntnis und Sorgfalt gemacht worden; sie lassen nirgends im Stiche, wo immer der Schüler sie zu Rate zu ziehen berechtigt oder genötigt sein mag. Das Wörterbuch ist eher zu reichhaltig; aber da es ein gröfseres ersetzen soll, so ist es immer besser, wenn bei dem Schüler etwas zu wenig als zu viel vorausgesetzt wird. Die Aussprache ist überall genügend und richtig bezeichnet. Die äufsere Ausstattung wird nicht verfehlen, dem Buche Freunde zuzuführen. Papier und Druck sind gut, der Einband gefällig und doch dauerhaft. Aufser einem Setzerversehen (53, 24 sbe anst. she) und der Schreibweise tenour im Wörterbuche sind mir Ungenauigkeiten nicht aufgefallen.

Borna (Sachsen). **E. Teichmann.**

---

70) **The English Student.** Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde. Von **E. Hausknecht.** 2. Aufl. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1896. IV u. 280 u. 90 S. 8.

Hausknechts „English Student" ist kein neues Buch mehr (die erste Auflage erschien bereits 1894). Wenn Ref. die bis auf einige Kleinig-

keiten unveränderte zweite Auflage hier bespricht, so geschieht dies hauptsächlich deshalb, weil er Gelegenheit gehabt hat, in dreijähriger Praxis die Vorzüge der von dem Verfasser eingeschlagenen Methode nach jeder Seite hin zu erproben.

Am Anfang des Buches steht eine fünf Seiten ausfüllende Einleitung über die Sprachlaute. Zur Einübung derselben werden zunächst einige dem Deutschen ungefähr bekannte Wörter wie England, John Bull, tramway, dann einige einfache Sprichwörter, ein kleines Gedicht sowie die wichtigsten englischen geographischen Eigennamen geboten, welche letztere auch aus anderen Gründen willkommen sind. Nachdem der Schüler — bei geschlossenem Buch — das Lautbild durch Zuhören und Nachsprechen sich ungefähr eingeprägt hat, erhält er durch die beigefügte phonetische Umschrift (die recht praktisch gewählt ist) Gelegenheit, seine Aussprache zu kontrollieren und zu befestigen.

Beim ersten Abschnitt, den 15 „Sketches", ist die phonetische Umschrift mit Recht ins Wörterbuch verbannt. Der Lehrer zerlegt den Text in möglichst einfache Sätzchen, die er (bei geschlossenem Buch) vorspricht und nachsprechen läfst, wobei neue Wörter erklärt werden. Erst dann werden die Wörter im Wörterverzeichnis sowie der Text der „Sketches" in der Klasse gelesen, wobei letzteres sofort sinngemäfs geschehen kann. Der Schüler lernt dann zuhause die Wörter (am Anfang wird man ihn abschreiben lassen) und übt sich im Lesen. In der nächsten Stunde kann der Lehrer nochmals kurze Sätze über den Abschnitt vorsprechen, auch Fragen stellen (wozu recht hübsche Anleitung gegeben ist) und dieselben an die Wandtafel schreiben lassen. Ref. ist in der glücklichen Lage, vier bis sechs Schüler gleichzeitig an der Tafel beschäftigen zu können, sodafs ohne grofsen Zeitverlust alle zum Schreiben kommen. Die jeweils an ihrem Platz befindlichen Schüler verfolgen die Vorgänge an der Tafel mit gespannter Aufmerksamkeit, sodafs viele unnütze Exercitienschreiberei vermieden werden kann.

Der Inhalt der Sketches ist dem Auffassungsvermögen und Interessenkreis der Knaben glücklich angepafst, wie Ref. wiederholt aus dem lebhaften Anteil entnehmen konnte, mit dem die Schüler die Schicksale der beiden „Helden" Tim Vaughan und Bob Saunders verfolgten. Die Form des Dialogs ermöglicht, schwierigere Konstruktionen zu vermeiden, und giebt dem Ganzen eine wohlthuende Frische; endlich ist die Sprache wirklich die des alltäglichen Lebens.

Ist dieser elementare Teil in 1½ Schuljahren erledigt, so treten an Stelle der meist dialogisch gehaltenen „Sketches" die 20 „Compositions" (S. 59—118), längere Lesestücke mannigfachen Inhalts. Technische, geographische, biographische, namentlich aber geschichtliche Gegenstände sind darin behandelt. Der modernen Forderung nach „Realien" ist in diskreter Weise — d. h. ohne das Interesse des Schülers abzustumpfen — Rechnung getragen. An Stelle der Zerlegung in kurze Einzelsätze oder in Frage und Antwort empfiehlt sich hier eine freiere Reproduktion des Gelesenen. Ebenso sind deutsche Texte geboten (S. 197—248), in denen der erworbene Wortschatz sowie die gewonnenen grammatischen Kenntnisse erprobt und verwertet werden können. Während am Schlufs jeder Skizze das Nötige als „Grammar Lesson" zusammengestellt ist, wird bei den „Compositions" auf die systematisch angeordnete Grammatik (S. 119—196) verwiesen, die in mustergültiger Weise alles für die Schule Wissenswerte bietet. Besonders wertvoll daran ist, dafs sämtliche Regeln nur durch Belege aus dem Text der „Compositions" illustriert sind.

Zum Schlufs noch einige Wünsche: Die Wörter zu den „Compositions" sind im Verzeichnis ohne phonetische Umschrift geboten. Könnte von diesem Grundsatz nicht zu gunsten einiger Wörter mit unregelmäfsiger Aussprache, namentlich aber der Eigennamen, eine Ausnahme gemacht werden? Würde es sich nicht empfehlen, eine systematische Zusammenstellung der Gesichtspunkte zu geben, nach denen die Aussprache der Vokale sich bestimmen läfst? Etwa für a in folgender Weise:

ei meist in offener Silbe (Beispiele!)
ε „ „ „ „ vor r
æ meist in geschlossener Silbe
ɔ „ „ „ „ vor l + Konsonanten oder nach w (qu)
ā „ „ „ „ vor r und aufserdem in Wörtern wie father, u. s. w.

Die Aussprache soll natürlich rein analytisch erworben werden, aber für eine synthetische Zusammenfassung wäre man später doch öfters dankbar.

Ref. möchte sein Urteil dahin zusammenfassen, dafs der „English Student" ein vorzügliches Lehrbuch ist, das durch seine Eigenart der immerhin gereifteren Auffassung der englisch lernenden Schüler gut angepafst ist, vielleicht besser, als die auf der reinen Anschauung beruhenden Lehrmittel.

Karlsruhe (Baden). **E. Werner.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der Firma **Fr. Strobel**, wissenschaftl. Buchhandlung, Jena, über **H. Merguet**, Lexicon zu den Schriften Caesars.

Gotha, 26. März. Nr. 6, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

71) **Sophoclis tragoediae.** Edited by **Robert Yelverton Tyrrel.** London, Macmillan and Co., 1897. XXV u. 272 S. gr. 8.

Preis: 5 sh.

Das Buch gehört zur Parnassus library of Greek and Latin texts und ist dementsprechend hergestellt und eingerichtet. Es hat kleinen, für Ältere zu kleinen Druck, leichtes Papier und rotverzierten Pergamenteinband. Der Herausgeber wendet sich in der Einleitung scharf gegen die deutsche Sophokles-Kritik und ist ein Verehrer von Jebb. Doch sind seine eigenen kritischen Vorschläge zum Teil nicht besser als die unserer extremen Richtung, wenn er auch natürlich im ganzen konservativ ist. Zum Beweise mögen einige derselben hier angeführt werden: O. C. v. 543 liest er *κἄμ' ἐφόνευσ' ἀ λ α ὸ ς καὶ ἀπώλεσα* statt *καὶ γὰρ ἄλλους ἐφόνευσα καὶ ἀπώλεσα.* Aber es ist mit Bergk *ἐμούς* statt *ἄλλους* und mit Bothe

ὤλεσα zu lesen. V. 709 vermutet er ohne Not πέδον statt χθονός. V. 1452 giebt seine Vermutung ἐπιών (angreifend) nicht den richtigen Gegensatz zum folgenden αὔξων ἄνω. Phil. v. 1092 ist mifsverstanden. Die πταναὶ θῆραι v. 1164 sind etwas ganz anderes als die θῆραι δ' ἄνω des Herausgebers hier. Ai. v. 406 schreibt der Herausgeber φίλοις δὲ τοῖσδ' ὁμοῦ γέλως statt φίλοι τοῖσδ' ὁμοῦ πέλας. Aber φίλοι οἵδε sind nicht die früheren Freunde des Helden, sondern die anwesenden Matrosen des Chors, die noch immer ihm treue Freunde sind und nicht daran denken, ihn auszulachen. Es ist, um Sinn und Responsion herzustellen, mit dem Ref. ἔργα μου vor dem Vokativ φίλοι einzuschieben. V. 869 ist der Infin. der Folge με συμμαθεῖν, kurz für ὥστε με συμμαθεῖν, gesund und durch den analogen Infin. μαθεῖν O. R. v. 120 geschützt, des Herausgebers συμπαθεῖν daher unnötig.

Kein Freund der extremen Richtung in der Sophokles-Kritik, wie sie Nauck vertrat, habe ich doch geglaubt, so scharfen Angriffen, wie des Herausgebers des vorliegenden Buches, entgegentreten und ihn auf einige seiner Schwächen aufmerksam machen zu müssen.

Saargemünd. **Heinrich Müller.**

---

72) **Philodemi volumina rhetorica** edidit S. Sudhaus. Supplementum. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. XLII u. 62 S. 8. ℳ 1.80.

Die Rhetorik des Philodemos gab der Verfasser in zwei Bänden bei Teubner in den Jahren 1893 und 1896 heraus. Das Supplementum ist eine Neubearbeitung des ersten Bandes und enthält das erste und zweite Buch; der Text ist verbessert und zum Lesen bequem eingerichtet, da er nicht mehr in Kolumnen, sondern in fortlaufenden Zeilen gedruckt ist. Unter dem Text befindet sich ein kurzer deutscher Kommentar, der die Erschliefsung und das Verständnis des Inhalts bezweckt. Besonders beachtenswert ist die Einleitung, die eine lehrreiche Abhandlung L. Radermachers enthält, in der an der Hand des Sextus Empiricus, Quintilianus und Philodemos die Beweise dargelegt werden, die Kritolaos gegen die Rhetorik als Kunst vorbrachte. Dadurch fällt auch neues Licht auf Lucians Schrift περὶ παρασίτου, in der Radermacher eine Verspottung der von dem Philosophen gegen die Rhetorik als Kunst erhobenen Einwendungen erkennt, eine Auffassung, die Sudhaus dann noch weiter ausführt und begründet. Der Herausgeber, sowie sein Freund Raderbrecher

verdienen für ihre erfolgreichen Bemühungen zur Erforschung dieses noch ziemlich dunklen Gebietes des griechischen Geisteslebens alle Anerkennung.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

73) **A. Sonny, Ad Dionem Chrysostomum analecta.** Kiew, Zavadzky, 1896. VI u. 241 S. 4.

Der Verfasser bereitet schon seit längerer Zeit eine Ausgabe des Dion Chrysostomos vor, zu der er die Handschriften verglich und das wissenschaftliche Material sammelte. Da kam ihm J. v. Arnim mit seiner Ausgabe zuvor. Mit dieser setzt er sich in dieser Schrift, die gewissermafsen die Einleitung zu seiner bei Teubner nächstens erscheinenden Ausgabe bildet, auseinander, indem er nachweist, dafs auch nach Arnim eine neue Ausgabe des Dion wohl am Platze sei, da er das Wertverhältnis der drei Handschrifts-Klassen zu einander nicht ganz richtig bestimmt, die Leistungen für Emendation des Textes nicht vollständig gesammelt und Chrysostomos' Sprachgebrauch nicht gründlich durchforscht habe.

Der erste Teil enthält die Beschreibung und Beurteilung der Handschriften. Der Verfasser beweist im Gegensatz zu Arnim, dafs Klasse I für sich steht, während Klasse II und III aus einer gemeinsamen Vorlage stammen; Klasse I und III sind interpoliert, Klasse II nicht; da aber Klasse II in den Korruptelen auch mit I oft übereinstimmt, so mufs der Archetypus für II kontaminiert gewesen sein, sei es dafs er nach I oder I nach ihm korrigiert wurde. Daher kommt bei Abweichungen der Handschriften untereinander an erster Stelle die Übereinstimmung von I und III in Betracht; bieten alle drei Klassen verschiedene Lesarten, so hat man von der Lesart der Klasse II als der nicht interpolierten auszugehen. Was die verschiedene Reihenfolge der Reden in den Handschriften betrifft, so stimmt der Verfasser mit Arnim in der Begründung dieser Erscheinung überein; aber in der Erklärung ihrer Entstehung weicht er von ihm ab, indem er annimmt, dafs sie bei der Übertragung der Reden von den Papyrusrollen in Codices entstand; die Zerlegung der 71. Rede hält er in Klasse II und III für ursprünglich, von hieraus aber erst in Klasse I übertragen, da sie Arethas noch nicht kenne.

Der zweite Teil beschäftigt sich mit den Scholien des Arethas zu Dion Chrysostomos, die der Verfasser hier zum erstenmal vollständiger veröffentlicht. Der dritte Teil endlich enthält kritische und exegetische Bemerkungen zum Text des Dion. Wo der Verfasser die Überlieferung

verteidigt, kann ich ihm fast überall beistimmen; seine eigenen Vermutungen aber möge er noch einmal sorgfältig prüfen, ehe er sie in seine Ausgabe aufnimmt; die meisten scheinen mir unnötig oder nicht gelungen zu sein.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

74) **Texts and Studies.** Contributions to Biblical and Patristic Literature edited by **J. Armitage Robinson.** Vol. V, Nr. 1. Apocrypha Anecdota II. Cambridge, at the University Press; London, C. J. Clay and Sons, 1897. CII, 174 S.

Zweiter Titel: Apocrypha Anecdota. Second Series edited by **Montague Rhodes James.** 7 sh 6 p.

An Texten enthält dies Heft: 1) Actorum Johannis a Leucio conscriptorum fragmentum S. 1—25 griechisch mit gegenüberstehender englischer Übersetzung. — 2) Acta Thomae (ex Cod. Mus. Brit. Add. 10 073), S. 27—45, dazu S. C. Malan's engl. Übersetzung eines entsprechenden äthiopischen Textes, S. 46—63. — 3) Epistolae Pilati et Herodis graece; mit W. Wrights engl. Übersetzung der entsprechenden syrischen Texte und: Epistola Tiberii ad Pilatum graece; S. 65—81. — 4) *Ἀποκαλυψις Βαρουχ*, mit einer Übersetzung von W. R. Morfill aus dem Slavonischen, S. 84—102. — 5) Testamentum Jobi (griechisch S. 104—137).

Die Einleitung zu diesen Texten umfafst 100 Seiten und bespricht auch noch die Acta Andreae, welche demselben Verfasser wie die Acta Petri und Johannis zugewiesen werden. Additional Notes (von S. 138 an) geben Berichtigungen und Ergänzungen zur ersten Serie, eine (bejahende) Untersuchung der Frage, ob der Verfasser der Johannes-Akten unser viertes Evangelium kannte, und eine Übersicht über die neueren Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Apokryphen von Vassiliev, Basset, Conybeare, Robinson u. s. w. Alles ist mit einer Gründlichkeit und Quellenbeherrschung gearbeitet, wie sie nur eben an einer grofsen englischen Universität sich leichter erreichen läfst.

Dem meisten Interesse werde das Stück aus den Johannes-Akten begegnen, meint die Vorrede. Bei den Theologen jedenfalls wegen der Streitfragen, die sich an diese Akten und an das vierte Evangelium knüpfen; von philologischen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus sind die andern zum Teil auch umfangreicheren Stücke noch lehrreicher, z. B. das Testament Hiobs und die Baruch-Apokalypse.

Das erstere ist kein eigentliches „Anekdoton“, sondern schon 1833 von A. Mai im ersten Band seiner Nova Collectio nach einer noch nicht wieder nachgewiesenen Handschrift gedruckt worden. James vergleicht diesen Druck unter dem Text seiner sehr abweichenden Pariser Handschrift des elften Jahrhunderts (fond grec 2658). Den meisten Theologen, z. B. auch dem neuesten deutschen Hiob-Erklärer ist das Stück bisher unbekannt geblieben; merkwürdigerweise ist aber auch James entgangen, dafs dasselbe uns auch südslavisch und russisch erhalten ist (s. Eug. Kozak, Jahrbücher f. protest. Theologie 18 (1891) 135. Es ist sehr zu wünschen, dafs er in einer dritten Serie uns auch diese Texte zugänglich mache. Denn das Stück hat entschieden schriftstellerischen Wert, ist sehr alt, offenbar jüdischen Ursprungs, aber christlich überarbeitet. Einzelne Lieder sind eingeflochten, die aus Sammlungen entnommen sein wollen, deren Existenz James mit Recht bezweifelt. Hiob erzählt seinen Kindern sein Leben, Leiden und Triumphieren; sein Bruder heifst Nereus, seine erste Frau Dina, seine zweite Sitis (oder ähnlich; andere Namen s. bei Ewald, Dichter des Alten Bundes II[2], S. 18; Kasteren, Zeitschr. d. d. Palästina-Vereins 15, 199).

Inhaltlich ebenso interessant ist die Apokalypse des Baruch, eine Art Topographie des Himmels, die erst vor kurzem auch aus dem Slavischen zugänglich geworden ist. Von der Phantasie, die in diesen Stücken waltet, mag das zeugen, was von dem über der Welt wachenden Vogel Phönix gesagt ist. Auf seinem rechten Flügel hat er eine Inschrift von riesigen Goldbuchstaben; das Manna des Himmels und der Tau der Erde ist seine Nahrung; auf die Frage *αφοδευει το ορνεον;* wird Baruch belehrt:

> *αφοδευει σκωληκα και το του σκωληκος αφοδευμα γινεται κινα-μωμον ωπερ χρωνται βασιλεις και αρχοντες.*

Auch dies Stück ist offenbar noch jüdischen Ursprungs. In rein christliche Kreise führen uns die neuen Rezensionen der Pilatusbriefe (bei denen die Anecdota Sinaitica von Mrs. Gibson unerwähnt bleiben), die Johannes- und die Thomasakten. Da die Texte meist nur auf einer Handschrift beruhen, ist für philologische Verbesserungen ein weites Feld. Nur einige Beispiele. S. 2, Z. 13. 14 wird unter Vergleichung von 10, 5 zu schreiben sein *εγω μεν υμιν προσομιλῶν οὐ γραψαι χωρω* — 30, 26 darf *δὼς* der Handschrift nicht in das Partizip *δοὺς* verwandelt werden; es ist Jussiv. — 66, 14 korrigiert der Herausgeber *εφαινεσθε* der Handschrift in *φαίνεσθαι*; es mufs *εὐφραίνεσθαι* heifsen. — 67, 12 behält er *σώ-*

ματι καὶ νῷ ἐγερθεὶς bei; auch ohne den Witz des Antisthenes (oder Isokrates: was ein Schüler brauche: *βιβλιαριον καινοῦ* = *καὶ νοῦ*; s. Nestle, Bengel S. 102) lag es nahe *καινῷ* zu korrigieren. — 67, 21. 68, 14 ist *ἐγκεῖμαι* gedruckt; aber p. LX *ἔγκειται*. Das erstere ist mir so unbegreiflich, wie *ἦραν* 90, 6. 8, das James mit seinen Cambridger Kollegen A. E. Brooke und N. Mc Lean teilt (s. Rundschau 1897 Nr. 13, p. 197). — 69,5 schreibe *μιερεῦσιν* (Jes. 48, 21) st. *ἱερεῦσιν* unter Vergleichung von 42, 28. 30. 86, 32 ist statt des Flufsnamens *ὁ Γηρικὸς* nicht *γυρικος* = Oceanus, sondern, wie das Slavische zeigt, *Ἀγηρικος* zu schreiben. Von den 360 Flüssen, die Gott geschaffen hat, werden die dem Alphabet nach (ungefähr) ersten aufgezählt: *Ἀλφιας* = Alpheus, *Ἄβυρος* möglicherweise Ebro. Jedenfalls ist die Donau (S. 97, LX) nicht erst durch den slavischen Übersetzer hineingekommen; sie gilt ja den älteren Kirchenvätern als einer der Paradiesesflüsse. Die Namen werden aus einer ähnlichen Liste stammen, wie sie der Liber generationis enthält (Chronica minora ed. Frick, p. 34). — Bei den älteren Texten wird man fragen müssen, ob nicht ein semitisches Original zu Grunde liegt. Wenn der Leucius zum Vecius, der Lesbonax zum Asbonius wurde, erklärt sich das am einfachsten daraus, dafs der semitische Übersetzer L für die semitische Präposition hielt; aber sichere Spuren eines solchen sind mir doch nicht aufgestofsen.

Das Bisherige mufs genügen zu zeigen, zu welchem Dank James Theologen und Philologen verpflichtet hat, indem er ein so reichhaltiges, interessantes und fernliegendes Material in so sorgfältiger Weise zugänglich machte und erläuterte. Die Detailarbeit kann nun beginnen.

Ulm. **Eb. Nestle.**

---

75) **Josef Kubik, Realerklärung und Anschauungs-Unterricht bei der Lektüre des Tacitus.** Wien, Alfred Hölder, 1897. 86 S. 8. ℳ 2.

Seiner Abhandlung „Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lektüre Ciceros" hat der Verfasser nunmehr ein Hilfsbuch für die archäologische Erklärung des Tacitus folgen lassen, eine willkommene Gabe für jeden, der die Bedeutung des Anschauungsunterrichts auf dem humanistischen Gymnasium anerkennt. In den meisten kommentierten Ausgaben der lateinischen und griechischen Klassiker ist auf diese Seite der Erklärung noch zu wenig Rücksicht genommen, oder es sind die archäologischen Anschauungsmittel nur hier und da oder gar nicht namhaft

gemacht. Ein archäologisch gebildeter Lehrer wird dessen ja nicht bedürfen, aber auch ihm ist nicht immer das ganze Material gegenwärtig, und er wird mit Freuden K.s Büchlein bei der Tacituslektüre benutzen. Die Realerklärung und die Nachweise der Anschauungsmittel erstrecken sich auf Annalen B. I—V; XIV, XV; auf Histor. B. I; III, 1—37; IV, 12—37. 54—79. 85—86; V, 14—26; die anderen Schriften sind übergangen. Buch für Buch werden der Reihe nach behandelt: Topographisches Kriegswesen, öffentliches Leben, Privatleben, Sakrales und Mythologisches, öffentliche Spiele, Portraits; die Einteilung ist nicht einwandfrei, insofern als die öffentlichen Spiele doch zu dem öffentlichen Leben gehören und das Sakrale sich am natürlichsten an die Tempel (‚Topographisches') anschliefst. Im einzelnen giebt der Verfasser mit umfangreicher Kenntnis der einschlagenden Gebiete die zum Vergleich heranzuziehenden Stellen aus Tacitus und anderen Schriftstellern sowie in ausreichendem Mafse die besten Anschauungsmittel an. Wenn er dabei vielfach auf seine oben citierte Abhandlung zur Cicero-Lektüre verweist, so ist er dazu berechtigt, erschwert aber die gesonderte Benutzung der Tacitus-Abhandlung. Aber auch so glauben wir, dafs das Büchlein aufs beste dem Zweck dient, „die Kenntnis antiken Lebens durch rationelle Benutzung erhaltener Denkmäler den Schülern zu vermitteln und damit nicht nur die Lektüre lebendiger zu gestalten, sondern auch ein tieferes Verständnis der Autoren anzubahnen". Der Gebrauch wird erleichtert durch die S. 83—86 gegebene Übersicht der vorkommenden Lokalitäten und Realien. Mit Freuden begrüfsen wir den Entschlufs des Verfassers, demnächst eine ähnliche Schrift für die Lektüre des Horaz erscheinen zu lassen.

Darmstadt. **L. Buchhold.**

---

76) **K. Brugmann** u. **B. Delbrück, Grundrifs der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen.** Erster Band. Einleitung und Lautlehre von **K. Brugmann.** Zweite Hälfte (§ 695—1084). Zweite Bearbeitung. Strafsburg, K. J. Trübner. IX und S. 623—1098. 8.

Die erste Hälfte dieser Neubearbeitung des ersten Bandes von Brugmanns Grundrifs habe ich im Jahrgang 1897 S. 327—334 ausführlich angezeigt. Im engen Anschlufs an diese Besprechung werde ich zunächst

den Inhalt dieser neuen Auflage der zweiten Hälfte des ersten Bandes mit dem entsprechenden Teile der ersten Bearbeitung vergleichen. Der äufsere Umfang ist gerade um 150 Seiten gewachsen (S. 623—992, der zweiten gegen 346—565 der ersten Auflage). Aufserdem ist die zweite Auflage um einen Wortindex von 96 Seiten vermehrt, der so recht eigentlich zur Fruchtbarmachung des in diesem Bande aufgehäuften etymologischen Materials dienen wird. Betrachten wir das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Abschnitte. Den ersten gröfseren Abschnitt bildet das Kapitel „Die Verschlufslaute nach ihrer Artikulationsart" S. 623—721 (S. 346—408). Dann folgen „Die Reibelaute" (Spiranten) S. 722—795 (S. 408—454). In der ersten Auflage waren sodann als Unterabteilungen des Kapitels „Sonstiger kombinatorischer Lautwandel" S. 454—530 der Reihe nach folgende sprachliche Erscheinungen behandelt: Kontraktion (Hiatus, Elision); Kürzung langer Vokale; Längung kurzer Vokale; Anastyxis aus Konsonanten (Svarabhakti); Vokalabsorption; Mouillierung und Labialisierung nebst Epenthese; Silbenverlust durch Dissimilation; Satzphonetik. In der neueren Bearbeitung ist die Satzphonetik (Satzauslauts- und Satzanlautsformen und Sandhi) ein eigenes Kapitel geworden, das die Seiten 875—944 (485—530 der ersten Bearbeitung) umfafst. Im übrigen sind die unter dem allgemeinen Titel „Zum kombinatorischen Lautwandel" S. 795—875 zusammengefafsten Erscheinungen folgendermafsen gegliedert: Quantitätswechsel von Einzellauten und Konsonantengemination S. 795—829 mit den Unterabteilungen: Kürzung langer Sonanten; Längung kurzer Sonanten; Kürzung langer, bezw. Vereinfachung geminierter Konsonanten; Längung kurzer, bezw. Gemination einfacher Konsonanten. Es folgen weiter die Abschnitte „Einschiebung von Lauten" (Anaptyktische Vokale und Einschiebung von Konsonanten) S. 819—827; Palatalisierung (Mouillierung) und Labialisierung (Rundung) von Konsonannten und Epenthese S. 827—834; Assimilatorische Umfärbung eines Vokals durch den Vokal einer Nachbarsilbe S. 834—840; Vokalkontraktion S. 840—847; Fernassimilation von Konsonanten S. 847—850; Ferndissimilation von Konsonanten S. 850—857; Haplologie S. 857—863; Lautversetzung (Metathesis) S. 863—875. Den Schlufs der Lautlehre bildet, wie in der ersten Bearbeitung das Kapitel von der Betonung S. 944—992 (gegen S. 530—565 der ersten Bearbeitung).

Natürlich unterscheidet sich auch diese zweite Hälfte des ersten Bandes sehr wesentlich von der ersten Bearbeitung. Überall energisches,

tieferes Erfassen der einzelnen sprachlichen Thatsachen, überall streng historisch-chronologische Gruppierung des Stoffes. Welche Fortschritte die Kenntnis der in indogermanischer Urzeit vor sich gegangenen lautlichen Prozesse gemacht hat, zeigt beispielsweise die folgende Thatsache. In der ersten Auflage waren die Veränderungen, welche die Verschlufslaute hinsichtlich der Artikulationsart schon in der indogermanischen Grundsprache erfahren haben, auf wenig mehr als drei Seiten (346—349) verzeichnet; heute füllen sie 14 (623—637). Man vgl. ferner beispielsweise die Darstellung der *s*- und *þ*-Laute, von denen letztere früher gar nicht erkannt waren, das Kapitel über Haplologie, mit welchem Ausdruck jetzt nach Bloomfield u. a. jene Erscheinung bezeichnet wird, die man früher syllabische Dissimilation oder syllabische Superposition genannt hatte (vgl. darüber das schöne Buch von M. Grammont, La dissimilation consonantique, Paris 1895). Vielleicht ist es gestattet, eine darauf bezügliche Beobachtung zu verzeichnen, die ich angeregt durch Meringers Buch „Versprechen und Verlesen" gemacht habe. Mehrmals habe ich bei Leichenbegängnissen die deutliche Wahrnehmung gemacht, dafs die Kirchensänger das bekannte ‚et cum spiritu tuo' jedesmal in haplologischer Weise durch ‚et cum spirituo' wiedergaben. Und zwar konnte ich ganz unzweifelhaft feststellen, dafs die Haplologie durch Überspringen auf ‚tuo' zustande kam, also, wenn man so sagen will, das erste ‚tu' ausfiel. Graphisch müfste man dies so zum Ausdruck bringen: ‚et cum spiri[tu] tuo', und somit hat Meringer a. a. O. S. 183 recht. Natürlich ist aber ein solcher Fall nicht erschöpfend für alle Möglichkeiten.

Indem ich nach dieser kurzen Abschweifung wieder zum eigentlichen Gegenstande dieser Besprechung zurückkehre, mache ich noch besonders aufmerksam auf das Kapitel von der Betonung und schliefse diese Anzeige mit dem Wunsche, dafs diese vergleichende Lautlehre der indogermanischen Sprachen auch die allseitige Berücksichtigung der Vertreter der Einzelphilologieen finden und ihr Licht einströmen lassen möge auf die Darstellungen der betreffenden Abschnitte der Einzelgrammatiken.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

77) **Arnold Rüegg, Die neutestamentliche Textkritik seit Lachmann.** Ein Versuch zur Orientierung. Zürich, Verlag des Art. Institut Orell Füssli. VIII u. 97 S. 8. ℳ 2.40.

Die Anzeige des vorliegenden Buchs erscheint ohne Schuld des Rezensenten etwas verspätet; indes scheint es auch jetzt noch angemessen,

auf dasselbe ausdrücklich hinzuweisen. Der Hauptzweck der Schrift ist nach dem Vorworte, den praktischen Theologen zu orientieren über ein Gebiet, dem er meist nur sehr wenig Aufmerksamkeit schenke, wie denn überhaupt dieses mühevolle Arbeitsfeld in der deutschen Theologie verhältnismäfsig nur eine geringere Zahl Bearbeiter habe; und doch dürfe nichts, was den heiligen Text angehe, dem Theologen, zumal dem protestantischen, gleichgültig sein. Um diesem unverkennbaren Mifsstande abzuhelfen, hat der Herausgeber sich entschlossen, die vorliegende Schrift abzufassen, wozu er sich um so mehr befähigt glaubte, als er in England selbst darauf bezügliche Studien gemacht und bei einem der bedeutendsten Kenner auf diesem Gebiete nicht nur das freundlichste Entgegenkommen, sondern auch bewährten Rat gefunden habe.

Das erste Kapitel giebt uns eine kurze Geschichte des gedruckten Textes des Neuen Testaments vor Lachmann. Es zeigt die Entstehung des Textus receptus, die ersten Anfänge der Textkritik, die Periode des Übergangs vom Textus receptus zum Uncialtext. Der Verf. charakterisiert diesen ganzen Zeitabschnitt, dessen Merkmal das Festhalten an der Recepta bei der gesamten protestantischen Textkritik gewesen sei, mit folgenden Worten: „Keine einzige Bibelhandschrift war noch in mustergültiger Weise ediert oder so kollationiert, dafs spätere Arbeit dadurch überflüssig geworden wäre. Die Auctorität der Recepta war am Schlufs derselben zwar untergraben, aber noch nicht gestürzt. Selbst die Kritiker erwiesen ihr noch eine Ehre, die sie nicht verdiente; und die grofse Menge der Theologen hielt sich mehr oder weniger blindlings an ihren Buchstaben.“ Wenn der Verfasser jene Vorrede der Elzevierschen Ausgabe, welche die Veranlassung zum Namen „textus receptus“ gewesen ist, ins Jahr 1624 setzt, ist dies ein Versehen; diese Vorrede wurde nicht der ersten Ausgabe vom Jahre 1624, sondern erst der zweiten vom Jahre 1633 beigefügt. Auf derselben Seite wird erwähnt, dafs Beza die Uncialhandschrift D zu Gebote stand. Genauer hätte gesagt werden können, dafs ihm auch der Codex Claromontanus (D_2) zu benutzen möglich war, der nicht nur die paulinischen Briefe, wie Seite 22 angegeben ist, enthielt, sondern auch den Hebräerbrief.

Das zweite Kapitel handelt von Lachmanns Verdiensten um die neutestamentliche Textkritik. Es ist bekannt, wie sehr man die Arbeiten dieses Gelehrten über das Neue Testament, weil man sie nicht verstand, herabsetzte und schmähte; es ist bekannt, dafs ein so einsichtsvoller Mann wie De Wette seine ganze Arbeit als unnütz und übereilt mit

harten Worten verwarf und dafs Lachmann an seiner Arbeit die wahre Lust und Freudigkeit verlor, so dafs, als endlich das Pflichtgefühl über die Unlust gesiegt hatte, er sich entschlofs, das Begonnene zu vollenden. Martin Hertz, der Lachmann in dessen trefflicher Biographie fast unmittelbar nach seinem Tode ein herrliches Denkmal gesetzt hat, sagt prophetisch: „Lachmann wird in der Geschichte der theologischen Kritik als der feuerbringende Prometheus erscheinen, wenn der Geier, die ihm die Leber zerhackten, und der schwangestaltigen Gräen niemand mehr gedenkt." Was er geweissagt, hat sich erfüllt. Der berühmte Bibeltextkritiker Hort erklärt 1881: „Eine neue Periode begann 1831 (mit Lachmanns Ausgabe), als zum ersten mal ein Text aus den alten Zeugen ohne Zuhilfenahme einer gedruckten Ausgabe konstruiert und der erste systematische Versuch gemacht wurde, an Stelle der Willkür eine wissenschaftliche Methode für die Beurteilung der verschiedenen Lesarten zu setzen." Ich weise noch hin auf ähnliche Urteile über Lachmann von Gregory, wohl dem bedeutendsten Kenner auf diesem Gebiete in Deutschland, und von Tischendorf-Gebhardt in Herzogs Realencykl. II 758 ff., wenn sie auch nicht blind sind gegen die mannigfachen Schwächen und Mängel der Ausgabe. Ebenso fällt ein gerechtes Urteil über Lachmann der Verfasser der vorliegenden Schrift, wenn er sagt: „Klarer als bei irgendeinem früheren Unternehmen derselben Art trat bei dem seinigen zu tage, was die neutestamentliche Textkritik noch für Aufgaben zu lösen habe, und in seinen offenkundigen Fehlern ist so zu sagen das Arbeitsprogramm für die Folgezeit enthalten; ja man kann sich stellenweise kaum des Eindrucks erwehren, als habe er eben darum seine Fehler gemacht." Die beiden folgenden Kapitel handeln von der erneuten Prüfung bereits vorhandener Zeugen und der Vermehrung des textkritischen Materials durch neue Entdeckungen. Sehr ausführlich wird berichtet, wie mifstrauisch die römische Kurie den codex Vaticanus gehütet, welche Schwierigkeiten sie den Gelehrten, die ihn benutzen wollten, gemacht habe, bis sie selbst endlich sich entschlossen habe, im Jahre 1889 eine photographische Reproduktion des neutestamentlichen Teils zu veranstalten. Wir erfahren die Geschichte der anderen bedeutenderen Handschriften bis zu der Zeit, wo gewissenhafte Vergleichungen derselben vorgenommen werden, wir erfahren die Geschichte der Entdeckung und Veröffentlichung des Sinaicodex bis ins Einzelnste, wir erfahren die grofsen Verdienste, die sich Tischendorf und Tregelles auf textkritischem Gebiete erworben. Beider Gelehrten Biographie und Charak-

teristik wird uns mitgeteilt; auch wird, worin sich beide voneinander unterscheiden, klar auseinandergesetzt. Wir hören von den mannigfachen Bemühungen andrer Gelehrter auf diesem Gebiet bis zur Vollendung der revidierten englischen Bibelübersetzung im Mai 1881, um welche sich besonders die beiden englischen Gelehrten Westcott und Hort verdient gemacht. Der Verfasser setzt dann eingehend auseinander, in welcher Weise die textkritische Methode durch sie vervollkommnet worden sei und zeigt, dass, was seitdem auf diesem Gebiete geleistet worden, sich in der Hauptsache an die dort gewonnenen Resultate anschliefse, ohne wesentlich neue Bahnen zu beschreiten. Zum Schlufs wird eine Reihe von Stellen angegeben, „die mit Zuversicht als gesichert bezeichnet werden können; die Liste umfafst namentlich die inhaltlich, insbesondere auch dogmatisch bedeutsamen Stellen“, so sind Mt. 12, 47; 17, 21; 18, 11 zu streichen; es ist Mt. 11, 19 *ἔργων* statt *τέκνων* zu lesen, Joh. 1, 18 *μονογενὴς θεός* für *υἱὸς*, wofür Harnack und Holtzmann eintreten (vgl. auch S. 53). So werden mit Ausnahme der speziellen Fachgelehrten alle, die das Buch lesen, es nicht ohne mannigfache Belehrung aus der Hand legen. Zur Berichtigung möchte ich hinzufügen, dafs der Codex Cryptoferratensis (R) nicht, wie S. 35 angegeben ist, die paulinischen Briefe, sondern, wie es richtig in der beigefügten Beilage heifst, nur einen Teil des 2. Korintherbriefs enthält; ferner, dafs in der aus Schleiermachers Werken citierten Stelle (S. 8) nicht von der sprachlichen Tüchtigkeit des Neuen Testaments, sondern von seiner sprachlichen Wichtigkeit die Rede ist. An einigen Stellen hätten die neueren Auflagen citiert werden sollen, wie S. 33, wo Scriveners Collation als 1864 erschienen angegeben ist; die zweite Auflage erschien 1867; S. 89 konnte für desselben Verfassers zweite Auflage der Introduktion die dritte Auflage vom Jahre 1884 angeführt werden. Der Druck ist gut und korrekt.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

78) **H. Swoboda, Griechische Geschichte.** (Sammlung Göschen 49.) Leipzig, G. J. Göschen, 1896. 207 S. kl. 8. geb. 80 ₰.

Der Verfasser will in dieser Arbeit dasjenige bieten, „was sich ihm in steter Nachprüfung der Quellen als gesicherter Niederschlag der bisherigen Bemühungen ergab, einen gedrängten Abrifs der griechischen Geschichte in populärer Form“, und das ist ihm im ganzen vortrefflich gelungen. Er berücksichtigt dabei nicht nur das eigentliche Griechenland,

sondern auch die Kolonieen, besonders Unteritaliens und Siziliens. Vor jedem Abschnitte giebt er eine kurze, aber inhaltreiche Darstellung des Quellenmaterials. Den Schlufs des Buches bildet eine Übersicht der Geschichte Griechenlands von der Zerstörung Korinths bis zu unserer Zeit. — Einige Einzelheiten seien hier noch erwähnt: Sw. bezweifelt mit Recht die Angaben der Alten über die Zahlen der Barbarenheere; die Gröfse der Streitmacht des Xerxes bestimmt er „auf jedenfalls einige hunderttausend Mann“, den Darius Kodomannus nennt er bei Arbela nur „weit überlegen“; sollte da auch nicht die Zahl der Truppen des Hannibal auf dem Zuge gegen Akragas 407 (120000 oder 300000 Mann) gewaltig übertrieben sein? — Die Bedeutung Alexanders würdigt Sw. vollkommen; durchaus getroffen scheint mir sein Schlufsurteil, man könne, weil viele seiner Entwürfe nicht ausgeführt wurden, kein abschliefsendes Urteil fällen, doch gäben seine Städtegründungen und seine grofsen der allgemeinen Wohlfahrt dienenden Unternehmungen Zeugnis von ebenso hohem Wollen als Können.

Die Namensformen giebt Sw. meistens der griechischen Form entsprechend, nur die Diphthonge *αι, οι* ersetzt er meistens durch die lateinischen; Boioter und Böoter findet sich nebeneinander, S. 9 Boioter und Euböa zusammen; auffallend ist im Vergleich damit die Form Piräus. Ich würde die bekanntesten Persönlichkeiten lieber in dem üblichen lateinischen Gewande sehen; Cyrus und Krösus sind doch ebenso gut deutsche Formen geworden wie die abgekürzten Lykurg, Philipp, Athen, Korinth. Ebenso klingt das neuerdings mit philologischer Akribie — ich möchte beinahe sagen Pseudo- oder Hyperakribie — eingeführte „die Peloponnes“ recht gezwungen; im Deutschen war es Maskulin geworden — einerlei aus welchem Grunde —, ebenso wie Tiber Feminin; wie es im Lateinischen oder Griechischen war, ist doch im Grunde gleichgültig. Da können die Neuphilologen mit gleichem Rechte verlangen, man solle sagen: der Rhone.

Das Eigenartige der Schlacht bei Issus hätte Sw. kurz charakterisieren können. S. 260 fehlt eine Erklärung, worin die diokletianisch-konstantinische Reichsorganisation bestand, da der blofse Name vielen Lesern nichts nützen wird. Das Wort „bemakelt“ (S. 149) war zu vermeiden.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

79) **F. von Reber** und **A. Bayersdorfer, Klassischer Skulpturenschatz.** I. Jahrg., Lief. 8—14. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, 1897. à Lief. 50 ₰.

Bis Ende Juni sind von diesem rüstig fortschreitenden Unternehmen bereits 14 Hefte erschienen. Wir können unserer Anzeige der früheren Hefte (Jahrgang 1897 in Nr. 16) nur hinzufügen, dafs auch die Fortsetzung den Erwartungen entspricht, die vom Anfang an erweckt worden sind. Die Ausführung der Bildertafeln ist tadellos, die Auswahl geschickt und geschmackvoll, und namentlich daran lobenswert, dafs auch weniger allgemein bekannte, durch ihren Standort weniger leicht zugängliche Bildwerke Aufnahme finden. Antike, Mittelalter und neuere Zeit sind gleichermafsen vertreten. Namentlich möchten wir auch rühmend hervorheben, dafs Proben der Porträtbildnerei aus allen Jahrhunderten gegeben werden, und daran den Wunsch anknüpfen, dafs hier die untere Grenze nicht zu hoch gezogen werden möge, dafs z. B. plastische Meisterwerke wie Danneckers Schiller, Trippels und Rauchs Goethe, Rauchs Königin Luise, Schadows Wieland in der Grofsherzogl. Bibliothek zu Weimar, und überhaupt mit der Zeit auch neuere Werke eines Rietschel u. a. aufgenommen würden.

Der Text ist knapp und klar und bietet in den neueren Heften auch recht dankenswerte kleine Gesamtansichten der Architekturen, von denen die Tafeln Details des Skulpturenschmuckes geben. Auch die Angaben der Mafse, sei es am Fufse der Statuen, sei es im Text, sind dankenswert, nur möchten wir diese zum Teil etwas genauer wünschen. Wir können nur dringend zur Subskription auf dieses schöne Werk einladen, das dem Käufer einen wahren Hausschatz trefflicher Skulpturwerke bringt.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

80) **Carl Robert, Römisches Skizzenbuch aus dem 18. Jahrhundert,** im Besitz der Frau Generalin von Bauer geb. Ruhl zu Kassel. Mit 31 Textabbildungen. Zwanzigstes Hallisches Winckelmannsprogramm. Halle a. S., Max Niemeyer, 1897. ℳ 8.

Auch das Hallesche Winckelmannsprogramm für 1896 ist wieder ziemlich spät erschienen. Aber man nimmt diese Gaben aus Roberts Feder, auch wenn sie nicht auf den Termin erscheinen, mit Dank entgegen; denn immer bringen sie in irgendeinem Zweige seines Forschungs-

gebietes neues Licht und neue Belehrung. Mochte man diesmal eine Fortsetzung der Publikation der herculanensischen Marmorgemälde erwartet haben — ein wichtiger Fund hat den Verfasser veranlafst, diese Fortsetzung vorerst zu unterbrechen und uns mit einem Schatz von Handzeichnungen nach Antiken aus dem vorigen Jahrhundert bekannt zu machen, der sich den bekannten Handzeichnungen nach Antiken aus früheren Jahrhunderten ebenbürtig anschliefst. Die hohe Bedeutung solcher Handzeichnungen für die Kunde und besonders für die vielfach dunkle Geschichte der Denkmäler braucht dem Kundigen nicht erst klar gemacht zu werden. Selbst bei einem verhältnismäfsig so späten Zeichner — seine Thätigkeit fällt in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts — ergeben sich Aufschlüsse genug über eine Menge von Antiken, über Auffassung, Restaurationen, Zuthaten, Versetzung u. dergl., die eine Publikation des Verzeichnisses und die Abbildung der lehrreichsten Zeichnungen angezeigt erscheinen lassen. An Reichhaltigkeit übertrifft das hier mitgeteilte Skizzenbuch alle seine Vorgänger: es enthält auf 393 Blättern in 4 Bände verteilt 435 Handzeichnungen meist nach Marmorstatuen und Reliefs, selten nach Bronzen, Terrakotten, Wandgemälden und Mosaiken, einzelne auch nach neueren Kunstwerken. Die Zeichnungen sind mit wenigen, oft abgesetzten Strichen keck hingeworfen, mit der Feder ausgeführt und leicht getuscht. Der Zeichner hält sich nicht streng an seine Vorbilder, er ändert zuweilen das Standmotiv und die Gewandung, so dafs die Identifizierung nicht selten Schwierigkeiten macht, doch ist es dem Scharfblick des Herausgebers in den meisten Fällen gelungen, das Richtige zu finden. Auch den Zeichner selbst hat er glücklich ausfindig gemacht in der Person des irischen Malers Henry Tresham, 1756—1814, der 1775—89 in Italien weilte und aufser den reichen Sammlungen Roms auch die in Neapel, Madrid, Dresden, Potsdam besuchte. Auf das Verzeichnis im einzelnen einzugehen ist hier nicht der Ort. Ich erwähne nur, dafs der Herausgeber es zweckmäfsigerweise nach folgenden Kategorieen geordnet und dann am Schlufs eine Vergleichungstabelle mit den Nummern der 4 Bände angefügt hat: 217 Marmorstatuen, 3 Bronzen, 73 Marmorreliefs (mit Ausschlufs der Sarkophage), darunter der berühmte Münchener Poseidonfries mit 2 weiteren Platten moderner Zuthat, ferner 98 Zeichnungen von Sarkophagreliefs, 2 Terrakottareliefs, 5 nach Wandgemälden und Mosaiken, 3 nach ägyptischen Bildwerken, 5 nach unbestimmbaren Vorbildern und 29 nach modernen Bildwerken. Am Schlufs wird noch

eine Übersicht des Aufstellungsorts, der Bildwerke zur Zeit Treshams und eine solche des gegenwärtigen Aufstellungsortes gegeben, so dafs man Dank der Sorgfalt des Herausgebers alle Auskunft erhält, die überhaupt beansprucht werden kann.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

81) **Otto von Greyerz, Lettres sur les Anglais et les Français von Beat Ludwig von Muralt,** Textausgabe mit Einleitung und Anhang. Bern, Steiger & Cie. (vorm. A. Siebert), 1897. XXI u. 299 S. 8. Preis in Leinwand geb. ℳ 4. 50.

Der Verfasser, der schon durch mehrere Muraltstudien an die Öffentlichkeit getreten ist, hat es sich im vorliegenden Buche zur Aufgabe gemacht, uns mit einem Werke des schweizerischen Philosophen Beat Ludwig von Muralt (1665-1749) bekannt zu machen, das von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung ist und vor etwa 170 Jahren zu den besprochensten litterarischen Erzeugnissen französischer Sprache gehörte: den: „Lettres sur les Anglais et les Français“. Verfasser bietet uns in seiner Einleitung eine kurze Biographie Muralts, die dem Leser seiner Briefe ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben ihres eigenartigen Schöpfers giebt. Auf die XXI Seiten umfassende Einleitung folgt der Text der 6 Lettres sur les Anglais (S. 1—104) und der 6 Lettres sur les Français (S. 105—275), eine genaue Wiedergabe der ersten vollständigen Ausgabe vom Jahre 1725, die den Titel trug: „Lettres sur les Anglois et les François et sur les Voiages, MDCCXXV“. Dieser Ausgabe von 1725 (gedruckt bei Fabri und Barillot in Genf) geht eine „Lettre d'un ami de l'auteur au libraire, contenant l'histoire de ces lettres“ voraus, die unser Verfasser unter Nr. II des Anhanges gestellt hat. Herr von Greyerz hat mit Recht seiner Neuausgabe die aus dem Jahre 1725 zu Grunde gelegt, da diese ein ziemlich getreuer Abdruck der Briefe ist, wie sie Muralt selbst geschrieben hatte. Die alte Orthographie der Ausgabe von 1725 ist nicht beibehalten worden. In Anhang I (S. 279—285) werden die verschiedenen Ausgaben und Übersetzungen der Muraltschen Briefe aufgezählt, darauf folgen einige Worte über die Geschichte der Muraltforschung. In Anhang II (S. 286—288) findet sich der Abdruck der vorhin erwähnten „Lettre d'un ami de l'auteur etc.“; endlich giebt Verfasser in einem Anhang III (S. 289—299) für den Leser der Briefe eine reiche Anzahl fleifsig zusammengestellter Anmerkungen.

In sehr anerkennenswerter Weise hat sich Herr von Greyerz seiner Aufgabe, ein längst verschollenes Werk an das Tageslicht zu ziehen, entledigt.

Darmstadt. **Karl Roller.**

---

82) **Précis de l'histoire de la littérature française** par **Helene Lange.** Huitième édition. Berlin, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius), 1897. IV und 144 S. 8.

Preis: Brosch. ℳ 1.25, kart. ℳ 1.45.

Das Büchlein, das auch den deutschen Titel: „Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte der französischen Litteratur von Helene Lange. Achte Auflage." trägt, hat in 10 Jahren (1887 erschien die erste Auflage) nicht weniger als acht Auflagen erlebt. Dieser Umstand zeigt deutlich, dafs es sich im französischen Litteraturunterricht recht praktisch erwiesen hat. Vor allem dürfte der Leitfaden für höhere Mädchenschulen oder bei der Vorbereitung zum Lehrerinnenexamen vorzügliche Dienste leisten. — Das französische Drama der klassischen Zeit hat, wie es auch wünschenswert ist, eine ziemlich ausführliche Behandlung erfahren, und die beigefügten Inhaltsangaben sind von grofsem Nutzen. Nur ein Umstand dürfte den Leitfaden noch brauchbarer machen, und zwar die Inhaltsangabe nach einzelnen Akten. So wäre eine genaue Übersicht und zugleich eine klare Darstellung der Entwickelung der Handlung gegeben; nach dem gleichen Grundsatze dürfte auch die Inhaltsangabe von Rousseaus Émile kapitelweise behandelt sein. — Das Büchlein kann nicht nur für die Schule, sondern auch zum Selbststudium bestens empfohlen werden.

Pforzheim. **Karl Hofmann.**

---

83) **L'éloquence française depuis la révolution jusqu'à nos jours.** Französische Reden. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **F. J. Wershoven.** Dresden, G. Kühtmann, 1897. 135 S. 8. geb.

Das kleine Buch, das sich äufserlich durch saubere Ausstattung und vorzüglichen Druck empfiehlt, enthält eine Auswahl von 31 teils wenig umfangreichen, teils entsprechend gekürzten Reden von 21 bedeutenden französischen Staatsmännern und Gelehrten, und zwar 18 politische, 3 juristische, 8 akademische Reden und 2 Begräbnisreden der Zeit von 1789

bis 1896, die sachlich nicht zu viele staatsrechtliche und geschichtliche Erläuterungen erfordern und für die Erweiterung der Kenntnis des französischen Lebens von Wert sind.

Da die lebendige Gedankenarbeit und scharfe Beweisführung, die edle und schwungvolle Sprache guter Redner, ihre anschauliche und treffliche Ausdrucksweise vorzügliche Mittel zur Entwickelung des Sprachgefühls, sowie der Vervollkommnung im mündlichen Gebrauch einer fremden Sprache sind, wird sich das Bändchen gewifs freundlicher Aufnahme erfreuen. Die auf den ersten 84 Seiten enthaltenen Reden, die bis auf die beiden letzten, die juristischen: La chanson (Dupin), und Plaidoirie pour Orsini (Jules Favre) nach Daten geordnet sind, begleiten und beleuchten die historischen Ereignisse von der Revolution bis auf unsere Zeit; die sich daran schliefsenden interessanten wissenschaftlichen Abhandlungen werfen Licht auf einen Teil des inneren Lebens unseres Nachbarvolkes und gewähren Einblick in seine tüchtige Geistesarbeit und sein ideales Streben. Von besonderem Interesse für jugendliche Leser dürften sein die berühmte Rede von Mirabeau „Sur la banqueroute“, die das Gespenst der Revolution so treffend im voraus malt, sowie von demselben „Sur la proposition d'interdire à tout membre de l'assemblée de pouvoir passer au ministère“, ein Meisterstück schneidender Ironie; ferner: „Défense de Louis XVI“ von Desèze, „Sur la déclaration de guerre à la Prusse“ von Thiers, „Capitulation de Metz“ — eine Gedächtnisrede auf General Hoche und „Du patrimoine de la France“, 3 Reden von Gambetta, die eine sprechende Charakteristik ihres Verfassers, sowie des französischen Volkes und ein Bild der herrschenden Volksstimmung der Zeit geben.

Gesondert in Beiheften ausgegeben sind ein zweckentsprechendes Wörterbuch und Anmerkungen erklärenden und biographischen Inhalts, die den Rahmen des Notwendigen nicht überschreiten und doch das historische und sachliche Verständnis ausreichend vermitteln. Mit Dank ist anzuerkennen, dafs dem Schüler die Freude an der Lektüre nicht durch grammatische Bemerkungen und Besprechungen getrübt ist.

Marienwerder. **Pitsch.**

---

84) **Carl Weiser, Englische Literaturgeschichte.** Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1898. 150 S. 8.

Das 69. Bändchen der Sammlung Göschen enthält einen knappen Überblick über das weite Feld der englischen Litteratur, der im ganzen

als wohlgelungen zu bezeichnen ist. Von ihren Uranfängen an bis herauf in unsere Tage verfolgt der Verfasser die Entwicklung des Geisteslebens der Engländer, soweit es sich in seiner schönen Litteratur kundgiebt, und übersieht dabei nichts Wesentliches, wenn auch, wie das natürlich ist, der oder jener eines oder das andere vermifst. Jedem Zeitabschnitt gehen leitende Bemerkungen voraus, welche in konziser Form das Charakteristische der betreffenden Epoche und ihrer Hauptvertreter schlagend hervorheben und ins rechte Licht rücken. Mit besonderer Genugthuung erfüllte den Referenten eine Bemerkung in § 64, in welcher der Verfasser mit Bezug auf die Shakespeare-Bacon-Frage sagt, dafs „die aufmerksame Lektüre auch nur eines seiner (Bacons) Essays genügt, ihn (Bacon) jeder poetischen Neigung oder Leistung unfähig zu erklären". Diese Bemerkung trifft in der That den Nagel auf den Kopf.

Leider aber stehen den Vorzügen, die dem Ganzen gerne zuerkannt werden sollen, Mängel in den Einzelheiten gegenüber, die den Wert des Werkchens beeinträchtigen. Wenn diese Mängel hier hervorgehoben werden, so geschieht es vornehmlich in der Absicht, den Verfasser zu veranlassen sie bei einer eventuellen Neuauflage zu verbessern.

In § 64 heifst es: „Shakespeares Gelehrsamkeit war gewifs keine tiefe, was schon Jonson mit dem Scherzworte ‚he knows little Latin and less Greek' so köstlich bezeichnete." Hierzu ist zu bemerken: Jonson beabsichtigte sicherlich kein Scherzwort, und dann heifst der Vers in seiner authentischen Fassung: „and though thou hadst small Latin and less Greek". Zu § 71: „Seine (Miltons) Flugschriften sind durchaus in lateinischer Sprache verfafst." Das ist bekanntlich durchaus nicht der Fall. Zu § 87: „Für das Drama fehlte ihm (Pope) das Verständnis; ein Mann, der Addisons Cato für ein Meisterstück ansah, konnte Shakespeare nicht die richtige Auffassung entgegenbringen." Sah Pope wirklich den Cato für ein Meisterstück an? Eine Bemerkung in Chambers' Cyclopaedia of English Literature scheint dem zu widersprechen. Es heifst da: „Pope thought the piece deficient in dramatic interest." Überdies zeugen verschiedene Stellen in der Vorrede zu seiner Shakespeare-Ausgabe dafür, dafs Pope des Verständnisses für das Drama doch nicht so ganz bar war.

Zu § 92: „Die köstlichen ‚Betrachtungen eines Besenstiels', die er (Swift) für die Unterhaltung der Damen des Lord Berkeley'schen Hauses schrieb". Swift schrieb nicht „Betrachtungen e i n e s Besenstiels" sondern nur eine einzige „Meditation upon a broomstick"; nicht „zur Unter-

haltung der Damen des Lord Berkeley'schen Hauses", sondern um Lady Berkeley zu mystifizieren. Zu § 94: Die erste Nummer des Spectator erschien am 1. März 1711 und die letzte am 6. Dezember 1712 mit Nummer 555, nicht 517. Nach einer Pause von etwa 1½ Jahren, am 18. Juni 1714, wurde das Unternehmen wieder aufgenommen und bis zum 20. Dezember desselben Jahres fortgesetzt. William Hamilton of Baugour wurde im Jahre 1704 geboren, mufste also, wenn die Angaben unseres Autors, wonach er die Braes of Yarrow zum Spectator beigesteuert habe, richtig sein soll, das Gedicht zwischen seinem 7. und 11. Lebensjahre geschrieben haben, in welchem Falle das Prädikat „jugendlich" allerdings berechtigt wäre. In Wahrheit erschien „The Braes of Yarrow" nach 1714 und nicht im Spectator.

Zu § 103: „James Thomson wuchs in der wildromantischen Grafschaft Roxburghshire auf, derselben Gegend, aus welcher später William Scott die Vorliebe für die schottische Gebirgswelt und die heimische Volkspoesie schöpfte." Hier befinden sich verschiedene Irrtümer. Die Grafschaft Roxburgh (nicht die Grafschaft Roxburghshire) weist, in dem schottischen Lowland gelegen, durchaus keinen wildromantischen Charakter auf; es liegt hier offenbar eine Verwechslung mit den Highlands vor; „William Scott" ist wohl Druckfehler für Walter Scott. Weiterhin wird in diesem Paragraphen gesagt, die Schlufshymne der Seasons habe in der ganzen englischen Litteratur nicht ihresgleichen. Ist das nicht zu viel gesagt, angesichts von Adams Morgenhymne im 5. Buch des Paradise Lost?

Zu § 104: Hier hätte neben Collins, Gray und Young wohl auch Cowper erwähnt und des Näheren betrachtet werden müssen.

Zu § 11: „Als Geschichtsschreiber zeigt er (Hume) zum erstenmale, dafs gründliche Forschung und tiefe Gelehrsamkeit sich mit fliefsender Sprache und packender Schilderung historischer Ereignisse ganz gut vertragen." Dem ist gegenüber zu stellen, dafs neuere Kritiker gezeigt haben, dafs Hume von Unrichtigkeiten wimmelt, und dafs er seine Materialien mit nur geringer Gewissenhaftigkeit benutzte. Vgl. Gosse, Modern Engl. Liter., p. 256. 257.

Zu § 121: Wordsworth reiste 1791, nicht 1781 nach Frankreich. Die Lyrical Ballads waren nicht Wordsworths Erstlingswerk, noch waren sie „sein" alleiniges Werk, da ja Coleridge sein volles Anteil daran hatte.

Zu § 124: Walter Scott hatte einen Klumpfufs; sein Grofsvater wohnte nicht in Dryburgh (es giebt nur Dryburgh Abbey) sondern in Sandysknowe; auch in diesem Abschnitt werden, wie früher schon einmal, die Lowlands mit den Highlands verwechselt. Wie von Dryburgh, so wird in § 126 von Abbotsford geredet, als ob es ein Dorf oder eine Stadt wäre, während doch nur die Besitzung Scotts diesen Namen führte.

Zu § 129: Neben Byron, Moore, Shelley sollte sicherlich Keats nicht vergessen sein, der bei uns allerdings nicht sehr gekannt zu sein scheint. — Byron hatte keinen Klumpfufs, wie das Jeaffreson endgültig festgestellt hat.

Zu § 130: „Die Sprache (in Byrons poetischen Erzählungen) ist von bestrickendem Wohllaut, Vers und Reim von vollendeter Schönheit.“ Hierüber ist die neuere englische Kritik, der wir nach meinem Dafürhalten in solchen Fragen den Vorrang lassen sollten, anderer Ansicht. So urteilt Gosse in seinem obengenannten Werke: „His verse is rarely exquisite. That indescribable combination of harmony in form with inevitable propriety in language which thrills the reader of Milton, Wordsworth, of Shelley, of Tennyson — this is scarcely to be discerned in Byron. We are, in exchange, presented with a rapid volume of rough melody . . . a great noise of trumpets and kettle-drums in which the more delicate melodies of verse are drowned. The lack of these refinements, however, is imperceptible to all but native ears, and the lack of them has not prevented Byron from seeming to foreign critics to be by far the greatest and the most powerful of our poets.“

In der Schweiz weilte Byron nicht bis 1818; er verliefs dieselbe vielmehr für immer im Herbst des Jahres 1816.

Zu § 132: Das Familiengut Newstead Abbey verkaufte Byron nicht erst im Jahre 1822. Das war schon im Sommer 1818 geschehen, nachdem die betreffenden Verhandlungen im November 1817 eingeleitet worden waren.

Zu § 135: Wie gefährlich es ist, sich allzu häufig in Superlativen zu ergehen zeigt sich, wenn man das Urteil Weises über Moore dem vertrauenswürdiger englischer Kritiker gegenüberstellt. Weise nennt die Irish Melodies „die schönste Sammlung lyrischer Gedichte in der englischen Literatur“. Gosse sagt: „The result was a huge body of songs and ballads, the bulk of which are now, indeed, worthless, but out of which a careful hand can select eight or ten that defy the action of time.“

Und Hereford, in seinem ausgezeichneten Buche: The Age of Wordsworth (London, Bell & Sons, 1897), das hiermit angelegentlichst empfohlen sei, bemerkt kurz und bündig: „The melody seems to us mechanical, the sweetness insipid, the language with all its glitter, fundamentally prosaic.“ Ähnlich übertrieben erscheint Weises Urteil über Lalla Rookh.

Zu § 137: Felicia Hemans nennt Weise „wohl die bedeutendste Dichterin, welche England hervorgebracht hat“. Was ist dann, möchte man fragen, Elizabeth Barrett Browning? Hereford, in seinem eben genannten Werk führt das poetische Verdienst der Hemans auf ein sehr bescheidenes Mafs zurück, und ein älterer Kritiker sagt: „We do not think that much of the poetry of Mrs. Hemans will descend to posterity; there is, as Scott hinted, to many flowers for the fruit.“

Zu § 139: In diesem Abschnitt werden die zwei Romane Dickens' „David Copperfield“ und „Nicholas Nickleby“, welch letzterer gar nicht erwähnt wird, zusammengeworfen; die „elende Verfassung“ der englischen Privatschulen, nicht der „niederen Schulen“ im allgemeinen, erfahren in Nicholas Nickleby und nicht in David Copperfield eine grelle Beleuchtung und scharfe Geifselung. Ob Dickens sein Erstlingswerk „Die Pickwickier“ nicht mehr zu übertreffen vermocht, mag auch dahingestellt bleiben.

Zu § 141: Die Bezeichnung „Genie“ ist wohl etwas zu hoch gegriffen für Bulwer. Überhaupt scheint mir der Bulwer, Marryat, Cooper u. Collins gewährte Raum zu anspruchsvoll gegenüber ihrer Bedeutung.

Zu § 145: „Ein ausgezeichneter Tendenzroman ist (Kingsley's) ‚Yeast‘ dem die zu dieser Zeit beginnende Arbeiterbewegung zu Grunde liegt.“ Dies ist irreführend. Hier müfste auch „Alton Locke“ erwähnt sein, welch letzterer Roman die Arbeiterverhältnisse in den Städten behandelt, wie „Yeast“ die auf dem Lande.

Unter George Eliots Romanen durfte „The Mill on the Floss“ nicht vergessen werden. An der Stelle von Mrs. Craik und neben Rudyard Kipling hätten wohl andere neuere Romanschriftsteller Erwähnung verdient, so etwa Hall Caine, George Meredith, Charles Reade, Walter Besant.

Zu § 148: Die soziale Seite der Thätigkeit Carlyles hätte auch hervorgehoben werden müssen, und unter seinen biographischen Werken ist auch Cromwell der Erwähnung würdig. Warum sollten die Vorlesungen über „Heroes und Heroworship“ „zu den schwerst verständlichen Aufsätzen der modernen englischen Literatur“ zählen?

Zu § 153: „Denn auch seine Verehrer verstehen ihn (Browning) nicht.“ Es ist wahr, manche seiner Dichtungen sind schwer verständlich und rätselhaft, wie z. B. Sordello. Aber sie alle als unverständlich zu bezeichnen, heifst ein Urteil wiederholen, das vor vierzig Jahren im Schwange war, und das durch die Thatsache widerlegt ist, dafs heutzutage Brownings Werke Gemeingut aller Gebildeten sind.

„Wir können daher füglich von einer Aufzählung seiner Werke absehen.“ Dieses Verfahren ist doch gar zu summarisch gegenüber dem Dichter von: „Bells and Pomegranates“, „Men and Women“, „Dramatis Personae“, „A Soul's Tragedy“ und „The Ring and the Book“.

An Druckfehlern bemerkten wir:

§§ 99: Aurelia für Amelia; 101: Le Fever für Le Fevre; 110: Highland May für Mary; 129: Pilgrimdage für Pilgrimage; 145: Marion für Marian = Mary Ann. „Humor“ in § 65 ist die wohl nicht beabsichtigte amerikanische Schreibweise für „Humour“.

Sprachlich hart ist in § 86: „Auf dem Gebiet der reinen, nur zu gefallen bestimmten Dichtkunst“, und der Ausdruck „Beiträger“ in § 106 ist dem des Englischen und der Zeitverhältnisse, in welchen Goldsmith lebte, Unkundigen nicht verständlich.

Die spärlichen bibliographischen Notizen sind nicht einwandfrei. Die namhaft gemachten Gesamtausgaben sind manchmal solche von nur untergeordnetem, wenig wissenschaftlichem Wert, so die Chaucer-Ausgabe von Thomas Tyrwhitt bei Routledge und die Marlowe-Ausgabe von Havelock Ellis, früher bei Vizetelly u. Co. jetzt bei Fisher Unwin. Unter den Shakespeare-Ausgaben ist die 4. Folio Edition von 1685 nicht angeführt; bei den neueren Editionen hätten die Variorum-Ausgabe von 1821, der Cambridge Shakespeare sowie die wunderbare New Variorum Edition von Furness wohl eher Erwähnung verdient als die Colliersche Ausgabe von 1842—44.

Speyer. **Th. Marx.**

---

85) **K. Assfahl, Je 100 französische und englische Übungsstücke,** welche bei der württ. Zentralprüfung für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst in den Jahren 1887 bis 1897 mit Genehmigung der K. Prüfungs-Kommission gegeben wurden. Stuttgart, A. Bonz u. Co., 1898. 111 S. 8. ℳ 1.20.

Das Buch, das eine neue Folge der im Jahre 1886 im gleichen Verlag erschienenen Sammlung von französischen und englischen Übungsstücken

ist, will in erster Linie den jungen Leuten dienen, die sich auf die staatliche Einjährig-Freiwilligen-Prüfung vorbereiten wollen. Diesen Zweck erfüllt das Werkchen, wie es auch gelegentlich von den Lehrern gerne benutzt werden wird, die in Obertertia oder Untersekunda für Wiederholungszwecke einen mannigfaltigen und auch inhaltlich anregenden Übungsstoff wünschen.

Die Vokabeln sind in Anmerkungen, vom Text getrennt, gegeben. Referent würde ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis vorziehen. Auch die Angabe des Genus bei den Substantiven wäre wünschenswert.

Einigemal sind mir undeutsche Wendungen aufgefallen, so: S. 20 No. 33: „er drohte die Todesstrafe gegen die Offiziere, welche ein Duell haben würden“. S. 21, No. 36: „Ihre Angelegenheiten sind so schlecht“ statt etwa: „Ihre Sache steht so schlecht.“ Warum ändert der Verfasser bei der Erzählung von dem Müller von Sans-Souci (S. 21, No. 35) das „Kammergericht in Berlin“ (cour d'appel oder, als höchster Gerichtshof: tribunal suprême) in „Gerichtskammer“ (chambre de justice)? S. 59 zu Stück 59^{1} wird der „Geistliche“ im Sinne von „Ortsgeistlicher“ mit „ecclésiastique“ du village übersetzt. Richtiger wäre doch wol curé.

Von Druckfehlern habe ich bemerkt: S. 55 zu 2^{5}: Baudoin statt Baudouin. ibid. zu 15^{2}: Rhode statt Rhodes. S. 46, No. 86: Peron statt Piron.

Bretten. **G. Abegg.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 9. April. Nr. 7, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

86) **Auswahl aus Herodot. Der Ionische Aufstand und die Perserkriege.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von **J. Sitzler.** Erste Abteilung: Text. Zweite Abteilung: Kommentar. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1896. 8.

In zwei Teilen geb. ℳ 4.20.

Dem Text ist als Einleitung eine kurze Darstellung des Lebens, der Reisen, des Geschichtswerkes und eine kurze Übersicht über den Dialekt Herodots vorausgeschickt. In dem III. Teile dieser Einleitung (S. XIII) hätte statt der negativen Angabe „Zwar kann man nicht sagen, daſs Herodot ein Anhänger des Polytheismus gewesen ist“ wohl geradezu behauptet werden können, daſs Ausdrücke wie *ὁ θεός* und *τὸ θεῖον*, die Herodot immer gebraucht, wo er seine persönliche Ansicht über göttliches Walten ausspricht, darauf schlieſsen lassen, daſs er, wie manche Philosophen seiner Zeit, die monotheistische Weltanschauung vertreten habe.

Die in 38 Paragraphen gefaſste kurze Übersicht über den Dialekt Herodots bringt die wichtigsten Laut- und Flexionsgesetze

des ionischen Dialekts in seiner Abweichung vom attischen mit Ausscheidung alles Unwesentlichen in klarer und knapper Weise zur Darstellung und genügt hinsichtlich des Umfanges dem Bedürfnisse des Schülers; vielleicht hätte zu § 2 noch hinzugefügt werden können: „Verschiebung der Aspirate findet statt in ἐνθαῦτα und ἐνθεῦτεν“, und § 31 hätten die häufig vorkommenden Verba γίνομαι und γινώσκω Erwähnung finden dürfen. Zum Zwecke einer schnelleren Übersicht hätte es sich wohl empfohlen, die betreffenden Paragraphen unter bestimmte Hauptteile zu ordnen, z. B. Lautlehre § 1—13. Flexion der Nomina und Pronomina § 14—28. Flexion der Verba § 29—38.

Die aus Buch IV—IX getroffene Auswahl trägt überall den Bedürfnissen der Schule, besonders denen des Geschichtsunterrichtes Rechnung und bietet einen treffenden Durchblick durch das ganze Geschichtswerk. Natürlich mufs aus der Menge der ausgewählten Abschnitte für jedes Schuljahr nochmals eine beschränkende Auswahl getroffen werden, da in den für die Herodotlektüre in II[a] zu Gebote stehenden Stunden (etwa 60 bis 70) nur ein mäfsiger Teil gelesen werden kann.

Dafs der Herr Herausgeber es unterlassen hat, den einzelnen Abschnitten eine Disposition und den einzelnen Kapiteln eine kurze Inhaltsangabe am Rande beizugeben, halte ich für einen Vorzug der Auswahl, welche diese Arbeit der Denkthätigkeit des Schülers bei der Vorbereitung und der unterrichtlichen Arbeit des Lehrers mit Recht überläfst.

Der Kommentar ist sehr gründlich und wohl geeignet den Schüler zu fördern. Zuweilen bietet er allerdings eine zu grofse Fülle von Erklärungen, sodafs er der Denk- und Gedächtnisarbeit des Schülers und dem Unterrichte zu wenig zumutet; so könnte meines Erachtens z. B. die Erklärung zu IV, 97, 3 τὸν ἐκ τῶν νεῶν στρατὸν dem Lehrer überlassen werden; ebenso VI, 28, 9 οὐκ ὀλίγης; VIII, 34, 2 Πανοπέας, und so noch an vielen anderen Stellen. Auch hat vieles Erklärung gefunden, was der Ober-Sekundaner aus dem grammat. Unterrichte wissen sollte, z. B. IV, 137, 8 γνώμην ταύτην, VIII, 35, 8 πυνθάνομαι und in anderen Kapiteln, in denen die Erklärung einen zu grofsen Umfang annimmt, cf. IV, 103, 104. Die häufigen Verweise auf die Übersicht über den Dialekt Herodots, die sich nicht nur in den Erklärungen der ersten Abschnitte, sondern auch noch in denen der letzten finden, erscheinen nicht notwendig und tragen zu dem grofsen Umfange des Kommentars mit bei. Die Er-

klärung zu VII, 205, 4 *καὶ τούτου* ist nicht klar; das zweite *καὶ οὗτος* mufs wohl *καὶ αὐτὸς* lauten.

Sonst ist Sitzlers Ausgabe zweckentsprechend und zur erfolgreichen Betreibung der Herodotlektüre wohl geeignet.

Rofsleben. **Heiligenstaedt.**

87) **Otto Stählin, Untersuchungen über die Scholien zu Clemens Alexandrinus.** Gymn.-Programm Nürnberg, 1897. 48 S. 8.

Die vorliegende Schrift ist eine Vorarbeit zu der neuen Ausgabe des Clemens Alexandrinus, die dem Verfasser, der bereits früher zwei andere Studien über diesen Autor („Observationes criticae in Cl. Al.“, Erlangen, 1890 und Beiträge zur Kenntnis der Handschriften des Clemens Alexandrinus, Nürnberg, 1895) veröffentlicht hat, von der Berliner Akademie übertragen worden ist. — Im ersten Abschnitt (S. 3—8) bespricht Stählin die bisherige „Veröffentlichung“ der Scholien und würdigt hierbei die Leistungen von Gentianus Hervetus, Sylburg, Potter, Bast, Klotz, Harnack und Gebhardt auf diesem Gebiet, auf dem er selbst „auf Grund sorgfältiger eigener Prüfung aller in Betracht kommender Handschriften“ zu neuen Ergebnissen gekommen ist, wodurch die früheren Forschungsresultate berichtigt und weiter geführt werden. Diese Ergebnisse betreffen zunächst „die handschriftliche Überlieferung“, die im zweiten Abschnitt besprochen wird. (S. 8—15.) Hier kommen in Betracht a) die Scholien in P. (Paris), b) die Scholien in M. (Modena), c) die Scholien in F. (Florenz). Die Pariser Scholien betreffend, ist es dem Verfasser gelungen, über ihre dreifache Zusammensetzung ein klares Urteil zu gewinnen und den Charakter der verschiedenen Elemente näher zu bestimmen: Sie zerfallen in Baanes-, Arethas- und Meletius-Scholien, von denen namentlich die letztgenannten bisher nicht so genau gekennzeichnet waren. Die Scholien des Mutinensis zerfallen in drei Kategorieen: Die aus P. abgeschriebenen sind von dem Schreiber der Handschrift M., deren Zusammensetzung Stählin S. 11 ff. ausführlich beschreibt. Dieser Teil der Mutinenser Scholien hat nur einen sekundären Wert neben P. Daneben kommen noch andere Scholien in M. von zum Teil jüngeren Händen in Betracht, deren Wert ein sehr verschiedener ist. Auch die Florentiner Scholien sind zum Teil aus P. abgeschrieben, aber nicht unmittelbar sondern aus einer von P. abgeleiteten Handschrift. Was F. aufserdem von jüngerer Hand bietet, ist ohne selbständigen Wert. Der dritte Abschnitt be-

faſst sich (S. 15—41) mit der „Scheidung der Scholien nach Verfassern“ und der „Verbesserung und Ergänzung des Textes“ bei Dindorf, dessen Arbeitsweise vielfach unkorrekt war. Stählin scheidet a) die Baanes-Scholien, b) die Arethas-Scholien, c) die Scholien der ersten Hand in M., d) die Scholien der zweiten Hand in M., e) die Bemerkungen der dritten Hand in M., f) die Scholien in F. Baanes ist der Schreiber von P. und hat die hier sich findenden Scholien aus einer anderen Handschrift abgeschrieben, sie beziehen sich fast ausschlieſslich auf den Protreptikus und sind durch besondere Zeichen in P. und M. vor andern ausgezeichnet. Stählin giebt im folgenden jeweils nach Dindorfs Text an, was von Baanes oder den anderen Scholiasten bezw. Schreibern herrührt, wobei er viele Versehen Dindorfs berichtigt oder seine Angaben ergänzt. S. 25 ff. giebt er den Text eines langen Arethas-Scholions wieder, das bei Dindorf praef. XIV sq. besonders fehlerhaft behandelt ist, und fügt einen kritischen und exegetischen Kommentar bei. Die Arethus-Scholien werden in ihrem Unterschied von den Baanes-Scholien genauer charakterisiert und gezeigt, daſs mit Ausnahme einer einzigen Notiz, die auf Baanes zurückgeht, alle andern Randbemerkungen des Textschreibers zu Paedagogus I in M. dem Arethas zuzuschreiben sind. Weiterhin wird der Wert dieser und der von Dindorf noch nicht veröffentlichten Scholien in M. für die Würdigung des Arethas hervorgehoben. Mit den Verhältnissen, in welchen dieser lebte, muſs der Schreiber von M.[1] genau bekannt gewesen sein, woraus man einen Schluſs auf seine Lebenszeit und seinen Aufenthaltsort ziehen kann. Er hatte eine ausgedehnte Litteraturkenntnis und giebt viele Sach- und Worterklärungen; sie bieten aber meistens wenig Bedeutendes. Dasselbe gilt von den Scholien von M.[2], zu welchen Stählin einige Nachträge bringt. Von ganz geringem Wert sind endlich die Scholien in F., die nur einen Teil der in P. stehenden bieten. Im vierten Abschnitt (S. 41 bis 45) behandelt der Verfasser die „Citate und Quellen“ der Scholien, die im folgenden, nach den einzelnen Schreibern geschieden, in alphabetischer Reihenfolge dargeboten werden. Der fünfte und letzte Abschnitt (S. 45—48) giebt eine „Charakteristik und Beurteilung der Scholien“, wobei nur die des Baanes und des Arethas in Betracht gezogen werden. Das Alter der Vorlage des Baanes, die Litteraturkenntnis ihres Verfassers, der Inhalt der Erklärungen der Baanes-Scholien, der Schwerpunkt ihres Interesses wird besprochen und zuletzt die Vermutung geäussert, ein christlicher Grammatiker oder Philologe vielleicht des fünften Jahrhunderts

sei ihr Verfasser gewesen. — Durch die Arethas-Scholien wird das Bild, das man aus vielen andern Quellen sich von diesem Manne entwerfen kann, durch einige Züge ergänzt. Gleichbewandert in kirchlicher wie profaner Litteratur bringt er Citate bald unmittelbar aus den Originalschriftstellern, bald auch aus sekundären Quellen, namentlich aus Photius, dessen Schüler er wohl gewesen ist. Zu den Ausführungen des Clemens steht er in einem sehr direkten, lebendigen Verhältnis, das oft an die originellen Plato- und Lucian-Scholien erinnert. Seine Sprache und sein Stil zeigen die Spuren einer eiligen Arbeitsweise. Von ihm stammt nach Stählins sehr wahrscheinlicher Vermutung auch das in M. F. hinter dem Paedagogus stehende Gedicht, dem Fell den Titel *ἀδήλου εἰς τὸν παιδαγωγόν* gegeben hat. Als Dichter kennt man ihn schon aus Anthol. Palat. XV, 32—34.

Die kritische Sorgfalt, mit welcher Stählin dieses Parergon zu seiner geplanten Clemensausgabe ausgearbeitet hat, und die darin zutage tretende sichere Beherrschung des Stoffes zeigen deutlich, dafs die Neubearbeitung der Werke des Kirchenvaters in die besten Hände gelegt ist.

Tauberbischofsheim **J. R. Asmus.**

---

88) **Georges Lafaye, Quelques notes sur les Silves de Stace,** premier livre. Paris, C. Klincksieck, 1896. 79 S. 8. frcs. 2.50.

Die Stärke der Schrift liegt in der sachlichen Erklärung. Von den 44 Stellen aus dem ersten Buche der Silvae, die der Verfasser bespricht, werden die meisten mit Hilfe antiker Bildwerke, Münzen, Inschriften u. dgl. in recht einleuchtender Weise erläutert. Die Darstellung ist kurz gefafst und doch ganz befriedigend. Verhältnismäfsig unbedeutend sind die sprachlichen Bemerkungen. Die textkritischen Verteidigungen alter Lesarten sind gut, die eigenen Vermutungen selten nötig und ansprechend. Doch urteilt der Verfasser beinahe immer verständig über den inhaltlichen Zusammenhang, und an zwei schwierigeren Stellen hat er das Richtige getroffen: I 5, 39 *beate* und I 2, 235 *iuvenumque aestu;* dieses habe auch ich in meinem Exemplare annotiert, nur möchte ich den Anfang des Verses nicht beanstanden. I 2, 136 ist das von Lafaye statt *vero* vorgeschlagene *vivo* weder deutlich noch passend; es ist zu lesen: *in hanc tenero cecidisset Iuppiter auro; tener* ist *amatorius,* wie oft und besonders deutlich Iuven. 1, 22 und 6, 548. Silv. I 4, 61 f. führt das im Gedichte durchgehend wiederholte *hunc* zu dieser Lesung: *hunc mecum,*

Epidauria proles, hunc fulci gaudens. Fulcire bedeutet ja ärztliche Hilfe, ich citiere hier nur Lucr. III 125 *fulcire salutem;* war *f.* ausgefallen, so konnte statt *ulci* leicht *alti* gelesen werden.

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

---

89) **H. Kluge, Die Schrift der Mykenier.** Eine Untersuchung über System und Lautwert der von **Arthur J. Evans** entdeckten vorphönizischen Schriftzeichen. Mit 4 Schrifttafeln und 80 Abbildungen und Reproduktionen von Inschriften. Cöthen, O. Schulze, 1897. VIII und 110 S. gr. 8. ℳ 8.—.

Jedermann, der ein Interesse sei es für die sog. mykenische Kulturperiode im allgemeinen, sei es auch blofs für die Geschichte der Schrift besafs, mufste mit Spannung die Publikation der von J. Arthur Evans im Sommer 1894 im östlichen Kreta gefundenen geschnittenen Steine der mykenischen Periode mit Inschriften erwarten. Evans' mit zahlreichen Abbildungen versehene Beschreibung erschien noch 1894 im „Journal of Hellenic Studies" vol. XIV, und zugleich auch als Buch unter dem Titel „Cretan pictographs and prae-phoenician script". Der englische Forscher hat darauf verzichtet, die Schriftzeichen zu deuten, sondern mit echt wissenschaftlichem Sinne sich auf eine Beschreibung der von ihm gesammelten Steine und eine Vergleichung mit Zeichen ungefähr gleichzeitiger Alphabete beschränkt. Hierbei gelang es Evans — und diese Entdeckung ist wichtig genug, um die Publikation zu rechtfertigen —, ein doppeltes Schriftsystem nachzuweisen, eine ältere Bilderschrift und eine jüngere aus dieser entstandene lineare Zeichenschrift, von der einzelne Zeichen eine auffallende Ähnlichkeit mit kyprischen und phönikischen Zeichen ausweisen.

Da die gleichen oder ähnliche Zeichen auch auf den sog. Inselsteinen von anderen Inseln des Ägäischen Meeres als Kreta, ferner, wie man schon vor Evans behauptet, aber nicht geglaubt hatte, vereinzelt in Mykenai gefunden worden waren, auf Kreta selber auf den Mauern von Knossos, wo man sie als blofse Werkzeichen der Steinmetze ansah, so ist damit die Existenz einer mykenischen oder vorphönikischen Schrift erwiesen, die am Ägäischen Meere geschrieben und daher von Evans nicht unpraktisch als ägäische Schrift bezeichnet wurde. Mit diesem Nachweise ist der Behauptung Fr. Aug. Wolfs von der relativen Jugend des Schriftgebrauches bei den Griechen die letzte Stütze genommen, nachdem schon

früher Th. Bergk und U. v. Wilamowitz überzeugend dargelegt hatten, dafs Wolf in diesem Punkte erheblich geirrt hatte. Heutzutage wird wohl kaum noch jemand, der die Geschichte der Entstehung der Schrift kennt, glauben wollen, dafs die homerischen Gedichte erst in der Zeit des Peisistratos aufgezeichnet worden seien, womit übrigens, wie ich nebenbei bemerken will, die Frage nach der peisistrateischen Redaktionskommission unpräjudiziert bleibt.

Nachdem Evans den urkundlichen Beweis von der Existenz einer Schrift am Ägäischen Meere in der vorhomerischen Periode erbracht hatte, also hierdurch ganz plötzlich ein helles Licht auf die Natur der so viel besprochenen *σήματα λυγρά* fiel, lag es nahe, dafs auch die Homerforscher sich angezogen fühlen mufsten von den Problemen, die Evans' „Cretan pictographs and prae-phoenician script“ aufgaben. Wer den Mut zu irren und vor allem eine nicht versagende Geduld besafs, durfte den Versuch wagen, die von Evans gesammelten Inschriften zu entziffern. Hermann Kluge, den Lesern dieser „Rundschau“ als namhafter Homerforscher bekannt, hat diesen Versuch gewagt, befafst sich aber im wesentlichen mit der linearen Schrift und ihrer Entwickelung aus der Bilderschrift und ist dazu gelangt, die Inschriften nicht blofs den Zeichen nach deuten, sondern auch lesen, und zwar in griechischer Sprache lesen zu können, ohne, wie er S. 93 zuversichtlich sagt, „den festen Boden des Sicheren oder doch Wahrscheinlichen unnötig zu verlassen“.

Als ernsthafter, ehrlicher Versuch der Deutung ist die Schrift von Kluge immerhin beachtenswert; aber dieser Versuch ist zweifellos mifsglückt. Wer eine Aufgabe, wie sie Verfasser sich gestellt hat, befriedigend lösen will, sollte von der Entstehung und Geschichte der Schrift im allgemeinen bessere Kenntnisse haben, als sie der Verfasser vorliegender Schrift augenscheinlich besitzt. Dafs die sog. mykenische Schrift als Lautbilderschrift auf dem akrophonischen Prinzip beruhe, ist auch mir nicht unwahrscheinlich; wenn aber Verfasser den einzelnen Zeichen nicht blofs den Wert einzelner Buchstaben, sondern ganzer Silben, ja sogar mehrsilbiger Wortstämme giebt, „eine Unzahl von verwandten Nebenformen“ (S. 15) für ein und denselben Laut annimmt, für dieses griechische Uralphabet einen so reichen Zeichenbestand voraussetzt, wie er selbst da, wo die griechischen epigraphischen Denkmäler beginnen, noch nicht erreicht ist, wenn er in dieser vorhistorischen Zeit mit Ligaturen und Abbreviaturen ganz nach Belieben operiert, so mufs vom Standpunkte

der Epigraphik, die doch wohl hier das erste Wort hat, gegen dieses willkürliche Durcheinanderwerfen ältester und jüngster Schriftprinzipien energisch Verwahrung eingelegt werden. Gegen diesen Vorwurf ist Verfasser nicht dadurch geschützt, dafs er die spätere griechische Schrift nicht aus dieser mykenischen, sondern aus der phönikischen Schrift entstanden sein läfst; denn, da Ähnlichkeiten unverkennbar sind, läfst er die Phönikier den Griechen ihre alte mykenische Schrift als etwas Neues gleichsam zurückbringen (S. 15 und 66).

Verfasser sucht sich zwar gegen solch absprechende Beurteilung seiner Leistung im voraus zu schützen, indem er im Vorwort S. VI erklärt, er müsse teils wegen der Natur des Gegenstandes, teils weil die Tagesblätter vorzeitig die Nachricht verbreitet hätten, es sei ihm die Lesung der mykenischen Inschriften gelungen, befürchten, mit Voreingenommenheit beurteilt zu werden. Ich darf versichern, dafs ich mir Mühe gegeben habe, Kluges Deutungsversuch vorurteilsfrei zu prüfen, bin aber zu der Überzeugung gekommen, dafs er mifslungen ist. Den Verfasser davon zu überzeugen, dafs der Irrtum auf seiner Seite sei, will ich andern überlassen. Es wird nicht leicht sein, da er es erreicht zu haben glaubt, „dafs dem unbefangenen Leser die Richtigkeit des von ihm der mykenischen Schrift untergelegten Lautwertes wenigstens in der Hauptsache einleuchtet“ (Vorwort S. VI), und findet, dafs „überall der angenommene Lautwert der mykenischen Zeichen einen guten, angemessenen Sinn giebt“ (S. 100). Es wäre meines Erachtens ein Leichtes, Kluges Deutungen fast Punkt für Punkt zu bestreiten. Doch wollen wir das unterlassen und diesen ersten kühnen, aber auch verfrühten Deutungsversuch bei Seite legen und abwarten, bis eine einleuchtende Erklärung der sog. mykenischen Inschriften vorliegt.

Es freut uns, darauf hinweisen zu können, dafs, im Gegensatz zu Kluges übereilter Deutung, der Entdecker dieser Schriftzeichen Evans trotz neuer Funde bis jetzt der Verlockung, sie zu deuten, widerstanden und sich in seinen zahlreichen seitherigen Publikationen vorsichtig immer darauf beschränkt hat, möglichst objektiv das Material zu sichten. Auf diesem Wege allein darf man hoffen, schliefslich zu einem einigermafsen einleuchtenden Ergebnis zu kommen. Jedoch sollte man, wie unlängst H. Draheim, Woch. f. kl. Ph., 1897, Nr. 23 S. 637 sehr richtig bemerkt hat, bevor man die Schrift deutet, die Herkunft der Steine festzustellen suchen, während Kluge den archäologischen Fragen einfach aus dem Wege geht.

Vorläufig verzichtet die Wissenschaft gerne auf die Veröffentlichung der vom Verfasser nach Schlufs des Manuskriptes bei Perrot und Chipiez und in Schliemanns „Ilios" gefundenen mykenischen Inschriften, „die zum gröfsten Teile in hervorragender Weise die Richtigkeit seiner Deutung darthun können" (Vorwort S. IV, Anm. 1.) Hingegen wäre es ein Unrecht, wenn ich nicht zum Schlusse den bewundernswerten Fleifs und die grofse Ausdauer des Verfassers und die wirklich vortreffliche Ausstattung der Schrift durch den Verleger rühmend hervorheben würde.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthess.**

---

90) **Wolfgang Reichel, Über vorhellenische Götterkulte.** Wien, Alfred Hölder, 1897. VI u. 98 S. gr. 8 mit 36 Abbildungen.

Da es nicht ganz leicht ist, den verschlungenen Wegen dieser gedankenreichen Studien zu folgen, versuchen wir zuerst eine kurze Übersicht der Ergebnisse.

Das erste Kapitel (Götterthrone, S. 3—37) weist nach, dafs in der mykenischen Periode den höheren Wesen Throne ohne Götterbild errichtet wurden, welchen Brauch die Hellenen der historischen Zeit nicht ganz aufgaben; der Verf. zieht eine Abbildung auf einem mykenischen Goldring (Abb. 1), Nachbildungen aus Terracotta (Abb. 2. 3), schriftliche Nachrichten (vgl. Furtwängler, Meisterwerke S. 188 ff.), die Felsenthrone u. dgl. heran. Die wichtigsten Hypothesen dieses Kapitels sind, 1) dafs die bekannten goldenen „Astartetempelchen" von Mykene wohl ein heiliges Grab darstellen (S. 188 ff.), 2) dafs in Amyklai zuerst nur ein bildloser Thron gestanden habe und das Bild sekundär sei (S. 13 ff.) und 3) dafs die Bundeslade der Israeliten ebenfalls ein Thron gewesen sei. Das zweite Kapitel (Altäre als Throne, S. 38—50) sammelt Bilder von Altären mit einem Antritt oder seitlichen Aufsatz, welche im Profil Thronen gleichen; zuweilen sitzt ein heiliger Vogel (S. 41) oder auch der Gott selbst darauf (S. 41. 42). Im dritten Kapitel (Mykenische und homerische Götter, S. 51—87) werden die aus der mykenischen Zeit erhaltenen Götterbilder zusammengestellt; aber eigentlicher Zweck der Untersuchung ist der Nachweis, dafs es im mykenischen Zeitalter keine Kultbilder gegeben habe, ja nicht einmal in der homerischen; wir machen nebenbei auf die S. 56 gegebene treffliche Charakteristik des höfischen Epos, welches homerisch

heifst, aufmerksam. Das kurze Schlufskapitel enthält Beiträge zur Rekonstruktion des amykläischen Thrones.

Prüfen wir nun jene für die Religionsgeschichte so wichtigen Aufstellungen. Was die Astartetempelchen betrifft, so scheint mir die Deutung auf Grabbauten annehmbar; der Verf. hat wohl verschmäht, spätere Analoga (z. B. aus Phönizien und Pompeji) anzuführen. Freilich wären dann auch Altarbauten zu vergleichen gewesen, wie die merkwürdige Ara Pacis in Rom (abgeb. bei Gardthausen, Augustus 1, 861). Sollten die Akroterien wirklich Hörnerpaare sein (was für Fig. 4a wahrscheinlich ist), dann würde sich die Schale zu gunsten der von R. ebenfalls in Erwägung gezogenen Altarhypothese neigen. Dafs der amykläische Thron einen bildlosen Vorläufer mykenischer Zeit gehabt habe, ist wohl möglich; aber wenn uns der stehende Kolofs auf dem Thronsitz seltsam vorkommt, beweist das nichts für eine Zeit, wo man die Urnen vornehmer Leute auf Thronstühle setzte (s. z. B. Furtwängler a. O. S. 189) und wo gewifs auch schon die kleinen Götterfiguren zum Empfang eines Opfers auf den Tisch gestellt wurden. Die Hypothese über die Bundeslade mögen die Theologen entscheiden; sollte etwa Luthers „Gnadenstuhl“ sie verursacht haben, ein Wort, das, soviel mir scheint, in den alten Texten nicht begründet ist?

Im zweiten Kapitel wäre es nicht überflüssig gewesen, die massivgebauten Wirtshaustische von Pompeji zu vergleichen, welche Tisch und Bank vereinigen (Overbeck-Mau, Pompeji, S. [4]302).

Mehr Opposition mufs ich dem dritten Kapitel machen. Der Verf. geht offenbar von der (schon aristarchischen) Vorstellung aus, dafs Ilias und Odyssee von der Folgezeit durch einen erheblichen Einschnitt getrennt seien; darüber wollen wir um so weniger im allgemeinen debattieren, als gerade hier vielleicht positive Zeugnisse nachgetragen werden können. Die in dieser Zeitschrift bereits besprochene englische Ausgabe des Buches von Tsuntas („The Mycenaean age“, London 1897), welche der Verf. nicht mehr benutzen konnte, bringt zwar, soviel ich sehe, in diesem Punkte nichts Neues; wohl aber vermisse ich eine Erörterung der schriftlichen Überlieferung. Eine kritische Sammlung der litterarischen Notizen über Denkmäler, welche die Griechen selbst in die Heroenzeit versetzten, wäre nicht ganz ergebnislos, denn wir können heute doch nicht mehr auf dem Standpunkte der rein ablehnenden Kritik verharren. In meinen Kollektaneen finde ich zwei Stellen, welche unzweifelhafte Kult-



bilder meinen; Kallimachos' Hymnen erwähnen eine Aphrodite, welche Theseus auf Delos weihte (4, 307 ff.), und ein Bild, das die Amazonen in Ephesos unter einer Eiche errichteten (3, 237 ff.). Diese und ähnliche Stellen dürften immerhin der Erwägung wert sein, um so mehr als eine dritte zu der S. 72 angeführten Geschichte von Micha („Richter" Kap. 17. 18) stimmt: Aeneas bringt als seine Penaten Statuetten von Holz und Stein nach Rom (Varro bei Servius Verg. Aen. 3, 148), die dann die Götter des römischen Volkes werden; auch in Michas Geschichte wird ein Hausgötze zum Stammesgott! Hatten etwa auch die Könige von Tiryns, Mykene und Hissarlik in ihren Palästen Hausgötzen, für die sie auch Priester unterhielten wie Micha? Wenn bei Homer nicht der König, sondern die Troer, d. h. die Geronten Trojas für das gemeinsame Stadtpalladion eine Frau ihrer Kreise bestellen (Z 300), so paſst das für die politischen Zustände der homerischen Zeit, denn wie man die Paläste in Tempel verwandelt, so müssen die „penates" der ersteren „penates publici" werden; aber wenn das Epos das Palladion rauben läſst, war dies natürlich eine Statuette wie jene Penaten und die Michasche Figur.

Was die Einzelheiten des Kapitels betrifft, so notieren wir vor allem, daſs, wenn die mykenische und die homerische Zeit die Götter sich riesengroſs vorstellen (S. 52), dies keine charakteristische Ähnlichkeit ist; denn diese Idee ist von den alten Ägyptern bis zum Petrusevangelium und den byzantinischen Pantokratorbildern nachzuweisen. Auch der S. 60 gemachte Unterschied zwischen den mykenisch-homerischen Göttern einerseits und der späteren orientalischen Beflügelung wiegt nicht schwer, denn jene können doch fliegen (für die mykenische Zeit s. die Abb. S. 59 Fig. 24); es bleibt also vorläufig nur das Fehlen des äuſseren Zeichens dieser göttlichen Kraft zu notieren. Die Schlüsselgöttin (S. 61) könnte auch Athena sein, wie sie wenigstens in Athen verehrt wurde. Die Frau mit Spiegel (S. 62) kehrt in kleinasiatischen Felsenreliefs wieder (Perrot IV, Fig. 280), wo an dem göttlichen Range kaum gezweifelt werden kann.

Diese verhältnismäſsig eingehende Besprechung wird wohl an sich schon zeigen, daſs die kleine Schrift anregend und inhaltsreich ist.

Würzburg. **Sittl.**

91) **Albrecht Dieterich, Nekyia.** Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse. Leipzig, B. G. Teubner. VI und 238 S. 8. ℳ 6.—.

Das vorliegende Buch geht aus von dem griechisch und deutsch wiedergegebenen Texte der sogenannten Petrusapokalypse, in welcher der Verfasser ein Stück eines Evangeliums erblickt, aus dem sich erst die bei Clemens Alexandrinus citierte selbständige Petrusapokalypse heraus entwickelt habe. Dieterich versucht im ersten Abschnitt seines Werkes aus dem „griechischen Volksglauben vom Totenreich" zu beweisen, dafs die Partie des Fragments von Akhmim, die von dem Lande der Seligen und dem Orte der Qual handelt und in den Evangelien ohne alle Analogie ist, in allen ihren einzelnen Zügen als ein Spiegelbild hellenischer Phantasie zu betrachten ist. Dabei behandelt er erst das Lichtbild des seligen Lebens, wie es in dem Bruchstück zutage tritt, und kommt zu dem Resultat, dafs kein Himmel hellenischer sein könne als der der Petrusapokalypse. Daran anschliefsend wird gezeigt, dafs auch „der enge Ort, der voll war von bösem Gewürm" und die Tiere, von denen die Mörder in dem Fragment gebissen werden (V. 25), und auch die dort vorkommenden bösen Geister aus altem griechischen Volksglauben stammen. — Zur näheren Untersuchung des übrigen Bildes der Hölle behandelt der Verfasser im zweiten Abschnitt die „Mysterienlehren über Seligkeit und Unseligkeit" und führt hier auch den Pfuhl von Schlamm und ewigem Kot, in dem die Sünder in der Petrusapokalypse liegen, auf altgriechische mystische Traditionen zurück. — Von „orphisch-pythagoreischen Hadesbüchern" ist im dritten Abschnitt die Rede, und Dieterich sucht hier die in der griechischen Litteratur vorkommenden Unterweltsvorstellungen auf ihre ersten Quellen zurückzuführen, um diejenigen der Petrusapokalypse mit ihnen in Zusammenhang zu bringen, wobei er namentlich die Ähnlichkeit der Offenbarung des Petrus mit dem Aridaios-Mythus bei Plutarch und der lukianischen Jenseitsschilderung in den „wahren Geschichten" hervorhebt. — Behufs eines Vergleichs der Apokalypse des Petrus mit den von den Orphikern der Hölle geliehenen Zügen betrachtet der Verfasser im vierten Abschnitt die „Sünder und Strafen im Hades", wie sie in den orphischen Apokalypsen geschildert werden. In vielen Einzelheiten zeigt sich hier Übereinstimmung der christlichen Darstellung mit jenen Vorlagen, in manchen Punkten aber auch selbständige Weiterentwickelung. — Um den griechischen Ursprung der Apokalypse wirklich aufser Zweifel zu

setzen, geht Dieterich im fünften Abschnitt auf die „jüdische Apokalyptik“ ein und zeigt, dafs diese eschatologische Bilder hat, die von denen der Petrusapokalypse ganz und gar verschieden sind. — Den Schlufs des Buches bildet eine Darstellung der „Entstehung der Apokalypse von Akhmim“, worin dargelegt wird, wie zu einem ursprünglichen auf orphisch-pythagoreische Tradition zurückgehenden Bestandteil später unter christlichem Einflufs eine Ergänzung hinzutrat.

Der Wert des Dieterichschen Buches beruht jedoch weniger in dem für die Petrusapokalypse gewonnenen Spezialresultat als in den Ergebnissen mehr allgemeiner Natur, insofern der Verfasser eine Entwicklungsgeschichte der griechischen apokalyptischen Litteratur zu geben versucht und dabei sehr schätzenswerte Beiträge zum besseren Verständnis der einzelnen hier in Betracht kommenden Schriften liefert. Namentlich sind hier Homer, Plato und Virgil zu nennen. Dafs sehr oft, wo die verbindenden Zwischenglieder fehlten, die Entwicklungsreihe durch blofse Vermutung ergänzt werden mufste, wird von Dieterich keineswegs verschwiegen, und man mufs zugeben, dafs seine dahin zielenden Hypothesen meist einleuchtend sind. Auf jeden Fall bietet das Buch eine sehr nützliche Grundlage für Untersuchungen, die sich mit der späteren Apokalyptik, die Dieterich nicht behandelt hat, beschäftigen. Wir möchten an dieser Stelle nur kurz auf ein derartiges Werk hinweisen, das im Zusammenhang der Dieterichschen Untersuchungen erwähnt werden kann. Es ist die Herakles-Allegorie in der ersten Rede des Dion Chrysostomos. Sie setzt sicher den prodikeischen Mythus und die bei Xenophon, Mem. II 1, 20 citierten Hesiodverse über die zwei Wege voraus; zu der Umarbeitung sind aber offenbar auch eschatologische Vorstellungen mitverwendet worden. Da der Rhetor in der Einleitung zu dem Mythus p. 13, 2 Dind. ausdrücklich neben Hesiod auch Orpheus als Vertreter der heiligen Mythen hervorhebt, so liegt wohl hier ein Beispiel aus derjenigen späteren apokalyptischen Litteratur vor, für die die Einkleidung in das Bild von den zwei Wegen charakteristisch ist (s. S. 191 ff). Dafs wir es hier thatsächlich mit einem derartigen Litteraturerzeugnis zu thun haben, kann mit Zuziehung des von Dion abhängigen Mythos in Julians 7. Rede p. 294, 25 ff. Hertl. (s. unser Programm „Julian und Dion Chrysostomos“, Tauberbischofsheim 1895) gezeigt werden.

Tauberbischofsheim. J. R. Asmus.

92) **Från Filologiska föreningen i Lund**, språkliga uppsatser. Lund, Hj. Möller, 1897. 167 S. 8.

Der von jüngeren Philologen in Lund bestehende philologische Verein feiert sein zweites Lustrum mit dieser hübschen Sammlung, deren schwedischer Titel hoffentlich nicht abschreckend wirken wird. Von klassischen Philologen teilt hier Professor J. Paulson, Ehrenmitglied des Vereins, mit: „In Lucretium adversaria". I, 283, 286, 289 liest er *quom* . . *turget, turgidus* (wo doch *urget* und *turbidus* besser mit der Vergleichung der Winde stimmt) und *ruit quia.* I, 884 *lapide in lapidem terimus* und I, 978 *fine inque* haben wir doch wohl Locative *lapidi, fini.* Dagegen ist IV, 69 *quae sunt in prima* sehr ansprechend, gleichermafsen III, 239 f. *recipit mens . . . quidam quod mente volutant,* V, 833 *quod potuit nequit, at potis est* und VI, 1193 *in ore lacer rictus.* II, 601 wird *sedibus in currus* vorgeschlagen und IV, 1015 *exterrentur* richtig verteidigt.

Weitere Aufsätze aus dem klassischen Gebiete sind: „Adnotationes in accentum Plautinum von A. Ahlberg (Wörter mit *-ne, -que, -dem, -met, -dum, -nam)* S. 31—44, „De republica Atheniensium a Clisthene constituta" von M. P:n Nilsson S. 61—96, „De usu pronomium personalium, quae subiecti vice funguntur, apud elegiacos poetas latinos observationes" von C. Lindskog S. 123-127. — Über Transitivity in modern English schreibt E. Rodhe, über die Stellung des Adjektivs im Französischen S. Berg (schwedisch). Professor A. Kock veröffentlicht einige schwedische Etymologieen; andere schwedische Beiträge liefern Th. Hjelmqvist (Petter, Per, Pelle), E. Sommarin (Kormaks Sage), H. Söderbergh (Reimstudien).

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

---

93) **W. Amelung, Führer durch die Antiken in Florenz.** Mit 49 Abbildungen. München, F. Bruckmann, A.-G., 1897. 290 S. 8. Eleg. geb. ℳ 5.—.

Dieses Buch ist selbstverständlich zunächst dazu bestimmt, den Besuchern der Antikensammlungen in Florenz zu dienen, aber der Verfasser hat gewifs recht daran gethan, dafs er zugleich versucht hat, „das vorhandene Material zu einer möglichst gründlichen Einführung in der Kenntnis der gesamten antiken Kunstgeschichte zu verwerten". Denn nicht nur mufste er sich sagen, dafs für viele Reisende Florenz nur eine Vorstufe für Rom ist, sondern der Antikenschatz von Florenz ist so grofs, dafs auch diejenigen Archäologen und Kunstfreunde, die bis jetzt nicht

nach Florenz gekommen sind, bei dieser Art der Behandlung einen Gewinn von dem Buche davon haben, indem der Verfasser sich nicht mit einer bloſsen Katalogarbeit begnügt hat. Dem ersteren Gedanken ist durch die Hinweisung auf Monumente, denen der Reisende im weiteren Verlauf seiner Reise begegnen wird, Rechnung getragen. Der Führer ist aber in der Art, wie ihn Amelung angelegt hat, auch für die Benutzung zuhause eine recht willkommene Gabe. Indem jedem Stücke der florentinischen Sammlungen eine mehr oder weniger eingehende Beschreibung und Erörterung über seine Stellung in der Kunstgeschichte gewidmet wird, die wichtigsten Erklärungsversuche erörtert und die nötigen Litteraturangaben geliefert werden, ist man auch ohne den Besuch der Sammlungen in den Stand gesetzt, über die einzelnen Gegenstände der Sammlung, die einem in der archäologischen Litteratur so vielfach begegnen, sich hier zu orientieren, um zugleich die Ansicht des Verfassers darüber kennen zu lernen. Auch in diesem Sinn ist das Buch als eine wertvolle Bereicherung der archäologischen Litteratur zu begrüſsen. Referent besitzt eine stattliche Reihe von derartigen Führern, auch von Sammlungen, die er noch nicht gesehen hat, und kann aus Erfahrung konstatieren, von wie groſsem Nutzen derartige Führer sind. Gerade für Florenz hat ein solcher schon lange gefehlt. Was zunächst beim Durchblättern auffällt, ist der Umstand, daſs die gegebenen Abbildungen gröſstenteils nicht Florentiner Antiken darstellen, sondern solche aus anderen Sammlungen, doch sind sie sehr zweckmäſsig in der Absicht gewählt, verwandte und ähnliche Bildwerke aus andern Sammlungen zum Vergleiche herbeizuziehen. Der Besucher der Florentiner Sammlungen braucht ja die Abbildungen der dortigen Antiken nicht, da er sie ja selber sieht, für ihn sind also die beigegebenen Bilder besonders instruktiv. Der Leser in der Heimat aber kann sich, wo ihm von jenen keine Abbildungen zu Gebote stehen, von denselben durch die Vorführung der verwandten Darstellungen eine annähernde Vorstellung machen. Das Buch geht, wie diese Ausführungen zeigen, über das einfache Bedürfnis der Sammlungen besuchenden Reisenden weit hinaus, und darin liegt eben sein groſser Vorzug. Jeder, der Italien besuchen will, wird daraus schon vorher eine vortreffliche Vorbereitung gewinnen, und auch wem dies nicht vergönnt ist, der wird doch darin reichliche Belehrung über die Antikenschätze von Florenz finden. Wir können es darum allen Fachgenossen, die sich mit antiker Kunst beschäftigen, aufs beste empfehlen.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

94) **Racine** par **Gustave Larroumet,** membre de l'Institut. Paris, Hachette, 1898. 206 S. 8.

In dieser neuesten Schrift Larroumets werden gebildete Litteraturfreunde, für die dieses Buch wie die andern Bände aus der Sammlung der Grands écrivains français bestimmt ist, eine angenehme, nicht mühevolle Belehrung über den vollkommensten französischen Tragiker finden; sie werden das nicht umfangreiche Buch sicherlich öfter mit Genufs und Vergnügen lesen und sich an dem in gediegener Form vorgetragenen klugen Inhalt unterhaltend erfreuen. Auch der Fachgelehrte, dem das Werk keine geradezu neue Ausbeute liefert, wird die Ergebnisse der modernen Forschung hier gern in tadelloser Darstellung überblicken und dem gelehrten Verfasser Dank wissen für die gefällige Leichtigkeit, mit der er unter geschickter Hervorhebung des Wichtigen den gesamten Stoff vorführt. — Offenbar ist Larroumet seinem Dichter in herzlicher Bewunderung zugethan; doch hindert ihn das nicht, die Schwächen in Racines Wesen und Poesie mit milder Gerechtigkeit zu beurteilen und vom richtigen Gesichtspunkte aus zu erläutern. — Die Erklärung für Racines Vorzüge und Fehler findet er in dem hervorstechendsten Zuge seines Charakters, in der „sensibilité". Mit einem deutschen Worte läfst sich der französische Begriff schwerlich wiedergeben. „Empfindung, Gefühl, Empfindsamkeit, (aber ja nicht Empfindelei!), stark entwickelte Empfänglichkeit für sittliche und ästhetische Eindrücke", alles dies liegt wohl in sensibilité. „Diese sensibilité des Herzens und Geistes giebt ihm den religiösen Glauben und die Leidenschaft für Poesie, das Bedürfnis nach dem Guten und Schönen, sie flöfst ihm die Zuneigung zu seinen Lehrern ein und zieht ihn von diesen Männern ab, als sie seinen Neigungen Zwang anthun wollen, sie verleitet ihn zu tief empfundener Liebe, sie führt ihn durch Gewissensangst zum Guten zurück, sie schafft ihm Ruhe im traulichen Familienleben, sie macht ihn gegen seine Feinde ungeduldig und rasch zu scharfer Erwiderung, gelehrig und dankbar den Freunden, sie leitet ihn von Bosheit zur Güte. In der Dichtung bewirkt die sensibilité seinen Übergang vom verzierten preziösen Geschmack zu dem der Antike und hebt ihn schliefslich zur Höhe biblischer Gröfse. — In seinem Charakter und Auftreten, im Leben und in der Dichtung zeigt Racine Irrungen und manches Unrecht. Gegen seine Lehrer ist er undankbar gewesen, ungeduldig gegen Molière, unehrerbietig gegen Corneille, hart gegen das Andenken der Champmeslé, schmeichlerisch gegen den König. Aber diese Fehler hat er

wieder gut gemacht oder aufgewogen, und ihre Entschuldigung oder Erklärung finden sie stets in einer Verirrung seiner sensibilité. — Einbildung und Empfindsamkeit bilden den Untergrund der Racineschen Dichtung." — Sehr wohl! Aber, dürfen wir wohl fragen, giebt es einen wirklichen, dieses Namens würdigen Dichter, der die gestaltende Kraft der Einbildung und Empfindung nicht besäfse? Worin bestünde denn sonst des Dichters vorzügliche höhere Fähigkeit? — „In Corneilles Dichtung ist das Grundelement der sich gegen die Leidenschaft steifende Wille." Das ist gewifs richtig. Aber sollte darum wirklich Racine weniger lyrisch als Corneille sein? (S. 199.) — „In den Chören der Esther und Athalia kann man einige Schwächen finden. Die biblische Gröfse und Kraft gehen da nicht völlig hinein." — Aber wo giebt es denn einen weltlichen Dichter, dessen geistliche Lyrik sich mit Moses, den Psalmen und Propheten messen könnte? Delfour in seinem Buch La Bible dans Racine stellt Racine hoch über alle Dichter, die die Bibel nachahmen; nur Bossuet sei die leuchtende Pracht der heiligen Schrift heller aufgegangen.

Zum Schlufs des Buches spricht Larroumet über Racines Stil. Er selber thut das in schönstem Stil; er selbst besitzt „die ununterbrochene Vollkommenheit der Sprache"; aber gerade dieses gleichförmige Ebenmafs der Schönheit de temps en temps produit quelque monotonie. Freilich, wie viele Schriftsteller im neuen Deutschland können sich dieser Monotonie der Schönheit rühmen? Aber auch diese Schönheit will studiert sein, und ich bekenne, sie nicht überall mit der notwendigen gründlichen Klarheit und Schärfe erfafst zu haben in dem letzten Abschnitte des ersten Teils: Peu de caractères et de génies sont de qualité aussi fine et aussi forte, aussi noble et aussi pure. Ce grand homme était un homme, et ce grand poète un homme de lettres. Mais il n'y a guère d'écrivains qui avec les défauts inséparables de notre nature et de sa profession, offrent autant à admirer et aussi peu à blâmer. Hier ist die richtige Beziehung von s a p r o f e s s i o n durchaus nicht selbstverständlich und sofort deutlich. Wenn man nicht, was unstatthaft ist, eine kleine Textänderung vornehmen will, so mufs „sa" wohl auf das homme de lettres des vorhergehenden Satzes zurückgeführt werden. — Vielleicht weifs jemand eine bessere Erklärung.

Breslau. **Ignaz Harczyk.**

95) **F. J. Wershoven, La France. Lectures géographiques.** Ausgewählt und bearbeitet. Mit 45 Abbildungen, einem Plan von Paris und einer Karte. Dresden, Gerhard Kühtmann, 1896. VII u. 198 S., kl. 8.

Nachdem man es als eine Hauptaufgabe des neusprachlichen Unterrichts in der Schule erkannt hat, den Schüler mit dem fremden Lande und dem Leben seiner Bewohner bekannt zu machen, haben die meisten Verleger französischer und englischer Schulausgaben in ihre Sammlungen solche Bändchen aufgenommen, die dem Schüler einen Einblick gewähren in die Beschaffenheit des Landes, in die Sitten und Gebräuche, in das gesamte geistige Leben seiner Bewohner. Zu den Büchern dieser Art ist nun das 28. Bändchen der Kühtmann'schen „Textausgaben franz. u. engl. Schriftsteller f. d. Schulgebr." getreten, worin der Herausgeber nach den einschlägigen Werken von Reclus, Barrau, Du Camp u. a. ein kleines geographisches Lesebuch zusammengestellt hat. Das hübsch ausgestattete Bändchen giebt zunächst eine allgemeine Übersicht über Frankreichs Lage, Klima und Bodenbeschaffenheit, über seine Gebirge und Flüsse. Nach einer kurzen Darstellung der Stadt Paris im allgemeinen werden uns einige hervorragende Gebäude derselben (Notre-Dame, Panthéon, Tuileries, Louvre, Palais-Royal etc.), sowie ihre wichtigsten Strafsen und Plätze in Wort und Bild vorgeführt und deren Geschichte, Bauart und jetzige Bedeutung kurz geschildert. Sind diese ersten 13 Kapitel teilweise etwas gar zu trocken, so wird in den beiden folgenden, die den Theaterverhältnissen und den Markthallen der Stadt gewidmet sind, schon ein etwas frischerer Ton angeschlagen, und auch die Schilderung der Bastille und ihrer Bedeutung für die Geschichte Frankreichs ist lebhaft und anziehend.

In den folgenden Abschnitten finden wir kurze Darstellungen von dem Versailler Schlosse, von einigen nahe bei Paris gelegenen Orten (Saint-Denis, Saint-Germain, Vincennes etc.), von der Bodenbeschaffenheit und der Bevölkerung der französischen Provinzen (der Touraine, der Normandie, der Bretagne, der Champagne, Burgunds u. v. a.), von den Städten Marseille, Nizza, Monaco, Mentone und von der Insel Corsica. Der in den meisten dieser Kapitel angeschlagene Ton ist äufserst trocken und lehrhaft, ja manche von ihnen glaubt man irgend einem ganz knapp gefafsten Reiseführer oder einem Taschen-Konversationslexikon entnommen. So beginnt die im ganzen sieben Zeilen umfassende Schilderung von Saint-Cyr mit den Worten (p. 97/98): Saint-Cyr (4000 habitants) est célèbre par son école mili-

taire. Ses bâtiments furent d'abord occupés par le pensionnat fondé sous Louis XIV . . . . .

Ähnlich heifst es von der Stadt Sèvres p. 100 (im ganzen 7 Zeilen!): Sèvres (7500 habitants) est célèbre par sa manufacture de porcelaine qui est la première de l'Europe. Cette manufacture fut transportée de Vincennes, où elle existait depuis 1728, à Sèvres, en 1750, et acquise par la couronne neuf ans plus tard . . . . .

Derartige knappe Notizen gehören in ein geographisches Lehrbuch, aber doch wohl kaum in ein für deutsche Schüler zusammengestelltes französisches Lesebuch. Glücklicherweise sind diese Schilderungen durch ein paar anziehendere und kurzweiligere Kapitel unterbrochen, wie das frisch und flott geschriebene Kapitel 21: „Le bois de Vincennes et la foire aux pains d'épices" und das ebenfalls recht unterhaltende Kap. 24: „Une Noce normande". Solche anziehende Darstellungen wird jeder Schüler mit Vergnügen lesen und dabei sicherlich mehr lernen als bei den andern, bei deren Lektüre er sich langweilt. Auch hier gilt Lessings Forderung: Nicht schildern, sondern alles in bewegter Handlung vorführen!

Die Schlufskapitel dieses Bändchens — Gouvernement de la France, Caractère des Français, L'Enseignement, La Langue française (Géographie, Histoire, Mots étrangers et mots savants) — stehen mit den übrigen in keinem Zusammenhang, bilden aber doch eine angenehme Zugabe. Auch die zahlreichen Abbildungen, mit denen das Büchlein geschmückt ist, werden dem Lehrer und dem Schüler gleich willkommen sein; sie dürften ebenso, wie die Lesestücke selbst, reichlichen Stoff zu Sprechübungen liefern.

Arnstadt i. Thür. **Max Ewert.**

---

96) **Bierbaum, Lehrbuch der französischen Sprache** nach der analytisch-direkten Methode für höhere Schulen. Verkürzte Ausgabe. 1. Teil mit einem Liederanhange. Leipzig, Rofsberg, 1897. 98 S. 8. ℳ 1.30

Genanntes Buch ist eine verkürzte Ausgabe des ersten Teils des bekannten Lehrbuchs der französischen Sprache Bierbaums, das sich, nach der analytischen Methode aufgebaut, vermöge seiner Vortrefflichkeit bereits an einer grofsen Anzahl von Schulen verschiedensten Charakters Eingang verschafft hat. Diese Ausgabe ist besonders für solche Schulen bestimmt, die infolge ihrer beschränkten Stundenzahl nicht imstande sind, das um-

fangreichere Lehrbuch Bierbaums zu absolvieren. Trotz der Kürzung ist dem Stoff in keiner Weise Gewalt angethan; das Bierbaumsche Buch macht auch in dieser Form den Eindruck eines in sich abgeschlossenen Ganzen. Seinen Zweck hat der Verfasser besonders dadurch erreicht, dafs er die französischen Lesestücke seines umfangreicheren Lehrbuchs in ihrer Ausdehnung beschränkt hat. Dadurch ist natürlich auch der zu bewältigende Vokabelschatz geringer geworden. Auch dieses verkürzte Lehrbuch vereinigt in sich alle Vorzüge, die an den übrigen Unterrichtsbüchern des Verfassers bereits von andern Seiten gebührend hervorgehoben sind. Nur noch ein paar Worte zu dem Liederanhang. Dieser Gedanke Bierbaums ist entschieden originell, und die Gesangstücke werden sicherlich zur Belebung des Unterrichts beitragen. Zweifelhaft ist jedoch, ob der Vorteil, den man von ihnen erwartet, dem Zeitaufwande entspricht. Auch ist nicht jeder Lehrer imstande, diese Gesangübungen mit Erfolg zu leiten. Im übrigen kann dieses Lehrbuch aufs wärmste zur Einführung empfohlen werden.

Seehausen i. A. **Witt.**

---

97) **The Counties of England** by **Ch. M. Mason.** Ausgewählt und erklärt von **Otto Badke.** Mit 5 Abbildungen. Berlin, Gaertner. 8.

Das 27. Bändchen der von Bahlsen und Hengesbach herausgegebenen Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften ist nach der im Jahre 1892 bei E. Stanford in London erschienenen Originalausgabe bearbeitet. Dafs den Herausgeber hierbei die Rücksicht auf das geleitet hat, was für deutsche Schüler von besonderem Interesse ist, verdient alles Lob. In einfacher, schlichter Sprache, die der Umgangssprache sehr nahe steht, oft aber auch stimmungsvolle Töne anschlägt, führt das Buch durch ganz England, von Norden nach Süden. Es beschreibt in XXXII Abschnitten die einzelnen „Grafschaften“ und macht mit ihrer Geschichte, Bodenbeschaffenheit, Bevölkerung und deren Hauptbeschäftigung bekannt; dies alles in trefflich gezeichneten, anschaulichen Bildern, die durch manche Züge aus der Sage und dem englischen Volksleben, sowie durch litteraturgeschichtliche Hinweise noch mehr belebt werden. Wir besuchen die dichterisch verherrlichten Schlachtfelder von Otterburn und Flodden — ein Hinweis auf Scott wäre in den Anmerkungen am Platze —, die Steinkohlenlager von Northumberland-Durham, und wohnen der Abteufung eines

Schachtes bei; die schönen Seeen von Cumberland und Westmoreland sind mit den Namen neuerer Romantiker verknüpft; im volkreichen Lancashire fesselt uns Liverpool mit seinen Docks und der reiche Bischofssitz Manchester, der Mittelpunkt der Baumwollenstädte; über Yorkshire gelangen wir nach Derbyshire, besuchen den Peak-District mit seiner Wunderwelt und die Seidenspinnereien. Welche Fülle von geschichtlichen Bildern rufen uns die Schlösser von Kenilworth und Warwick ins Gedächtnis! u. s. w. — Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, die Amtsgenossen bei der Wahl der Klassenlektüre auf dieses Buch hinzulenken, das sprachlich nur die Elementargrammatik voraussetzt und wie wenig andere für das zweite Halbjahr der O III und für die U II geeignet ist, um die Schüler durch seinen reichen, geschickt geordneten Inhalt in die Kenntnis des englischen Landes und Volkes einzuführen. Zugleich erleichtert es die Sprechübungen.

Dem Texte folgen kurze sachliche Anmerkungen, über deren Zuviel und Zuwenig man verschiedener Meinung sein könnte, und ein Verzeichnis der Eigennamen mit genauer Aussprachebezeichnung. Die fünf Abbildungen, aufser etwa Shakespeares Geburtshaus, hätten wegbleiben können; dafür empfiehlt es sich, bei einer neuen Auflage zur leichteren Orientierung des Schülers eine Karte Englands beizugeben. Ein Wörterbuch ist gesondert erschienen.

Sprottau. **Paul Drechsler.**

---

98) **E. Wilke, Einführung in die englische Sprache.** Ein Elementarbuch für höhere Schulen. 4. umgearbeitete und vermehrte Auflage der „Stoffe zu Gehör- und Sprechübungen“. Leipzig u. Wien, R. Gerhard, 1897. X u. 254 S. 8. ℳ 1.80.

Das Buch zerfällt in drei Abteilungen. Die erste, Einführung in die englischen Laute (Sprechen und Lesen), beginnt mit einigen kleinen Gedichten zur Einübung der Laute, die dann in Lauttafeln (nach Rambeau) zusammengestellt werden. Darauf folgen, zuerst in Lautschrift, dann in der üblichen Orthographie, 9 Wortgruppen: 1) Familie, 2) Beruf, Rang, Beschäftigung, 3) Körperteile, 4) Speise und Trank, 5) Haus, 6) Umgebung des Hauses, 7) Himmel, Zeiten, Wetter, 8) Erde und Meer, 9) Tiere, Pflanzen, Mineralien. Einer jeden dieser Wortgruppen sind kleine zusammenhängende Lesestücke hinzugefügt (mit darunter stehender Präparation), die zum Teil nach gewissen grammatischen Gesichtspunkten ver-

ändert werden sollen und denen englische Fragen beigegeben sind. Dann folgt die Einführung in die englische Grammatik an kleinen Lesestücken, die mit jenen 9 Wortgruppen im Zusammenhang stehen und zu mannigfachen mündlichen und schriftlichen Übungen verarbeitet werden. Ein jedes dieser Lesestücke dient aufserdem zur Veranschaulichung und Einübung elementar-grammatischer Erscheinungen, die in einem darauf folgenden Abschnitte zusammengestellt werden.

Die zweite Abteilung enthält zunächst eine Übersicht der Erweiterungen der Grammatik mit Angabe der Lesestücke, in denen sie sich, durch den Druck hervorgehoben, finden. Die dann folgenden 65 Lesestücke behandeln wiederum Stoffe aus den 9 Wortgruppen (Erzählungen, Beschreibungen, Gedichte, Sprichwörter und idiomatische Wendungen); die einem jeden Prosastück hinzugefügten englischen Fragen möchten wohl entbehrlich sein. Dann folgt wiederum ein ganz knapper grammatischer Abrifs, dem sich Übersetzungsübungen im Anschlufs an die Lesestücke, Themata zu kleineren englischen Aufsätzen und einige teils ausgeführte, teils nur angedeutete Briefe anschliefsen.

Die dritte Abteilung enthält ein englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterverzeichnis, ersteres mit Angabe der Aussprache.

Das Buch, das nach des Verfassers Ansicht den beiden ersten Jahren des englischen Unterrichts dienen soll, hat bereits in den früheren Auflagen viele günstige Besprechungen erfahren und verdient diese ohne Zweifel. Die Grundsätze der neuen Methode sind in ihm mit Mafs und Geschick verwertet. Es geht von den Lauten und dem gesprochenen Worte aus, beschränkt die Grammatik auf das Notwendigste, lehrt sie auf induktivem Wege, meidet zusammenhanglose Einzelsätze, nimmt vielmehr alle Übungen im Anschlufs an das Gelesene vor und leitet zum freien mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache an. — Im einzelnen ist mir aufgefallen S. 9 und 200: engineer mit Accentuierung der ersten Silbe; S. 170: der Infin. mit to nach to make, der wohlnicht das Gebräuchliche ist; S. 178: „auf hartem und steinigen Boden“ und S. 179: „kleine zugespitzte Zähne sind die nächste Sorte“. — Druck und Ausstattung sind zu loben.

Wolfenbüttel. **Fr. Blume.**

99) **E. Wilke, Einführung in das geschäftliche Englisch.** Anhang zu „Einführung in die englische Sprache". 2. Ausgabe. Leipzig u. Wien, R. Gerhard, 1897. 59 S. 8. ℳ 0.50

Dieser Anhang beginnt mit Zahlenübungen, Münz-, Mafs- und Gewichtstabellen, denen sich mannigfache englisch gestellte Aufgaben anschliefsen. Dann folgen Rechnungen und Quittungen, Geschäftsbriefe, Wechsel und Anzeigen verschiedener Art. Zur Übung sind einige Seiten Übersetzungsaufgaben beigegeben. Mit Erklärungen geschäftlicher Ausdrücke, einem Verzeichnis der Handelsartikel und der im englischen Geschäftsleben gebräuchlichen Abkürzungen, sowie endlich einem Wörterverzeichnis (mit Lautschrift) schliefst das kleine Buch, das an kaufmännischen Fortbildungsschulen und im Privatgebrauch jedenfalls gut zu verwenden sein wird.

Wolfenbüttel. **Fr. Blume.**

Vakanzen.

Bochum, G. Oberl. Alte Spr. u. Rel. N. E. von 1897. Curatorium.
Erfurt, R. S. Hilfsl. N. Spr. Magistrat.
Magdeburg, städt. Bibliothekar. Anfangsgehalt 3000 Mk. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 23. April. **Nr. 8, Jahrgang 1898.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

100) **Franz Boll, Studien über Claudius Ptolemäus.** Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Philosophie und Astrologie. (Bes. Abdr. a. d. 21. Suppl.-Bd. d. Jahrbb. f. kl. Philol.) Leipzig, B. G. Teubner. 196 S. 8.

Die vorliegende, W. v. Christ gewidmete Abhandlung beschäftigt sich nach Vorausschickung einer kritischen Zusammenstellung der biographischen Daten über Ptolemäus im ersten Abschnitt mit seinen philosophischen Anschauungen, im zweiten mit einer Untersuchung über die Echtheit der Tetrabiblos, und im dritten mit der Quelle der „astrologischen Geographie“ im zweiten Buch der Tetrabiblos. — Für die Biographie des Ptolemäus ist die Beschreibung seiner Person bei Abulwafa (ca. 1053) als ein willkürlich erfundenes Konterfei ganz wertlos. — Der Astronom ist wahrscheinlich in Ptolemais Hermeiu geboren und lebte ungefähr von 100—178 n. Chr. Der Ort seiner Studien ist Alexandria. — Der erste Abschnitt beschäftigt sich zunächst mit dem „Almagest“ und stellt fest, dafs der ursprüngliche Titel wohl *μαθηματικὴ σύνταξις* lautete, dafs die Gedanken der Vorrede nicht originell, sondern sämtlich aristotelisch-peri-

patetisch sind, dafs Ptolemäus aber in Rücksicht auf einige Abweichungen von diesem System doch nicht als Schulphilosoph bezeichnet werden darf. — Die Schrift *περὶ κριτηρίου καὶ ἡγεμονικοῦ* ist in ihrem ersten Teile erkenntnistheoretischen Inhalts und steht den peripatetischen Anschauungen am nächsten; der zweite Teil ist anthropologisch und erinnert mit seiner Psychologie nicht so ausschliefslich an die Peripatetiker, sondern zeigt auch Anklänge an die stoische und die platonische Philosophie, ohne dafs Ptolemäus jedoch diese verschiedenen Elemente zu einem willkürlichen Gemisch vereinigte; es entwickelt sich vielmehr bei ihm daraus eine eigene Meinung. — In seiner Harmonik, die *ἁρμονικά* betitelt war, finden sich platonische und stoische, da und dort pythagoreische Ansichten, im ganzen hat er aber hier nur die Grundanschauungen seiner Schrift *περὶ κριτηρίου* auf das Gebiet der Musik übertragen. Er ist auch hier ein Eklektiker peripatetischer Grundrichtung. — Der zweite Abschnitt behandelt zuerst die „Ausgaben und Kommentare" der Tetrabiblos, und zwar vorwiegend die dem Porphyrius beigelegte Isagoge. Von dieser wird mit wahrscheinlichen Gründen gezeigt, dafs sie wohl nichts mit dem Neuplatoniker zu thun hat. — Den zweiten Gegenstand dieses Teils bildet „Der Inhalt der Tetrabiblos", von der Boll eine kritische Ausgabe vorbereitet. Er erklärt sich mit H. Cardanus, Riefs und v. Jan für die Echtheit dieses viel umstrittenen Werkes. — An dritter Stelle bespricht der Verfasser „Die Stellung der Tetrabiblos im Altertum" und zeigt, dafs dieselbe eine geradezu zentrale war und selbst angesehene alte Astronomen das Werk für echt hielten. — Der vierte Teil dieses Abschnitts untersucht, was „Philosophisches in der Tetrabiblos" enthalten ist, und erweist, dafs der Verfasser den Posidonius stark benutzt hat, nicht jedoch ohne sich gelegentlich gegen stoische Lehren zu erklären und den Peripatetikern zu folgen, eine philosophische Haltung, die ja eben auch in den unbestritten echten Werken des Ptolemäus zutage tritt. — Dafs auch „Harmonik und Astronomie in der Tetrabiblos" ganz so behandelt sind wie in den zweifellos echten Schriften des Ptolemäus, zeigt der fünfte Teil dieses Abschnitts an schlagenden Beispielen. — Der sechste Teil untersucht „Sprachliches in der Tetrabiblos" und weist nach, dafs eigenartige Wendungen den übrigen Schriften des Ptolemäus und der Tetrabiblos gemein sind, und dafs dort auffallend häufig gebrauchte Ausdrücke auch hier sich ebenso oft finden. Am Schlusse dieser sprachlichen Untersuchung wird noch wahrscheinlich gemacht, dafs das Werk auch im Alter-

tum schon blofs Tetrabiblos genannt wurde. — Der siebente und letzte Teil erweist „Die Unechtheit des *Καρπός*“, des andern dem Ptolemäus zugeschriebenen astrologischen Buches, aus Inhalt und Form.

Der dritte Abschnitt befafst sich mit der „Astrologischen Ethnographie in der Tetrabiblos und ihrer Quellen“. Das erste Kapitel, „Die *νόμιμα βαρβαρικά* als Beweis gegen die Astrologie“ stellt fest, dafs die Entstehung des Gedankens einer astrologischen Geographie und Ethnographie ungefähr in das letzte Jahrhundert v. Chr. fällt. — Die zweite Untersuchung geht der Quelle für „Das 1. Kapitel des 2. Buches der Tetrabiblos“ nach und kommt zu dem Resultat, dafs Ptolemäus diesen Teil einfach aus Posidonius übernommen hat, ohne dem erweiterten geographischen Gesichtskreis seiner Zeit irgendwo Rechnung zu tragen. — „Das 2. Kapitel des 2. Buches“ handelt von der astrologischen Ethnographie, d. h. der Charakteristik der Völker nach ihrer Verwandtschaft mit den Zeichen des Tierkreises. Boll zeigt im 3. Teil, dafs diese Darstellung im Hinblick auf das von Carneades zuerst gegen die Astrologie vorgebrachte Argument verfafst ist, dafs die Gleichheit der körperlichen, geistigen und moralischen Anlagen, der Sitten und Gewohnheiten bei ganzen Völkern der Bestimmung der Geschicke des einzelnen Menschen durch den Sternenlauf widerspreche. — „Das Geographische im 2. Kapitel“, womit sich der 4. Teil beschäftigt, geht nach den Ausführungen des Verfassers auf Posidonius zurück, d. h. es enthält die Antwort, mit der dieser Philosoph den gefährlichen Angriff des Carneades zurückwies. — Der fünfte Teil untersucht die Frage, in welchem Verhältnis „Manilius und Posidonius“ zu einander stehen, und kommt zu der Gewifsheit, dafs Manilius in seinen philosophischen Exkursen dem Posidonius durchgängig gefolgt ist, wie er auch die ganze astronomische Grundlegung im ersten Gesang diesem entlehnt.

Dies ist in aller Kürze der reiche Inhalt von Bolls Buch, das nicht nur für das so vernachlässigte Gebiet der Astronomie der Alten, sondern auch für die griechische und römische Litteraturgeschichte im weitesten Sinne vielfache Förderung bringt durch die vielen Quellenforschungen, die der Verfasser jeweils zu den einzelnen Punkten angestellt hat. Die Darstellung ist so gehalten, dafs auch der dem Stoff ferner Stehende dem Gang der Untersuchung leicht folgen kann.

Tauberbischofsheim. **J. R. Asmus.**

101) Beiträge zur Quellenkritik der Naturgeschichte des Plinius. Von **F. Münzer.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1897. XI und 432 S. 8. Preis: ℳ 12.—.

Zur Quellenkritik der Plinianischen Naturgeschichte waren bisher nur Einzeluntersuchungen erschienen, die naturgemäfs an einer gewissen Einseitigkeit litten und manche Fragen überhaupt nicht lösen konnten. Nunmehr hat Münzer gestützt auf diese Vorarbeiten und ausgedehnte eigene Forschungen die ganze Naturalis historia untersucht und damit eine Arbeit geliefert, welche für Jahrzehnte mafsgebend sein wird. Ganz gleichmäfsig freilich konnte auch er nicht alle Teile des gewaltigen Werkes durcharbeiten, infolge dessen nimmt schon äufserlich die Untersuchung, von der der Verfasser ausgegangen ist, „Die Nachrichten des Plinius zur römischen Geschichte und Kulturgeschichte besonders in der republikanischen Zeit", den gröfsten Raum ein (S. 137—411). Meinen Studien liegt dieses Gebiet ferner, daher begnüge ich mich hier mit einer kurzen Inhaltsangabe. Zunächst beschäftigt sich Münzer mit Varro und seinen Quellen bei Plinius. Mit Recht verzichtet er im vornherein darauf, jedesmal eine bestimmte Schrift des Reatiners als Quelle feststellen zu wollen, und schildert sodann denselben als Übermittler einer Unzahl von Stellen aus griechischen und römischen Schriftstellern aller Art von Homer bis Cicero. Besonders aber für ältere römische Geschichtsschreiber war Varro Mittelsmann; so werden auf ihn zurückgeführt die Bruchstücke des Fabius Pictor, Cassius Hemina, Cato u. a., der Annalisten Piso und Antias, die Nachrichten über Prodigien und die ganze ältere römische Kulturgeschichte u. s. w. Aber auch als Originalquelle diente Varro mit Nachrichten über seine eigene Zeit und römische Kunstgeschichte. In einigen Partieen des 34. Buches kommt daneben auch Verrius Flaccus in Betracht, der überhaupt an der Spitze der jüngeren Quellen zur römischen Geschichte und Kulturgeschichte steht. An ihn schliefsen sich an: Cornelius Nepos, Fenestella, Melissus, Cornelius Valerianus u. a. m.

Nachrichten aus dem Ende der Republik und aus der Kaiserzeit liefern Sextius Niger, Mucianus, Agrippa, die Acta diurna u. s. w. Als Anhang ist ein Kapitel beigegeben, das im Anschlufs an Wellmann (Hermes XXVII 389) Juba als Quelle des achten Buches behandelt. Den Schlufs bildet ein Verzeichnis der besprochenen Stellen des Plinius. Wende ich mich nun zum ersten Teile: „Untersuchungen über die Arbeitsweise des Plinius auf Grund seines Verhaltens zu noch vorliegenden

Quellen“, so mufs ich mich zuerst gegen den logischen Fehler verwahren, den mir Münzer S. 36, A. 1 zuschiebt, indem er sagt: „Die Annahme (Pl. habe nur die erste Auflage Columellas benützt) führt zu dem Widerspruch, dafs die erste Bearbeitung kürzer war als die erhaltene, dafs aber Plinius, der aus ihr schöpfen soll, womöglich noch mehr als die zweite bietet, und wie er dazu gekommen sein sollte, nur die erste heranzuziehen, wird nicht erklärt und bliebe unerklärlich.“ Hier hat mich Münzer unbedingt mifsverstanden. Denn ich habe von vorneherein im Einverständnis mit Reitzenstein den Columella als Pliniusquelle möglichst eingeschränkt (S. 9 meiner Pliniusquellen) und alle gemeinsamen Stellen dem Hygin oder Celsus zugeschoben. Wenn also Plinius mehr als die zweite Auflage bietet, so hat er das eben nicht aus Columella, sondern aus jenen beiden Autoren; und da im kürzeren liber de arboribus manches steht, was in der ausführlicheren Bearbeitung weg blieb (de arb. 9, 3; 13, 14, 15 u. a.), so konnte das gleiche Verhältnis auch in den übrigen Büchern walten: Columella hat eben in der zweiten Auflage Dinge fallen lassen, die sich mittlerweile als unhaltbar erwiesen hatten. Aber auch die Nichtbenutzung der zweiten Auflage erklärt sich aus meiner Darstellung. Ich habe behauptet, Plinius polemisiere auf das Urteil einiger Fachmänner gestützt gegen Columellas erste Auflage. Hatte er nun wirklich das litterarisch-philologische Feingefühl, das ihm Münzer — wohl mit Recht — zuschreibt, so mufste er sofort sehen, dafs die zweite Auflage nur aus Celsus, Hygin und eben jener Fachmänner Schriften erweitert worden war, und brauchte, da er diese Litteratur ja selbst benützte, jene nicht mehr zu berücksichtigen. Unlogisch glaube ich also nicht verfahren zu sein; wenn aber Münzer meinen Wahrscheinlichkeitsbeweis nicht annimmt — und wir wollen uns nicht verhehlen, dafs wir auf diesen Gebieten über die Wahrscheinlichkeit nicht viel hinauskommen —, so ist das eben Geschmackssache. Ebenso wenig kann ich seinen Versuch billigen, dem Plinius ein sachliches Verständnis in landwirtschaftlichen Dingen zuzubilligen. Ich habe schon in meinen Quellen des Plinius S. 53 auf die Verwechselung von zwei so allgemein bekannten Pflanzen wie Rettich und Kohl hingewiesen, die an das theophrastische ῥάφανος anknüpfend die ganze Naturalis historia durchzieht, und hätte noch viel Ähnliches bereit, wonach ich als Botaniker dem Plinius auch nicht das geringste botanische Verständnis zugestehen kann — und das gehört wohl auch zur Landwirtschaft —. Münzer selbst urteilt ja auch nicht sehr vorteilhaft über den Historiker

Plinius, und über den Kunsthistoriker hat sich Köbert genügend ausgesprochen: warum also ihn zum kundigen Landwirte machen?

Das reizt nur die Fachkreise zum Widerspruch und führt zu neuen Angriffen auf den vielgeschmähten Autor. Auch ich möchte dem Manne gerecht werden, dem wir so viel des Interessanten auf allen Gebieten verdanken, und glaube, wir werden das am ersten dadurch erreichen, dafs wir ihn ja nicht irgendwo bedeutender machen wollen, als er wirklich war. Die schwächste Seite von Münzers Arbeit liegt eben darin, dafs er, um ja auf festem Boden zu bleiben, nur die noch erhaltenen landwirtschaftlichen Schriftsteller in den Kreis seiner Untersuchung zieht. Dadurch ist er gezwungen, Celsus herabzudrücken und Hygin fast ganz zu übergehen, dem Columella aber und Plinius selbst weit mehr zuzuschreiben, als ihnen zukommen kann. Im übrigen bin ich mit dem Verfasser in den vielen Dingen einverstanden und freue mich des stattlichen Buches, das zwar nicht für alle, aber doch für manche dieser Fragen eine endgültige Lösung gebracht hat.

München. **H. Stadler.**

---

102) **Eberhard Nestle, Einführung in das Griechische Neue Testament.** Mit 8 Handschriften-Tafeln. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1897. 129 S. 8. ℳ 2.80.

Ein vortreffliches Buch, welches niemand aus der Hand legen wird, ohne reiche Belehrung aus demselben erhalten zu haben! Wenn überhaupt jemand, so war der gelehrte Verfasser dazu geeignet, ein solches Buch zu schreiben. Ursprünglich war es bestimmt, einen Band der Sammlung Goeschen zu bilden; da es jedoch einen zu spezifisch-theologischen Charakter trug und für diese Sammlung nicht recht pafste, zog es der Herausgeber zurück und liefs es liegen. Zwei Jahre darauf entschlofs er sich aber doch wieder, es in die Öffentlichkeit zu bringen. Der Gedanke, auch in Deutschland ein kurzes Handbuch zur Einführung in das Neue Testament erscheinen zu lassen — denn in Amerika und England ist schon vor einigen Jahren dem Bedürfnisse abgeholfen worden —, mufs als ein sehr glücklicher bezeichnet werden, da demjenigen, welcher sich nicht eingehend mit diesem Gebiete beschäftigte, fast ausschliefslich ein ganz kurzer Abrifs dieser Disziplin in den Einleitungen ins Neue Testament zu Gebote stand. Das Ganze zerfällt in drei Abschnitte. Der erste enthält die Geschichte des gedruckten Textes seit dem Jahre 1514.

Ausgehend von der Complutensischen Polyglotte, die sehr genau besprochen wird, behandelt der Verfasser unseres Buchs die mannigfachen ihr folgenden Ausgaben und beleuchtet die Verdienste derjenigen Gelehrten, welche sich um die neutestamentliche Textkritik solche erworben haben, bis herab auf Lachmann, Tischendorf, Gregory, Tregelles, Westcott, Hort und Weiſs. Die Urteile sind ruhig und besonnen. Mit Recht rügt er hierbei, daſs die englische Bibelgesellschaft, die seit ihrer Gründung im Jahre 1804 bis jetzt gegen 400000 Exemplare im Urtext ausgegeben hat, sich noch nicht hat entschlieſsen können einen anderen Text als den textus receptus zu drucken, der auf einige junge Handschriften zurückging und in welchem sich bis heute eine ganze Reihe Lesefehler des Erasmus erhalten hat. Er schlieſst, indem er treffend darauf hinweist, daſs auf dem Gebiet der neutestamentlichen Textkritik noch immer viel zu leisten ist, diesen Abschnitt mit den Worten: „Wie die Altertumsforscher, die in Olympia oder Delphi die zerfallenen Tempel auszugraben unternehmen, und aus den gefundenen Bruchstücken wenigstens im Geist sie in ihrer alten Herrlichkeit wieder erstehen sehen, so bedarf es noch vieler Arbeit, bis auch nur alle die Bausteine wieder zusammengetragen sind und der Plan feststeht, um das Heiligtum der neutestamentlichen Schriften in ihrer Urgestalt möglichst wieder erstehen lassen zu können." Das zweite Kapitel handelt von den Materialien der neutestamentlichen Textkritik d. h. von den Handschriften, den Übersetzungen und den Schriftstellercitaten. Der Abschnitt, welcher über die Handschriften handelt, hätte vielleicht etwas kürzer gefaſst werden können. Die Kenntnisse des Verfassers auf dem Gebiete der Übersetzungen hat er erst vor kurzem durch seine Bearbeitung dieses Artikels in der 3. Auflage der Realencyklopädie von Hauck von neuem dargelegt. Das dritte Kapitel hat zur Überschrift „Theorie und Praxis der neutestamentlichen Textkritik". Es zeigt, daſs es unsicher sei, wann zuerst die paulinischen Briefe, unsicher, wann zuerst unsere vier Evangelien in einem Band zusammengeschrieben und in die jetzt herrschende Reihe gebracht worden sind. Die Differenz der verschiedenen Handschriften untereinander beweise, daſs man die Evangelien lange, jedenfalls viel länger als die paulinischen Briefe, vielleicht bis ins 3. Jahrhundert hinein einzeln, vielleicht noch auf Rollen fortgepflanzt und dann erst zu einem Codex vereinigt habe. Noch bedeutender sei die Verschiedenheit inbetreff der katholischen Briefe, was der Herausgeber im einzelnen nachzuweisen sucht. „Man sieht", sagt er Seite 88, „mit welchen Schwierig-

keiten die Vergleichung der Handschriften und ihre Rückführung auf Familien verknüpft ist. Nichtsdestoweniger ist diese durchgängige Vergleichung derselben der einzige Weg, zu einem sicheren Ergebnis zu gelangen. Die Entscheidung für eine Lesart nach inneren Gründen kann erst in zweiter Linie kommen." Aus der grofsen Anzahl von Beispielen, die er anführt, mögen nur wenige hier erwähnt werden. Die Apokalypse schliefst in den verschiedenen Handschriften und Ausgaben mit den Worten *μετὰ πάντων ὑμῶν* oder *ἡμῶν, μετὰ πάντων,* auch mit dem Zusatz *τῶν ἁγίων* oder *μετὰ τῶν ἁγίων.* Er zeigt, warum die 1., 2. und 4. Lesart verworfen werden und wie unsere Entscheidung zwischen der 3., welche sich im cod. A, und der 5., welche sich in א findet, von der Entscheidung über das allgemeine Verhältnis dieser beiden Zeugen abhängen müsse. In 1 Tim. 3, 16 erklärt er sich für *ὅς*, 2 Petr. 2, 13 und Jac. 12 für *ἀγάπαις* (nicht für *ἀπάταις*); selbstverständlich verwirft er das comma Johanneum. In der schwierigen Frage über das Verhältnis des cod. D zu den übrigen Handschriften der Apostelgeschichte neigt sich der Verfasser unseres Buches sehr auf Blafs' Seite; ja er glaubt, dessen Ansicht noch durch eine ganz bestimmte Beobachtung stützen zu können (vgl. Seite 101). Die neueste Schrift von B. Weifs, der cod. D in der Apostelgeschichte, Leipzig 1897, welche die Blafssche Ansicht zu widerlegen sucht, war dem Verfasser zur Zeit der Herausgabe seiner Schrift noch unbekannt. Den Schlufs des Buches bilden (auf 18 Seiten) die Nachweise über die Litteratur, die uns zeigen, welche bedeutenden Leistungen besonders die Engländer auf diesem Gebiete aufzuweisen haben. So weit ich imstande bin, die Nachweise zu prüfen, sind diese sehr genau und sorgfältig; nur Seite 113 war für Ruegg richtiger Rüegg, Seite 125 für Nölling Kölling zu schreiben. Erwähnen möchte ich noch, dafs der Herausgeber den Konjekturen nicht abgeneigt ist und daher auch seine schon vor kurzer Zeit veröffentlichte Konjektur zu Apoc. 18, 17 *ἐπὶ πόντον* (für *ἐπὶ τόπον* oder *ἐπὶ πλοίων*) hier wiederholt, die er durch neue Gründe zu stützen sucht; ferner, dafs ihm die erneute Revision der lutherischen Bibelübersetzung vom Jahre 1892 noch nicht weit genug in Textänderungen gegangen ist; ferner dafs er in Bezug auf die Kapiteleinteilung des Neuen Testaments von der herkömmlichen Ansicht abweicht und mit Gregory nicht den Kardinal Hugo a Santo Caro, sondern den Kardinal Stephan Langton † 1228 als ihren Urheber ansieht.

Beigegeben sind, wofür jeder dem Herausgeber dankbar sein wird, acht Handschriftentafeln mit Facsimiles aus dem cod. Sinaiticus, Alexandrinus, Bezae Cantabrigiensis, Claromontanus, Vaticanus, dem Syrischen Lewis-Palimpsest vom Sinai, Amiatinus, aus der sogenannten Bibel Karls des Grofsen im Britischen Museum und der Sahidischen Handschrift ebendaselbst (vielleicht im 5. Jahrhundert).

Der Druck ist korrekt, die äufsere Ausstattung lobenswert.

Ich scheide von dem Buche mit dem Wunsch, dafs es recht viele Leser finden und zur Kenntnis der neutestamentlichen Textkritik viel beitragen möge.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

103) **Nils Flensburg, Studien auf dem Gebiete der indogermanischen Wurzelbildung.** Semasiologisch-etymologische Beiträge. I. Die einfache Basis TER- im Indogermanischen. Lund, Malmström, 1897. XI u. 115 S. 8.

An Per Perssons bekanntes Buch „Studien zur Lehre von der Wurzelerweiterung und Wurzelvariation" (vgl. Jahrg. 1892, 269 ff.) und noch enger an Danielssons Studia etymologica und Abhandlung über *αἴζηος* reiht sich die vorliegende Abhandlung, deren Verfasser den Lesern dieser Zeitschrift aus meiner Besprechung seiner im Jahre 1894 erschienenen Schrift „Zur Stammabstufung der mit Nasalsuffix gebildeten Präsentia im Arischen und Griechischen" im Jahrg. 1895, S. 238 bereits vorteilhaft bekannt ist. Mit grofser Umsicht und eindringender Kenntnis werden in unserer Schrift „Die wichtigsten allgemein indogermanischen Vertreter der einfachen Basis ter-" in morphologischer und semasiologischer Hinsicht untersucht und in letzterer Hinsicht S. 99 das bemerkenswerte Ergebnis gewonnen, „dafs, während das Altindische (mit geringen Ausnahmen) die perfektive Funktionsart (durchdringen, hinüberdringen u. s. w.) [1]) verallgemeinert hat, wodurch die Wurzel tar- im Arischen ihr eigentümliches semasiologisches Gepräge bekommt, in den europäischen Schwestersprachen auch auf dem Gebiete des verbalen Formenbestandes imperfektive und perfektive Bedeutung nebeneinander bestehen". Vgl. z. B. ai. *tárati* „er gelangt hinüber, dringt hindurch" mit dem

---

1) Vgl. meine Besprechung der Schrift von G. Herbig „Aktionsart und Zeitstufe" im Jahrg. 1896, S. 73f.

formell identischen lat. *terit* „reibt". Ohne hier den weiteren gewifs sehr beachtenswerten Ausführungen des Verfassers über die Unterscheidung der perfektiven und imperfektiven Aktionsart in der indogermanischen Grundsprache, in der an gewisse Wurzelarten und verbale Kategorieen die eine oder andere Bedeutung geknüpft war, folgen zu können, bemerke ich hinsichtlich des ersten, umfangreichen speziell mit der etymologischen Seite sich befassenden Teiles, in welchem der Verfasser wiederholt Veranlassung hat zu den verschiedensten Fragen, die gegenwärtig die Köpfe der Indogermanisten beschäftigen (vgl. z. B. die S. 14 stehende Äufserung über Streitbergs Dehnungsgesetz, mit dem er sich einverstanden erklärt, die Bemerkungen über den Ablaut *α:ε* S. 48ff. u. s. w.) Stellung zu nehmen, dafs in demselben eine Reihe von Einzeluntersuchungen namentlich altindischer, griechischer und lateinischer Wörter vorkommen, die gewifs nicht zum geringsten Teil unseren Beifall verdienen. Man vgl. z. B., was über *mōnstrum* S. 38[1] f., *prōdigium* S. 39 gesagt ist. Anderseits ist aber manches auch wieder recht wenig sicher, so z. B. namentlich die Erklärung von *trāns* als einer Kontaminationsform zwischen *trās-* und *trām-* S. 65f., von *tēstis* S. 58, das Skutsch in Bezz. Beitr. 23, 101ff. gewifs richtiger erklärt hat, von *tribus* S. 61ff. u. a. Da aber hier nicht der Platz ist, auf Einzelheiten einzugehen, schliefse ich diese Besprechung mit der ausdrücklichen Versicherung, dafs unsere Schrift als eine wertvolle Bereicherung der auf die Wurzelbildung sich beziehenden sprachwissenschaftlichen Forschungen bezeichnet werden mufs.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

104) **J. A. Bernhard, Schriftquellen zur antiken Kunstgeschichte.** Dresden, L. Ehlermann, 1898. VIII. u. 164 S. 8.

Nachdem man sich darüber so ziemlich geeinigt hat, dafs das Gymnasium seinen Schülern eine gewisse Bekanntschaft mit den hervorragendsten Werken wenigstens der alten Kunst zu vermitteln habe, mufs das Erscheinen eines Buches, das die Schriftquellen für Schulzwecke sammelt freudig begrüfst werden. Denn wenn auch die Methode des sogenannten Kunstunterrichts zur Zeit noch vielfach umstritten ist, so wird doch jedenfalls, man mag die Sache anfangen, wie man will, das Heranziehn einzelner auf Architektur und Skulptur bezüglichen Stellen aus alten Schriftstellern oft wünschenswert erscheinen, und es ist ein Verdienst von B., die wichtigsten dieser Stellen in einer übersichtlichen und

nicht gar zu teueren Sammlung vereinigt zu haben. In erster Linie mufs denen, die überhaupt kunsthistorische Belehrungen nur im Anschlufs an bestimmte Stellen geben wollen, das Erscheinen von B.s Buch erfreulich sein; denn die gebräuchlichsten Schulschriftsteller, die in aller Händen sind, bieten gerade verhältnismäfsig wenig passende Stellen zur Anknüpfung, und anderseits sind Exemplare von Pausanias oder Plinius in gröfserer Anzahl nicht immer leicht zu beschaffen. Aber auch die, die mit dem Referenten der Meinung sind, dafs auf der obersten Stufe des Gymnasiums die bisher vereinzelt gegebenen kunstgeschichtlichen Belehrungen in einer Reihe besonderer Stunden zusammen gefafst und zu einem Gesamtbild ergänzt werden müssen, werden der Sammlung B.s Sympathie entgegenbringen, weil sie ihnen die bekannten Stellen, die eine Besprechung der Akropolis und der Atis, der Niobiden und des Laokon einleiten und interessant machen können, in bequemer Zusammenstellung an die Hand giebt. Schliefslich kann, wo gar kein Kunstunterricht vorgesehn ist, das Buch wie das florilegium Graecum der Meifsner zu Übersetzungsübungen gebraucht und dadurch indirekt die Geschichte der antiken Kunst dem Verständnis des Schülers näher gebracht werden. Freilich werden die gebotenen Texte ohne Kommentar nicht immer verständlich sein; für das Sachliche kann als solcher die Programmabhandlung dienen, die B. dem letzten Jahresbericht des Vitzthumschen Gymnasiums hat folgen lassen („Kunstgeschichtliches für die Schule“ in dem Sammelbande, mit dem die öffentlichen höheren Lehranstalten Dresdens die Philologenversammlung von 1897 begrüfst haben). Diese Abhandlung weist zunächst im Anschlufs an „E. Curtius, Altertum und Gegenwart“ darauf hin, dafs die Kunst für das griechische Volk eine noch ganz andere Bedeutung hatte als heute für uns, schildert weiter die wichtigsten Stätten künstlerischer Bethätigung, die Akropolis und Olympia, und verweilt dann ausführlich bei der Verpflanzung der griechischen Kunstwerke auf italischen Boden. Dazwischen eingestreut sind die Gesichtspunkte, nach denen die damals in Aussicht gestellte, nun erschienene Sammlung gebildet ist, und Winke für deren Benutzung. Manche der ausgewählten Stücke sind so charakteristisch, dafs jede ähnliche Kollektion sie bringen müfste, über andere liefse sich, wie Verfasser selbst anerkennt, streiten; so vermifst Referent ungern die Schilderung von Akragas bei Diodor (13, 82 f.), weniger wegen der darin erwähnten eigentlichen Kunstwerke als weil die Stelle wie wenige andere eine Vorstellung davon giebt, wie eine griechische

Grofsstadt der besten Zeit aus öffentlichen oder privaten Mitteln für das Luxusbedürfnis und die Festfreude ihrer Bewohner Fürsorge trug. Der künstlich angelegte See, die Grabmäler der Pferde und zahmen Vögel, der in Stein gehauene Weinkeller und die eigentümliche Illumination der Stadt würden eines Eindruckes auf unsere Jugend nicht verfehlen und eine angenehme Abwechselung bieten neben der etwas reichlich gebotenen Schilderung römischen Kunstraubs.

Zittau (Sachsen). **E. Willisch.**

---

105) **C. Heym, De puerorum in re scaenica graecorum partibus.** Dissert. philol. Halenses Vol. XIII. Halle, M. Niemeyer, 1897. p. IV, p. 217—294.

Die vorliegende Dissertation verdankt ihre Entstehung offenbar der Anregung Roberts, dessen der Verfasser auch wiederholt dankbar gedenkt. Vor allem spricht sich diese Anregung in der freudig zu begrüfsenden Verwendung des archäologischen Materials aus, durch das die Ausführungen belebt und gesichert werden. Der gröfste Teil der gewandt geschriebenen Untersuchung (p. 219—273) umfafst eine Besprechung der Dramen, sowohl der erhaltenen wie der verlorenen, in welchen Kinderrollen vorkommen. Hierzu läfst sich nichts Wesentliches bemerken; denn wo bei den verlorenen Dramen über solche Rollen nichts Sicheres aufzustellen ist, äufsert sich schon der Verfasser mit der gröfsten Vorsicht. — Hierauf (p. 274—284) weist H. gegen G. Hermann und J. Richter auf den Umstand hin, dafs der Chor in den Wespen eine Parodie auf den Chor des Euripideiischen Theseus sei; daraus könne man mit Recht schliefsen, dafs alle Rollen, welche nicht Jünglinge, also wirkliche Schauspieler, erforderten oder für Puppen geeignet scheinen, von Kindern gespielt worden seien. Aufserdem lasse die Schilderung in der Alkestis V. 189f. das Publikum in dem sogenannten Eumelos höchstens einen halberwachsenen Knaben, aber keinen Epheben erwarten. Ich kann dem Verfasser nur beistimmen; denn man darf doch wohl sicher annehmen, dafs ein athenischer Junge von 12 Jahren — dies Alter nimmt H. an — ein einfaches Lied mit verständlicher Stimme vortragen konnte. Solche Aufgaben waren Knaben gestellt in der Alkestis, Andromache, in den Heracliden, in dem verlorengegangenen Theseus, um von den stummen Kinderrollen als unwesentlich zu schweigen. — Aus der nun folgenden Zusammenstellung der Dramen mit Kinderrollen (p. 28, 4—9) ergiebt sich, dafs sie mit dem Auftreten des

Euripides auf der Bühne erscheinen. Aischylos vermied sie, daher die von Robert bemerkte Fiktion Agam. V. 877 ff., Sophokles soll dem durch Euripides beeinflufsten Zeitgeschmack Rechnung getragen und so in dem Aiax und König Ödipus Knabenrollen gebraucht haben. Dann müfste freilich der Aiax nach 438 gedichtet sein, allein, lag für Sophokles nicht der Anschlufs an Homer, an den Abschied Hectors von Andromache und Astyanax nahe? Ich glaube, es ist schon wiederholt auf diese Anlehnung hingewiesen worden. Man geht in der letzten Zeit in einer Schule mit dem Aufspüren des Euripideischen Einflusses in den Sophokleischen Dramen denn doch zu weit. — Die auf Seite 285 gegebene Tabelle kann leicht falsche Anschauungen erwecken, da hier zu den erhaltenen Dramen willkürlich verlorene gefügt sind; man mufs sie, um ein klares Bild zu gewinnen, mit der Tabelle auf S. 287 vereinigen. Danach treffen, nach der von H. gewählten Verteilung der Dramen, in der I. Periode des Euripides auf 24 Dramen 6 mit Knabenrollen, darunter sicher 2 mit Gesang, auf die 21 Dramen der II. Periode wieder 6, darunter abermals sicher 2 mit Gesang, auf die 22 Dramen der III. Periode nur 2 mit stummen, ganz unbedeutenden Knabenrollen. Trotz der sehr hypothetischen chronologischen Anordnung der Dramen erscheint der Schlufs, dafs zwischen 421 und 415 die Sitte der thätigen Knabenrollen abgekommen sei, wahrscheinlich, mehr weil sie keine grofse Abwechslung ermöglichten, als weil sie Aristophanes parodierte, wie H. meint. — Mit vollem Recht findet schliefslich der Verfasser den Zweck der Kinderrollen in dem Bestreben, dem Publikum zu gefallen, das Mitleid zu erregen und möglichst künstlerische, glänzende scenische Bilder zu erzielen, Bestrebungen, die uns abermals die demokratisch-realistische, aber auch tragische Richtung der Euripideischen Dichtung beweisen. — So ist auch diese Arbeit, so nebensächlich ihr Stoff beim ersten Anblick erscheinen könnte, ein beachtenswerter Beitrag zur Vervollständigung des Bildes der griechischen Tragödie.

Bamberg. **K. Weissmann.**

---

106) **Luigi Borsari, Topografia di Roma antica.** Con 7 tavoll. Milano, Ulrico Hoepli, 1897. VIII u. 434 S. kl. 8. L. 4.50.

Dieses gefällig ausgestattete Bändchen, bequem in die Tasche zu stecken, enthält eine populärwissenschaftliche Darstellung der Topographie von Rom von seinen ältesten Anfängen an. Die Anordnung ist in der ersten Hälfte mehr geschichtlich, in der zweiten, wo die 14 Regionen

durchgenommen werden, rein topographisch. Reichliche Litteraturangaben bei jedem Abschnitt geben dem, der sich eingehender mit den betreffenden Fragen beschäftigen möchte, als in einem kurzen Handbuch möglich ist, die nötigen Winke. Das Büchlein macht einen günstigen Eindruck und ist praktisch eingerichtet; doch wird es in Deutschland, wo es an trefflichen Werken zur römischen Topographie nicht fehlt, kaum den starken Eingang finden, den wir ihm bei seinen mancherlei Vorzügen wünschen möchten. Empfehlen möchte es sich namentlich in der Hand solcher, die im Begriff sind, sich selber nach Rom zu begeben, indem diese dabei die beste Gelegenheit zur Übung in der italienischen Sprache finden.

C. **P. W.**

---

107) **L. Jacobi, Das Römerkastell Saalburg bei Homburg vor der Höhe.** Nach den Ergebnissen der Ausgrabungen und mit Benutzung der hinterlassenen Aufzeichnungen des Königl. Konservators Obersten v. Cohausen (v. L. J.). Mit einer Karte, 80 Tafeln und 110 Textabbildungen. Homburg v. d. Höhe. Im Selbstverlage des Verfassers, 1897. 608 S. Preis: ℳ 25.

Die Saalburg, auf einem Gebirgssattel des Taunus, nördlich von Homburg angelegt, hatte den doppelten Zweck, die Germanen der Lahngegend an einem Einfalle in die Mainebene zu hindern und die römischen Ansiedelungen in der Wetterau durch Flankenstellung zu sichern. Mit Mainz, dem Hauptquartier des Statthalters von Obergermanien, war die Grenzfestung durch eine über Höchst führende Strafse verbunden, eine zweite Strafse führte nach Novus vicus (Heddernheim), eine dritte in östlicher Richtung in die Wetterau.

Von den achtundsiebzig Kastellen am obergermanisch-rätischen Limes ist die Saalburg keins der gröfsten, aber kein einziges ist annähernd so genau und systematisch durchforscht worden wie dieses. Nächst seiner günstigen Lage, nicht weit von Homburg, verdankt es dies den umsichtigen und unermüdlichen Arbeiten Jacobis. Seit dem Jahre 1892 eines der thätigsten Mitglieder der Reichslimeskommission, hat Jacobi schon über 25 Jahre der sachgemäfsen Ausgrabung des Kastells und seiner Umgebung, der bürgerlichen Niederlassung, wozu er immer neue Geldmittel zu schaffen wufste, und der Einrichtung der Sammlung der Fundstücke im Homburger Kurhause gewidmet.

Das Ergebnis dieser langjährigen Arbeiten liegt jetzt hier vor. Jacobi giebt in 15 Abschnitten über die Geschichte der Ausgrabungen, über Lage und Bedeutung der Saalburg, über den Limes, die Wege und Strafsen, über Einrichtung, Besatzung und Schicksale des Kastells, über die bürgerliche Niederlassung, über die Friedhöfe und Gräber, über die Brunnen und Heizungsanlagen Auskunft; dann werden die Funde, Inschriften, Gefäfse aus Thon u. s. w., ferner die Pflanzen des Saalburggebietes, die besonders im Vorratshause gefundenen Tierknochen und Obstkerne behandelt; zuletzt wird die Entstehung und Einrichtung des Museums besprochen.

Eine ganz vorzügliche Sorgfalt ist auf die Herstellung der einen besonderen Band bildenden 80 Tafeln mit Abbildungen verwendet. Diese bildlichen Darstellungen geben in Verbindung mit der genauen Schilderung der technischen Herstellung der Gegenstände und ihrer Verwendung einen klaren Einblick in die Kulturverhältnisse der römischen Ansiedelung.

Aus dem reichen Inhalte des Buches können hier nur wenige einzelne Punkte erwähnt werden. Innerhalb des jetzt sichtbaren Kastells fand Jacobi 1894 ein kleineres Erdkastell aus dem 1. Jhdt., dessen zwei Spitzgräben sich vom gewachsenen Grunde deutlich unterscheiden lassen. Steinkastelle lassen sich zwei unterscheiden, von denen das jüngere ungefähr 230 n. Chr. erbaut ist.

Die schöne, südlich vom Kastell gelegene Villa war, wie einige andere Gebäude, mit Hypokausten versehen. Die Einrichtung dieser Heizvorrichtungen, die den Fufsboden und die Wände erwärmten und zugleich eine vortreffliche Ventilation boten, wird S. 245—261 genau erörtert. Der Rauch wurde nicht durch einen grofsen Schornstein, sondern durch mehrere Thonröhren von kleinem Querschnitte abgeleitet. Die Heizung geschah mit Holzkohlen.

Fensterscheiben waren in den Wohnungen der Vornehmen vorhanden. Alte Glasöfen zu ihrer Herstellung fanden sich im Taunus, westlich vom Feldberg dicht am Pfahlgraben, wie viele Schlacken und Bruchstücke römischen Glases bezeugen. Es ist das weiche Natronglas (vgl. Plin., Nat. hist. 36, 194), nicht das jetzt gebräuchliche Kaliglas. Das Glas für die Fensterscheiben wurde nicht geblasen, sondern auf einer mit feinem Sand bestreuten Fläche gegossen. Die Scheiben sind daher auf der einen Seite rauh, sie sind ungleich dick und an den Ecken abgerundet.

Zur Herstellung von Holzkohlen dienten den römischen Ansiedlern Meiler, deren Spuren an vielen Stellen des waldreichen Taunus zum

Vorschein gekommen sind. Auch ein grofses Eisenwerk ist nah beim Kastell nachgewiesen worden. In diesem sind die gewaltigen Eisenblöcke — der gröfste wiegt 5 Zentner — der römischen Niederlassung hergestellt worden. Die in Metallarbeiten erfahrenen Räter, deren 2. Kohorte lange die Besatzung der Saalburg bildete, mögen diese Hochöfen bedient haben, sie haben vielleicht auch die zahlreichen Hufeisen geschmiedet, die für Wagen- und Reitpferde im Gebirge unentbehrlich waren.

In wunderbarer Vollständigkeit haben sich im Lager und in der Lagerstadt die Werkzeuge fast aller Handwerker gefunden, als Beweis dafür, dafs dort oben auf der Pafshöhe des Gebirgs fast alle notwendigen Dinge hergestellt wurden. Auch Schreibwerkzeug: Schrifttäfelchen aus Pinienholz, Tintenfässer und Griffel, finden sich in Menge vor, denn über den gesamten Dienst, über Belohnungen und Strafen, Kommandos und Beurlaubungen, wurde ebenso sorgfältig Buch geführt, wie über die Soldauszahlungen und die Ersparnisse der Soldaten (vgl. Veget. 2, 19). Die ungemein grofse Zahl von einfachen und kunstvollen Schlüsseln beweist, dafs sehr viele Soldaten verschliefsbare Kassetten besafsen, in denen sie Wertgegenstände verwahrten. Die Abhandlung Jacobis über die Schlösser und ihr Zubehör (S. 462—480), deren Verständnis durch 4 Tafeln und 191 Zeichnungen erleichtert wird, ist ein sehr wertvoller Abschnitt des Buches.

Die beigegebenen Register (S. 575—608) erhöhen die Bequemlichkeit der Benutzung des Werkes.

In Verbindung mit den bedeutenden Ergebnissen der eifrig betriebenen Reichslimesforschung erscheint uns das Buch Jacobis als eine schätzenswerte Bezeichnung unsres geschichtlichen Wissens. Höchst gründlich und gewissenhaft giebt es Aufschlufs über die Reste der römischen Festungsanlage Saalburg und gewährt uns eine Übersicht über tausende einzelner Fundstücke, deren Bedeutung, mit eindringendem technischem Verständnis untersucht und klargelegt, uns einen Einblick in das römisch-germanische Kulturleben dieser alten Zeit gestattet. Die Anschaffung des Werkes ist deshalb allen Freunden der Altertumsforschung warm zu empfehlen. Den Gymnasien wird es zur Einführung in das Verständnis einer für unser Volk wichtigen Kulturperiode gute Dienste leisten.

Homburg v. d. Höhe. **Ernst Schulze.**

---

108) **Franz Beyer, Französische Phonetik für Lehrer und Studierende,** zweite verbesserte Auflage. Cöthen, Verlag von Otto Schulze, 1897. 222 Seiten 8.

Die lange vergeblich erwartete zweite Auflage der etwa vor zehn Jahren erschienenen Phonetik von Beyer liegt endlich vor, und zwar in bedeutend erweiterter und verbesserter Gestalt. Wir haben darin eine vollständige Darstellung der neufranzösischen Lautwissenschaft vor uns, eine in jeder Beziehung vertrauenswerte Darstellung, welche alles Problematische ausschliefst und nur feststehende Resultate der noch ziemlich jungen Wissenschaft vorbringt. Ihrer Ausführlichkeit, der grofsen Masse modernen, phonetisch wiedergegebenen Sprachmaterials, der zahlreichen, sehr gut gewählten Beispiele wegen mufs die Publikation jedem Studierenden und Fachmann empfohlen werden; sie sollte in keinem französischen Seminar fehlen. Der Verfasser hat die sämtliche Fachlitteratur, sogar diejenige, welche sich auf die Experimentalphonetik bezieht, herangezogen und gewissenhaft benutzt, zeigt überall eine feine Beobachtungsgabe und ist unter den Phonetikern, die sich speziell mit der französischen Lautlehre befafst haben, als der ernsteste zu betrachten. Seite für Seite erkennt man, dafs er sich während seines wiederholten, längeren Aufenthalts in Frankreich eine gründliche Kenntnis nicht nur des Landesfranzösisch, sondern auch der französischen Dialekte anzueignen wufste. Er hat einen bedeutenden Vorsprung vor den französischen Phonetikern, die sich nie von ihren mundartlichen Eigentümlichkeiten zu befreien vermögen. Eben dadurch wird Beyers Darstellung zu einer besonders wertvollen: sein Buch hält streng die Mitte zwischen Katheder- und Vulgärsprache, es legt als Aussprachestandard der zahlreichen im Text gebrauchten Wörter und Sätze nur die natürlichen Kolloquialformen gebildeter Pariser, bezw. Nordfranzosen zu Grunde, eine Norm, die ebenso sehr von der eingebildeten, offiziellen Sprache als dem von französischen Phonetikern so stark bevorzugten Strafseneckfranzösisch abweicht.

Wer ernstlich über die Fragen, welche den neusprachlichen Unterricht betreffen, nachgedacht und unbefangen mit Hinwegsetzung über eingewurzelte Vorurteile die bisherigen Methoden geprüft hat, wird die Brauchbarkeit des Buches für die praktische Spracherlernung anerkennen und zugeben müssen, dafs Beyers Phonetik bezüglich des Unterrichts des Französischen eine geradezu epochemachende Bedeutung innewohnt. Wissen-

schaftliche Spezialuntersuchungen über Theorie der Aussprache können nirgendwo glücklicher ihren Ausgang finden.

Aufserdem bietet Beyers Phonetik den Vorteil, dafs sie praktische Beobachtungen und Winke vorbringt, für Lehrer sehr wichtige didaktische Fragen hereinzieht und diese auf eine befriedigende Weise löst.

Der Gedankengang seiner Ausführungen ist im grofsen Ganzen folgender: Nach einer kurzen und knappen Behandlung der wichtigsten Sprechorgane und Sprachlaute erörtert der Verfasser die Bildung der einzelnen französischen Laute und deren charakteristische Eigentümlichkeiten gegenüber den englischen und deutschen; hierauf geht er zu deren Zusammenbau, zur elementarsten phonetischen Verbindung, zur Silbe, über; dann zu deren Erweiterung, zum Sprechtakt, bezw. zur Rede überhaupt. Dabei kommen als notwendige Fragen in Betracht: die Dauer der Silben sowie der relative Druck, mit welchem diese hervorgebracht werden; ferner die modulatorische Verwendung des Stimmtons und gewisse Veränderungen, welche die Laute bei ihrer Zusammensetzung zu erleiden pflegen (Saudhi); und endlich Accessorien der französischen Lautsprache, Zeitmafs der Rede, Sprechstärke, Geste und Mimik, Stimmqualität. Als Anhang folgt eine Anzahl phonetisch transskribierter Texte ungebundener und gebundener Gattung. — Alles ist vorzüglich durchgeführt, überall zeigt sich Beyer als einer der gründlichsten, wenn nicht als der gründlichste Kenner der französischen Lautwissenschaft.

Ich glaube der Verpflichtung überhoben zu sein, Weiteres zur Charakteristik oder Schilderung der Vorzüge dieses in seiner Art so seltenen Buches zu sagen.

Im einzelnen gestatte ich mir folgende Bemerkungen: Seite 8: frz. âme und it. padre (d. h. in tosk. Mundart) haben keinen ganz gleichwertigen Vokal. — S. 9: Die Ausdrücke „rein“ und „genäselt“ möchte ich ganz entfernen. — Die Bedeutung des Kieferwinkels für die Vokalbildung ist eine sehr geringe. Ich bin imstande, *α*, *a*, *è* mit ein und demselben Kieferwinkel hervorzubringen. — S. 19: In mes, tes, ses etc., in maison, plaisanterie, plaisir (Einflufs von plaire) spreche ich eher *è* als *é*[1]. — S. 22: bougre scheint mir immer lang zu sein. — S. 23: rare, barre haben *α* (*a* ist hier mundartlich, nicht pariserisch); boîte ist kurz. — S. 24: bague, dague haben langes, palatales *a*, baron, bâiller und bailler langes velares *α*. — S. 26: In raison, airer (Einflufs von air) ist vortoniges *e* mehr offen, in dégénérer, préférer mehr

geschlossen; in dis-le ist offenes *œ* zu empfehlen [1]. Beim akustischen Unterschied zwischen je le redis und je leur dis kommt neben der Qualität des Vokals auch die Betonung in Betracht. — S. 27: Dafs wir es bei *ə* aus *o* in commencer nicht mit einem echten *ə* zu thun haben, beweist die in diesem Falle „nie" eintretende Palatalisierung des *K* (vgl. que mandestu?). — S. 32: Nasales *è*, *œ* hat dieselbe Artikulation wie orales *è*, *œ*; nur nasales *α*, *o* liegt um eine Schwebung tiefer als die entsprechenden Mundvokale. — S. 35: Ich spreche roi mit palatalem *a*. — S. 39: Ich stimme Beyer (gegen Passy) bei: nach *R* liegt das pariser *K* nicht zurück. — Hier sei nebenbei bemerkt, dafs in meiner Aussprache des Wortes Pâques *α* velar und *k* dennoch sehr stark palatal ist (wegen des auslaut. palat. Gleitlauts?). — S. 44: Bei *u* in puis kommt bei mir sowohl Rundung als schwache Vorstülpung vor. — S. 45: Bei *f* kann von einer „linsenförmigen" Öffnung kaum die Rede sein. — S. 47: Ich spreche „nie" frz. *h* aus; ich sage en haut ohne Stimmtonunterbrechung, mache aber doch einen Unterschied zwischen quel hôte und quelle haute (z. B. maison) [2]. — S. 48: Cornouaille hat velares *α* [3]. — S. 57: Ich spreche régner mit rein palatalem ñ (Beyer's No. 1); ich glaube, dafs nur das Volk (le menu peuple) in Paris keinen Unterschied zwischen Magnier und manier macht (ich sprach in meiner Jugend und spreche noch jetzt, wenn ich mich nicht beobachte, pañe für panje). — S. 58: gagne-pain hat velares *α*. — S. 60: fable, carrée haben velares *α* (vgl. 95 [2]). — S. 67: sabre mit *α*, not ami mit offenem *o* (Druckf.) — S. 88: Beyer mit vollem Recht espérer mit ès. [4]. — S. 89: on a ohne Bindung gehört dem Pöbel, nicht dem Volke (vgl. das Gedicht: Et dans mon Paris j'carapate Comme un | asticot dans | un mou). — S. 89: ai-je und piège dürften nicht denselben Grad von Öffnung haben. — S. 91: ration hat velares *α*, irrational palatales *a*. — S. 92: Ich mache keinen quantitativen Unterschied zwischen pousse und pouce; beide sind kurz. — S. 95: adroite, étroite, froide (Mask. und Fem.), paroisse mit

1) Vgl. Dupont-Vernon, L'Art de Bien Dire, S. 27, Z. 1—4.

2) Ich mache sicher einen Unterschied zwischen il vouait und il vous hait.

3) Ich spreche chasse mit palat. *a*, *châsse* mit velarem; in diesem Sinne ist meine von Vietor (Elem. der Phon., S. 109) citierte Stelle zu korrigieren.

4) Doch vgl. Dupont-Vernon (de la Comédie-Française et Professeur au Conservatoire), L'Art de Bien Dire, S. 27: „Je vous ferai dire invèstiture, mais non pas èsprit, èspérer, èssaim. Je craindrais que cette prononciation ne parût affectée." Vgl. S. 27, Z. 1—4.

palat. *a*. — S. 96: arête, Hélène, sème, laide, laine haben bei mir langen, septième hat kurzen Vokal; *a* in Allemagne, campagne ist in Paris sicher kurz. Wörter wie foule, poule, roule (?), moule, coule (?) haben bei mir keinen langen Vokal (man lasse sich mulabit vorsprechen); sehr zweifelhaft ist die Länge des gelehrten fût-ce. — S. 98: passer mit *a* ist nicht pariserisch; sprich nur *α*. — S. 99: Unter Einflufs von gueule kommt gueulard öfter mit offenem als mit geschl. eu vor. — S. 100, Z. 5: conseil mit *ε* (Druckf.). — S. 113: In l'ami de Pierre (lamidpjεr) hat la einen Nebenaccent. — S. 116: Nicht nur je sais, sondern auch je vais habe ich immer mit geschl. é gesprochen. „Auch" in Paris sagt das niedrige Volk stə fam für sεt fam (cette femme). — S. 121, Z. 8 ol mit offenem *o* (Druckf.); Z. 28 *ɑ̃*ə (Druckf.) und teikn. — S. 122: spectacle, wie miracle, mit vel. *α*; aporte mit off. *o* (Druckf.). — S. 156: croit mit palat. *a* (vgl. S. 189 unten). — S. 161: peuvent pas mit off. *œ* (Druckf.?). — S. 166: Was comment mit kə betrifft, vergleiche Anmerkung zu S. 27. — Z. 15: fε:z*ɑ̃* (Druckf.). — S. 167: In il faut se presser, rue de la Fortune scheint mir fo, ry kurz zu sein, etc. — S. 168: Ich spreche mεrsri für mercerie, gare, gaillarde mit *α* (g*α*); porte-cochère, force majeure ohne ə; lies maskə (Druckf.). Überhaupt ist die Einschaltung und der Fall des *ə* fakultativ und individuell; man hört oft in Paris purərj*ε̃* (pour rien), nudef*ɑ̃*dərj*ɔ̃* (nous défendrions) etc. etc. — S. 189: Die Form miz a-maršə läfst die Kürzung dža (déjà) nicht zu; tsə für tu sais würde ich in einen Probetext nicht einführen. — S. 191, Z. 19: p*α* (Druckf.); Z. 20: dvj*ε̃*dr*ɔ̃* (Druckf.). Auch k*ɑ̃*isr*ɔ̃* (quand ils seront) würde ich aus dem Text scheiden. — S. 193: grelottant hat sicher ein ganz offenes *o* (Einflufs von je grelotte etc.) In qui te croit kann *t* (=te) wohl als ein devokalisiertes *d* betrachtet werden; *i* scheint den Laut zu beeinflussen; doch ist einfaches *t* das gewöhnlich Vorkommende. In heureuse ist œr- und nicht ər- das Gewöhnliche [1]). — S. 195: sɥivrə (suivre, Druckf.). — S. 197, Z. 11: très, sogar in der Emphase, wird kurz ausgesprochen; die Länge kommt ausnahmsweise vor; exister, exact spreche ich mit *ε* aus [5]). — S. 199:

1) Vgl. aufserdem Dupont-Vernon, L'Art de Bien Dire, S. 31: „On ne prononce pas le mot heureux comme le mot bonheur, le mot peureux comme le mot peur." — Für das elegante Pariserisch, besonders in Bezug auf Feinheiten der frz. Aussprache, z. B. Wegfall des e, gelte Dup.-Vernon als guter Führer.

aimé, maison spreche ich mit mehr offenem ɛ (auch B. schreibt oft rɛzõ)[1]; avek (Z. 8) für avɛk ist ein Druckf. — sais-tu würde ich mit mehr geschlossenem e sprechen; jedenfalls nicht ganz offen. — S. 201, Z. 12: ɛ̃form (Druckf.). Warum die Bindung des t von sont in qui sont au-dessus und nicht in qui sont au-dessous? — paraisse spreche ich mit kurzem ɛ. — S. 203: Ich würde aujourd'hui nur mit geschl. o und u vorschreiben. Die Fremden mögen das Richtige aussprechen und die entarteten Formen den Nationalen überlassen. — Ich glaube nicht, dafs in doit y avoir von einem auch nur teilweisen Stimmhaftwerden des t die Rede sein könne. — Ich spreche palat. a in étroit (Z. 27) ebenso wie in droit (Z. 14).

Vielleicht wäre für eine neue Auflage zu wünschen, dafs, wie es in Vietors „Elementen der Phonetik" geschehen ist, alles, was für den Lernenden, besonders für den Anfänger wesentlich und notwendig ist, was ihm als Norm anzuempfehlen, von dem, was als Produkt der Entartung der franz. Aussprache erscheint und vor dessen Gebrauch sich der Nichtfranzose (so perfekt er auch sprechen mag) wohl hüten mufs, streng geschieden und durch den Druck hervorgehoben werde; somit kämen Formen wie sik für cycle, tèt für peut-être, remnir für revenir, yntit für une petite, imsãp für il me semble, enmnant für en venant, longue main mit dem Zungenwurzellaut, oder (füge ich hinzu) paske für parce que, py für plus kleingedruckt als Anmerkung zu stehen.

Es sei zum Schlufs ausdrücklich gesagt, dafs diese Bemerkungen nur dazu dienen sollen, die Diskussion über gewisse Punkte anzuregen und darzuthun, dafs selbst bei gebildeten Parisern die Aussprache eine verschiedene sein kann. Es wird keinem Fachmann einfallen, Beyers hohe Verdienste irgendwie schmälern zu wollen. Die zuständige Kritik mufs notwendig erklären, dafs Beyers „Französische Phonetik" unbedingt das Beste und Vollkommenste ist, was auf dem Gebiete der frz. Lautwissenschaft je erschien. Was Sweet fürs Englische, hat Beyer fürs Französische gethan.

Prag. **Gustav Rolin.**

---

1) Vgl. Dupont-Vernon, S. 27, Z. 1—4.

109) **Gustav Krüger, Schwierigkeiten des Englischen.** I. Teil: Synonymik und Wortgebrauch. — Anhang des I. Teils: Bemerkungen zum Sprachgebrauch. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers u. Co.), 1897. XII u. 484 S. 8., 9 *M*. Anhang 44 S. 8., 0,80 *M*.

Der Zweck des Buches ist ein rein praktischer. Der Verfasser beabsichtigt, die synonymischen Unterscheidungen der neueren englischen Schrift- und Umgangssprache darzustellen. Als Quelle dienten ihm die Prosa-Schriftwerke des 19. Jahrhunderts im weitesten Sinne, also auch Zeitschriften und Zeitungen. Auch die Umgangssprache hat, wie gesagt, die gebührende Berücksichtigung gefunden. Was die Anlage des Buches betrifft, so werden in alphabetischer Reihenfolge unter deutschen Stichworten die entsprechenden englischen Bedeutungen unter Ausscheidung aller wissenschaftlichen Erörterungen über Etymologie und Bedeutungswandel aufgeführt. Die Definitionen, teils deutsch teils englisch, sind kurz und treffend und durch eine Reihe passender, bis auf die neueste Zeit reichender Beispiele erläutert, bei denen leider die Quellen nicht angegeben sind. Allerdings würde durch eine Quellenangabe der Umfang des Werkes bedeutend erweitert worden sein. Gelegentlich finden sich auch Hinweisungen auf die französische Sprache, sei es bei Worten gleicher Bedeutung oder da, wo das englische Wort eine andere Bedeutung hat als das französische. Worte, die der Deutsche häufig verwechselt, sind besonders hervorgehoben.

Wie es in der Natur der Sache liegt, liefse sich das Material noch erweitern, und der Verfasser sagt im Vorwort, dafs er aus der Masse seines Materials die Gruppen ausgewählt habe, die uns Deutschen am meisten Schwierigkeiten machen.

Folgendes liefse sich etwa noch hinzufügen: S. 7 unter „alt“: early (early English u. s. w.). S. 12 „angenehm“: pleasant, pleasing (beide sind im Anhang behandelt), agreeable u. s. w. S. 16 zu „Arbeit“: toil, task, lesson, problem. S. 55 „Bild“: likeness. S. 140 „Glück“, „glücklich“: success, successful, pleasant. S. 144 „grofs“: enormous. S. 148 „halten“: to take (v. Zeitungen). S. 175 „Kaufmann“: monger, mercer, draper. S. 230 „neu“: deutsch „modern“ = fashionable. S. 244 „Platz“: square. S. 263 „rufen“: to call, cry (oder S. 289 zu erwähnen). S. 290 „Schüler“: student, S. 298 „setzen“, „sich setzen“. S. 323 „Tafel“. S. 403 „Weg“: lane, alley, avenue.

Am Schlusse des Buches befindet sich ein deutsches und ein englisches Register, welches das Auffinden der in dem Werke unter verschiedenen Gruppen behandelten Wörter erleichtern soll. Folgende Wörter fehlen im Register oder sind darin nur durch unvollständige Hinweise vertreten: S. 451 sich ereignen 391. S. 452 sich finden 391; fixieren 296; fragen 56. S. 455 kommen 118; machen 182; Mappe 175. S. 458 Schreckenskammer 432. S. 459 treffen 35. S. 460 unrecht 91; verkehren bei 51; verloben, verlobt 407. S. 461 wackelig 299. S. 462 wiederkommen 439; wohlschmeckend 281. S. 464 balance 261; to be 407; to become, becoming 119. S. 465 bludgeon 278; box 308; business 149; butt 444; to cane 278; castle 337; to catch 39. S. 466 to chance upon 35; chimney-pot 262; colleague 114; to come across 315; to c. from 309; comrade 114. S. 467 credence 138; credit 138; to date from 309; to degrade oneself 408. S. 468 depose 430; to desire 56; to descend 309; disappointment 348; disease 187; disk 330; distemper 187; drawers 165. S. 469 erstwhile 107. S. 470 fare 330; flat 421; frock 179. S. 471 garret 432; to go 90; heel-taps 261. S. 472 to hit 315; hose 165; idle 200; indisposition 187; inexpressibles 165; to interfere in 214. S. 473 join 215; islet 172; living 330; to lodge 204. S. 474 to make 182; mate 114; miracle, miraculous 422. S. 475 to originate in 309; outcry 289; overalls 165; pal 115. S. 476 portent 422; portfolio 175; practitioner 18. S. 477 prime 59; to pulsate 277. S. 478 rest 58; river 320. S. 479 satchel 175; scandal 270; to set forth 82. S. 480 skirmisch 174; to speak 430; to spring 309; stable 308. S. 481 to take 215, 332; swop 325; to thrash 278. S. 482 time 344; tights 165; to travel 90; unbecoming 119; understand 165. S. 483 vast 144; vent 415; to wax 407; well 132; word 224.

An Druckfehlern habe ich bemerkt: S. 3 Z. 11 v. o. lies alcoholic st. alcoolic, S. 7 Z. 16 v. o. lies coincidence st. conincidence, S. 158 Z. 8 v. o. lies subjects st. subjccts, S. 290 Z. 17 v. o. encumbered st. encumberad, S. 296 Z. 12 v. o. Macaulay st. Macanlay, S. 349 Z. 20 v. u. young st. yound, S. 449 Sp. 1 lies aufgeben 386 st. 387, S. 471 Sp. 3 lies harangue st. harrangue, S. 482 Sp. 3 lies unsafe 299 st. 298, S. 483 Sp. 3 lies work 203 st. 206.

Der Anhang hat folgenden Inhalt: 1. Wörter ähnlicher Form und Bedeutung, wie accidental und incidental, amiable und amicable u. s. w. — 2. Irrtümer in Betreff der Bedeutung, zu

welchen das Französische und Deutsche verleiten, wie abandonner = engl. abandon, dtsch. Achse (engl. axle) — engl. axe (Beil) frz. arriver (engl. to happen, to occur, sich ereignen) — to arrive (ankommen) u. s. w. — 3. Einige fernere Germanismen, z. B. anziehend = attractive (nicht attracting), eine brennende Lampe = a lighted (nicht burning) lamp u. s. w. — 4. Zusammensetzungen, in denen im Englischen die einzelnen Bestandteile umgekehrt gestellt sind wie im Deutschen, wie Bienenkönigin (queen-bee). — 5. Deutsche Wörter, für die es im Englischen keine entsprechenden giebt: Backfisch, Gebäck u. s. w. — 6. Gleichbedeutende sächsische und romanische Wörter und Redensarten.

Fassen wir unser Urteil kurz zusammen. Das Buch, mit vielem Fleiß und großer Umsicht verfaßt, ist eine wichtige Fundgrube für alle, die sich über englische Synonyma unterrichten wollen. Bei seiner übersichtlichen Anordnung und der Fülle seines Inhalts wird es uns selten im Stich lassen.

Halberstadt. **Faß.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 7. Mai. Nr. 9, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

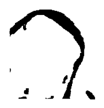
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

110) **Fredericus H. M. Blaydes, Adversaria in Comicorum Graecorum fragmenta** scripsit ac collegit. Pars II. Secundum editionem Kockianam. Halis Saxonum in Orphanotrophei libraria, 1896. VIII u. 360 S. gr. 8.

Während der erste Band der die Komiker betreffenden Adversariaren des H. Bl. sich an die Meinekesche Sammlung anlehnte, schliefst sich dieser zweite Th. Kock gewidmete Teil an des letzteren Ausgabe der Komikerfragmente an. Wir erhalten hier, wie in den früheren Bänden, eine Sammlung von Bemerkungen zu den einzelnen Versen oder Worten der Fragmente, Bemerkungen, wie man sie sich wohl bei der gelegentlichen Durchsicht eines Werkes aufschreibt. Nach meiner Ansicht fehlt eine strenge Schlufsrezension, die alles Überflüfsige und Zweifelhafte hätte ausscheiden müssen. So wäre gleichzeitig der Umfang des Werkes, aber auch den etwaigen Benutzern die Mühe verringert und sein Wert erhöht worden. Jetzt wird man zuweilen geradezu ärgerlich, wenn man in einer Anmerkung nicht mehr oder nicht viel mehr findet, als was schon bei Kock oder Meineke zu finden war. Zum Beispiel Menand. Fr. 96, 2 sind die beiden von Bl. angeführten Parallelstellen ja schon von Kock citiert,

die zugefügte Konjektur aber ist augenscheinlich falsch. Irgendein Besitzer preist ironisch seinen Acker, indem er sagt: niemand könne einen frömmeren bebauen, denn er bringe alles hervor, was den Göttern lieb sei. Nur wenn er Gerste darauf säe, dann sei er sehr *δίκαιος*, dann *ἀπέδωχ' ὅσας ἂν καταβάλω*. Also: er zahlt mir wie ein gewissenhafter Schuldner oder dergleichen genau so viel wieder, wie ich ihm anvertraut oder geliehen habe, aber nicht mehr. Nun will der Verfasser das Wort *θεοῖς* mit herauswerfen, wahrscheinlich weil er an dem Ausdruck *ἄνθη* Anstofs nimmt, was hier allerdings in der seltneren Bedeutung „Schofs, Zweig" genommen ist, wie v. 3 zeigt; er bedenkt aber nicht, dafs dann auch *εὐσεβής* unverständlich und demnach unmöglich, und damit die Pointe der ganzen Stelle, die Gegenüberstellung von *εὐσεβής* und *δίκαιος* beseitigt wird. Absichtlich habe ich hier nicht von dem neuen Fund gesprochen, der von J. Nicole herausgegeben ist, weil er offenbar eine andere Rezension unserer Verse aufweist. Hierfür wäre eine zu weitläufige Besprechung nötig, nur das mag gesagt sein, dafs sich auch dort *ἄνθη* findet, aber erst im zweiten Verse darauf als Apposition zu *κιττόν, δάφνην*. — Ebenso verfährt der H. Verfasser in den Anmerkungen zu Men. Fr. 224, 262, 269, und noch schlimmer zu 234, 502 u. s., während O. Crusius in seiner Besprechung des 3. Bandes von Kock sagt: Wenn ein obscurer Suidascodex *Ἔμβαρός τις οὑτοσί* schreibt, so sind das nicht „verba Menandri" sondern „verba diasceuastae Byzantini". Was helfen also solche Bemerkungen? — Men. 61 steht nach Bentleys Vorschlag *δεῖ τ' οὐχὶ σείειν, ἀλλ' ἀποσείειν αὐτόθεν* (für *αὐτόν*, so A Athen.): H. Bl. setzt für das auch mir zweifelhafte *αὐτόθεν* ein: *θοὔδατος*, was ich, offen gestanden, überhaupt nicht verstehe. — Auch an den ganz verzweifelten ersten Vers des Fr. 102 hat sich der H. Verfasser gewagt, aber er bringt auch nur das, was v. Herwerden schon vorgeschlagen hatte, nämlich *τίς γάρ ποθ' οὕτως* (so auch Kock für *τίς γὰρ οὑτοσὶ* oder *οὕτως ὁ*) *ἐστὶ κακοδαίμων φύσει*; aber v. H. giebt wenigstens einen Grund an, er nimmt nämlich Anstofs an *ἔφυ*, was in der Komödie angeblich nicht vorkommt. Freilich ist dies eine ganz haltlose Behauptung, denn Aristophanes hat die Form öfters, und wenn man auch an einer Anzahl von Stellen sagen kann, dafs sie dialektisch sind (Ach. 821, 981) oder nicht Trimeter (wie Av. 471, Lys. 1030), so bleibt doch immer noch z. B. Av. 1548. Ran. 1247. Antiph. 204, 1 oder 195, 13, wo freilich Herwerdens Vermutung, dafs es Parodie sei, viel Wahrscheinlichkeit hat. Warum soll aber einem



Komiker, wo er seiner Rede einen feierlicheren Klang geben wollte, der Gebrauch dieser Formen verwehrt gewesen sein?

Einen offenbaren metrischen Fehler macht Bl. Fr. 127, 3, indem er am Anfang eines Trimeters statt des überlieferten *Φυλασίων* vorschlägt: *τῶν Φυλασίων*. Was soll denn das für ein Vers sein? Sowohl *υ* als *α* ist lang; für das *υ* bedarf es keiner Beispiele, für *α* s. Arist. Ach. 1028 *ἀλλ' εἴ τι κήδει Δερκέτου Φυλασίου*. Ebenso enthalten die Vermutungen zu Fr. 291: *τῶν ἀμηχάνων* und *τῶν ἀνελπίστων* statt *τῶν ἀοράτων* ein metrisches Versehen, während die andern zur Auswahl gestellten *τῶν ἀμελήτων* und *τῶν ἀμερίμνων* wenigstens in dieser Beziehung richtig sind. Dafs oft zu demselben Worte die verschiedenartigsten Vorschläge gemacht werden, ist hieraus zu sehen und auch schon bei Besprechung der früheren Bände nachgewiesen worden. Hier noch einige Beispiele dazu: Fr. 201, 3 setzt H. Bl. für *εὐπορίας τινός* ein: *τινὰ*, vel *τινὶ*, aut *ὁδόν*! Letzteres schlägt er schon in der ersten Vershälfte vor für das ganz unpassende *πόρνης βουλήν*: *βροτοῖσιν ὁδόν*, was ebenfalls unerträglich ist. Und soll denn *ὁδόν* in demselben Verse im gleichen Sinne zweimal stehen? Auch Fr. 202, 4 schwankt er, indem er zuerst *τοὺς ἱδρυμένους*, was wohl unrichtig, aber schwer zu verbessern ist, übersetzt „those who are established (settled) there“ und dann hinzufügt: corrigendum fortasse *τοὺς ἱκνουμένους* vel *τοὺς κακοδαίμονας*. Doch genug davon! Dafs sich auch gute Bemerkungen finden, ist bei einem Kenner der Komödie wie Bl. wohl natürlich, aber es ist schade, dafs sie unter einem solchen Ballast von Überflüssigem stehen, teilweise auch schon im ersten Bande. Man wird dadurch von der genauen Durchsicht und Prüfung geradezu abgeschreckt. Die Ausstattung ist wie in den früheren Bänden mustergültig, Druckversehen sind selten.

Weimar. **O. Kaehler.**

---

111) **Valeri Flacci Sentini Balbi Argonauticon ll. VIII** enarravit **P. Langen.** Pars prior continens libros I—III. Berolini apud S. Calvary & Comp., 1896; pars posterior continens libros IV.—VIII. ibid. 1897. Subskriptionspreis *M* 12.—, Einzelpreis *M* 15.—.

War für die Textkritik der Argonautica des Valerius Flaccus in neuerer Zeit durch die Ausgaben von Thilo und Schenkel immerhin etwas Beträchtliches geschehen, so war man bezüglich der Erklärung jenes

Heldengedichtes bisher lediglich auf die längst veralteten Kommentare von Burmann und Wagner angewiesen. Diesem von den beteiligten Kreisen schon lange unangenehm empfundenen Übelstande wurde durch die jüngst erschienene Valeriusausgabe von Langen, welche aufser einem gründlich revidierten Texte einen ausführlichen und eingehenden Kommentar enthält, in mehr als befriedigender Weise abgeholfen.

Was zunächst die Textrevision Langens betrifft, so stimmt er in der Ansicht, dafs Valerius sein Werk unvollständig hinterlassen habe, mit Thilo und Schenkel überein; jedoch weicht er in der Beurteilung der Codices von ihnen ab, insofern er nicht den Vaticanus (n. 3277) als allein mafsgebende Quelle betrachtet, sondern auch den von Carrio benutzten Codex (C. C.) als gleichwertige Quelle gelten lassen will, da dieser aus einem Codex stamme, der seinerseits zwar auch wieder den Vaticanus zur Quelle habe, aber nach einer anderen älteren Handschrift verbessert sei. Langen erblickt daher in den aus dem C. C. stammenden, vom Vaticanus abweichenden Lesarten der VV. I, 330. 331. 420. 812; IV, 287; VII, 229. 373. 513. 533. u. a. keine Konjekturen, sondern nach jener unbekannten Handschrift korrigierte Stellen. Jedoch nicht nur die Originalquellen werden von Langen eingehend gewürdigt, sondern auch die Ausgaben sowie die kleinsten Beiträge der Detailforschung finden bei ihm die weitgehendste und sorgfältigste Berücksichtigung. Bei der Textverbesserung ist er, wie er in der praefatio p. 2 sagt, äufserst vorsichtig zu Werke gegangen, und er hat auch in der That an manchen Stellen von anderen angefochtene Lesarten der Codd. gehalten. So z. B. verteidigt er aus guten Gründen Schenkel u. a. Hgg. gegenüber I, 35 *vultum et pondera* (Vaticanus); II, 191 *festinaque coniux* (Vaticanus); I, 100 das *avet* des C. C. Vgl. auch I, 114. 117; II, 170. 312; III, 67 u. a. Nichtsdestoweniger ist er durchweg nicht so konservativ wie Thilo und Schenkel, und wenn er in der praef. weiter sagt: *„Spreta plerumque Baehrentis nimis festinata opera coniectandique libidine consideratam et circumspectam Thilonis et Schenkelii rationem secutus sum“*, so ist in diesem Satze das *plerumque* keineswegs zu übersehen. Langen ist eben von seinem Standpunkte als Erklärer aus vornehmlich bestrebt, den Text — freilich unter entsprechender Berücksichtigung der Unvollständigkeit — so zu gestalten, dafs er einen möglichst zusammenhängenden, von Widersprüchen freien, kurz einen glatten Inhalt ergiebt, während Thilo und Schenkel, als Textkritiker hauptsächlich darauf bedacht, den Text in seiner ursprünglichen Form wiederherzustellen,

manchmal die überlieferte Form auf Kosten des Gedankens zu halten suchten. Aber nicht der Gedankengang allein ist bei Langen für eine Textänderung maſsgebend; unbarmherzig verfährt er auch mit der Überlieferung, wenn ein Ausdruck oder eine Redewendung nicht die Zensur des Sprachgebrauches besteht, d. h. wenn sich ihnen nichts Ähnliches an die Seite stellen läſst, es sei denn, daſs sie sich als spezielle Eigentümlichkeiten des Valerianischen Stiles erklären lassen. Vgl. seine Bemerkung zu II, 448. . . . *traditur „castra levat“ et „tracto saxo“, quod utrumque servaverunt Thilo et Schenkel. Sed num umquam homo Romanus dixit vel dicere potuit castra levare pro eo, quod est castra locare? neque facile intellegitur, quid sit hoc loco tractum saxum.* Verhältnismäſsig selten konjiziert Langen selbst. Von ihm herrührende Änderungen des Textes finden sich: I, 51. 74. 149. 538. 754; II, 102—103. 177; III, 48. 55. 193. 277. 515. 591; VII, 181. 187; VIII, 329. Verschiedene seiner Konjekturen entbehren zwar nicht einiger Feinheit, insofern sie bei relativ geringer Änderung des Textes doch den Sinn wesentlich verbessern. Vgl. III, 336, wo er statt *funereaeque* schreibt *munera fert;* und VIII, 286 hat seine Konjektur: *iit et remos vox alta magistri* vor den zahlreichen übrigen Konjekturen zu dieser sehr korrumpierten Stelle den Vorzug, daſs sie der Lesart des Vaticanus verhältnismäſsig nahe kommt und weitere Änderungen in dem vorhergehenden und nachfolgenden Verse unnötig macht. Jedoch nicht von allen Konjekturen Langens läſst sich behaupten, daſs sie diese Vorzüge haben. Zwar ist alles durch Belegstellen so genau verbürgt und auf den Zusammenhang so eingehend und allseitig geprüft, daſs die Möglichkeit der vorgeschlagenen Lesarten kaum in Zweifel gezogen werden kann. Anders aber verhält es sich mit der Wahrscheinlichkeit. Auf diese scheint es dem Herausgeber auch nicht sehr anzukommen, denn I, 213 schreibt er *pelagi* anstatt *fremere* mit der Bemerkung: *non quod haec a Valerio profecta putarem, sed ut bona saltem sententia efficeretur,* und VIII, 328 setzt er *Colchos* statt *Minyas* mit dem Zusatze: *quod ego scripsi, non pro certa coniectura venditare velim.* Bei der Aufnahme fremder Konjekturen verfährt er ebenso; vgl. III, 227, wo er eine Konjektur von Baehrens gutheiſst mit den Worten: *apta sententia, sed dubium, num hac coniectura Valeri manus restituta sit,* und zu I, 389 bemerkt er: *„felevis“ Vaticanus, „et levis“ Monacensis, quod plerique editores receperunt; sed cum nimis difficilem explicatum habeat, recepi Baehrentis coniecturam „felixque“.* Übrigens ist unter den Autoren, deren

Konjekturen vom Hg. in den Text aufgenommen wurden, der Name Baehrens recht oft vertreten, was einigermafsen auffallend erscheint, da dieser abgesehen von der oben bereits erwähnten Stelle in der Einleitung auch beiläufig in den Anmerkungen recht hart mitgenommen wird. Vgl. I, 63 *in quam* (sc. *coniecturam) nimis imprudenter invectus est Baehrens;* 174 *Baehrens in turpem errorem lapsus est*; 600 *Baehrens pro velo temere scripsit bello;* II, 215. *quem* (sc. v. Stat. Theb. V. 230) *Baehrens non intellexit.* Dagegen wurden u. a. in folgenden Versen Baehrenssche Konjekturen würdig befunden, in den Text aufgenommen zu werden: I, 99. 132. 199. 319. 389. 662. 810. 849; II, 138. 271. 320. 359. 641; III, 133; VIII, 200. 456. Dieser Umstand beweist doch, dafs das Verdienst des vielgeschmähten Baehrens um des Valerius Argonautica keineswegs zu unterschätzen ist, mag man auch mit Langen seine allzu grofse Sucht zu konjizieren verurteilen. Aufser von Baehrens finden sich in dem Langenschen Texte noch eine Reihe von Verbesserungen anderer Autoren. Sämtliche Konjekturen jedoch, die Langen aufnimmt, sind, wie seine eigenen, eingehend gewürdigt und durch Anführung zahlreicher Parallelstellen und genaue Prüfung des Zusammenhanges als notwendig und zugleich als möglich erwiesen. Der Wert des Langenschen Textes ist dem Gesagten zufolge also nicht etwa darin zu suchen, dafs er überall genau das bietet, was Valerius wirklich geschrieben hat, sondern darin, dafs er an den dunkelsten und sinnstörendsten Stellen das enthält, was Valerius, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, die letzte Hand an sein Werk anzulegen, höchst wahrscheinlich geschrieben haben würde. So viel über die Langensche Textrevision. Bemerkt sei noch, dafs die textkritischen Bemerkungen, insoweit sie unmittelbar durch den Inhalt veranlafst sind, mit dem Kommentare unter dem Texte verflochten, im übrigen jedoch, zwar auch unter den Text, aber gesondert gedruckt sind. Um den für den Kommentar bestimmten Raum nicht allzu sehr in Anspruch zu nehmen, hat der Hg. die Erklärungen zu denjenigen Stellen, die wegen des eigentümlichen Stiles des Valerius Schwierigkeiten bieten, in drei Kapiteln dem Texte vorausgeschickt, was aber auch noch den Vorteil bietet, dafs man eine weit bessere Anschauung von dem äufserst eigenartigen Stile des Schriftstellers bekommt, als wenn jene Bemerkungen in dem Kommentar zerstreut ständen. In dem ersten dieser drei Kapitel, welche man eine Vorschule für den Valeriusübersetzer nennen könnte, bringt der Hg. die „bemerkenswertesten Beispiele Valerianischer Brevilo-

quenz" u. z. führt er zunächst diejenigen Ausdrücke an, in denen ein Substantivum zu ergänzen ist, z. B. I, 201 *„repperit — Colchos in me": repperit in me (ad me perdendum) expeditionem in Colchos faciendam.* Dann folgen diejenigen, in denen das Verbum fehlt, z. B. I, 87 *„da Scythiam Phasimque mihi": da contingere.* Bei dieser Gelegenheit erwähnt Hg. auch die Beispiele der bei Valerius aufsergewöhnlich oft vorkommenden und manchmal mit der gröfsten Freiheit angewandten Form des Zeugma: z. B. I, 385 *„palla imos ferit alba pedes vittataque frontem castis":* sc. *tegit.* Endlich giebt er die Stellen an, in denen aus dem Zusammenhange ein ganzer Gedanke zu ergänzen ist, z. B. I, 341 seqq. *„sed patriae valuere preces auditaque magnis vota deis, video nostro tot in aequore reges teque ducem": ex his verbis apparet id quod antea poeta tacuit, Aesonem a deis petivisse, ut heroes frequentes expeditioni interessent.* Auf die Lücken in den Argonautica wurde hierbei selbstverständlich gebührend Rücksicht genommen. In dem zweiten, ebenfalls des Interessanten sehr viel bietenden Kapitel erklärt Langen die „weniger gebräuchlichen Bezeichnungen und Ausdrücke", z. B. I, 94 *„demittere ferro robora": caedere;* 99 *„in saecula tollere": posteritati tradere.* Das dritte, nicht weniger wichtige Kapitel handelt von dem „nach Art des griechischen Mediums transitiv gebrauchten Passiv", z. B. I, 412 *„Phlias inmissus patrios de vertice crines": qui suos crines inmiserat:* 762 *„effusa manus — coniux": quae suas manus panderat.* Mit der Erklärung dieser typischen Eigentümlichkeiten des Valerianischen Stiles sind aber noch längst nicht alle sprachlichen Schwierigkeiten gehoben. Die vereinzelt vorkommenden, in sprachlicher Beziehung dunkelen Stellen sucht Langen durch Heranziehung von Parallelstellen aus anderen römischen Dichtern zu erklären. Hierbei zieht er das Zuviel dem Zuwenig vor, weil letzteres meist unangenehmer empfunden würde als jenes. Um ein eklatantes Beispiel von der Reichhaltigkeit des Kommentars anzuführen, sei IV, 49. erwähnt, wo zur Erklärung des *„vocem dare" = clamare vel loqui* nicht weniger als 244 Belegstellen herangezogen werden. Jedoch nicht nur in sprachlicher Hinsicht wird Valerius mit anderen Dichtern aufs genaueste verglichen, sondern der Hg. hat sich auch die Aufgabe gestellt, im einzelnen genau nachzuweisen, inwieweit der Dichter sich in sachlicher Hinsicht bei Behandlung seines Sujets an andere Dichter (speziell an sein eigentliches Vorbild Apollon. Rhod.) angeschlossen hat, und inwieweit er von ihnen abgewichen ist. Bei all seinen Untersuchungen nimmt unser Hg. sowohl

auf die Ansichten sämtlicher früheren Herausgeber als auch auf die neueren, vielfach auf seine Veranlassung veranstalteten Einzelforschungen die weitgehendste Rücksicht. Häufig mufsten freilich die Auffassungen der alten Erklärer nach dem Stande der heutigen Wissenschaft korrigiert werden; wo ihre Ansichten bestehen bleiben, begnügt sich unser Hg. nicht damit, dies einfach anzudeuten, sondern verleiht ihnen vielmehr durch Beibringung eines reichen Beweismaterials festeren Halt und gröfsere Wahrscheinlichkeit.

Da somit die vorliegende Ausgabe mit grofser Sorgfalt und aufserordentlichem Geschick unter allseitiger Berücksichtigung der alten Auffassungen und Erklärungen auf den Resultaten der neueren und neuesten Forschungen aufgebaut ist, so kann man sie wohl bezeichnen als eine vollkommene Frucht, welche ein eingehendes Studium der gesamten Valeriuslitteratur, verbunden mit einem umfangreichen Wissensschatze aus allen Disziplinen der Altertumswissenschaft, und eine staunenswerte Belesenheit gezeitigt haben. Und wenn es dem Hg. auch *coniuncta omnium virorum doctorum scientia* nicht gelang, alle Schwierigkeiten zu heben und in alle dunkelen Stellen Licht zu bringen, so ist das bei der überaus schwierigen Aufgabe nicht zu verwundern und thut auch dem Gesamtwerte des Kommentars, der im grofsen und ganzen über die vielen Unebenheiten und Lücken im Texte der Argonautica sicher und zuverlässig hinwegführt, keinen Abbruch. So hat denn der leider allzu früh der Wissenschaft entrissene Verfasser in seiner Ausgabe des Valerianischen Heldengedichtes, die man mit Fug und Recht einen Markstein in der Valeriusforschung nennen darf, ein Werk geschaffen, das ihm selbst ein ehrendes Denkmal, den Gelehrten eine ergiebige Fundgrube reichen Wissens, seinen ehemaligen Schülern aber ein willkommenes Andenken an ihren ebenso freundlichen und zuvorkommenden als gelehrten und gediegenen Lehrer sein und bleiben wird.

Viersen. **H. Kösters.**

---

112) **Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn.** Herausgegeben von **O. Benndorf** und **E. Bormann.** Jahrgang XIX, Heft 2, S. 127—248, mit 10 Abbildungen. Wien, Alfred Hölder, 1896. Gr. 8.

An der Spitze des 2. Heftes des 19. Bandes bespricht Rostowzew S. 127—141 eine von Szanto 1894 gefundene Bauinschrift von Halikarnafs. Die Erwähnung der *quadragesima portoriorum Asiae*

giebt Verfasser Gelegenheit, gründlich und sorgfältig über die etwa unter Tiberius erfolgte allmähliche Umwandlung der Steuerpächtergenossenschaften *(societates publicanorum)* in kleinere Gesellschaften von Einzelpächtern *(conductores)* in sämtlichen römischen Provinzen zu handeln, wobei auch sonst interessante Streiflichter auf das römische Zollwesen fallen. Sodann verfolgt er die Reformen Neros (Tac., Ann. 13, 51) bis zur Einführung der direkten Erhebung unter einem Procurator, die in Illyricum sicher noch unter Marc Aurel erfolgte, und sucht die Frage zu beantworten, wie sich die späteren Conductores von den früheren Socii oder Publicani unterscheiden, wobei er Mommsens Darstellung (R. St. R. II³, 1018 f.) durch seither gefundene Inschriften ergänzt und bestätigt. Die Inschrift aus Halikarnafs wird danach mit grofser Wahrscheinlichkeit der Regierung Marc Aurels zugewiesen. Zum Schlusse werden die beiden in ihr erwähnten *πραγματευταί* als *actores,* bezw. *servi actores,* d. h. private Geschäftsführer des Mindius erklärt.

J. J. Smirnoff sucht S. 142—144 an der Hand einer Angabe des Florio Bustron, eines cyprischen Historikers aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nachzuweisen, dafs der Fuggersche Amazonensarkophag des Wiener kunsthistorischen Hofmuseums im J. 1558 von Soloi auf Cypern nach Venedig geschickt wurde, wo er 1567 für einen Fugger erworben wurde.

Edmund Groag beweist durch ein reiches inschriftliches Material (S. 145 f.), dafs in der Zeit von Vespasian bis Severus alle Patrizier, deren cursus honorum uns bekannt ist, wenn sie entweder schon vor dem Vigintivirat dem Patriciat angehörten oder unmittelbar danach in denselben aufgenommen wurden, von den Ämtern der *vigintiviri* immer nur das eines *III vir monetalis* oder *III vir a(ere) a(rgento) a(uro) f(lando) f(eriundo)* bekleidet haben. Als Grund dieser Erscheinung vermutet er, es habe dazu veranlafst die gröfsere Vornehmheit dieses Amtes mit seiner kleinen Mitgliederzahl gegenüber den drei anderen Kollegien des Vigintivirats. Zu der von Groag gewählten Folge *auro argento aere* bemerke ich, dafs nach strengem Sprachgebrauch die Reihe der Metalle mit dem Kupfer begann, diese Beamten also richtiger *III viri aere argento auro flando feriundo* genannt werden; s. Mommsen, R. St.-R. II³, 1 S. 602, Anm. 3.

Arthur Stein bespricht unter der leicht irreführenden Überschrift „Zwei lykische Inschriften“ zwei recht interessante griechische In-

schriften aus Xanthos und Tlos in Lykien (S. 147—150); ich bemerke nur, dafs in der zweiten der Raum die Ergänzung Ἀ[ρμέ]νιον in Z. 2 zu klein zu sein scheint; jedoch wüfste ich auch nicht zu sagen, was sonst gelesen werden könnte.

In einem scharfsinnigen Artikel „Ägypten und der Aufstand des Avidius Cassius“ weist Arthur Stein S. 151—153 überzeugend nach 1) dafs, nachdem Ägypten seinen Präfekten C. Calvisius (Flavius) Statianus und seinen Iuridicus Maecianus, die sich für den Usurpator Avidius Cassius (175 n. Chr.) erklärten, verloren hatte, der Iuridicus C. Caecilius Salvianus zugleich die Geschäfte des Präfekten versah (er heifst: *ὁ κράτιστος δικαιοδότης διαδεχόμενος καὶ τὰ κατὰ τὴν ἡγεμονίαν* in Urk. Berl. Mus. I Nr. 327 vom Jahre 176 n. Chr.); 2) dafs der genannte Maecianus nicht indentisch sein kann mit dem berühmten Juristen L. Volusius Maecianus, sondern dafs letzterer nach Urk. Berl. Mus. II Nr. 613 Z. 9 schon etwa um 150 n. Chr., also noch unter Antoninus Pius, praefectus Aegypti war. — Es ist zu wünschen, dafs die Berliner Urkunden noch mehr, als bisher geschehen ist, zur Aufhellung dunkler Partieen der Geschichte Ägyptens unter den Römern verwendet werden mögen.

Heinrich Gomperz, „Hat es jemals in Edessa christliche Könige gegeben?“ (S. 154—157) verneint diese Frage, indem er zeigt, dafs einerseits von den für das Christentum Abgars IX. (179 bis 214 n. Chr.) angeführten Belegstellen keine beweisend ist, anderseits das Fehlen bestimmter Angaben in unseren Quellen so bezeichnend ist, dafs es einem Gegenbeweise gleichkommt. Freilich ist die Sache so durchaus sicher nicht, wie ja Verfasser zum Schlusse selber zugiebt; gerade darum hätte er die ganz persönliche Bemerkung gegen Hilgenfeld am Schlusse seines Artikels füglich zurückhalten dürfen.

Sehr geschickt ergänzt Th. Gomperz S. 158 ein im Jahre 1894 von Hula gefundenes Grabepigramm aus Mylasa in Karien, wenn auch, wie der Herausgeber ausdrücklich betont, die Ergänzungen keineswegs sicher sind. Am wenigsten gefällt mir Z. 2 *Μο[ῖρα τ' ἔδωκε βίον]*, eine Wendung, die meines Wissens ohne Analoga dasteht.

E. Nowotny und P. Sticotti legen S. 159—180 das Ergebnis einer von ihnen 1893 vorgenommenen Durchforschung der Insel Veglia, des römischen Curictae, im Quarnero und einiger benachbarten Punkte von Istrien und Liburnien vor. Die Fundverzeichnisse haben haupt-

sächlich lokalgeschichtlichen Wert, aber auch einen allgemeineren, indem sie zeigen, wie weit sich die römischen Ansiedelungen in diesen Gegenden erstreckten. Liest man diese Fundberichte durch und vergegenwärtigt man sich, wie vieles, sobald es gefunden war, verschleppt oder zerstört wurde, so ergiebt sich für Lokalforscher und Archäologen, aber auch für die Gemeindevorstände, die Pflicht, überall da, wo antike Fundgegenstände zum Vorscheine kommen oder kommen können, das Publikum über deren Wert aufzuklären und für Erhaltung und zweckmäſsige Unterbringung zu sorgen.

Ad. Furtwängler erfährt für den „zügellos rhetorischen Scharfsinn“, mit dem er in seinen „Intermezzi“ die Ansicht verfochten hat, das Siegesdenkmal von Adamklissi in der Dobrudscha beziehe sich nicht auf einen Sieg Kaiser Trajans in den dakischen Kriegen zu Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr., sondern auf den in die Jahre 29—27 v. Chr. fallenden Sieg des M. Licinius Crassus über die germanischen Bastarner, eine zwar scharfe, aber, wie man bei unbefangener Prüfung gestehen muſs, durchaus verdiente Abfertigung durch Otto Benndorf in dem Artikel „Adamklissi“ S. 181 ff. Der Referent konstatiert gerne, daſs diesmal die Polemik Früchte getragen hat, indem diese „erstaunliche Auslassung“ Furtwänglers die angegriffene Partei genötigt hat, alle in Betracht fallenden historischen und archäologischen Fragen nochmals genau zu erwägen und die Grenze zwischen Sicherem und Unsicherem möglichst scharf zu ziehen. So erhalten wir eine eingehendere Begründung der Benennung des Ortes als *Tropaeum Traiani*, die aus dem inschriftlichen *Tr]aianenses Tropaeense[s* durchaus richtig abgeleitet ist, ferner eine sorgfältige Nachprüfung der Kaiserinschrift, wobei die auf den ersten Blick höchst befremdliche Thatsache, daſs die Inschrift derart auf die Nord- und Südseite der sechseckigen Tropaeumsbasis verteilt war, daſs nicht bloſs der die Inschrift bildende Satz, sondern sogar die Titulatur des Kaisers zerschnitten wurde, mit neuen plausibeln Gründen gestützt wird (S. 187 f. Anm. 6). Besonders wichtig ist die S. 192 mitgeteilte neu gefundene Inschrift, die zu einem gleichzeitig mit dem groſsen Tropaeum 200 m östlich vom Trümmerhaufen desselben errichteten kaiserlichen Ehrendenkmal gehörte. Auch die gegen Eugen Petersen (Röm. Mitteil. XI [1896] S. 99 ff.) gerichteten Bemerkungen Benndorfs (S. 193—204), dienen, wenn sich ein der Sache ferner stehender ein Urteil erlauben darf, dazu, die Richtigkeit der von Benndorf gegebenen Beantwortung der historischen Frage durch

die neue Sammlung der Beweisgründe nur noch wahrscheinlicher zu machen; jedesfalls ist es Benndorf gelungen, die Kritik von Petersen als irrig zurückzuweisen. Zur ganzen Frage haben seither auch Stellung genommen E. Petersen, Röm. Mitteil. XI (1896) S. 302—316, der ebenfalls Furtwänglers Behauptungen zurückweist, ferner B. Sauer bei der Besprechung von Furtwänglers „Intermezzi" in der „Wochenschr. f. klass. Phil." 1897, Nr. 17, S. 451—453 und C. Cichorius, Die Reliefs des Denkmals von Adamklissi in Philol.-histor. Beiträge zu C. Wachsmuths 60. Geburtstage (1897) S. 1 ff.

Um den mir zur Verfügung stehenden Raum nicht über Gebühr zu überschreiten, mufs ich mich darauf beschränken, die Titel der übrigen Artikel anzuführen, obgleich ich ungern darauf verzichte, die wichtigsten neuen Einzelheiten, die sie bieten, herauszuheben. Von Maionica erhalten wir S. 205—211 inschriftliche Mitteilungen aus Aquileja, begleitet von vortrefflichen Bemerkungen E. Bormanns; von letzterem einen Nachtrag zu S. 120 ff. betr. eine Inschrift aus Umbrien (S. 212); neue Inschriften aus Rumänien von den Ausgrabungen des Lagers von Turn-Severin, dem alten *Drobeta* oder *Drubeta,* wie die Inschrift Nr. 84, 5 S. 220 in Übereinstimmung mit Ptolemaeus und der Peutingerschen Tafel bietet, mitgeteilt von Gr. G. Tocilescu (S. 213—229); ferner metrische Inschriften aus Philippopel[1]), herausgegeben von E. Bormann (S. 230—236) und schliefslich altbulgarische Inschriften nach Mitteilungen der Brüder H. und K. Škorpil (S. 237 bis 248) mit Beiträgen zur Erklärung von Jireček und Tomaschek.

Zum Schlusse mufs ich bemerken, dafs in diesem Hefte kleinere Druckversehen nicht ganz selten sind. Und da ich nun gerade an Äufserlichkeiten bin, so sei mir der Vorschlag gestattet, die Redaktion möge erwägen, ob es sich nicht, falls einmal eine Änderung beliebt, zur Erleichterung des Nachschlagens empfehlen würde, Autor und Titel der

---

1) Zu der Weihinschrift S. 230 ff. sei die Bemerkung gestattet, dafs es mir nicht so sicher scheint wie dem Herausgeber S. 233, dafs in Z. 11 das TE den Anfang des Namens des Weihenden bezeichne. Dieser wird wohl schon im verstümmelten Anfang der Inschrift gestanden haben und könnte auch in den Resten von Z. 13 gesucht werden. Wenn es sich mit der Orthographie der Inschrift vertrüge, würde ich statt des mir unverständlichen *γνώση* annehmen, es stehe *γνώσητε* für *γνώσεται.* Über *ὄφρα* c. Indic. Futur. vgl. Kühner, Ausf. Gr. II², 2, S. 898, A. 4. Lesbar machen liefse sich der Vers etwa durch die Ergänzung: *γνώσεται [ἠδὲ μὲ φήσει οἰωνοπ]όλων ὄχ' ἄριστον.*

Abhandlungen in der Kopfleiste zu wiederholen. Im übrigen haben wir allen Grund, auch für dieses Heft den hochverdienten Herausgebern besten Dank zu sagen.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

---

113) **Oscar Hölder, Die Formen der römischen Thongefäfse diesseits und jenseits der Alpen.** Stuttgart, Kohlhammer, 1897. VIII u. 34 S. gr. 8 mit 24 Tafeln.

Nachdem die Kunde der römischen Altertümer Deutschlands durch die offizielle Limesforschung einen neuen Aufschwung genommen hatte, sind in den letzten Jahren die römischen Gefäfse wiederholt genauer behandelt worden, doch stand der technische Gesichtspunkt im Vordergrunde. Der Verfasser, welcher 1889 „Die römischen Thongefäfse der Altertumssammlung zu Rottweil“ herausgab, hinterliefs bei seinem Tode Zeichnungen römischer Vasen der germanischen Provinzen und Italiens samt einem (unvollendeten) erklärenden Texte. Der Rottweiler Altertumsverein (Vorstand Rektor Dr. Eble) hat diesen Nachlafs seines verdienten Mitgliedes mit Recht der Öffentlichkeit nicht vorenthalten; denn bisher war die römische Vasenkunde hinter der griechischen an bildlichen Hilfsmitteln nicht blofs absolut, sondern auch verhältnismäfsig sehr zurückgeblieben. Wir dürfen freilich nicht verhehlen, dafs die Tafeln bequemer zu benutzen wären, wenn der Verfasser die gleichartigen Gefäfsformen konsequenter zusammengeordnet hätte. Z. B. gehören nebeneinander T. I 8 und 11, T. I 2 und II 4, T. I 7 und II 2, 5, 7, 9, ferner T. III 8, 10 mit den henkellosen Nebenformen T. VII 2 und 10 und den einhenkeligen T. XV 1, 6, auch XIV 3, XV 8.

Der Text geht von einer sehr hohen Wertschätzung der römischen Thongefäfse, im besonderen der römisch-germanischen aus. Mir will es umgekehrt bedünken, als ob die eleganten Formen so ziemlich alle entweder hellenische Tradition (z. B. T. III 5, 6, VI 10, sämtliche in Neapel) oder Imitation von Metall oder Glas (z. B. T. V 6, XV 2 [weifslichgelb glasiert]) seien. Jedenfalls wird man nur durch Vergleichung der alexandrinischen Formen, wie durch strenge Sonderung der Länder und der Fabrikationszentren weiter kommen. Die Limesforschung ist durch Löschcke auch für solche Fragen nutzbar gemacht worden, und Funde wie die schwärzlichen Gefäfse, welche den ältesten Befestigungsanlagen der Römer eigen

zu sein scheinen*), werden gewifs auch eine Chronologie der römischen Vasenkunde herstellen helfen.

Würzburg. **Sittl.**

---

114) **H. Stürenburg, Die Bezeichnung der Flufsufer bei Griechen und Römern.** Dresden, Festschrift der 44. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von H. St. 1897. S. 287—331 4.

Die Benennung der Flufsufer nach der rechten und linken Hand thalabwärts ist nicht volkstümlich, sondern die Bezeichnung vom Standpunkt des Sprechenden. Bei den Schriftstellern des Altertums findet sich erstere nur vereinzelt. Selbst der Geograph Ptolemäus betrachtet die Flüsse und Nebenflüsse oft von der Mündung aus zur Quelle hin. Ebenso liegt bei Strabo an einigen Stellen die Bergfahrt als Ausgangspunkt für die Uferbezeichnung nach der Hand zugrunde; namentlich beschreibt er das Nilthal vom Meer aus aufwärts.

Die Stellen der Alten, an denen Flufsufer thalabwärts nach der Hand bezeichnet werden, stehen fast nur da, wo der Flufs beschrieben und in seinem Lauf verfolgt wird. St. führt 15 solche Stellen an, zwei aus Herodot, die übrigen aus Autoren der julianischen Zeitrechnung (Agatharchides, Strabo, Pausanias). Nur an je einer Stelle des Plinius, Pausanias, Ausonius, Orosius und des C. J. L. erscheint die Bezeichnung nach der Hand in der uns geläufigen freien Form. Bei Hor., Carm. 1, 2, 18 scheint *sinistra ripa* das Unglücksufer zu bedeuten. Tac., Ann. 2, 8 *classis Amisiae relicta laevo amne* wird erklärt: Germanikus liefs seine Flotte im linken Arm der Ems, die damals an der Mündung geteilt war und deren Mündung seither weit zurückgegangen ist, etwa bei Borkum zurück und schlug eine Brücke über den rechten Arm, die Osterems.

Wie es die Alten bis auf Cäsar nicht zu einer allgemein gültigen Zeiteinteilung brachten, so verzichteten sie auch auf genaue Ortsangaben, so dafs z. B. nicht feststeht, auf welchem Ufer der Trebia oder des Aufidus Hannibal gesiegt hat. Sie bezeichneten die Flufsufer mit *ἐντός, ἔξω, πέραν, cis, citra, ultra, trans,* die teils vom Mittelmeer aus zu verstehen sind, teils vom jeweiligen Standpunkt der Darstellung. Eine

*) Einige Proben, die ich der Güte des Herrn Geh. Rat Soldan verdanke, erinnern in der Profilierung an die eigenartigen Gefäfse des Rottweiler Lagers (T. IX, 13—18).

untrügliche, absolute Bestimmungsweise, entweder nach der Himmelsrichtung oder nach der Hand thalabwärts, verwenden nur einige Autoren mit klareren geographischen Begriffen.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen werden S. 18f. die Stellen mit Uferbezeichnungen aus 20 griechischen Autoren und 19 lateinischen Schriftwerken vorgeführt und erklärt.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

115) **Henri Sensine, Chrestomathie Française du XIX[e] Siècle** (Prosateurs). Lausanne, F. Payot, 1898. XVI, 664 S. 8.

Preis: 5 frcs.

Der Verfasser der vorliegenden Chrestomathie will dem Mangel einer für den Gebrauch in Gymnasial- und Real-Anstalten geeigneten Auswahl abhelfen, die nur die bedeutendsten Schriftsteller des XIX. Jahrhunderts berücksichtigen und gleichzeitig einen Überblick über die Entwickelung der französischen Sprache und Litteratur in diesem Zeitabschnitte geben soll. Die Schriftsteller, von denen Proben aufgenommen sind, werden in chronologischer Reihenfolge aufgeführt und nach Schulen gruppiert. Welche Gesichtspunkte Sensine bei der unter den Werken jedes einzelnen Autors getroffenen Wahl befolgt hat, erfährt man am Besten aus seinen eigenen Worten: er sei bestrebt gewesen „choisir dans ses œuvres les morceaux qui donnent le mieux l'idée de son génie propre, de ses tendances, de son art et de son style". Von den Prosaschriftstellern der französischen Schweiz sind nur Ed. Rod, Eugène Rambert und Vinet aufgenommen worden. Sensine teilt die Litteratur des XIX. Jahrhunderts in 4 Perioden: I. Période Napoléonienne (1800—1820), II. Période romantique (1820 bis 1850). III. Période du Second Empire (1850—1870), IV. Période de la Troisième République (1870—1897). Innerhalb der einzelnen Perioden unterscheidet er Schulen, und zwar in der I. Periode: a) Les Préromantiques: Chateaubriand und Mme. de Staël; b) Les derniers classiques: J. de Maistre, P.-L. Courrier und Benjamin Constant; — in der II. Periode: a) Les poètes-prosateurs romantiques: Lamartine, Alfred de Vigny, Victor Hugo, Alfred de Musset; b) Les romanciers romantiques: Théophile Gautier, Alexandre Dumas, George Sand; c) Les critiques du romantisme: Sainte-Beuve und A. Vinet; d) Les romantiques réalistes: Honoré de Balzac, Stendhal, Mérimée; e) Historiens romantiques et réalistes: Thierry, Michelet, Guizot, Thiers; f) Un auteur comique sous le romantisme: Scribe; — in

der III. Periode: a) Les romanciers prénaturalistes: Flaubert, Ed. et J. de Goncourt; b) Un romancier idéaliste: Octave Feuillet; c) Les dramaturges réalistes: Alexandre Dumas fils, Émile Augier, Labriche; d) Critiques et polygraphes: Taine, Renan; — in der IV. Periode: a) Romanciers naturalistes et impressionistes: Zola, A. Daudet, Maupassant, Loti; b) Romanciers idéalistes et psychologues: Paul Bourget, Rod, Anatole France; c) Les grands descripteurs de la nature: Élisée Reclus, Eugène Rambert; d) Les grands historiens de l'école scientifique: Fustel de Coulanges, Lavisse; e) Les grands critiques actuels: Brunetière, de Vogüe, E. Faguet, Jules Lemaitre. — Der Verfasser hat den Auszügen aus jedem Schriftsteller eine kurze litterarische Notiz voraus geschickt, die eine Würdigung seiner Stellung innerhalb der Schule, der er angehört, und seines Einflusses giebt. Aufserdem fügt er ein Verzeichnis der Hauptwerke jedes Schriftstellers und der wichtigsten einschlägigen Kritiken zu.

Wenn der Verfasser in der Einleitung sagt, dafs es thatsächlich keine guten Chrestomathieen der modernen und modernsten französischen Prosa giebt, so mag das in gewissem Sinne zutreffen; allein, in Deutschland sind gerade in den letzten 5 Jahren mehrere recht brauchbare derartige Bücher erschienen; erwähnt sei nur das französische Lese- und Übungsbuch von Püttmann und Rehrmann, das der Chrestomathie von Sensine kaum nachstehen, sie aber durch ihre Reichhaltigkeit übertreffen dürfte.

Wriezen. **G. Nölle.**

---

116) **Heinrich Junker, Grundrifs der Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart.** Münster i. W., Heinrich Schöningh, 1898. 498 S. 8.

Wenn dies Buch nicht einem bestimmten praktischen Bedürfnisse in trefflicher Weise entsprochen hätte, würde nicht heute schon, acht Jahre nach seinem ersten Erscheinen, die dritte vermehrte und verbesserte Auflage vorliegen. Es ist nicht zu dick und weitläufig und auch nicht zu dünn und dürftig, es ist säuberlich in Paragraphen und numerierte Abschnitte eingeteilt, es enthält recht viel Thatsachen und Ziffern und von den wichtigsten Werken Inhaltsangaben, zu jedem Kapitel die nötigsten bibliographischen Notizen, im Anhang ein alphabetisches Register; alles ist zum Behalten und Nachschlagen aufs bequemste eingerichtet. Von den übrigen Litteraturgeschichten unterscheidet sich diese besonders durch ihre

sorgfältige Behandlung der altfranzösischen Litteratur; bei dem Rolandsliede finden wir das Filiationsverhältnis der Handschriften übersichtlich dargestellt, bei den Chansons de geste die Grundzüge der altfranzösischen Verslehre erörtert, so dafs sich das Buch für die Zwecke des Studierenden der französischen Philologie als brauchbar erweist. Aber hiermit sind auch die Grenzen seiner Bedeutung ausgesprochen. Aus dem Hörsaal ist dies Buch erwachsen, auf die Abkürzungsgewohnheiten beim Nachschreiben von Vorlesungen deutet die mit runden und eckigen Klammern operierende Schreibart hin. Die Urteile über die einzelnen modernen Schriftsteller erscheinen in dieser prägnanten Kürze vielfach zu hart, und wir erschrecken bei dem Gedanken, dafs durch dieses Buch bei einem jungen Studenten die Freude an der französischen Litteratur ertötet werden könnte. Es sei gestattet, einige Beispiele anzuführen: Sainte-Beuve, ein Litterarhistoriker, dessen gleichen wir nicht haben, soll nicht verstehen, die leitenden Gedanken und Bestrebungen einer Epoche zu erfassen, grofse Gesichtspunkte für dieselbe (so!) aufzustellen. Hector Malot, der unsere Dutzendschriftsteller auch in der Behandlung der Sprache noch um Hauptes-länge überragt, wird im sprachlichen Ausdruck als recht mittelmäfsig bezeichnet. Dem Dichter des unübertroffenen psychologischen Meisterwerks L'œuvre, Zola, wird die Gabe der psychologischen Charakteristik abgesprochen. Von Beyle, den Taine den gröfsten Psychologen des Jahrhunderts nannte, und dessen Entdeckung Friedrich Nietzsche zu den schönsten Glücksfällen seines Lebens rechnete, wird eigentlich nur mitgeteilt, dafs er Materialist war und Eltern und Lehrer als seine natürlichen Feinde ansah. Nach solchen Urteilen könnte ein Unkundiger, der hier Belehrung über lesenswerte Schriften suchte, auf den Gedanken kommen, dafs er des Lesens dieser Schriftsteller entraten könne, da ihnen doch höchstens das Prädikat „im ganzen genügend“ zuerkannt werde. Nur bei einzelnen Schriftstellern, wie bei Paul Bourget, urteilt Junker rückhaltlos günstig. Möge es dem Verfasser gelingen, bei einer neuen Auflage entsprechend der pädagogischen Bedeutung des Buches in den ganzen letzten Abschnitt über die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts etwas mehr von jener Wärme und Begeisterung hineinzubringen, mit der die ganze gebildete Welt die französischen Geisteserzeugnisse verfolgt.

Aachen. **Zander.**

---

117) **The Right Hon. D. H. Madden** (Vice-Chancellor of the University of Dublin): **The Diary of Master William Silence,** A Study of Shakespeare and of Elizabethan Sport. London, Longmans, Green & Co., 1897. VII u. 386 S. 8. geh. 16 sh.

Wir haben uns längst gewöhnt, Shakespeare als einen der „Unseren" zu betrachten. Und in der That dürften, abgesehen von den naturgemäfs den Patriotismus herausfordernden Königsdramen, nicht viele Stellen in des Dichters Werken nachzuweisen sein, welche a priori einen Schlufs auf die Nationalität des Verfassers zulassen könnten. Einen Umstand giebt es dennoch, durch welchen auch dem oberflächlichen Leser Shakespeare sich als Engländer zu erkennen giebt: es ist der Reichtum seiner Sprache an „sportlichen" Wendungen und Ausdrücken, für welche er auch nur bei einem englischen Publikum auf ein unmittelbares und allgemeines Verständnis rechnen durfte. So ist es denn auch wohl kein Zufall, dafs es ein Landsmann des Dichters war, der sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen hat, die vielfach in Shakespeares Werken zerstreuten Anspielungen auf die Jagd und was dazu gehört (denn um diesen Teil der sportlichen Veranstaltungen handelt es sich bei Shakespeare ja besonders) zu sammeln, und soweit es zum Verständnis nötig erscheint, dieselben an der Hand älterer einschlägiger Werke zu erläutern. Unter den vom Verfasser des vorliegenden Buches zur Erklärung herangezogenen Werken nehmen folgende die ersten Stellen ein: „The Noble Art of Venerie or Hunting" (1575), „The Booke of Faulconrie" (1575) und „The Booke of St. Albans" (1486 und öfter).

Der Verfasser hat, um seine Darstellung anregender zu gestalten, ihr einen „Rahmen" gegeben. Er führt uns eine Hochwildjagd aus dem Herbste des Jahres 1586 in allen ihren Phasen vor. Den Schauplatz bilden zunächst die Cotswold Hills in Gloucestershire. Die Teilnehmer sind sämtlich „alte Bekannte", sei es, dafs sie uns in Shakespeares Dramen persönlich entgegen getreten sind, oder dafs wir nur ihre Namen dort haben erwähnen hören. Der Veranstalter der Jagd ist der aus „Heinrich IV." Teil II und später aus den „Lustigen Weibern" so wohl bekannte Friedensrichter Robert Shallow. Bei ihm befindet sich sein Verwandter Abraham Slender, während als eingeladene Gäste erscheinen: Justice Silence nebst seinen beiden Kindern Ellen und William, Will Squele [1];

1) Vgl. H. IV, B. III; 2, 3.

ferner Clement Perkes of the Hill und William Visor of Woncot[1]. Vor allen aber als eigentliche Ehrengäste: „Master Petre“ mit seiner jungen, schönen und reichen Gattin Katharina.

Zur Identifizierung des ersteren genügt der Hinweis, dafs „we know him as Petruchio, masquerading in the thin disguise of a Veronese; a disguise quickly thrown aside when he reaches his country house, and rates Nathaniel, Gregory, and Philip after the fashion of a Gloucestershire country gentleman“. Auch einem Vetter „Master Petres“ begegnen wir, Ferdinand Petre, der seine „Existenzberechtigung“ lediglich den Worten Petruchios verdankt: „Bid my cousin Ferdinand come hither“ (The Taming of the Shrew IV, 1). Nicht ganz unerwähnt bleiben darf schliefslich ein in der Begleitung von Clement Perkes erschienener „namenloser“ Gast, bezüglich dessen der Verfasser Folgendes bemerkt: „This young man, carelessly mentioned at first, seemed to acquire a strong and unaccountable influence over the writer's mind. There was a time when I hoped to convince the world that the nameless stranger in Gloucestershire was none other than William Shakespeare.“

Alles nämlich, was wir über diese Jagd, ihren Verlauf und die persönlichen Erlebnisse der Teilnehmer erfahren, verdankt der Verfasser dem „zufällig“ in seinen Besitz gelangten „Tagebuche“ eines der Jagdgäste, des schon genannten William Silence junior. Auf einiges „Mifstrauen“ inbezug auf die „Authentizität“ dieses Tagebuches ist der „Herausgeber“ allerdings gefafst: „And now, when I read over the result of my labours, I have little hope that anyone in this critical age will accept my explanation of the mysterious visitor to Cotswold, and I have some fears lest Sir William and his journal may have to be sacrificed to the doubts of an unbelieving generation.“

Vielleicht auch liegt dem Titel: „The diary of Master William Silence“ noch ein besonderer Sinn zugrunde, denn auch auf jenen ungenannten schweigsamen Besucher scheint der Name „William Silence“ wohl zu passen. Sein „diary“ aber wäre kein anderes als das, was wir für gewöhnlich zu bezeichnen pflegen als: „The Works of William Shakespeare.“ Dafs der Verfasser diesen „Doppelsinn“ in den von ihm gewählten Titel thatsächlich habe hineinlegen wollen, scheinen die folgenden Worte zu bestätigen: „The most sceptical readers of these pages cannot

1) Ibid. V, 1.

question the fact that Shakespeare tells you here, in his own words, his thoughts and memories of country life.“

Darüber, daſs die in dem Buche „auftretenden“ Personen mit ihren Shakespeareschen Vorbildern wenig mehr als den Namen gemein haben, wird der Verfasser selbst gewiſs nicht im Unklaren sein. Offenbar glaubte er von einer eigentlichen Charakteristik um so eher absehen zu dürfen, als ja die ganze „Jagdgesellschaft“ nicht um ihrer selbst willen, sondern lediglich zur Veranschaulichung des von ihr ausgeübten Waidwerks vorhanden ist. Ihre „Abstammung“ bekunden die Teilnehmer hauptsächlich dadurch, daſs sie, auch wo dies nicht durch direkte Beziehung auf den Sport geboten war, soviel wie möglich „shakespearisch“ reden, wobei es sich dann allerdings Master Petre gefallen lassen muſs, gelegentlich den Part des dicken Sir John zu übernehmen, während Master William Silence und Anne Squele sich als Verlobte empfehlen mit Worten, die sie, um mit Mephisto zu reden, „wo anders hergenommen“, nämlich aus den „Lustigen Weibern von Windsor“, wo wir dieselben Worte aus dem Munde von Fenton und Anne Page vernehmen.

Auch sonst ist der Verfasser bemüht, Shakespeare selbst so oft wie möglich zu Worte kommen zu lassen. So giebt sich, um nur dies eine Beispiel zu erwähnen, ein gelegentlich auftretender Hausierer in Reim und Prosa als alten Bekannten zu erkennen. „This is the self-same roguish pedlar whom we have met in foreign parts travelling under the name of Autolycus, but who is in truth when at home in Gloucestershire none other than the elder Sly, the pedlar of Burtonheath, whose son Christopher, ‚by education a card-maker, by transmutation a bear-herd, and now by present profession a tinker‘ was (he tells us), by birth a pedlar“ [1]).

Wichtiger indes als dieses nur zur Belebung der Darstellung dienende Beiwerk ist die mannigfache Anregung, welche das Buch in seinen sportlichen Erläuterungen dem bloſsen Shakespeare-Leser wie dem Forscher zu gewähren vermag. Mit Recht darf der Verfasser das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, eine Anzahl von Stellen, welche „recklessly amended, or abandoned as hopelessly corrupt“ erschienen, klargelegt zu haben.

Alle Arten von „field sports“ werden nacheinander mehr oder minder eingehend, je nachdem die betreffenden Anspielungen bei Shakespeare häu-

1) Vgl. „Die bez. Widersp.“, Induction 2, 20.

figer oder seltener sich finden, abgehandelt. Zwei besondere Abschnitte sind dem „Hawking“ gewidmet. Hier zeigt sich „Master Petre“ als Spezialist, wie er denn auch ein „leider verlorenes“ Werk über die Zähmung und Abrichtung des Falken verfafst hat, für welches er die Überschrift: „The Manning of the Haggard“ oder „The Taming of the Shrew“ vorschlägt.

Einem nicht unmittelbar zum Gegenstande des Buches gehörenden Exkurse dient das Kapitel: „The Gloucestershire Justices“. Der Verfasser versucht hier den Nachweis, dafs der Friedensrichter Shallow aus dem zweiten Teil von „Heinrich IV.“ sich seinem Charakter nach nicht mit dem Justice Shallow der „Merry Wives“ decke; dafs insbesondere die in der letzteren Gestalt offenbar beabsichtigte Karikatur Sir Thomas Lucys, des Gutsherrn von Charlecot, erst als ein späterer Zusatz Shakespeares zu betrachten sei.

Als besonders interessant verdient das mehr als den sechsten Teil des ganzen Buches einnehmende Kapitel: „The Horse in Shakespeare“ hervorgehoben zu werden. Das liebevolle sichversenken in den Charakter des Pferdes, die intime Kenntnis seines Wesens, wie sie uns aus Shakespeares Werken auf Schritt und Tritt entgegenleuchten, stehen in einem bemerkenswerten Gegensatz zu der fast geringschätzigen Gleichgültigkeit, welche zum Unterschied von anderen Dichtern — man denke nur an Scott und Byron — Shakespeare dem Hunde zuteil werden läfst. Auch Swift hat das Pferd zur Erläuterung des menschlichen Charakters herangezogen; allein wie wesentlich verschieden — der Verfasser hebt dies treffend hervor — ist der satirische Standpunkt des verbitterten „Dean of St. Patrick“ von Shakespeares „Kindly tolerant feeling towards both creatures!“

Am Schlusse dieses Kapitels resumiert der Verfasser das, was er die „distinctively Shakespearian allusion“ nennt, indem er dieselbe in die folgenden fünf Rubriken einteilt:

I. A secret of woodcraft or horsemanship,
II. An illustration therefrom of human nature and conduct,
III. A lively image,
IV. A conceit, or
V. An irrelevance, by which I mean an idea somewhat out of place with its surroundings.

Unter den zur Erläuterung herangezogenen Beispielen erscheint mir eines entschieden anfechtbar. „You are over the boots in love“, sagt

in „The Two Gentlemen of Verona“ (I, 1, 25) der Abschied nehmende Valentine zu seinem verliebten Freunde Proteus [1]), worauf dieser (Proteus) entgegnet: „Over the boots? nay, give me not the boots.“ Und Valentine nochmals mit dem Worte spielend, erwidert: „No, I'll not, for it boots thee not.“ Die Worte des Proteus nun liest der Verfasser in leichter Modifikation so: „Over the boots? nay, give me not the bots.“ „Bots“ sind Würmer, welche infolge von schlechtem, namentlich feuchtem Futter sich in die Eingeweide der Pferde einnisten (vgl. Heinrich IV, A, II, 1). Mag nun auch der Ausruf „Bots on't“ zu Shakespeares Zeit ein oft gehörtes „Kraftwort“ gewesen sein, so scheint mir dasselbe an dieser Stelle doch übel angebracht. Aus doppeltem Grunde. Denn erstens wird durch die Einführung von bots für boots der für das Wortspiel doch bedeutsame Gleichklang der Worte gestört, dann aber — und das ist noch wichtiger — wird der Sinn des „pun“ durch diese Schreibung verdunkelt. Bisher faßte man die Worte des Proteus „Nay, give me not the boots“ wohl allgemein als eine Anspielung auf die „spanischen“ Stiefel auf, eine scherzhafte Ablehnung der Folter also, worauf denn die Versicherung Valentines vortrefflich paßt: „It boots thee not“, es würde dir doch nichts nützen, d. h. du würdest auch durch die Folter nicht von deiner Verliebtheit geheilt werden, wogegen bei der Lesart „bots“ Valentines Worte meines Erachtens gar keinen vernünftigen Sinn ergeben würden. Da wir eben im Vorbeigehen einer Namensvertauschung gedachten, so mag noch ein zweiter ähnlicher Druckfehler gleich hier erwähnt werden. Auf S. 58 (Z. 5 v. o.) muß anstatt „Leonatus“ der Name „Leontes“ stehen, da es sich an der betreffenden Stelle um ein Citat aus dem „Wintermärchen“ und nicht aus „Kymbeline“ handelt [2]).

Unter den älteren Shakespeare-Ausgaben giebt der Verfasser der ersten Folio durchweg den Vorzug vor den von den Cambridge Editors bevorzugten Quartos (wo solche vorhanden). Als ein bemerkenswertes Beispiel zu gunsten der Folio mag die folgende Stelle aus Hamlet (IV, 7) hier kurz erwähnt werden.

Der König erzählt dem Laertes von den wunderbaren equestrischen Leistungen des Normannen Lamond, der sich vor kurzem am dänischen

1) Daß in dem vorliegenden Buche die Namen zufällig vertauscht sind, so daß es dort heißt (S. 316): „says Proteus to Valentine“ sei nur beiläufig erwähnt.

2) Daß die Ähnlichkeit dieser Namen keine zufällige sei, habe ich an anderer Stelle nachzuweisen gesucht. Vgl. „Die Gegenwart“, Bd. L, Nr. 36.

Hofe produziert habe, und „to such wondrous doings brought his horse, as had he been incorpsed and demi-natured with the brave beast." — „He grew into his seat" heifst es von ihm. Kein Zweifel, dafs dieses „into" den Vorzug vor dem weit weniger charakteristischen „unto" der Quarto (welches die Cambridge und Globe Editions adoptierten) verdient.

Unter den Nachträgen (Notes) nehmen den breitesten Raum die Ausführungen über die „critical significance of Shakespeares allusions to field sports" ein. Der Verfasser möchte das Vorhandensein oder Fehlen dieser „allusions" geradezu zu einem Kriterium für die Autor- oder doch Mitarbeiterschaft Shakespeares an den „zweifelhaften" Dramen erheben. An einer Reihe der „dubious" oder „Pseudo-Shakespearian" plays wird die Probe gemacht, als deren Resultat sich z. B. bei der Betrachtung der „Two Noble Kinsmen" die Thatsache ergiebt, dafs die als echt shakespearisch angesprochenen Stellen sich zumeist in denjenigen Teilen des Dramas finden „which critics have, on other grounds, attributed to the hand of Shakespeare".

So interessant und anregend auch diese Ausführungen sind, so will mich doch bedünken, dafs der Verfasser in der Anwendung dieses seines „critical test" bisweilen übers Ziel hinausschiefst. Ganz mit Recht bemerkt er: „Shakespeares allusions to horse, hound, hawk, and deer contrast in mere point of frequency with those of any other writer, in ancient or modern times. Some of these references are in themselves of an ordinary kind, and only acquire significance from their frequent occurrence, and from the circumstance that they are seldom suggested by any necessary action of the drama, but seem to spring forth out of the abundance of the poet's heart. Others are of a different character, and especially characteristic of Shakespeare." Allein es erscheint mir doch etwas zweifelhaft, ob wir deshalb ohne weiteres Bemerkungen wie die folgenden als „shakespearisch, oder wenigstens die Vermutung Shakespearescher Mitarbeiterschaft verstärkend" bezeichnen dürfen: Jenny, my man, saddle my bonny black. — And reins you with a mild and gentle bit. — If I could hold dim death but at bay (aus dem Drama „Edward III.").

Der Verfasser streift auch die „Bacon-Frage", indem er das Fehlen aller Hinweise auf sportliche Veranstaltungen in den Schriften des grofsen Philosophen, insbesondere in den Essays, hervorhebt. Die Thatsache ist beachtenswert, wenn auch wohl kaum „beweiskräftig" genug, um in den Reihen „überzeugter" Baconianer Proselyten zu machen.

Alles in allem ein originelles und interessantes Buch, von dessen mannigfachem Inhalt die vorstehende Übersicht kaum mehr als eine Andeutung zu geben vermochte. Ein doppeltes Register: „Index of words and phrases“ und „Index of subjects“ erleichtert die Benutzung. Mannigfach variierte Kopfleisten und Schlufsvignetten, Embleme und Scenen aus dem Jagdleben darstellend, erhöhen den freundlichen Eindruck des auch in allem Übrigen in einer des bekannten Verlags würdigen Weise ausgestatteten Werkes.

Stuttgart. **F. P. v. Westenholz.**

Hierzu als Beilage: Prospekt der Verlagsbuchhandlung von Friedrich Andreas Perthes in Gotha über: Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller; Bibliotheca Gothana; Präparationen, Hilfs- und Übungsbücher für altsprachlichen Unterricht anderer Werke ihres Verlages etc.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 21. Mai. Nr. 10, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

118) **Sophokles,** erklärt von **F. W. Schneidewin** und **A. Nauck.** 2. Bändchen: König Oedipus. 10. Aufl. Neu bearbeitet von **Ewald Bruhn.** Berlin, Weidmann, 1897. S. 232. gr. 8. ℳ 2.20.

Aus der neuen Auflage ist ein neues Buch geworden. Kommentar und Einleitung sind bis auf das erste Kapitel der letzteren von Grund aus umgestaltet. Nach Rehdantz und Blafs sind die zahlreichen Belegstellen der älteren Auflagen einem Anhang zugewiesen, der bald erscheinen wird. Bemerkungen von Wilamowitz-Möllendorf, welche dieser dem Herausgeber nach Durchsicht des Manuskriptes mitgeteilt hat, sind besonders als solche bezeichnet. Sehr gut ist in der Einleitung, III. und IV. Kap., die subjektive Ironie von der objektiven unterschieden und die tragische Ironie dieses Stückes als letztere bezeichnet, welche den Helden durchaus nicht herabsetzen solle. Doch hält Ref. die Ansicht des Herausg., Oedipus sei schuldlos, für irrig und ist vielmehr mit Hooykaas, de Soph. Oed. Col.,

Lugd, Bat. 1896, der Meinung, dafs in dieser und der letzten Tragödie des Dichters Oedipus den gleichen jähzornigen und eigenwilligen Charakter zeige, dessen *ὕβρις* die *ἄτη* folge. Neu ist, dem Ref. wenigstens, die Behauptung, dafs das 2. Stasimon nicht im Anschlusse und Zusammenhange mit dem vorhergehenden Epeisodion verfafst und gegen den grofsen Sophisten Protagoras gerichtet sei. Und nicht nur das, die Worte dieses Stasimons *εἰ μὴ τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως* sollen gar auf den damaligen Versuch Athens gehen, Delphi durch die Phoker in seine Machtsphäre zu ziehen. Ich denke, Sophokles war, wie es schon seine wenigen, uns erhaltenen Stücke beweisen, ein zu guter Patriot, um nicht eher darüber erfreut gewesen zu sein, dafs das Delphische Orakel dem Einflusse der Spartaner entzogen wurde. Die Behauptung des Herausg., Sophokles habe damit die Politik des (ihm befreundeten!) Perikles bekämpft und sie auf den unheilvollen Einflufs des Protagoras zurückgeführt, ist lediglich Vermutung. Auch auf den Götterglauben und die Frömmigkeit des Dichters dürfen wir nicht zu viel Gewicht legen. Viel richtiger beurteilt ihn Hooykaas als nur noch halbgläubig, zwischen dem gläubigen Aeschylus und dem ungläubigen Euripides etwa die Mitte haltend.

Wenden wir uns jetzt zum Text und Kommentar! Bei der Bedeutung dieser neuen Auflage wird es erlaubt sein, sie eingehender zu rezensieren, als es sonst bei Neubearbeitungen älterer Werke gestattet ist. *στέρξαντες* v. 11 erklären die Schol. durch *παθόντες* und *ἤδη πεπονθότες* und haben damit den geforderten Gegensatz zu dem vorhergehenden *δείσαντες* getroffen. Nur kann weder *στέρξαντες* noch das ursprünglich überlieferte *στέξαντες* dies bedeuten. Des Herausg. *εἴρξοντες* giebt ebenfalls den erforderlichen Sinn nicht. Man erwartet im Gegensatze zum Part. Aor. *δείσαντες* ein P. Praes., etwa *πονοῦντες*. Aber die Art der Verderbnis ist zu unerklärlich, und deshalb möchte Ref. sich vorläufig mit der feinen Erklärung von Herm. Schütz, Soph. Studien, S. 71 f. begnügen. v. 18 ist *οἵδε τ' ἠϑέων* beibehalten. Aber es sind nur Kinder und greise Priester erschienen, um Hilfe zu erflehen, vgl. v. 147. Darum ist Seebecks Vermutung *οἱ δὲ γῆς ϑεῶν* der Überlieferung vorzuziehen. V. 31 ist *ἴσον νέμων* st. *ἰσούμενον* mit Recht vorgeschlagen. Gesund sind vv. 44 f. Der Sinn ist: ich sehe, dafs den Erfahrenen sogar die Unfälle zum Glück ausschlagen (*ζώσας*). *τῶν βουλευμάτων* ist mit *μάλιστα* zu verbinden. V. 130 ist wohl *τὰ πρὸς ποσὶν σκοπεῖν* zu lesen. So scheint schon der 2. Schol. gelesen zu haben, wenn er erklärt: *τὰ πρὸς ποσὶν*

ἀφανῆ ζητεῖν etc. Die Stelle τέλει γὰρ εἴ τι νὺξ ἀφῇ, v. 198, ist am leichtesten durch Interpunktion nach γὰρ zu heilen, so daſs τέλει adverbial st. τελέως zum Verbum des Hauptsatzes ἔρχεται gehört. προσταθέντα v. 206 ist part. aor. pass. zu προστείνω! Die bekannte, so vielfach behandelte Königs- oder Fluchrede, vv. 216—275, hätte nach Moritz Schmidt disponiert werden und in derselben v. 261 καὶ νῷν τὰ παίδων st. der sinnlosen Überlieferung κοινῶν τε παίδων verbessert werden sollen. Ebenso hätte v. 294 τόν δ' ἰδοντ' mit Nauck in τόν δὲ δρῶντ' geändert werden müssen. Vgl. die Verse 294 ff. V. 329 entspricht die Korrektur Weckleins und Campes τἄμ' ὧδ' ἀνείπω eher der Überlieferung als Hermanns τὰ μάσσον' εἴπω. V. 360 ist zu lesen ἢ 'κπειρᾷ λόγῳ! Die vielbesprochenen Worte οὔτε δοκοῦντ' οὔτ' ἀποφάσκοντα v. 485 müssen auf den Chor gehen und bedeuten, daſs derselbe die Enthüllungen des Sehers weder billigt, noch verwirft. Dann aber fehlt das näher bestimmende Pronomen dazu und somit hat Nauck recht, wenn er liest δεινά με νοῦν. V. 570 ist zu erklären ἄρχεις γῆς, ἐκείνῃ τὰ αὐτὰ ἴσον νέμων; herrschest du über das Land, indem du ihr dasselbe auf gleiche Weise zuteilst? ihr gleichen Anteil an der Herrschaft gewährst? ἴσον ist adverbial zu fassen, schon weil ἴσως nach attischem Sprachgebrauche hier zweideutig gewesen wäre. Mit Recht ist im Wechselgespräche, in der erregten Stichomythie zwischen Kreon und Oedipus, vv. 622 – 625, eine Lücke angenommen. Doch geht Herausg. zu weit, wenn er v. 624 als sinnlosen Rest einer längeren Debatte zwischen den beiden Streitenden ansieht. Es genügt zwei Verse einzuschieben, welche Ref. zu ergänzen versucht hat. Vgl. Philol. Rundschau III, S. 1478 f. V. 795 ist πόρον st. χθόνα zu lesen. Denn es fehlt zu ἐκμετρούμενος das erforderliche Objekt, das auch die angeführten Belegstellen haben. V. 987 ist ὀφθαλμός gesund. Es ist metaphorisch gebraucht für das Liebste und Beste, was man hat oder haben kann. Der Sinn ist: die Bestattung deines Vaters ist ein hohes Gut, ein grofses Glück. V. 1140 ist ἄλλους mit dem Ref. und st. ὥσπερ mit Nauck ὄντας zu lesen und zu erklären: die anderen, die ihn führen, kenne ich als meine Sklaven. Die Verse 1227 bis 1231 dürften eine alte Schauspieler-Interpolation sein. Viel wirkungsvoller kündigt sich der Exangelos in den vier vorhergehenden Versen an. Mit Recht ist nach Blaſs' Vorrede zu Kuehners gr. Gr. Gr. ᾔδεμεν hergestellt. V. 1267 ist wohl mit Schanz das überlieferte δ' ἦν als aus δὴ ἦν kontrahiert zu erklären. Mit Recht ist das sonst sinnlose στερκτόν

v. 1337 als Prädikat zu *βλεπτὸν ἢ προσήγορον* gefafst. Statt *νομάδος ἐπιποδίας* v. 1350 schlägt Wilamowitz *νομάδος ἐπὶ πλακός* vor. Aber *πλάξ*, die Fläche, bedeutet eher eine Ebene, vgl. Eur. Hec. v. 8 *Χερσονησίαν πλάκα*, als, was hier verlangt wird, Weideland im Gebirge. Ref. vermutet daher *νομάδος ἐπὶ πόας*. Vgl. Ai. v. 601 *Ἰδᾴδι* (so Bergk. st. *Ἰδαίαι*), *ποίᾳ μήλων*. v. 1383 dürften die Worte *γένους τοῦ Λαίου* sc. *ὄντα* gesund sein. Oedipus nennt sich unfromm, von den Göttern als unrein bezeichnet, d. h. Mörder und — was das Schlimmste ist — einen Sohn des Laios, den er erschlagen und dessen Frau, seine Mutter, er geheiratet hat, also einen Vatermörder und Blutschänder. Gerade hierin liegt die vom Zusammenhang geforderte Steigerung. Auch v. 1463 ist gesund. Denn *βορᾶς* ist nicht mit *τράπεζα* im folgenden Vers zu verbinden, sondern hängt von *χωρίς* ab. Sinn: meinen Töchtern wurde nie ohne mich mein Tisch leer an Speise aufgestellt, d. i. sie afsen an meinem Tische, der stets Speise trug, mit mir zusammen. Statt des verdorbenen *ἰδεῖν* v. 1528 verlangte schon Stanley *ἔδει*.

Von seinen eigenen Vermutungen hat übrigens Herausg. in lobenswürdiger Enthaltsamkeit nur zwei aufgenommen, die vorzügliche *ἐν δύᾳ* v. 696 st. *εἰ δύνᾳ* und v. 862 *ἂν* st. *οὐ*.

Die Metra der lyrischen Partieen haben eine allgemeine Übersicht über die Takte und Verse, die in unserem Stücke vorkommen, und die Analyse der einzelnen Lieder erhalten; ein Fortschritt der neuen Bearbeitung, denn die älteren Auflagen hatten nur metrische Schemata. Auch der kritische Apparat weist zum erstenmale eine Einleitung über die Handschriften des Sophokles auf. Doch ungern vermifst man die oft so anziehenden, an feinen und treffenden Bemerkungen reiche Besprechung einzelner Stellen, wie Nauck sie uns bot.

Die Ausgabe ist eine wertvolle Bereicherung der Sophokles-Litteratur.

Saargemünd. **Heinr. Müller.**

---

119) **H. G. Dakyns, The works of Xenophon translated.** Vol. III, Part I: Memorabilia, Apology, Economist, Symposium, Hiero. Part II: On the duties of a cavalry general, on horsemanship, on hunting. London, Macmillan and Co., 1897. LXXVII und 414, LXX und 130 S. 10 sh 6 d u. 5 sh.

Das anerkennende Urteil, das ich über den 2. Band dieses Werkes im Jahrgang 1893, S. 212 gefällt habe, gilt auch für die vor-

liegende Fortsetzung. Die ausführlichen Inhaltsangaben, die Erörterung über einige wichtige Punkte betreffend den xenophonteischen Socrates, der reichhaltige Index der Eigennamen zeugen von fleifsiger, gründlicher Arbeit; die Übersetzung ist gewandt und, wenn auch oft frei, doch zutreffend. — Die schwierige Frage, ob die Apologie oder das 8. Kapitel des 4. Buches der Memorabilien unecht sind, läfst D. unentschieden, doch neigt er mehr dazu, beide Stücke für echt zu halten. So lange ein unwiderleglicher Beweis für die Unechtheit nicht erbracht ist — und das halte ich für so gut wie unmöglich —, wird man am besten thun, die Zweifel zu unterdrücken und der Überlieferung zu folgen.

Zu Grunde gelegt ist wie bei den früheren Bänden die Rezension Sauppes, doch sind die späteren Bearbeitungen, überhaupt die deutschen Arbeiten über Xenophon eingehend berücksichtigt.

Abgesehen von Spezialforschern wird das Werk in Deutschland wohl wenig Absatz finden; für das gröfsere Publikum in England bieten besonders die Abhandlungen über Pferdedressur und über die Jagd viel Interessantes.

Als treffende Übersetzung sei beispielsweise angeführt: Oekon. 22 *δοῦλοι γάρ εἰσι οἱ μὲν λιχνειῶν, οἱ δὲ λαγνειῶν*: slaves are they to luxury and lechery.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

120) **Wilhelm Soltau, Livius' Geschichtswerk, seine Komposition und seine Quellen.** Ein Hilfsbuch für Geschichtsforscher und Liviusleser. Leipzig, Dieterich, 1897. 224 S. gr. 8. ℳ 6.

Ein Hilfsbuch zum Studium des Livius, das über die Handschriften, Ausgaben, Emendationen, Quellen und Streitfragen nach den neuesten Hilfsmitteln Auskunft erteilte, wäre eine verdienstliche Arbeit. Soltau hat sich jedoch auf die Quellenforschung beschränkt. Einleitungsweise spricht er von Livius. Er meint, dafs Livius, da er 16 Jahre nach Ciceros Tod Geschichtschreiber wurde, dessen Anweisungen befolgte und „die Geschichtschreibung nur als einen Zweig der Rhetorik ansah“. Auch werden die Titel der Vorarbeiten aufgeführt; doch ist der bisherige Verlauf dieser Untersuchungen daraus nicht erkennbar. Schon hier wird behauptet, Livius folge in der Regel einer einzigen Quelle, nenne sie selten, schreibe sie meist wörtlich aus. Gut ist die Darlegung, dafs

Livius zuerst die Bücher 1—5 erscheinen liefs, dann 6—15, dann 16—20, dann 21—30, dann 31—45.

Über die Quellen der Bücher 31—45 hat Nifsen (1863) Untersuchungen angestellt. Eine Vergleichung der Fragmente des Polybius führte ihn zu dem Ergebnis: Livius hat für die Verwickelungen Roms mit Macedonien, Syrien und den hellenistischen Staaten, insoweit die Erzählung in diesen Ländern selbst spielt, den Polybius benutzt; er hat ihn frei übersetzt. Für die nichtpolybianischen Bestandteile der 4. und 5. Dekade nimmt Soltau eine dreifache Herkunft an: Angaben über Wahlen, Prodigien, Spiele sind aus Piso genommen, der sich eng an das pontifikale Jahrbuch angeschlossen hatte; ausführliche Berichte über städtische Angelegenheiten stammen aus Valerius Antias, der die Stadtchronik durch Zusätze aus privaten Aufzeichnungen, durch antiquarische und staatsrechtliche Notizen erweitert hatte; die Kriege gegen die Gallier, Ligurier, Spanier, Istrer sind teils aus Antias entlehnt, teils aus Claudius Quadrigarius, der romanhafte Schlachtenberichte frei erfunden hatte.

Rückwärts schreitend behandelt Soltau zunächst die Bücher 23—30, dann 21—22. Zu diesen letzteren ist uns der vollständige Text des Polybius erhalten, und Soltau weist überzeugend nach, dafs viele Partieen bei Livius 21—22 unzweifelhaft aus Polybius stammen. Dazu gehört auch die Angabe (21, 2, 1), dafs Hamilkar nach dem Frieden von 241 fünf Jahre in Afrika blieb, nämlich 241—237, dann neun Jahre in Spanien war, 237—229, und darauf Hasdrubal acht Jahre den Oberbefehl führte, 229—222. Diese Zählung, wonach bei den einzelnen Angaben das erste und letzte Jahr nur teilweise zu rechnen sind, stützt sich auf die Art, wie die Römer die Tage des Kalenders bezeichneten, auf Cic. Acc. 2, 64 *illo biduo,* tags darauf, auf Caes. 1, 47, 1, wo *biduo post* für *postero die* steht, und 3, 12, 1, wo Cäsar in 12 Stunden zwei Fluten ansetzt (nicht blofs eine), nämlich je einen Hochstand der Flut am Anfang und am Ende, auf Livius 22, 30, 9, wo zwölf Monate als ein *biennium* bezeichnet werden. Die Meinung, dafs Livius 5 + 9 + 8, zusammen 22 Jahre rechne, ist ein Irrtum (S. 64). — Die Ähnlichkeit des Livius mit Polybius beruht ohne Zweifel auf direkter Benutzung. Soltau wendet ein: 1. Livius hätte dann den Polybius nicht blofs übersetzt, wie in der 4. Dekade, sondern ihn auch durch Zusätze aus anderen Autoren umgestaltet, 2. würden sich Gräcismen finden, 3. er kenne Polybius' Angaben über die römisch-karthagischen Verträge nicht. Die veränderte Arbeitsmethode



rührt daher, dafs Livius hier neben Polybius die Werke des Fabius (22, 7, 4), Cincius (21, 38, 3) und Coelius zur Hand hatte und das 3. Buch des Polybius oft der Berichtigung bedurfte (z. B. 21, 26, 2; 31, 9; 22, 11, 3). Mit der freieren Bearbeitung (statt Übersetzung) und dem Wechsel des Schauplatzes fallen auch die Gräcismen fort. Eine Erörterung aller Verträge mit Karthago war nirgends nötig; zudem setzt Livius den ersten Vertrag richtig in das Jahr 348 (Polybius falsch ins Jahr 509), und den Inhalt des Vertrages von 306 giebt er 21, 10, 8 richtig an, während Polybius 3, 26 irrt.

Nach Soltaus Ansicht sind die polybianischen Abschnitte der Bücher 21—22 durch Vermittelung des Claudius in den Livius hineingekommen, ebenso die polybianischen Abschnitte über italische Angelegenheiten in den Büchern 24—29. Neben Claudius wurden in der 3. Dekade Coelius, Antias und Piso ausgeschrieben. Von Beginn des 30. Buches an wurde Polybius regelmäfsig benutzt. Livius kannte ihn allerdings schon bei Beginn des 24. Buches; er liefs jedoch (S. 55) die griechischen Angelegenheiten zuerst aus „in der Absicht, spätere Nachträge aus Polybius zu bringen“, und nach Vollendung des 29. Buches hat er dann in die Bücher 24—29 (nach S. 79) 11 Abschnitte aus Polybius eingeschoben. Die S. 52 angeführten Worte aus Livius 29, 35 sind falsch ausgelegt; *etiam* ist zu tilgen.

S. 85—200 werden in 13 Kapiteln die Quellen der 1. Dekade besprochen. Als eine Hauptquelle für diese betrachtet Soltau den 4, 23, 2 und 10, 9, 10 genannten Tubero. An der ersteren Stelle ersetzt er *et Q. Tubero* mit G. F. Unger durch *atque Tubero* und versteht darunter den Pompejaner L. Tubero. Aus diesem, Antias und Piso soll Livius den Anfang seines Werkes zusammengestellt haben. Von 2, 22 an kommt Licinius Macer dazu, von 5, 36, 11 Claudius. „Seine rhetorischen, oft freierfundenen Schilderungen brachten eine gewisse Abwechselung in die breiten Laudationenberichte“ (S. 201). In der 3. bis 5. Dekade nahm Livius breite Exkurse aus „Claudius, der auch seit Ende des 5. Buches — seine Annalen begannen erst mit der Alliaschlacht — nicht selten von Livius ausgeschrieben ist“ (S. 86). „An den wichtigsten Stellen der 3. und 4. Dekade, wo Claudius citiert wird, wird hinzugefügt, dafs hier jene Schrift gemeint sei, in welcher er dem Acilius folge oder ihn übersetze“ (S. 62). Livius kannte das Werk des Acilius nicht (S. 8), sah aber ein, dafs Claudius ihm gefolgt sei; er kannte bei Buch 24 ff. das Werk des

Polybius, schrieb aber Abschnitte aus Claudius ab, die aus Polybius genommen waren. Er kannte das Werk des Fabius nicht (S. 8), beruft sich aber sechsmal auf ihn als den ältesten Zeugen. Das sind sonderbare Dinge, über die Soltau nicht genügende Aufklärung giebt, so dafs seine Annahmen kein rechtes Vertrauen erwecken.

Zum Schlusse seines Werkes spricht er noch eingehender über die Arbeitsweise des Livius. „Obwohl mit griechischer Philosophie und Rhetorik vertraut", verstand er es nicht, sich nach griechischen Mustern zu bilden, wie Coelius, Claudius, Tubero, verschönerte aber gern sein Werk mit den von diesen „entwandten Pfauenfedern". Soltau entwirft auch Tabellen über die den einzelnen Annalisten gehörenden Teile des Livius und zieht die Grundlinien einer verbesserten Geschichte der römischen Annalistik. Er meint: „Ganz verwischt ist in Livius' Schilderungen der alten römischen Geschichte das Bild der glaubwürdigen älteren Annalistik. Zwischen ihr und den rednerischen Ausführungen des livianischen Zeitalters besteht eine unüberbrückbare Kluft".

Wir können uns von der Geschichtschreibung des Livius nur eine mangelhafte Vorstellung machen, da wir kaum den vierten Teil seines Werkes besitzen. Wir müssen es aber auch hier als ein Verdienst desselben betrachten, dafs er nicht blofs die dürftigen Chroniken der älteren Annalisten, sondern auch eine gröfsere Zahl jüngerer Autoren ausbeutete und dafs er scribendi arte rudem vetustatem superavit (Praef.).

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

121) **Ulrich Wilcken, Die griechischen Papyrusurkunden.** Berlin, Georg Reimer, 1897. 59 S. 8. ℳ 1.—.

Unter den Vorträgen, welche in der historisch-epigraphischen Sektion der Dresdner Philologenversammlung im Herbste 1897 — die durch ihren schönen Verlauf und die vielen von ihr gebotenen Anregungen allen Teilnehmern unvergefslich bleiben wird — gehalten wurden, rief derjenige Wilckens über die griechischen Papyri der Wichtigkeit des Gegenstandes gemäfs berechtigtes Interesse für sich wach. Es ist lebhaft zu begrüfsen, dafs dieser Gelehrte, der in Deutschland ohne Zweifel der erste Kenner der Papyrusforschungen ist, sich bewogen fand, seine Ausführungen im Druck zu veröffentlichen und damit einem weiteren Kreise zugänglich zu machen; durch die beigegebenen Litteratur-Nachweise wird dessen Brauchbarkeit ungemein erhöht. Es handelt sich dem

Verfasser darum, eine Orientierung über die Bedeutung und Ziele der Papyrologie zu geben; das Hauptgewicht wird auf die Papyrus-Urkunden gelegt, deren universale Bedeutung für die gesamte Altertumswissenschaft dargelegt werden soll. Dem Haupt-Thema sendet Wilcken eine sehr dankenswerte Übersicht über die bisherige Entwicklung der griechischen Papyrus-Funde voraus, wobei zwei grofse Perioden (deren zweite mit dem J. 1877 beginnt) unterschieden werden und die Eigenart und gegenseitige Verschiedenheit derselben charakterisiert wird. Dabei fällt auf einige Hauptfragen Licht, so z. B. darauf, dafs die Faijûmpapyri nicht aus einem einzigen grofsen Archiv stammen. Endlich wird der epochemachenden Wendung gedacht, die in der Anbahnung von systematischen Nachgrabungen nach Papyri durch die Arbeit von Grenfell und Hunt — die durch so überraschende Ergebnisse belohnt wurde — im Winter 1896/7 gelegen ist, und im Anschlufs daran einer Reihe von Desiderien für die Zukunft Ausdruck gegeben: der Schaffung eines Corpus papyrorum graecarum, wozu allerdings noch nicht die Zeit gekommen ist, der Veranstaltung von systematischen Ausgrabungen nach Papyri durch die europäischen Regierungen, der Herausgabe eines internationalen Zentralorgans für Papyrusforschungen. Damit geht der Verfasser zu seinem eigentlichen Thema über; er scheidet die vorhandenen öffentlichen und privaten Urkunden in verschiedene Klassen und zeigt dann, von welcher Wichtigkeit sie besonders für die verschiedenen Zweige der historischen Wissenschaft, vor allem für die Kulturgeschichte des ägyptischen Hellenismus und für die Finanz- und Wirtschaftsgeschichte des Altertums sind. Ihre Bedeutung für die Rechtsgeschichte hat bekanntlich Mitteis ebenfalls in einem Vortrag auf der Dresdner Philologenversammlung eingehend gewürdigt.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

122) **G. B. Winers Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms.** 8. Aufl., neu bearbeitet von **Paul Wilhelm Schmiedel.** 1. Teil. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1894. XVI und 144 S. 8°. 2,60 ℳ

Winers, des Bearbeiters des Artikels „Hellenismus" in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, wesentlichstes wissenschaftliches Verdienst bleibt die Übertragung der rationalen Behandlung der Sprache auf das Neue Testament durch seine im Jahre 1822 erschienene Grammatik. Diese hatte bis zu seinem am 12. Mai 1858 erfolgten Tode sechs Auflagen

lebt. Neun Jahre später wurde dieselbe von dem Göttinger Theologen Lünemann wieder aufgelegt, um erst nach nahezu weiteren 30 Jahren nunmehr an dem Züricher Theologieprofessor einen neuen Bearbeiter zu finden. „Verbesserte und vermehrte Auflage" nannte der selige Dr. Gg. Konrad Gottlieb das Buch, bei dessen Besorgung er sich fast ausschiefslich darauf beschränkte, die noch von Winers eigener Hand herrührenden Änderungen und Zusätze in den alten Rahmen einzufügen. Auch Schmiedel behält den alten liebgewordenen Titel bei mit der wenig besagenden Variante „neu bearbeitet". Und doch, welch himmelweiter Unterschied birgt sich hinter diesen beiden scheinbar unbedeutenden Zusätzen! Dort eine geradezu mühelose Flickarbeit, hier das Resultat einer angesichts der sich entgegentürmenden Hindernisse enormen Vertiefung in die in den letzten Jahrzehnten zu kaum geahnter Reichhaltigkeit angeschwollenen einschlägigen Litteratur!

Unbestreitbar hat der Herr Verfasser dieser neuesten Auflage mittelst der Hebel der wichtigsten mittel- und neugriechischen Studien das Werk sozusagen mit einem Ruck auf die Basis der neueren grammatischen Grundanschauungen gehoben und zugleich fortlaufend in den Anmerkungen die mafsgebenden litterarischen Erscheinungen bezeichnet, die es dem Interessenten, sofern er nicht auf die Worte des Meisters zu schwören Lust hat, ermöglichen, selbst der Sache bis zu den Quellen nachzugehen, um sich von der Begründetheit der einzelnen Behauptungen zu überzeugen. Sogar von den römischen Rechtsbüchern ist manches beigebracht, dagegen unverhältnismäfsig wenig aus den Kirchenvätern. Was ausschliefslich Bestandteil der Volks- und Umgangssprache gewesen zu sein scheint, ist mit einem * ausgezeichnet.

Vergleichen wir die neue Auflage mit der vorigen, so erscheint sie abgesehen von den ersten vier Paragraphen äufserlich in gleichem Gewande; doch berührt schon auf den ersten zwecks Orientierung nur oberflächlich darüber hingleitenden Blick eine das Wesen der einzelnen Abschnitte entsprechender bezeichnende Terminologie das Auge des Kritikers wohlthuend und nimmt ihn sofort für sich ein. Bei näherem Zusehen vollends ergiebt sich, dafs die alte Form nur aus Gründen der Pietät möglichst gewahrt worden ist; inhaltlich haben wir es mit einer im wahrsten Sinne des Wortes selbständigen Arbeit zu thun; nur in den Paragraphen 1 bis 4 und 16 ist einiges aus Winer herübergenommen, allein selbst dieses Wenige repräsentiert sich in neugestalteter Fassung.

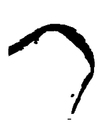


Um indes die Benutzung der neuen Auflage auch für Büchercitate, die sich etwa auf die frühere beziehen, zu erleichtern, sind die Seitenzahlen der 7. Auflage am Rande, allerdings leider etwas unpraktisch im Anfange der Zeilen, allenthalben beigedruckt.

Hat so das Winersche Buch den pietätvollsten Neuerer gefunden, so mufs wohl auch gesagt werden, dafs die zu lösende Aufgabe keinen berufeneren Bearbeiter hätte finden können. Denn wenn auch die schweren Klagen, welche „über geringe Kenntnisse und geringes Interesse bezüglich des Spätgriechischen“ in den Kreisen der Philologen von Fach erhoben werden, als nicht vollgültig zurückgewiesen werden müssen, bilden ja gerade jene Männer, von denen dieselben ausgehen, herrliche Ausnahmen, so viel aber darf unumwunden zugestanden werden: „selbst bei einem vollendeten Kenner derselben wäre schwerlich die unerläfsliche Vertrautheit mit dem semitischen Untergrunde der neutestamentlichen Gräzität und mit der theologisch-exegetischen Litteratur zu finden gewesen.“ (Vgl. z. B. § 2, 1, c, *β*, 22.)

Doch habent sua fata libelli. Wird auch das neue Buch seinem hochverdienten und dabei so bescheidenen Herrn Verfasser, der es in pietätvoller Erinnerung an die drei Jahre vorher verliehene Doktorwürde der theologischen Fakultät der Strafsburger Hochschule als Zeichen der Ehrerbietung gewidmet hat, seitens der an Universitäten und Mittelschulen wirkenden theologischen Dozenten die Fülle der Anerkennung eintragen, und dazu besteht für sie mit Rücksicht auf die Unentbehrlichkeit des Buches bei ihrem Handwerkszeug die bündigste Rechtsverpflichtung, aus den Kreisen der fachmännischen Philologen, die ja dabei nicht in erster Linie interessiert sind, wird sich Herr Schmiedel mit einem Achtungserfolge begnügen müssen. Denn so freudig auch das Erscheinen dieser Neuauflage als einem dringend gefühlten Bedürfnis entgegenkommend begrüfst werden mag, so eminent der den Nächstinteressierten damit geleistete Dienst unzweifelhaft ist, so hat doch über dem Werke nicht eben ein besonders günstiger Stern gewaltet. Dieses Gefühls kann man sich nicht erwehren und ebenso wenig den Wunsch unterdrücken, ein gütiges Geschick möge dem Herrn Verfasser ein baldiges Vergriffensein dieser Auflage bescheren und ihm dadurch Gelegenheit geben, möglichst rasch eine weitere aus e i n e m Gufs folgen zu lassen, um dann in Wahrheit die Arbeit ausgeführt zu haben, „die einer gethan haben mufs, damit hundert andere sie nicht von neuem zu thun brauchen“. Dieser

Wunsch regt sich zunächst angesichts der unheimlich grofsen Anzahl von Nachträgen und Berichtigungen. Dazu kommt aber noch ein weiterer höchst bedenklicher Mifsstand. Die Setzung des Textes hat eine mit dem Umfange des Buches in keinem natürlichen Verhältnisse mehr stehende Reihe von Jahren beansprucht; die Folge davon ist einerseits eine starke Ungleichheit in der Abkürzungsmethode auf den ersten 30 Seiten gegenüber den folgenden, anderseits, und das ist der wundeste Punkt, da „die allerwichtigsten Bücher immer zu spät in die Hände kamen und dann oft mit der gröfsten Hast (sic!) durchflogen (sic!) und mühsam für den bereits fertigen, ja oft schon im Satz befindlichen Text ausgenützt werden mufsten", für den nicht auf der Höhe der Forschung stehenden Fachmann eine absolute und unerträgliche Minderwertigkeit des Buches, für welche das Wenige, das gelegentlich aus brieflichen Mitteilungen von Kautzsch beigebracht wird, gar nicht in Betracht kommt, geschweige denn entschädigen könnte. Es steht zu hoffen, dafs wenigstens der 2. Teil sich über diese Mängel erhaben zeigen wird! Eine weitere Inkonsequenz, dafs nämlich die Grenze der für die einzelnen Citate nachzulesenden Abschnitte nicht immer genau bezeichnet ist, möchte ich dem Buche weniger zum Vorwurf machen, von dem Gesichtspunkte ausgehend, als dies weniger von Belang ist und dann, soweit es geschehen ist, gegen früher immerhin ein teilweiser Fortschritt angenommen werden darf. Ob dagegen die Anführung so vieler, man kann mohl sagen veralteter Litteratur, womit § 2 „Geschichte der neutestamentlichen Grammatik und der Gesamtauffassung der neutestamentlichen Diktion" überladen erscheint, angezeigt war, möchte um so fraglicher sein, als durch die Fülle des neu angezogenen Materials der Umfang dieses 1. Teils sich von 98 Seiten bei Wiener-Lünemann auf 144 bei Schmiedel erweitert hat und auf der anderen Seite wiederum § 16 „Wortbildung" auf den Wortschatz des Neuen Testaments sich beschränkt und in seinen Belegen keineswegs erschöpfend sein will. Schlimm steht es ferner, wenn für „Orthographie und nächstverwandte Formfragen" § 5, 1 (S. 33) als einzige Aufgabe der Grammatik angegeben wird „alle in gute heutige Texte aufgenommenen unklassischen Formen aufzuführen" und es im Zusammenhalt damit (A. 5) heifst: „In vorliegender Grammatik werden nur solche orthographische Abweichungen befolgt, welche allgemein üblich gewesen zu sein scheinen." Hier kann ich auch die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs ein richtiges Verständnis des Textes ohne genauere Einsichtnahme der Litteratur, wie sie die Anmerkungen bieten,



mitunter gar nicht möglich ist. Vorteilhaft zeichnet sich nach dieser Richtung § 7 aus, dessen Lektüre manchem Pedanten aufs wärmste zur Beherzigung empfohlen zu werden verdiente.

Nach dem Gesagten kann ich mich auf wenige Einzelbemerkungen beschränken. Was das allerdings auffällige Kompositum (Dekompositum?) *ἐξεκκλησιάζειν* anlangt, so ist dasselbe jetzt in den Texten der eigentlichen Attiker beseitigt; das ging denn freilich insofern leicht, als es sich um laute Stellen im Imperf. und Aor. handelte, wo, da das Verbum *ἐκκλησιάζειν* in der Mitte augmentiert, einfach durch Streichen des einen *κ* in *ἐξεκκλ.* die gewöhnliche Form hergesellt werden konnte. Noch aber steht die Partizipialform *ἐξεκκλησιάσας* ohne handschriftliche Variante Aristot. Oec. 2, 14 (p. 1348,11 Bekker): *πάλιν δεηθεὶς χρημάτων ἐξεκκλησιάσας τοῖς Μυλασσεῦσιν ἔλεγεν, ὅτι μητρόπολις οὖσα ἡ πόλις αὐτοῦ αὕτη ἀτείχιστός ἐστιν,* also adhuc sub iudice lis est. Mit weit mehr Recht hat man meines Erachtens Apostelgeschichte 24, 21 den Aor. *ἐξέκραξα*, an dem Schmiedel festzuhalten scheint (vgl. § 13, 2, 2) ohne weiteres in *ἔκραξα* geändert. Bei *ἀποκριθῆναι* (§ 3, 2, b) handelt es sich nicht um eine neue Bedeutung, sondern höchstens um eine neue Form, die bei Xen. Anab. 2, 1, 22 beseitigt und auch bei den Attikisten auf zwei Stellen Lucians beschränkt ist, es gehört also nicht unter b), sondern unter a), wie auch *οὐκοῦν* resp. *οὔκουν* (§ 5, 7) wohl richtiger sub d) als sub c) aufzuführen wäre. Das mit *ἀποκριθῆναι* an gleicher Stelle stehende *νυνί* ist nicht von dem Gebrauche der Klassiker verschieden; auch *ὁ πλησίον* (u. *οἱ πλησίον*) ist gut klassisch; es steht nicht bloſs bei Soph., Eur. u. Aristoph., sondern z. B. auch Plato Apol. 25 e init., *κνήθω* auch Aristot., Hist. animal. 9, 1, *ἀλήθω* in den Fragmenten des Pherekrates, bei Theophrast und Diodor (auch in der Anthol. Pal.), *πεποίθησις* u. *πρώινος* bei Babrius, *ὠτάριον* in den Fragmenten des Komödiendichters Anaxandrides, *κεραμικός* Plat. Polit. 288 a, *κλινάριον* ferner wird aus Aristoph. belegt. Die Form *πτύον* steht in der Ilias N 588 (nach den Wörterbüchern auch bei Aesch. u. Soph.), *ἱκεσία* bei Eur., *ψεῦσμα* Plat. Menex. 71 d, *αἴτημα* Pl. Rep. VIII, 566 b u. ö., *νουθεσία* Aristoph. Frösche 1009: *δεξιότητος καὶ νουθεσίας*, *βασίλισσα* Xen. Oec. 9, 15, *οἰκοδομή* als Variante bei Her. 2, 127, *ψιθυριστής* Dem. 59, 39; füglich kann man hier nicht von einer anderen Form, sondern nur von dem Gebräuchlichwerden der anderen Form reden. *ἐπιποθήσειν* (§ 13, 3) steht schon Her. 5, 93, vgl. auch die Grammatik von Curtius-Gerth § 301, 4; *προσέπαιξε* als Variante

Xen. Mem. 3, 1, 4, freilich schon von den früheren Herausgebern in προσέπαιζε geändert, von den neueren überhaupt nicht mehr aufgenommen, so dafs, da auch Plat. Euthyd. 273c παῖξαι in παῖσαι verbessert (?) worden ist, allerdings die K-Formation auf die Worte παιξοῦνται πρὸς ἀλλήλους im Munde des Syrakusaners bei Xen. Conv. 9, 2 beschränkt erscheint. Wer aber wollte schon jetzt über den Ursprung von Formen, wie sie § 13, 13 vorgeführt werden, endgültig entscheiden? Um hierfür eine Grundlage zu gewinnen, müfsten dieselben zuerst einmal alle zusammengetragen und dann, etwa im Zusammenhalt mit den bei Homer vorkommenden sogen. gemischten Aoristen, die eine gegensätzliche Entstehungsweise zeigen, untersucht werden. § 15 dürfte die Stelle aus Aristoph. Frösche 340 zu streichen sein; vgl. über diesen Chorvers Kock, der ἔπειγε lesen will. Der Aor. ἀπεκτάνθην (§ 15, 5) ist nicht homerisch, dürfte sich bei Profanschriftstellern überhaupt vor Dio Cass. nicht finden. Hom. Od. σ, 179 steht ἀπονίπτεσθαι. Während § 15 'PE (S. 130) neben Εἴρω (S. 127) unnötig ist, fehlen ebendort ἵημι u. τίθημι. Über ὁ ἐπιούσιος ἄρτος sind trotz mancher als unfehlbare Autoritäten sich geberdenden Gelehrten mit ihren zum Teil schleierhaften Ansichten nach meiner festen Überzeugung die Akten noch nicht geschlossen. Ganz verkehrt scheint mir das aus der Papyrus Harris zu Il. Σ aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. hergeleitete Argument für Setzung der Trennungspunkte; dort sind eben gerade deshalb die Punkte nötig, weil sie noch keine Accente hat! Die Accente aber machen die puncta diaireseos in sehr vielen Fällen entbehrlich.

Was endlich den Druck selbst anlangt, so zeugt er von gewissenhaft peinlichster Sorgfalt. Ein irgendwie sinnstörendes Versehen ist mir nicht aufgestofsen, nur eine falsche Verweisung (S. 3 A. 1 Z. 5 S. XI f. st. S. X f.), vereinzeltes Fehlen eines Accentes (S. 140 Z. 27) und derlei Kleinigkeiten, wie z. B. S. 43 Z. 2.

München. **Ph. Weber.**

---

123) **Maxime Collignon, Geschichte der griechischen Plastik.** Zweiter Band. Ins Deutsche übertragen von **Fritz Baumgarten.** Strafsburg, K. J. Trübner, 1898. 763 S. hoch 4. Mit 12 Tafeln und 377 Abbildungen. Preis: ℳ 24, geb. ℳ 30.

Obwohl Collignons Geschichte der griechischen Plastik in einem schönen und bequem zu lesenden Französisch geschrieben ist, bedarf die



Übersetzung ins Deutsche doch gewifs keiner besonderen Rechtfertigung und wird den Wünschen vieler entsprechen. Der zweite Band ist, um rascher fertiggestellt werden zu können, ohne die in ihrer Art wertvollen, aber das rasche Fortschreiten der Arbeit hemmenden Nachträge und Zusätze des ersten Bandes ausgegeben worden. Die Übersetzung hat an E. Thrämers Stelle Prof. Fritz Baumgarten in Freiburg übernonmmen, der sich seiner Aufgabe mit Geschick und Gewandtheit entledigt hat. Die Übersetzung liest sich meist glatt, wie ein deutsches Original. Statt seine Arbeit durch Nachträge zu verzögern, hat er nur in ganz wenigen Fällen, wo es erforderlich schien, Zusätze gemacht. Dagegen hat der Verleger den Wert des Buches noch durch Zugabe einer ganzen Anzahl von Abbildungen zum Teil schwer zugänglicher Denkmäler erhöht, so dafs auch dieser zweite Band gegenüber seinem Original einen Fortschritt darstellt. Wirklichen Verstöfsen bin ich nirgends begegnet. Dagegen ist auf S. 8, A. 3 ein Fehler des Originals unberichtigt geblieben. Der Brief eines venetianischen Offiziers vom 8. Juni 1888 ist natürlich aus dem Jahre 1688.

Möchte der Zweck der deutschen Bearbeitung glänzend in Erfüllung gehen, das vortreffliche Buch Collignons auch dem deutschen Publikum nahe zu bringen! Insbesondere die Lehrer höherer Lehranstalten werden es nicht nur für sich mit reichem Gewinn und Vergnügen benützen, sondern auch für ihren Unterricht mit grofsem Nutzen verwenden können. Ihnen sei es daher aufs wärmste empfohlen.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

124) **Donsbach, Die räumliche Verbreitung und zeitliche Begrenzung des Mithrasdienstes im römischen Reiche.** Prüm 1897. 8.

Der Verfasser dieser 39 Seiten in Oktav haltenden Programmabhandlung hat sich der dankenswerten Mühe unterzogen, das weniger zugängliche Werk von Cumont: Textes et monuments figurés rélatifs aux mystères de Mithra, Brüssel 1896, im Auszuge wiederzugeben, so dafs man eine rasche Übersicht über die im Titel angedeuteten Fragen erhält. Referent glaubt aber sagen zu müssen, dafs dieser Auszug recht trocken ausgefallen ist. Mit Benutzung von Prellers römischer Mythologie hätte sich namentlich das 1. Kapitel „Allgemeines“ leicht interessanter gestalten lassen. Statt der auf S. 12 gegebenen Linearzeichnung hätte ein Holzschnitt die

Anlage eines Mithrasmonumentes viel besser veranschaulicht. Zur Erklärung der im Mithrasdienste herrschenden Symbolik möchte ich hinweisen auf die Aufsätze von Reulaux in Westermanns „Monatsheften“ vom Oktober und November 1897, die allerdings Donsbach noch nicht benutzen konnte.

Wolfenbüttel. **Brunoke.**

125) **Gymnasial-Bibliothek,** herausgegeben von **E. Pohlmey** und **H. Hoffmann.** 27. Heft. **Ernst Ziegeler,** Aus Ravenna. Mit 16 Abbildungen. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1897. 72 S. 8. ℳ 1.50.

Ravenna verdient in mehr als einer Hinsicht in der Gymnasial-Bibliothek vertreten zu sein. Hier sehen wir, wie nicht leicht sonst irgendwo, die antike und christliche Welt sich berühren und das Neue langsam, aber sicher das Alte verdrängen. Die letzten Zeiten des weströmischen Kaisertums, sein Sturz und die Aufrichtung der ostgotischen Herrschaft, alles hat in Ravenna seine Spuren hinterlassen. Die Kunstdenkmäler von Ravenna verdienen unsere Aufmerksamkeit und Teilnahme, durch die Eigenartigkeit, wie hier byzantinischer und abendländischer Geschmack neben urgermanischen Formen vertreten sind, und der Verfasser, dem wir in der Gymnasial-Bibliothek schon mehrfach als geschicktem und geschmackvollem Schilderer begegnet sind, hat es verstanden, diese verschiedenen Merkwürdigkeiten Ravennas in ihrem Zusammenhang und in ihrem Gegensatze auch für das Verständnis der Jugend anziehend und fesselnd darzustellen. Auch fehlt nicht die Erinnerung an Dantes Grab.

Calw. **P. Weizsäcker.**

126/127) **Guerre de 1870/71.** Récits mixtes. Herausgegeben v. **Arnold Krause.** Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1898. 118 S. Text, 46 S. Anm., 41 S. Wbch.

Choix de Nouvelles modernes. Herausgegeben v. **J. Wychgram.** Ebenda. 1897. 111 S. Text, 24 S. Anm., 61 S. Wbch.

Die Flut der Schulausgaben französischer Schriftsteller ist noch immer im Steigen, der Wettbewerb der einzelnen Verlagsanstalten um den Ruhm der gröfseren Reichhaltigkeit entbrennt immer eifriger, und solange kein fester Kanon die Lehrer an bestimmte Werke bindet — was hoffentlich noch in weiter Ferne steht —, wird vermutlich die Produktion nicht ermatten.

Nachdem das Gebiet der älteren Geschichtsschreibung, Novellistik und Dramatik ziemlich erschöpft ist, wendet man sich jetzt mit Vorliebe moderner Belletristik, geographischer, natur- und kulturgeschichtlicher Beschreibung zu, um insbesondere damit der Forderung der Lehrpläne gerecht zu werden, dafs die Lektüre dem Schüler eine ausgedehntere Kenntnis von Land und Leuten zu vermitteln habe.

Diesem selben Zweck dient auch die Herausgabe von Darstellungen aus dem „Grofsen Kriege", durch die zugleich, bei der von den Lehrplänen geforderten eingehenden Behandlung dieses bedeutungsvollen Abschnittes unserer Geschichte, dem konzentrierenden Unterricht eine nicht unbedeutende Stütze geboten wird.

Den bekannten Erscheinungen auf diesem Gebiet schliefst sich auch das folgende Buch an: Guerre de 1870/71. Récits mixtes. Herausgegeben von A. Krause. Es sind 6 Erzählungen und 1 geschichtliche Darstellung: Flucht der Kaiserin, Im Ballon, Ballonbrief, Tours, Brief eines Verwundeten, Rückzug der Ostarmee, Sedan. Dazu ein Übersichtskärtchen der Kriegsschauplätze um Sedan, Tours und Besançon. Wir haben es hier also mit der jetzt so beliebten Form der Choix oder Recueil zu thun, wogegen nichts einzuwenden ist, sobald die Auswahl geschickt abgerundete, in sich interessante Bilder bietet, die einen bestimmten Abschnitt dieser grofsen Zeit in anschaulicher, eindrucksvoller Weise vorführen. Das ist hier der Fall, und ich kann daher diesen Band, der, seiner Schwierigkeit nach, weniger für eine Prima (wie der Verlag anzeigt), als für eine normale Obersekunda sich eignet, allen Kollegen in stofflicher Beziehung zunächst wohl empfehlen. Da der Hauptreiz in der Schilderung des persönlich Erlebten besteht, würde allerdings die Ausgabe noch gewonnen haben, wenn auch Nr. 1 (Sedan von A. Chuquet) diesen Vorzug teilte, oder wenn statt der etwas trocknen, objektiv nüchternen Darstellung Chuquets, die aufserdem durch Überhäufung mit Einzelheiten den Schüler leicht ermüdet, ein anderes Stück, vielleicht aus Roussets lebensvoller, obgleich stark chauvinistischer Darstellung, herangezogen wäre.

Der Kommentar zeugt von sorgsamem Quellenstudium, das den Herausgeber befähigt, jede militärische Situation durch kurze Orientierung aufzuhellen; er läfst in seinen reichen Angaben über Personen und Sachen nichts Wesentliches vermissen und leitet aufserdem oft in anerkennenswerter Weise den Schüler zu einer guten Übersetzung an. Dabei verleitet allerdings das Streben nach möglichst grofser Erleichterung für den Schüler

oft zu überflüssigen Angaben wie z B. 41, 24 malgré moi; 94, 11 dans la journée; 99, 29 faire courir un danger à; 106, 19 à l'ordinaire; 114, 17 billet de logement u. s. w. Man soll doch dem eigenen Nachdenken des Schülers auch etwas überlassen. Nachfolgende, ausschliefslich Kleinigkeiten berührende Bemerkungen finden vielleicht bei einer hoffentlich bald erfolgenden zweiten Auflage Berücksichtigung.

Bei den z. T. recht ausführlichen Angaben über die Heerführer, besonders die französischen, vermisse ich solche gänzlich bei Moltke (3, 6) und Chanzy (74, 25); ebenso eine Notiz über Aussprache, Lage und historische Bedeutung von Hastings (32, 13), desgl. über die Aussprache von Chislehurst (32, 30), während die von Ryde (32, 5) bezeichnet ist. 30, 5 findet sich eine Erklärung von sir (wobei die richtige Reihenfolge: Baronet, Knight herzustellen ist), aber nicht von lady (33, 3); 55, 3 wird von der Stellung des Moniteur, aber nicht der daneben genannten Zeitungen la France und le Constitutionnel gesprochen. Aufserdem fehlt (22, 14) die wohl notwendige Übersetzung von se donner un accès de somnambulisme, und 68, 14 erfolgt die Erklärung von garde mobile, das bereits 18, 3 vorkommt.

Grammatische Bemerkungen sind mit Mafs gegeben, erscheinen aber vielleicht noch wünschenswert bei 18, 2 tous corps; 23, 25 Voranstellung des Dativs à ce nouveau cocher; 24, 18 Voranstellung von impérial; 82, 25 u. 109, 30 Gebrauch von quelque in scheinbar negativen Sätzen; 103, 7 fort de Brigille, aber 95, 13 ohne de; desgl. 95, 2 faubourg de Battant, aber nachher Porte Battant; schliefslich konnte 24, 3 über den Gedrauch von denier etwas gesagt, und 53, 29 bei frapper dur auf 52, 24 peser lourd hingewiesen werden. — An Druckfehlern sind mir aufgefallen: 62, 29 dyssenterie (Text), dysenterie (Lex.). Beide Schreibweisen sind ja zulässig. 78, 10 Anm. Tour statt Tours; 81, 31 ist das Komma bei peut-être falsch; 97, 9 hôtel-de-ville (im Lex. richtig ohne Bindestrich); 105, 22 Bonclans, auf der Karte: Bouclans; 107, 17 Anm. en statt à; 116, 21 spectale statt spectacle. — Aufserdem ist, wie bei diesem Verlage üblich, ein Speziallexikon erschienen, an dem ich besonders die Vollständigkeit, die treffende, geschmackvolle Übersetzung französischer Idiotismen, sowie die sorgsame Bezeichnung der Aussprache in zweifelhaften Fällen zu rühmen habe. Der Vollständigkeit zu Liebe sind auch alle im Kommentar befindlichen Übersetzungen und Vokabelangaben nochmals in das Lexikon aufgenommen, wodurch dies übermäfsig ausgedehnt

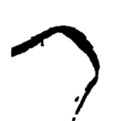
ist. Richtiger wäre es m. E., alle einfachen Vokabelangaben in das Lexikon zu verweisen. Vermifst habe ich: les yeux grands ouverts, des nouvelles brûlantes (brühwarm), froid noir, parler raison.

Nicht ein gleich günstiges Urteil vermag ich über die Choix de nouvelles modernes, von J. Wychgram, zu fällen. Zunächst kann ich mich mit der Auswahl nicht völlig einverstanden erklären. Es sind 10, für Tertianer bestimmte, Erzählungen verschiedener mehr oder minder bekannter Autoren, über die beiläufig gesagt, nähere Angaben nicht gemacht sind, ebenso wenig wie irgendwelche litterarische Notizen über die Entnahme der Stoffe sich finden. 1—3, sowie 7, 9, 10 (diese letzteren in Conteurs modernes des Rengerschen Verlages ebenfalls erschienen) sind anregend geschriebene Geschichten meist ernsteren Inhalts, 4 ist ein poetisches Stück in Alexandrinern von Coppée, 5 ein Gedicht in Prosa in skizzenhafter Ausführung, 6 eine Allegorie, 8 ein Märchen. Also ein buntes Gemisch verschiedenartiger Gattungen nach dem Grundsatz: variatio delectat zusammengestellt; aber ich glaube, dafs die letztgenannten Nummern (5, 6, 8), zumal in ihrer sprachlich so überaus einfachen, stellenweis monotonen Einkleidung, eine zu weichliche Kost für Tertianer enthalten, deren Interesse mehr lebenskräftigen Geschehnissen zugewandt zu sein pflegt.

Der Kommentar enthält im wesentlichen Übersetzungen von Vokabeln Wendungen, und Erläuterungen des Sinnes, hier und da Anleitung zu guter Übersetzung, auch sachliche Bemerkungen. Zunächst hätten letztere wohl vermehrt resp. erweitert werden können. So z. B.: 1, 5 soziale Bedeutung der französischen Notare; 4, 8 französische Gymnasien; 4, 11 Art der Schulprämien; 24, 20 Plymouth; 24, 27 sir (im Lex. ungenaue Erklärung); 43, 14 Bédouins du désert; 43 21 Zusammensetzung des französischen Offizier-49, 2 corps; Ehrenlegion; 68, 28 pièce de cent sous; 97, 30 galères. Unvollkommene Angaben finden sich: 4, 24 Mündung der Zorn? 16, 8 Einwohnerzahl von Saint-Malo? Auch 24, 19 nicht angegeben, wo der Ort in einer nochmaligen Anmerkung mit einer weiteren geographischen Bestimmung angeführt ist! 24, 13 Jahr der Kontinentalsperre? 42, 2, wo die Anmerkung vermuten läfst, dafs Abdelkader noch zur Zeit der betreffenden Erzählung (nach 48) gegen die Franzosen gekämpft habe, während er schon 1847 gefangen wurde. Ungenau sind die Angaben: 5, 3 faire signer nicht beglaubigen, sondern wörtlich, vgl. 5, 11; 24, 13 bénéfice nicht Vorteil, sondern Gewinn; 88, 19 bonnet de coton nicht Haube, sondern Zipfelmütze; 91, 25 Fécamp nicht „kleiner Ort“, er hat 14000 Einwohner; auch nicht an der Mün-

dung der Seine gelegen, ebenso wenig wie Yport: die Entfernung beträgt mindestens 40 Kilometer. 94, 1 Mâcon nicht Ort, sondern Hauptstadt des Departements mit 20000 Einwohnern. Eine grofse Nachlässigkeit findet sich: 100, 19, wo etwas kommentiert ist, was sich im Text gar nicht findet: comme le brave Pandore (auch im Lex. erklärt). Hat dazu achtlose Benutzung des Rengerschen Kommentars verleitet? Einer Bemerkung hätten wohl bedurft: 45, 18 encor; 58, 30 vous; 89, 10 pardine; 103, 27 procureur du roi. Grammatische Erörterungen fehlen fast gänzlich und erscheinen doch angebracht: 40, 30 devoir im Sinne des Conditionnel (das Lex. enthält: werden); 41, 13 dût-il; 47, 6 prendre qu. soldat; 54, 10 sans mot dire; 65, 2 eigenartiger Gebrauch von autre; 76, 11 il semble mit dem Indikativ; 83, 15 tarder de. Endlich zeugt es von Unachtsamkeit, wenn Vokabeln erst bei wiederholtem Vorkommen oder mehrfach erläutert werden: épauler 20, 20 bereits 6, 17; malouin 24, 19 bereits 17, 20; pavillon 24, 29 bereits 19, 1; dépêche 33, 25 bereits 32, 3; conscription 47, 8 bereits 17, 10; Dativ des Merkmals 61, 2 bereits 51, 4; agoniser 53, 31 bereits 52, 21; se monter la tête 68, 22 bereits 63, 15; grève 65, 5 bereits 64, 1; caqueter 99, 18 angegeben, caquet 109, 2 wiederholt; ebenso démangeaison 99, 21, démanger 110, 20. Druckfehler finden sich: 21, 26 Anm. diaprez statt diaprer; 44, 21 Anm. Krepp- statt Krapp-pflanze; 47, 8 Anm. une cierge; 22, 29 Text ponvais statt pouvais; 40, 4 Text côtê statt côté; 57, 24 Text sa lampe allumée ohne Kommata; 84, 27 Text blémir, sonst immer blêmir; 92, 17 Text parait statt paraît; 103, 28 Text juge instruction statt juge d'instruction; 109, 32 Text Komma hinter auparavant weggelassen.

Das Lexikon ist recht sorgfältig, aber in so ausführlicher Breite gearbeitet, dafs es nicht nur die im Kommentar bereits übersetzten Vokabeln und Phrasen nochmals enthält, sondern auch die landläufigsten Wörter wie le père N., la plupart, l'un contre l'autre, lequel, les nôtres u. s. w. und sogar auch eine Reihe von Namenerklärungen z. T. in unzulänglicher Weise. Ein Prinzip ist dabei nicht zu entdecken. So finden sich im Lexikon und Kommentar: Mâcon, Saint-Malo, Trafalgar, Zorn; blofs im K.: Fécamp, Yport; blofs im L.: Wagram. Ebenso fällt die verschiedenartige Wiedergabe einer Reihe von Vokabeln und Wendungen auf: ce n'était pas pour dire L.: das war noch keine Herrlichkeit, K.: = je ne veux pas insister; états de service, L.: Dienstzeugnis, K.: dienstliche Leistungen; faire justice, L.: nach Verdienst bestrafen, K.: ein Strafgericht ergehen lassen; baisers



à pleines mains, L.: Kufshände, K.: verschwenderisch ausgeteilt; pièce montée, L.: Tafelaufsatz, K.: Baumkuchen; parquet, L.: Staatsanwaltschaft, K.: Landgericht; pulmonés, L.: Lungenschnecken (pulmonés pl.), K.: Weinbergschnecke (pulmonés sing.); second, L: 2. Offizier, K.: Beistand, Stellvertreter; émouchet, L.: Weihe, K.: Sperber u. s. w. Es fehlen im Lexikon: mettre à école, Dieu ait son âme, politesse = Glas Wein, das man für andere bezahlt (poniert), il fit = dit, en être à, à nous deux. Somit mufs ich zu meinem Bedauern feststellen, dass die Bearbeitung häufiger die nötige Sorgfalt und Genauigkeit vermissen läfst.

Holzminden. **Hallbauer.**

---

128) **Stopford A. Brooke, English Literature fro mA. D. 670 to A. D. 1832,** partly rewritten and largely revised and corrected. London, Macmillan and Co., Ltd. 1896. 192 S. 8. Preis: 1 Sh.

Der Brookesche Grundrifs ist als Teil der von Richard Green herausgegebenen rühmlich bekannten Sammlung von Literature Primers zum erstenmale im Jahre 1876 erschienen und hat seither eine Reihe von Abdrucken erfahren. Dem deutschen Publikum ist er auch im Jahre 1882 in freilich wenig gelungener deutscher Bearbeitung von Matthias durch die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung näher gebracht worden. Da auch die Encyklopädieen von Storm, Elze, Vietor, Körting das Büchlein unter den Hilfsmitteln zum Studium der englischen Litteraturgeschichte in empfehlendem Sinne aufführen, so darf man es wohl im allgemeinen als bekannt voraussetzen und sich bei einer Anzeige der neuen Auflage darauf beschränken, zu prüfen, wie weit die auf dem Titelblatt angekündigte Umarbeitung imstande gewesen ist, Mängel der früheren Gestalt zu verbessern und die Ergebnisse der neueren Studien für die Revision zu verwerten.

Eine Vergleichung ergiebt, dafs Brooke in der That mit Sorgfalt manche Fehler der früheren Auflagen ausgemerzt hat. Mit besonderem Eifer hat sich der Verfasser, dem wir ja auch eine ausführliche, mit warmer Begeisterung, wenn auch nicht immer mit völliger Bewältigung der philologischen Seite der Aufgabe geschriebenen Darstellung der altenglischen Poesie bis auf Alfred verdanken, daran gemacht, die Abschnitte über die Zeit vor der normannischen Eroberung neu zu gestalten, und es ist mit Anerkennung hervorzuheben, dafs er bestrebt gewesen ist, auch aufserenglischen, be-

sonders deutschen Arbeiten auf diesem Gebiete gerecht zu werden. Es ist meines Erachtens nicht der kleinste Vorzug des Brookeschen Werkchens vor manchen ähnlichen Grundrissen, daſs es einen solchen Nachdruck auf die ältere Periode der englischen Litteraturgeschichte und den inneren Zusammenhang zwischen ae. und me. Zeit legt, da ja leider die Vorstellung, daſs die englische Litteratur erst mit Chaucer beginne, noch in manchen Köpfen zu spuken scheint. Freilich ist Brooke im Eifer vielleicht ein wenig zu weit gegangen und hat der ae. und me. Zeit gegenüber der ne. einen verhältnismäſsig zu groſsen Platz eingeräumt. Es will mir überhaupt scheinen, als ob die Verteilung des Raumes auf die verschiedenen Litteraturströmungen und Dichtergestalten, namentlich auch in der neuesten Zeit, wo sich z. B. Byron mit einer Seite gegen drei über Wordsworth begnügen muſs, manchmal etwas zu sehr vom persönlichen Geschmack des Autors abhängig sei; aber das ist schlieſslich ein entschuldbarer Fehler, wenn nur darob Wichtiges nicht ganz vernachlässigt wird, und das ist, so viel ich sehe, nirgends der Fall.

Eine dem eng begrenzten Umfange entsprechende knappe und doch genau treffende Fassung für seine Ausführungen zu finden, ist dem Verfasser auch jetzt nicht überall völlig gelungen, wenn auch glücklicherweise nur wenige seiner Behauptungen ein solches Bedenken erregen, wie gerade der erste Satz, in welchem Brooke die Geschichte der englischen Litteratur definiert als „the story of what great English men and women thought and felt and then wrote down in good prose and beautiful poetry in the English language“. Mehrmals hat sich Brooke wohl auch von seiner dichterischen Phantasie zu pathetischen Bildern und Phrasen hinreiſsen lassen, wo dem Leser eine nüchterne, kritische Charakterisierung besser gedient hätte, aber im ganzen sind diese Schwächen doch selten und treten zurück hinter den guten Seiten des Büchleins, einer übersichtlichen Gruppierung des Stoffes und einer meist bündigen, gut orientierenden Hervorhebung der bedeutungsvollen Eigentümlichkeiten der einzelnen Perioden und Dichtungsgattungen und der besonderen für die Gesamtentwickelung der Litteratur wichtigen Züge der verschiedenen Dichter und Schriftsteller.

Die Kürze der Formulierung ist wohl neben pädagogischen Rücksichten schuld daran, daſs öfters Ansichten mit zweifelloser Bestimmtheit vorgetragen werden, bei denen eine mehr potentiale Form des Ausdrucks am Platze gewesen wäre; im ae. Abschnitt finden sich Beispiele hierfür

besonders in dem Paragraphen über Cynewulf, dem die Rätsel und das Traumgesicht vom Kreuze mit Sicherheit, der ganze Crist, beide Teile des Gudlac, Andreas und Phönix fast ohne einschränkende Bemerkung zugeschrieben werden.

Alle die Stellen im einzelnen aufzuführen, in welchen man dem Verfasser zu widersprechen geneigt sein könnte, oder in denen er positiv Falsches berichtet — sie begegnen hier wie überall und sind auch bei der gröfsten Gewissenhaftigkeit fast unvermeidlich — würde hier zu weit führen. Sie können uns auch nicht hindern, anzuerkennen, dafs wir an Brookes Primer in seiner neuen Auflage eine geeignete Anleitung zu einem ersten orientierenden Überblick über die Geschichte der englischen Litteratur besitzen, von der man nur wünschen möchte, dafs sie bald eine Erweiterung in den Sinne erführe, dafs sie nicht mit dem Jahre 1832 abbräche, sondern bis auf unsere Zeit fortgeführt würde und wenigstens die inzwischen verstorbenen Dichter, vor allem Thackeray, Dickens, Tennyson behandelte.

Basel. **Gustav Binz.**

---

129) **John Stuart Mill, On Liberty.** Für den Schulgebrauch bearbeitet und erklärt von **K. Wehrmann.** Berlin, Gärtner, 1897. XII u. 100 S. 8. ℳ 1.20.

Mills Schrift behandelt, anknüpfend an W. v. Humboldts Grenzen der Wirksamkeit des Staates, in 5 Kapiteln „the nature and limits of the power which can be legitimately exercised by society over the individual“ und ist für Primaner, die nach Jahresfrist ins Leben hinausziehen, in unserer sozial bewegten Zeit als Vorbereitung für diese Reise eine geeignete Lektüre. Im Kreislauf aller Dinge wird auch die Zeit wiederkehren, wo die Philosophie ihre Aschenbrödelrolle ausgespielt hat und philosophische Unterweisung unserer reiferen Schuljugend nicht mehr so scheel angesehen wird. Denen, die den vorliegenden Lesestoff etwa für die Schule als zu schwer erachten, möchte ich das Wort Mills entgegenhalten, das schon der Herausgeber anführt: „Wenn Jünglinge, die man zu höheren Studien vorbereiten will, nie an Fragen und Denkoperationen herangeführt werden, die bis an die Grenze ihres Fassungsvermögens gehen, werden sie niemals zu dem Bewufstsein dessen kommen, was sie überhaupt zu leisten vermögen.“ So schwer ist nun die Schrift bei der im ganzen klaren Sprache nicht, wenn ich auch glaube, dafs man sich erst

jede Schülergeneration wird daraufhin ansehen müssen, ob man ihr die Kost mit gutem Erfolg bieten kann. Zur Erleichterung der Lektüre, der Prof. Paulsen (Berlin) ein empfehlendes Wort mit auf den Weg gegeben, hat der Herausgeber durch sachliche und sprachliche Erläuterungen das Möglichste gethan. Mir selbst gehen nur die Hilfen mehrfach zu weit. Die durchschnittlich eine Seite umfassenden Inhaltsangaben der einzelnen Kapitel schwächen in dieser Ausführlichkeit leicht das Interesse am Original für den Schüler ab und benehmen dem Lehrer vielfach den Reiz, weil die Möglichkeit, der geistigen Leitung; auch in sprachlicher Hinsicht hätte ich Übersetzungen wie die von well-being = Wohlfahrt, intelligible = verständlich u. a. weggelassen, um so mehr als der Herausgeber mit Recht auf ein Wörterbuch verzichtet, „da Mills Werk nur von solchen gelesen werden kann, die schon eine gewisse Kenntnis der englischen Sprache haben“.

Trarbach a. Mosel. **Elfes.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.



Gotha, 4. Juni. Nr. 11, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

130) ΑΡΙΣΤΟΦΑΝΟΥΣ ΣΦΗΚΕΣ. The wasps of Aristophanes with introduction, metrical analysis, critical notes and commentary by W. I. M. Starkie, Cambridge-London 1897. Macmillan and Co., Limited. New-York: The Macmillon Company. XCIV, 452 S. 8.

Der Zweck des vorliegenden neuen Bändchens der „Cassical Series“ ist, wie der Herausgeber in der Vorrede selbst bemerkt, eine allgemeine Einführung in das Studium des Aristophanes und einen vollständigen Kommentar zu den „Wespen“ zu bieten. Der Titel schon besagt, worin diese allgemeine Einführung besteht. Im ersten Abschnitte derselben bespricht der Herausgeber die einzelnen Teile der Komödie, dann die Art und Weise der Überlieferung des Textes; hierauf weist er mit Recht die zu weit gehende Theorie Zielinskis von der Perikopenabteilung der Tetrameter zurück und erörtert schliefslich die Verteilung der Chorpartieen, wobei er acht Fälle aufstellt, in denen der Chorführer im Namen des Chors spreche. Ich bezweifele, ob man diese Fälle auf die gesamte Komödie übertragen darf, wie es St. thut; man wird vielmehr von Fall zu Fall prüfen müssen. Der zweite Abschnitt der Einleitung bietet eine Zusammenstellung der Hauptmetren der Komödie, der dritte einen Überblick

über die Handschriften, in welchen die „Wespen" enthalten sind, mit einer Charakterisierung der Bedeutung der Scholien, der vierte eine vor allem auf den Werken von Christ, A. H. H. Schmidt und Muff beruhende metrische Analyse des Stückes. Die auf p. LXXXV—XCIV gegebene Übersicht über die Litteratur, die bei jedem Aristophanischen Stück, den „Wespen" insbesondere in Betracht zu ziehen ist, scheint so ziemlich alles Wesentliche zu umfassen. — Von den Korrekturen, die der Text bietet, und den Konjekturen, die im kritischen Appendix angemerkt sind, hebe ich folgende als beachtenswert hervor: V. 284 ist zwischen *διά* und *τοῦτον* ein *δὲ* aus metrischen Gründen eingefügt (cf. v. 276); für das in v. 319 schon vielfach beanstandete *ᾄδειν* vermutet St. *ἄνειν*; in v. 496 stellt St. mit *ταῖς ἀφύαις* die Überlieferung wieder her; in v. 536 schreibt er mit Hinzufügung von *σε* wieder *οὗτός* σ᾽ ἔδ᾽ ἕλοι κρατήσας*, v. 771 *ἣν* δ᾽ ἐξέχῃ*. Die Ersetzung von *εἰς* mit *ὥστ᾽* in v. 1020 halte ich für eine entschiedene Besserung, die des überlieferten *κ᾽ ἀπόβαιν᾽* in v. 1161 mit *καὶ περίβαινε* für eine zweifelhafte. V. 1162 *ἀδικεῖς* δέ γε* erscheint richtiger als das *ἀδικεῖς γέ με* der Codd. RV: Ebenso schliefse ich mich der Verbesserung des *ποθεῖς* in v. 1365 mit *νοσεῖς* an. — Der Kommentar enthält neben englischen Übersetzungen die notwendigen sachlichen Erklärungen, die bei Aristophanes immer von den alten Scholien ausgehen werden. — Sprechen wir unser Urteil über die Ausgabe kurz aus: als eine verdienstvolle, gewissenhafte Zusammenstellung alles zum Verständnis einer Aristophanischen Komödie Nötigen wird das vorliegende Buch in den Anstalten, für die es berechnet ist — „School-Class-Books" — den gekennzeichneten Zweck erfüllen. Wir können nur wünschen, dafs in ähnlichen gefälligen Ausgaben auch in Deutschland die Früchte so vieler gelehrter Untersuchungen vereinigt werden mögen.

Schweinfurt. **K. Weifsmann.**

---

131) **M. Annaei Lucani Pharsalia** cum commentario critico ed. **C. M. Francken.** Vol. II. cont. libros VI—X. Lugd. Bat. ap. A. W. Sijthoff, o. J. XIII, 276 S. 8. 6 fl. 25.

Der Herausgeber Lucans war mit der Beurteilung, welche der 1. Band seiner Ausgabe in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1896, Nr. 24, S. 375 ff.) gefunden, wenig zufrieden. Er wendet sich in der praefatio zum 2. Band in ziemlich hochtönenden Worten gegen den Rezensenten und sucht die von mir beanstandeten Konjekturen, die er in so überreicher Anzahl in den

Text aufgenommen, zu rechtfertigen. Schweigen wäre nun in diesem Falle Zugeständnis; daher möge es mir verstattet sein, zunächst nochmals auf einige Stellen aus dem ersten Band zurückzukommen.

Als charakteristisch für die Art der Gegenkritik Franckens sei eine Stelle aus dem 2. Gesang vorangestellt: v. 172 hatte Francken in den Worten *perque omnis truncos, cum qua cervice recisum conveniat quaesisse caput* das überlieferte *qua* in *quo* geändert, was ich mir als unnötig zu bezeichnen erlaubte. Darauf schreibt nun Fr.: *hoc loco* t i r o *non haerebit, sed fortasse* p r o f e c t i o r, *debebit certe me iudice; cum qua cervice est iunctura plane pedestris; praepositionem, praesertim unius syllabae, non solet statim sequi substantivum cum attributo. Poetae Romani verba ut qui pila ludunt* (sic!) *solent confundere, sed est in eo, quod* p e r i t o *placeat.* — Auf das *pila ludere* brauche ich wohl nicht weiter einzugehen, ich frage nur in aller Bescheidenheit eines tiro, warum Herr Francken denn nicht auch z. B. im 9. Gesang an den c. 12 Stellen, die mit seiner Regel nicht übereinstimmen, jene *iunctura plane pedestris* nicht beseitigt hat? (Vgl. v. 17 *in sancto pectore,* 101 *per inane chaos,* 148 *e sicco littore,* ebenso 321, 382, 386, 429, 506, 674, 733, 838, 840, 876; vgl. weiter VII 556 *in hac acie,* VIII 581 *in hac cervice,* 827 *pro tanto crimine* etc.) Dabei sind die Versausgänge, wo diese Stellung aus „metrischen" Gründen sehr oft vorkommt, gar nicht berücksichtigt. Weiteres zu bemerken, erscheint überflüssig. — Die übrigen Stellen sollen in möglichster Kürze behandelt werden. I 16 ist *dies medius* nicht in zeitlichem, sondern örtlichem Sinne zu nehmen (so schon Weber i. s. Ausg. z. St.); zu *flagrantibus* h o r i s vgl. aufserdem VI 333 *brumalibus horis.* — 259: über die Wanderung der Singvögel möge Fr. Brehms Tierleben (Volksausgabe) II [2] S. 13 nachlesen; auf *medius pontus* will ich nicht noch einmal eingehen (vgl. darüber auch Helms Anzeige in der „Wochenschrift für klass. Philol." XIII, 36 S. 975 f.). — 262 ist die Konstruktion: *faces belli dubiae in proelia menti addunt stimulos urgentes* sc. *in proelia;* wie man hier an dem absoluten Gebrauch von *urgere* (s. d. Lexikon) Anstofs nehmen kann, ist mir unbegreiflich; ebenso kann III 407 *prohibere* absolut stehen (vgl. aufser der citierten Cicerostelle noch Liv. II 62, 1). Ein Mifsverständnis ist in den Worten Lucans: *solus sua littora turbat circius et tuta prohibet statione Monoeci* nur für den möglich, der es sucht. — II 11 wird das von mir gegen die Konjektur *devinxit* verteidigte *divisit* gestützt durch die Nachahmung bei Dracontius

IX 116 *divisit limite mundos imposito natura parens.* — 85 ist *servatŏ* thatsächlich für Lucan unmöglich und wird durch die von Fr. beigebrachten Beispiele keineswegs gerechtfertigt, auch nicht durch *caeditŏ* bei Properz IV (V) 5, 77, wozu übrigens L. Müller in der Praef. bemerkt: *caedite Liveneius nescio an recte.* Prof. J. Hilberg schrieb mir darüber: Das *caeditŏ* bei Properz würde, selbst wenn es sicher stünde, für ein *servatŏ* nichts beweisen; denn *caedito* ist als Creticus ohne Elision im Hexameter überhaupt nicht und mit Elision (vgl. L. Müller, De re metr.[2] p. 342 sq.) weder bei Properz noch bei Lucan verwendbar, während *servato* als Molossus ohne und mit Elision verwendbar ist; für *caeditŏ* könnte man metrischen Zwang geltend machen, für *seratŏ* nicht. — III 111 ist die Ellipse zu *melius* nicht zu beanstanden; es ist einfach zu ergänzen *fecit,* nämlich *Caesar,* der im Vorhergehenden Subjekt ist. Was Fr. über den Gebrauch der Ellipse sagt, ist völlig unzureichend. — 410 verkennt Fr., wenn er für *praebentibus* seine Konjektur *perflantibus* verteidigt, den Gegensatz, der in *praebentibus* und *suus* liegt, und den bereits Haskins richtig erklärt: *suus horror inest arboribus, quae non praebent ullis auris frondem.* — 524 endlich sei zu dem Gebrauch von *servatum* hinverwiesen auf Luc. IV 717, V 3 (vgl. Helm a. a. O.). Nach dem Gesagten wird jeder die weiteren Worte Fr.'s p. V: *alia refellere mihi facile esset, si in eo brevi mihi esse liceret,* als das erkennen, was sie in Wirklichkeit sind, als eine leere Phrase.

Was nun den 2. Band der Ausgabe anlangt, so gilt auch von ihm im grofsen und ganzen das über den 1. Band gefällte Urteil. Zwar habe ich den Eindruck bekommen, als sei Fr. doch etwas vorsichtiger geworden in der Aufnahme von Konjekturen (vgl. z. B. VII 125; VIII 417, 798; IX 7, 69, 70, 592, 777 u. v. a.), aber er ist es m. E. noch lange nicht genug. Dafür einige Beispiele: VI 88 verwirft Fr. das überlieferte *digerit* und setzt dafür das sonst nirgends vorkommende *derigat* in den Text, obwohl *digerit* doch genügend geschützt erscheint durch Luc. X 260 *undae plus, quam quod digerat aer, tollitur;* dazu bemerkt Forcellini: *digerere* = *exsiccando absumere.* — 368 verwirft er *abrupta palus* und setzt dafür *absumpta* ein; vgl. jedoch Verg., Aen. XII 451, Ge. III 259 u. a. *abruptus* = plötzlich hervorbrechend. — VII 2 ersetzt er das überlieferte *luctificus* durch die Neubildung *luctifugus* und bemerkt dazu: *sol non facit luctum, sed fugit, non vult aspicere luctum* etc. Das ist ja an sich richtig, und doch ist *luctificus* zu halten und mit *nunquam magis* zu

verbinden: langsamer, als das ewige Gesetz es forderte, führte Titan, der heute einen so traurigen Tag heraufbrachte, wie sonst nie, seine Rosse vom Ozean her etc. Was Fr. mit *luctifugus* ausdrücken will, das liegt doch einmal in dem *segnior* und dann vor allem in den folgenden Versen. Zum Ausdruck vgl. übrigens auch *luctifer annus* Val. Flacc. III 454. — 12 korrigiert Fr. *cuneos* in *cunei;* und doch hängt alles von *visus sibi cernere* ab: *innumeram effigiem plebis et* (zeugmatisch) *attolli suum nomen et cuneos plausu certare sonantes.* — 462 schreibt Fr. *inde manus spectant voltusque ac noscere quaerunt, quo sua pila cadant aut quae sibi fata minentur* mit der Begründung: *manus (= tela hostium) voltusque illustrantur sequentibus, manus per: quae sibi fata minentur, voltus per: quo sua pila cadant.* Das ist eine sehr gekünstelte Erklärung; die zuletzt citierten Worte besagen doch nichts anderes als: sie schauen, wen sie treffen und von wem sie getroffen werden; dazu brauchten sie nicht auf die *manus,* sondern nur auf die *voltus* zu schauen. Daher erscheint die Herstellung des Textes bei Hosius an dieser Stelle viel ansprechender. — VIII 229 schreibt Fr. *iam propior qua Persis eram* und erklärt unten *Persis = quam Persae;* aber *Persĭs* (!); er begründet seine Änderung mit den Worten: *inepte Pompeius se regioni Persarum compararet.* Die Überlieferung *iam propior quam Persis* (das Land) *eram* ist festzuhalten; für *Persis,* das Land, statt *Perses,* der Bewohner, war der metrische Zwang entscheidend. — 851 *iam quis* statt *nam quis: archaismum nam quis pro quisnam semel ab Horatio usurpatum non licet Lucano adscribere;* doch vgl. Verg., Ge. IV 444, Aen. IV 368, Lucan IX 232 u. a. — IX 675 verwandelt Fr. das überlieferte *trepidum* in *trepidam* und zieht es zu *harpen;* aber *trepidam — dextraque trementem h.* ist doch Tautologie. Es ist wohl, wenn man nicht mit Hosius *tremenda* lesen will, das von Heinsius vorgeschlagene *premente* zu empfehlen, cf. Sil. II 615 *pressit ovans* (Tisiphone) *capulum cunctantemque impulit ensem.* — 766 hat Fr. für *parva modo serpens, sed qua non ulla cruentae tantum mortis habet* korrigiert *sed quantum nulla.* Ist wirklich die Überlieferung mit Bentley, der sagt: *qua tantum vix diceret, qui prima sermonis elementa didicit* zu beanstanden? *qua = quam quae =* im Vergleich mit welcher keine Schlange so viel des blutigen Todes birgt. *tantum* mit folgendem *quam* Verg., Aen. VI 353. — 1031 ist *fateris* in *fatere* geändert mit der Bemerkung: *non dicit: si scelus dices, eo ipso fateris, sed si scelus est:* Fr. übersieht dabei, dafs eben in *si scelus est* das *si scelus*

dices enthalten ist. — X 47 ist *propius* unnötigerweise in *prope plus* geändert; *propius* steht hier in ganz wörtlicher Bedeutung = in gröfserer Nähe; vgl. den Gegensatz zum Vorhergehenden, dem weiten Vordringen Alexanders. — Diese Beispiele, die sich übrigens leicht vermehren liefsen, beweisen m. E. zur Genüge, dafs Fr. auch im 2. Bande seiner Lucan-Ausgabe den Text noch mit allzu grofser Freiheit behandelt hat. Man lernt, wie dies auch Helm a. a. O. hervorgehoben hat, bei der Vergleichung mit dieser neuen Ausgabe die von Hosius besorgte, welche Fr. bei ihrem Erscheinen nicht gerade wohlwollend kritisierte, erst recht schätzen.

Augsburg. **Ludwig Bauer.**

---

132) **Titi Livi ab urbe condita libri.** Eine Auswahl des historisch Bedeutsamsten. Herausgegeben von A. Egen. Kommentar zum zweiten Bändchen: Lesestoff aus der dritten Dekade, bearbeitet von Jos. Heuwes. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung, 1897. 158 S. kl. 8. ℳ 1.25.

Nach einer dem Büchlein vorgesetzten Erklärung der Verlagshandlung hat diese „eine Reihe der bewährtesten Schulmänner“ zur Herausgabe einer Sammlung antiker Klassiker gewonnen. A. Egen hat dazu eine Auswahl aus Livius in drei Bändchen beigesteuert. Die Chrestomathie aus der dritten Dekade umfafst XXI, 1—24. 26, 3—38, 1. 39—46. 52—57; XXII, 2—9. 11—18. 23—30. 38—56. 58—61, und kleine Abschnitte aus XXIII, XXVI—XXX. Den Text habe ich nicht gesehen; Heuwes berichtigt 18 Druckfehler und führt die Lesarten an: **21,** 6, 6 *intenderant,* 24, 5 *gravanter,* 26, 3 *Saluvium,* 41, 5 *improvisus,* **22,** 3, 3 *obtorpuerint,* 5, 5 *claudebat,* 7, 14 *copiis quibus,* welche Luchs in seiner kritischen Ausgabe verworfen hat. Das genügt, um festzustellen, dafs bessere Schultexte vorhanden sind.

Was nun aber den Kommentar von Heuwes anbetrifft, so wird dieses Präparationsheft allen denkfaulen Schülern erwünschter sein als eine vollständige Übersetzung. Denn alles, was ein schwacher Schüler nach der Cäsarlektüre nicht sicher weifs, ist übersetzt und das Lateinische und Deutsche stehen so hübsch nebeneinander. Zuweilen wird auch eine Satzkonstruktion erklärt, ein Particip aufgelöst, ein *est, sunt, esse* ergänzt, meist Dinge, die ein Schüler auf dieser Stufe selbst einsehen sollte. S. 1—106 betreffen die Bücher XXI und XXII, den Rest übergehe ich hier. Meine Schulausgabe der Bücher XXI und XXII, bei Friedrich

Andreas Perthes in Gotha, wurde von Heuwes in einer so ausgiebigen und auffälligen Weise benutzt, dafs ich diese Art der Konkurrenz nicht billigen kann. Die von mir gebotenen Übersetzungshilfen und kleinere Notizen sind von Heuwes haufenweise wörtlich abgeschrieben worden. Eine Vergleichung an verschiedenen Stellen ergab, dafs durchschnittlich auf einer Seite zehn Bemerkungen mit den meinigen übereinstimmen, dafs also im ganzen wohl tausend Bemerkungen von mir genommen sind. Damit der Leser selber urteilen kann, wie der Sachverhalt ist, stelle ich hier einzelne Partieen nebeneinander:

a) im Auszug nach Luterbacher 4. Aufl.

21, 3, 6 f. *aequo iure* (gleichberechtigt) ... *quandoque*] ... hier Indefinitum „irgend einmal in der Zukunft" ... *exsuscitet*] eigentlich „aufwecken", hier „anfachen".

4, 1 *ac*] „und zwar". — *ferme*] „meistenteils"...

credere] Inf. hist. = *credebant* ... *vigorem*] „Lebhaftigkeit, Energie". — *vim*] „Feuer". — *habitum oris*] Gesichtsbildung (2, 6). — *lineamenta*] sc. *oris* „Gesichtszüge". — *dein*] = *deinde*. — *pater in se*] „der Vater an ihm", d. h. „seine Ähnlichkeit mit dem Vater"; diese war bald der unwesentlichste Umstand zur Erlangung der Gunst.

21, 19, 8 *celebre*] „vielbesprochen". — *concilio* „Landtag" ...

quae verecundia est] „welches Schamgefühl verrät es", gelinder Ausdruck statt: „welche Anmafsung ist es"; darauf folgt Acc. c. Inf. — *postulare vos*] „dafs ihr uns zumutet".

b) nach Heuwes (vollständig).

aequo iure] 'gleichberechtigt mit'. — quandoque] 'später einmal, über kurz oder lang'. — exsuscitet] 'anfache'.

ac] 'und zwar'. — ferme] 'meistenteils'.

4. credere] Inf. hist. (= credebant), ebenso intueri. vigorem] 'Frische, Lebhaftigkeit'. — vim] 'Feuer'. — habitum oris] 'Gesichtsbildung'. — lineamentaque] nämlich: oris: 'Gesichtsbildung'. — ut pater in se ...] 'dafs der Vater in ihm', d. h. 'die Ähnlichkeit mit dem Vater' bei ihm der unwesentlichste Grund war.

celebre] 'Aufsehen erregende, viel besprochene'.

Quae verec.] 'was für eine Art von Schamgefühl (welche Unverschämtheit) ist es (verrät es)?' — postulare vos] 'uns zuzumuten'... concilio] 'Landtag'.

21, 20, 5 *tandem*] „endlich, mit Mühe“, entsprechend *vix* § 3. — *esse*] „liege vor, sie wüſsten von“.

6. *contra ea*] „dagegen“, zuweilen bei Nepos und Livius statt des Adverbiums *contra.* — *gentis suae homines*] „Leute, Angehörige ihres Stammes“ … *cetera indigna*] „sonst alles Unwürdige“ …

7. *nec … satis*] „und keine gastliche Einladung oder halbwegs friedliche Äuſserung“ … *cum cura ac fide*] „sorgfältig und getreulich“, gehört zu *inquisita.*

21, 37, 2. *vis venti*] „ein starker Wind“. — *putrefaciunt*] „machen mürbe, lockern auf“ … *ferro pandunt*] „öffnen mit Eisengerät, reiſsen auf mit eisernen Werkzeugen“. — *molliunt anfr. clivos*] „mildern die Steilheit durch Windungen“.

21, 39, 1. *in reficiendo*] „bei der Erholung“, ohne *se*, eigentlich Gerundivum zum Passiv *refici.* — *contrahere malum*] einen Schaden erleiden. — *ex* (nach) bezeichnet oft die unmittelbare Aufeinanderfolge … *cultus*] die Pflege des Körpers … *ex inluvie tabeque*] „nach der Unreinlichkeit und Nässe“. — *varie movebat*] „wirkte verschieden ein auf …“

22, 3, 1. *certum*] Für „ich weiſs gewiſs, bringe in sichere Erfahrung“, sagt Livius in der Regel „*certum*

tandem] ‘endlich, mit Mühe’. — in se] ‘ihnen gegenüber’. — esse] ‘liege vor’. — ob quae] ‘um derentwillen’, oder: ‘daſs sie deshalb’. — contra ea] ‘dagegen’, vollerer Ausdruck für contra. — audire sese] ‘müſsten sie hören’. — gentis suae] gen. qual. zu homines: ‘Angehörige ihres Stammes’. — et cetera indigna] ‘und alles, was es sonst noch an Unbilden gebe’.

nec … satis] ‘keine gastliche Einladung oder nur einigermaſsen versöhnliche Äuſserung’. — inquisita] Particip, zu verbinden mit cum cura (‘sorgfältig’) ac fide (‘getreulich’).

vis venti] ‘ein starker Wind’. — putrefaciunt] ‘machen mürbe’. — ferro pandunt] ‘reiſsen ihn mit eisernen Werkzeugen auf’. — molliunt … clivos] ‘mildern die Steilheit’ (etwa durch Zickzackwege).

in reficiendo] sc. se, bei der Erholung. — sentientem] im D. Relativs.: ‘das empfand’. — mala] contrahere: ‘Übel erleiden’. — ex] ‘unmitelbar nach’. — cultus] ‘Pflege des Körpers’. — tabe] ‘Nässe’. — movebat] ‘wirkte ein auf’.

certum … habuit] ‘brachte in sichere Erfahrung’. — copias] ‘Mittel’. — in rem erat] zur Sache ge-

habeo" ... *in rem erat*] „zur Sache gehörte, zweckdienlich war." — *inquirendo exsequebatur*] „suchte durch Nachfragen zu ermitteln". — *in primis Italiae fertilis*] „eine der fruchtbarsten in Italien".	hörte, 'von Nutzen, zweckdienlich war'. — summā. — inquirendo exsequebatur] 'suchte er durch Nachfragen genau zu ermitteln'. — in primis ... fertilis] 'eine der fruchtbarsten'.
22, 5, 5. *avertebat*] „zwang zur Umkehr". — *capti*] „genommen, versucht"; sc. *sunt* ... *claudebant*] absolut: „im Wege standen" ... *tum*] ... um nachdrücklich den Zeitpunkt der Haupthandlung anzugeben. — *nova de integro*] ein Pleonasmus ... *ordinata per*] „geordnet nach". — *nec ut*] = *neque ita ordinata ut*... *ante aut post*] Adverbien des Ortes, „vorn oder hinten". — *ardor animorum*] „die Kampfeswut"; das vorhergehende *animus* bezeichnet den Mut, das zweite den Sinn, die Aufmerksamkeit .... *avertit cursu*] „von ihrem Lauf ablenkte", also in neue Betten trieb.	avertebat] 'zwang zur Umkehr'. — capti] sc. sunt: 'unternommen wurden'. — claudebat] absolut; vgl. 41, 20. — nullam nisi] 'nur'. — dextra] 'Faust'. — tum] im Anfange des Nachsatzes: 'da vollends'. — nova de integro] pleonastisch. — non illa ordinata per] 'freilich nicht eine nach ... geordnete'. — nec ut] = nec ita ordinata, ut: 'auch nicht eine solche daſs'. — animus] 'Mut'. — ante ... post] Adv. — ardor animorum] 'Kampfeseifer'. — animus] 'Sinn'. — avertit] cursu: 'in ein neues Bett trieb'.

Diese Proben mögen genügen, um zu zeigen, wie stark Heuwes meinen Kommentar ausgebeutet hat. Nicht von mir rührt: 21, 4, 6 *patientia par*] *pariter patiens erat* (indem Hannibal als Subjekt gedacht wird, statt *patientia*); 38, 1 *quinto decimo die Alpibus superatis* am 15. Tag seit der Besteigung der Alpen; 40, 9 *enecti*] das Mask. *κατὰ σύνεσιν* (auf *effigies, umbrae* bezogen).

Burgdorf b. Bern. **F. Luterbacher.**

---

133) **Friedrich Blaſs, Grammatik des neutestamentlichen Griechisch.** Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1896. XII und 329 S. 8. ℳ 5.40.

In dem Studium der neutestamentlichen Grammatik schien in den letzten Jahrzehnten bei uns ein Stillstand eingetreten zu sein. Die siebente Auflage der Winerschen Grammatik, welche Lünemann besorgte, erschien

im Jahre 1867. Erst im Jahre 1894 begann die Herausgabe der Neubearbeitung dieses trefflichen Buches von Schmiedel; ein zweites Heft folgte nach drei Jahren; auf die Vollendung des Werkes, welche bis Ende 1897 bestimmt in Aussicht gestellt war — es fehlt noch ein recht bedeutender Teil —, warten wir noch. Die gute Grammatik des neutestamentlichen Sprachgebrauchs von A. Buttmann (Berlin 1859) wird wohl nur noch wenig benutzt und, wie Schmiedel sich ausdrückt, darf sie angesichts ihrer Anlehnung an die wohl nirgends mehr benutzte allgemeingriechische Grammatik des alten Buttmann auf eine neue Auflage nicht mehr rechnen. Im Jahre 1896 hat uns Blafs mit einer neutestamentlichen Grammatik beschenkt, von dem Gedanken geleitet, dafs ein Bedürfnis nach einem derartigen Buche vorhanden sei. Wir müssen ihm hierin völlig beistimmen nnd können nicht umhin, ihm für dasselbe unseren Dank auszusprechen. Neben Winer-Schmiedel wird dies Buch seine Stelle völlig zu behaupten vermögen. Meiner Überzeugung nach wird ein junger Theologe oder Philologe lieber zu Blafs greifen und leichter sich darin zurecht finden können. In seinem an Prof. A. Fick gerichteten Vorworte spricht der gelehrte Herausgeber sich über die Grundsätze aus, nach denen er bei der Bearbeitung verfahren. Die landläufige griechische Grammatik wird vorausgesetzt, ohne dafs jedoch der Verfasser sich an eine bestimmte Grammatik anschliefst. Bei Stellen zweifelhafter Lesung citiert er die Handschriften, nicht die Ausgaben. Die höhere Kritik ist so gut wie ausgeschlossen. Er citiert alles Paulinische als paulinisch, den Hebräerbrief natürlich nicht als paulinisch; Johannes ist ihm Johannes, doch der Johannes, welcher die Apokalypse geschrieben hat, bleibt hier für sich. Sehr oft hat er, wie nicht anders zu erwarten war, auf die LXX Bezug genommen, ferner aufser dem echten Brief des Clemens von Rom an die Korinther und anderen Schriften aus alter Zeit besonders auf den Brief des Barnabas und den Hirten des Hermas. Diese beiden Schriften pafsten ihm, wie er sagt, sehr gut, da sie in reinem Vulgärgriechisch verfafst seien; denn die Isolierung des N. Ts. sei ein schlimmes Ding für das Verständnis. Dafs er bei seiner Bearbeitung Winer-Schmiedel und Buttmann gewissenhaft benutzt hat, ist selbstverständlich; für die Syntax leisteten ihm aufserdem gute Dienste: Viteau, Étude sur le Grec du N. T., Paris 1893 und Ern. de Witt Burton, Syntax of the Moods and Tenses in N. T. Greek, Chicago 1893. „Es ist", lesen wir in dem Vorworte, „wohl zu erwarten, dafs mehrerenteils,



wer das Buch aufschlägt, es deshalb aufschlägt, um über irgendeine ihm schwierige Stelle Auskunft zu erhalten. Ich weifs ganz genau, dafs in der Mehrzahl der Fälle die Suchenden nicht finden werden, was sie suchen.“ Dafs das Buch kein Kommentar sein will und soll und nur über Schwierigkeiten grammatischer Art Auskunft geben kann, alles andere aber aufserhalb des Rahmens dieses Buches liegt, darüber brauchen wir kein Wort weiter zu verlieren. So kommt es auch, dafs z. B. die Stelle Gal. 3, 20, über welche bekanntlich zwischen 200 und 300 Erklärungen aufgestellt sind, nicht mit einem Worte erwähnt wird.

Hieran knüpfe ich einige Bemerkungen, meist Zusätze, die der Verfasser vielleicht bei einer zweifellos in kurzem zu erwartenden neuen Auflage verwerten kann. Seite 35: „ἕως ὅτου Luc. Joh.“; es findet sich auch Matth. 5, 25; S. 36 vermisse ich *τὸν δεῖνα,* was nur Matth. 26, 18 vorkommt, S. 37 bei *βλητέον* die Stelle Mark. 2, 22 v. l., bei *ὦσα*: *ἀπώσατο* Act. 7, 27; S. 42 beim Fut. *ἀκούσω* Matth. 12, 19, bei *ἐκχεῶ* Act. 2, 17. 18, bei *ἐπαινέσω* 1 Kor. 11, 22, bei *ἡμάρτησα*: *ἁμαρτήσωμεν* (v. l. *σομεν*) Röm. 6, 15, *ἁμαρτήσῃ* Luk. 17, 3 v. l., 4, *ἁμαρτησάντων* 2 Petr. 2, 4, *ἁμαρτήσασιν* Hebr. 3, 17; *εὑρήσῃς* Apok. 18, 14 v. l.; Seite 43 neben *ἀπηγγέλη* auch *ἀνηγγέλη* 1 Petr. 1, 12, *κατηγγέλη* Act. 17, 13, *διαγγελῇ* Röm. 9, 17; Seite 44 zum seltenen Aor. *εἶπα* auch Joh. 10, 34, Seite 48 zur Form *δύνῃ* Luk. 16, 2 v. l.; Seite 50 *ἀφίουσιν* oder *ἀφιοῦσιν* Apok. 11, 9. Seite 42 vermisse ich die Form *γαμηθῆναι* 1 Cor. 7, 39, S. 53 *ἐγήγερται* Mark. 6, 14 v. l., S. 54 bei *κάθου* auch Matth. 22, 44, *συγκεκραμένος* oder *συγκεκερασμένος* v. l. Hebr. 4, 2; S. 55 *ἀποκύει*, wenn auch *ἀποκυεῖ* den Vorzug verdient (vgl. Winer-Schmiedel S. 129), S. 59 *ἐρύσατο* 2 Tim. 3, 11 u. *ἐρύσθην* 2 Tim. 4, 17. Zu den Compositis aus Substantiv und Verbalstamm S. 67 konnte hinzugefügt werden *τροποφορεῖν*, resp. *τροφοφορεῖν* Act. 13, 18. Bei *τέκνα* mit dem Plural des Verbums hätte erwähnt werden können, dafs viele hierher ziehen 1 Tim. 2, 15 *διὰ τῆς τεκνογονίας, ἐὰν μείνωσιν ἐν πίστει,* indem sie als Subjekt zu *μείνωσιν* aus *τεκνογονίας* ergänzen *τέκνα.* Bei *φεύγειν* S. 87 läfst sich noch anführen *ἀπὸ προσώπου* Ap. 20, 11; Seite 114 bei *ἐν ὀλίγῳ* Act. 26, 28, wo *ἐν* instrumental steht, auch Eph. 3, 3; Act. 26, 29 *καὶ ἐν ὀλίγῳ καὶ ἐν μεγάλῳ* scheint, wie Blafs sagt, = durch wenig, viel d. i. leicht, schwer genommen zu werden. Ich würde es lieber mit Overbeck und Holtzmann übersetzen: „sei es mit kleinem, sei es mit

grofsem Aufwande von Redekraft, koste es viel oder wenig". Bei *ἀντί* Seite 122 war die Stelle Matth. 20, 28 *δοῦναι τὴν ψυχὴν αὐτοῦ λύτρον ἀντὶ πολλῶν* zu erwähnen, auch der Unterschied von *ἀντί, ὑπέρ* (vgl. Röm. 14, 15) u. *περί* (Gal. 1, 4) hervorzuheben; Seite 129 *λέγω διὰ τῆς χάριτος τῆς δοθείσης μοι* Röm. 12, 3 im Unterschied von Röm. 15, 15 *ἔγραψα ὑμῖν διὰ τὴν χάριν τὴν δοθεῖσάν μοι ὑπὸ τοῦ θεοῦ*. Zu Seite 131 *ὑπέρ* mit dem Accus. konnten citiert werden die Stellen Matth. 10, 24. 2 Kor. 1, 8, Philem. 21, zu *ἐπί* mit dem Gen. (S. 133) *ἐπὶ βάτου* Luk. 20, 37, mit dem Accus. Act. 15, 17 *ἐφ᾽ οὓς ἐπικέκληται τὸ ὄνομά μου*, ferner bei *ἐπί*: Act. 27, 44 *οὓς μὲν ἐπὶ σανίσιν, οὓς δὲ ἐπί τινων τῶν ἀπὸ τοῦ πλοίου* und Act. 11, 19 *τῆς θλίψεως τῆς γενομένης ἐπὶ Στεφάνῳ*, Seite 135 zu *παρά* c. Dativ Luk. 19, 7. Act. 10, 6. Röm. 2, 11, *πρός* c. Accus. Joh. 1, 1. Röm. 8, 18. Seite 171, wo von der pleonastischen Setzung des Pron. pers. nach dem Relativum die Rede ist, füge ich hinzu Act. 15, 17. Röm. 1, 6 *κλητοὶ Ἰησοῦ* erklärt der Verfasser, wie auch mir richtig erscheint (S. 105), als Gen. des Besitzers, denn als Berufene gehören sie Christo an. Seite 172 lesen wir: „Ganz unglaubhaft ist die Verwendung von *ὅστις* oder gar von *ὅς* in direkter Frage, aufser dafs *ὅ τι* abkürzend für *τί ὅ τι* „warum" gesagt zu sein scheint. Mark. 9, 11. 28; 2, 16 vgl. LXX 1 Chron. 17, 6. Aber Joh. 8, 25 *τὴν ἀρχὴν ὅ τι καὶ λαλῶ ὑμῖν;* heifst nach klassischem (im N. T. freilich nicht zu belegenden) Sprachgebrauche: ihr fragt, weshalb (sc. *ἐρωτᾷς*, du fragst, wer er sei) ich überhaupt (*τὴν ἀρχήν* = *ὅλως*) mit euch rede?" Zweifellos findet sich schon bei den LXX der Gebrauch des *ὅ, τι* = *διὰ τί*, auf welche Weise auch immer dieser entstanden sein mag. Der Sinn an dieser Stelle kann auch nur der sein, dafs Jesus allen Verkehr mit den Juden abzubrechen droht. Die Stelle Röm. 9, 6 *οὐχ οἷον δὲ ὅτι ἐκπέπτωκεν* erklärt Blafs (nach Lob. Phryn. 372 u. Buttmann Gr. 319) richtig durch *οὐ δήπου ἐκπέπτωκεν*. Eph. 1, 17 will er (S. 206) und 2 Tim. 2, 25 (S. 208) die Form *δῴη* bei dem Schwanken der Handschriften (vgl. § 23, 4) als Konjunktiv angesehen wissen. 1 Kor. 9, 11 erklärt er als die richtige Lesart *εἰ ἡμεῖς ὑμῖν τὰ σαρκικὰ θερίσομεν* (S. 210), während Buttmann Seite 191 sich für die v. l. *θερίσωμεν* erklärt. Combe, Gramm. Grecque Seite 132 schreibt: „le subjonctif, dans quelques manuscrits, est une exception, qui s'expliquerait peut-être, d'après M. F. Godet, par le fait que la récolte en question n'existe qu'en pensée chez l'apôtre et qu'elle ne se réalisera pas." Mark. 4, 22 liest Blafs *ἐὰν μὴ ἵνα φανερωθῇ*

ist, den bisherigen Schulausgaben Konkurrenz zu machen. Bis jetzt sind vier Bändchen erschienen, sämtlich aus der französischen Litteratur, aufser dem ersten lauter alte Bekannte: Molière, Les Femmes savantes; Coppée, Ausgewählte Erzählungen; Erckmann-Chatrian, Histoire d'un conscrit de 1813. Die neue Sammlung will den „Anordnungen und Vorschlägen über die Auswahl der Lektüre, welche in den „Neuen Lehrplänen" für alle höheren Schulen mit Einschlufs der Töchterschule gemacht sind, Rechnung tragen und demgemäfs die modernen Schriftsteller in den Vordergrund stellen, aber auch die Klassiker in beiden Litteraturen in gebührendem Verhältnis berücksichtigen". Dankenswert ist der Entschlufs, „den Umfang der Prosatexte auf den Bedarf eines Semesters zu beschränken, so weit dies unbeschadet des litterarischen Wertes geschehen kann". Die Perthesschen Schulausgaben wollen ferner „alle fachwissenschaftliche Gelehrsamkeit, Exkurse und sogenannte Gelegenheitsbelehrungen" vermeiden und nur „sachlich das zum vorläufigen Verständnis Erforderliche, in sprachlicher Hinsicht je nach der Eigenheit des Autors und je nach dem vorausgesetzten Wissensstande der Klasse angemessene Anleitung zur Wiedergabe des fremden Textes" bieten. Man wird diesem Programme recht wohl beistimmen können, wenn man an die zahlreichen Schulausgaben denkt, die einerseits von gelehrtem, überflüssigem Wuste strotzen und den erklärenden Lehrer auf den Isolierstuhl verweisen, anderseits aber wirklich der Erklärung bedürftige Stellen aus durchsichtigen Gründen mit beredtem Schweigen übergehen. Zu jedem Bande soll gewöhnlich ein Sonderwörterbuch beigegeben werden. „Kartographische Hilfsmittel" wollen die Ausgaben nur in dem Falle bringen, „dafs die in den Schulen gebräuchlichen historischen und geographischeu Atlanten nicht ausreichen". In diesem Punkte hoffen wir, dafs Herausgeber und Verleger nicht allzu vorsichtig sein werden; denn wie es mit deu vorhandenen „kartographischen Hilfsmitteln" an vielen Anstalten bestellt ist, ist ja praktischen Schulmännern zur Genüge bekannt, nicht etwa blofs an kleinen, nein, auch an recht bedeutenden Anstalten.

Die vorliegende Ausgabe hält, was der Perthessche Prospekt verspricht, und darf als ein glücklicher Griff in die neuere französische Litteratur angesehen werden. Die einfache, anspruchslose Erzählung, die besonders für höhere Töchterschulen geeignet erscheint, ohne etwa andere Anstalten auszuschliefsen, spielt auf dem Lande in den französischen Alpen, hart am Jura. Die Namen der Orte wie der Personen sind von der Verfasserin erfunden

zweite μή, welches man aus einer Gedankenlosigkeit erkläre, lieber einem Abschreiber als dem Schriftsteller zutrauen möchte.

Fehler, besonders in den Zahlen, sind mir folgende aufgefallen: S. 33 τὸ περισσὸν τούτων steht nicht Matth. 5, 7, sondern 5, 37; περισσῶς nicht Matth. 27, 43, sondern 27, 23; S. 40 στήρισον nicht Apok. 3, 1, sondern 3, 2. Für ἀμφιάζει Luk. 12, 27 ist zu schreiben Luk. 12, 28; S. 42 für φάγεται Jak. 5, 2: 5, 3; S. 45 für εἵλατο 2 Thess. 3, 10: 2, 13; für ἀπέσταλκαν Act. 16, 38: 16, 36; S. 47 für ἐλεᾶτε Jud. 22: 23; S. 49 für ἴστε Eph. 1, 5: 5, 5; S. 50 Z. 11: § 6, 5 A. 3 (nicht 2); S. 54 κάθῃ § 23, 10 (nicht 9); S. 58 ψυγήσομαι § 19, 3 (nicht 18); S. 68 γλωσσόκομον Joh. 12, 6 (nicht 3); S. 94 Anm. 1: Act. 7, 16 (nicht 13); S. 112 σύμφυτος Röm. 6, 5 (nicht 4); S. 114 steht μαγάλῳ (für μεγ.); S. 124 findet sich πρὸ Jak. 5, 9 (nicht, wie Blafs schreibt, 9, 5): S. 326 steht im Register Röm. 14, 7: 209 (soll wohl heifsen 109).

Recht beachtenswert sind die Abschnitte am Anfang des Buches über die Elemente der neutestamentlichen Sprache und die Orthographie, und am Schlufs über Satzfügung, Wortstellung, Figuren u. dergl. Einige Berichtigungen und Zusätze sind Seite XI f. hinzugefügt. Dafs der Verfasser das Nestlesche System, die einzelnen Bücher zu bezeichnen, obgleich es Raum erspart, nicht angewandt hat, weil, wie er sagt, die Zeichen gar zu fremdartig anmuten, können wir nur billigen.

Am Schlusse sind, um die Brauchbarkeit des Werkes zu erhöhen, gute Register beigefügt, nämlich ein Sachregister, ein griechisches Wortregister und dann noch ein Stellenregister.

Die äufsere Ausstattung ist gut. So können wir das Buch trotz mancher unbedeutenden Ausstellungen nicht dringend genug zur Benutzung empfehlen.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

134) **Mlle Cécile Rosseeuw de Saint-Hilaire (J. de Vèze), La fille du braconnier.** Für den Gebrauch an höheren Töchterschulen bearbeitet von Hermann Soltmann. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1897. VII u. 114 S. 8. (Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller Nr. 1.) ℳ 1.—

Vorliegende Ausgabe bildet das erste Bändchen von Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller, einer Sammlung, die neu ins Leben getreten und, wie es scheint, wohl befähigt

ist, den bisherigen Schulausgaben Konkurrenz zu machen. Bis jetzt sind vier Bändchen erschienen, sämtlich aus der französischen Litteratur, aufser dem ersten lauter alte Bekannte: Molière, Les Femmes savantes; Coppée, Ausgewählte Erzählungen; Erckmann-Chatrian, Histoire d'un conscrit de 1813. Die neue Sammlung will den „Anordnungen und Vorschlägen über die Auswahl der Lektüre, welche in den „Neuen Lehrplänen“ für alle höheren Schulen mit Einschlufs der Töchterschule gemacht sind, Rechnung tragen und demgemäfs die modernen Schriftsteller in den Vordergrund stellen, aber auch die Klassiker in beiden Litteraturen in gebührendem Verhältnis berücksichtigen“. Dankenswert ist der Entschlufs, „den Umfang der Prosatexte auf den Bedarf eines Semesters zu beschränken, so weit dies unbeschadet des litterarischen Wertes geschehen kann“. Die Perthesschen Schulausgaben wollen ferner „alle fachwissenschaftliche Gelehrsamkeit, Exkurse und sogenannte Gelegenheitsbelehrungen“ vermeiden und nur „sachlich das zum vorläufigen Verständnis Erforderliche, in sprachlicher Hinsicht je nach der Eigenheit des Autors und je nach dem vorausgesetzten Wissensstande der Klasse angemessene Anleitung zur Wiedergabe des fremden Textes“ bieten. Man wird diesem Programme recht wohl beistimmen können, wenn man an die zahlreichen Schulausgaben denkt, die einerseits von gelehrtem, überflüssigem Wuste strotzen und den erklärenden Lehrer auf den Isolierstuhl verweisen, anderseits aber wirklich der Erklärung bedürftige Stellen aus durchsichtigen Gründen mit beredtem Schweigen übergeben. Zu jedem Bande soll gewöhnlich ein Sonderwörterbuch beigegeben werden. „Kartographische Hilfsmittel“ wollen die Ausgaben nur in dem Falle bringen, „dafs die in den Schulen gebräuchlichen historischen und geographischeu Atlanten nicht ausreichen“. In diesem Punkte hoffen wir, dafs Herausgeber und Verleger nicht allzu vorsichtig sein werden; denn wie es mit den vorhandenen „kartographischen Hilfsmitteln“ an vielen Anstalten bestellt ist, ist ja praktischen Schulmännern zur Genüge bekannt, nicht etwa blofs an kleinen, nein, auch an recht bedeutenden Anstalten.

Die vorliegende Ausgabe hält, was der Perthessche Prospekt verspricht, und darf als ein glücklicher Griff in die neuere französische Litteratur angesehen werden. Die einfache, anspruchslose Erzählung, die besonders für höhere Töchterschulen geeignet erscheint, ohne etwa andere Anstalten auszuschliefsen, spielt auf dem Lande in den französischen Alpen, hart am Jura. Die Namen der Orte wie der Personen sind von der Verfasserin erfunden

und mit Geschick gewählt. Wir werden da nach dem alten, verfallenen Turme des Schlosses Fierbois versetzt, in dem der Wilderer René Fougère mit seinem treuen, gottergebenen Weibe Geneviève und seinem zarten Töchterlein Josette lebt. Letzteres wird nun, zur Jungfrau herangewachsen, die Heldin der schlichten, aber psychologisch tiefen und wahren Erzählung, insofern sie ihren rohen Vater durch ihr ebenso mutiges, wie kluges und gottesfürchtiges Thun nach mancherlei Abenteuern zur Einkehr bei sich selbst bringt. Dafs die Belohnung solcher Tugend nicht ausbleibt, versteht sich wohl von selbst. Wir wollen aber dem Leser nicht mehr verraten. — Nach den oben erläuterten Grundsätzen hat der Herausgeber diesem Bändchen keinerlei erklärende Noten beigefügt; einige schwierigere Stellen sind im Wörterbuche einfach und ohne jede weitere Erklärung übersetzt, z. B. S. 4. 17 et Josette de courir dehors et de regarder de ci, de là: „und Josette lief hinaus". Es wird also der Lehrer hier zu erklären haben, dafs der Infinitiv mit de an die Stelle der persönlichen Verbalform getreten ist, um die Schnelligkeit, die Lebhaftigkeit des Geschehens auszudrücken. Dergleichen Erklärungen werden sich allerdings noch oft nötig machen, z. B. S. 4, 21: un grand chien au poil rude, couleur de fer oder S. 8, 13 on eût dit qu'il voyait pousser etc. An und für sich richtig, aber hier nicht ganz in den Zusammenhang passend, ist in der Stelle S. 35, 27: „on a beau dire, je crois aux fées ... j'y crois", das „on a beau dire" durch: „man mag noch so viel sagen" übersetzt. Es sollte besser heifsen: „Man mag sagen, was man will, ich glaube an die Feen ... ich glaube daran." Auch hier mufs der Lehrer erklärend eintreten. — Bemerken wir noch, dafs im Wörterbuch, welches sonst trefflich gearbeitet ist, hinter brouter S. 90 das seltene broutiller fehlt, welches im Text S. 8, 18 vorkommt. Das durfte um so weniger wegbleiben, als es auch Sachs-Villatte erst im Supplement-Lexikon aufführt und auch hier nur mit der zu eng gefafsten Bedeutung: „Unbedeutende Gesetze im Parlamente abmachen." In unserem Texte bedeutet es einfach volkstümlich: abmachen, abgrasen, abweiden. — Bei jadis S. 100 wäre anzugeben gewesen, dafs das s lautet, da auch bei anderen zweifelhaften Wörtern, z. B. joug S. 101, die Aussprache angegeben ist. — Guilleret ist S. 99 durch „kregel, lustig" übersetzt. „Kregel" ist ein zu spezifisch norddeutscher Ausdruck, — vereinzelt kommt er noch in Hessen und im unteren Nassau vor — als dafs er in eine für ganz Deutschland bestimmte Schulausgabe pafste. „Aufgeräumt,

übermütig" hätte vielleicht neben „lustig" gepafst. Letzteres genügt indessen vollkommen für die sinngemäfse Übersetzung der betreffenden Stelle. — Druckfehler haben wir nicht bemerkt, wie denn überhaupt die Ausgabe sehr sorgfältig ist. Die vornehme äufsere Ausstattung, der gute Druck und das gute Papier erhöhen noch den angenehmen Eindruck. Wir empfehlen das Bändchen angelegentlichst.

Döbeln. **Ernst Stiehler.**

---

135) **Eduard Koschwitz, Anleitung zum Studium der französischen Philologie** für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1897. 148 S. 8. ℳ 2.50.

An Werken, aus denen Studierende der neueren Sprachen Rat und Belehrung für ihre Studien gewinnen konnten, ist bisher kein Überflufs gewesen. Und doch sind solche Werke dringend notwendig, da es nur verhältnismäfsig wenigen Studierenden vergönnt ist, während ihrer Studienzeit eine Vorlesung über Einleitung in das Studium der romanischen oder englischen Philologie zu hören. Ich erinnere hier z. B. an die von einem Anonymus 1884 veröffentlichte Schrift: „Wie studiert man neuere Philologie und Germanistik?" an Körting, Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen, Heilbronn 1882; an desselben Verfassers Neuphilosogische Essays, Heilbronn 1886, und an seine vortrefflichen Ausführungen in dem Handbuch der romanischen Philologie, Leipzig, 1896, S. 88ff. Speziell für Studierende an der Universität Halle bestimmt sind die von Suchier und Wagner 1894 veröffentlichten Ratschläge für die Studierenden des Französischen und Englischen an der Universität Halle, die jedoch jedem Studierenden der neueren Sprachen nützlich sein können, wo immer er auch seinen Studien obliegt. Hierzu hat sich als höchst willkommene Gabe das im folgenden zu besprechende Buch von Eduard Koschwitz gesellt, das sich ausschliefslich mit der französischen Philologie beschäftigt, und das den Vorzug hat, dafs es den Studierenden aufser Ratschlägen auch das für das Studium notwendige Handwerkzeug in reichlichem Mafse zur Verfügung stellt.

Der Stoff ist in zwei Teile gegliedert; der erste behandelt das praktische, der zweite das wissenschaftliche Studium der Sprache. Der etwas umfangreichere praktische Teil giebt in seinem ersten Abschnitt Anweisungen zur Aneignung der lebenden Sprache im Inlande, wobei alle

Seiten des praktischen Studiums in ausgiebiger Weise berührt werden. Im zweiten Abschnitt, der das Studium des Französischen im Auslande bespricht, hat der Verfasser die reichen Erfahrungen niedergelegt, die er selbst bei seinem häufigen Aufenthalt in Paris und in der Provinz gemacht hat, ohne jedoch die Erfahrungen anderer aufser acht zu lassen.

Der das wissenschaftliche Studium behandelnde Teil umfafst gleichfalls zwei Abschnitte, von denen der erste sich mit dem historischen Studium beschäftigt. Besonders dankenswert ist hier die Zusammenstellung der Schriftsteller, die der Verfasser zur Lektüre empfiehlt, da der Studierende der gewaltigen Fülle des Stoffes gewöhnlich ratlos gegenüber steht und daher völlig planlos an das Studium der französischen Litteratur herantritt. Vorangeschickt ist eine Betrachtung über die Hilfswissenschaften und über die von den Studierenden zu wählenden Fächer. Der Verfasser vertritt die schon mehrfach ausgesprochene Ansicht, dafs niemand gleichzeitig zwei neuere Sprachen vollkommen zu beherrschen imstande sei, und rät daher von der Verbindung des Studiums der englischen und der französischen Philologie ab. Diese Ansicht ist, wenn man das Studium an sich ins Auge fafst, zweifellos richtig, mit Rücksicht jedoch auf die spätere Anstellungsfähigkeit des Kandidaten, die Koschwitz übrigens an der betreffenden Stelle auch berührt, dürfte es bis jetzt wenigstens noch immer nicht ratsam sein, andere Verbindungen zu wählen. Wo Neusprachler gesucht werden, wird auch mit höchst seltenen Ausnahmen die Lehrbefähigung im Englischen und Französischen für alle Klassen verlangt, wenn möglich auch noch die im Deutschen. Besonders für Kandidaten, die Anstellung an einem humanistischen Gymnasium suchen, ist die Lehrbefähigung in beiden neueren Sprachen fast unentbehrlich; denn unsere Gymnasialdirektoren, die meist klassische Philologen sind, werden sich, und das nicht mit Unrecht, nur im Notfalle dazu entschliefsen, dem Neuphilologen, der seine Schulbildung in den häufigsten Fällen dem Realgymnasium verdankt, den Unterricht etwa im Deutschen oder in der Geschichte in den oberen Klassen anzuvertrauen. Wie die Verhältnisse aber jetzt liegen, wird es für die Folgezeit mutmafslich hierbei bleiben, wenn nicht etwa die in Aussicht stehende neue Prüfungsordnung Wandel schafft. — Im zweiten Abschnitte ist von verschiedenen Arten der wissenschaftlichen philologischen Thätigkeit, von der Anleitung, die in den wissenschaftlichen Abteilungen der romanischen Seminare zu solcher Thätigkeit gewährt wird, und von dem Zweck und dem Wert der Pro-

motion die Rede. Aus dem Schlufs dieses Abschnittes geht hervor, wie sehr dem Verfasser daran gelegen ist, die Studierenden zu ernstem wissenschaftlichem Streben zu erziehen, da hier auf die Verwerflichkeit der sogenannten Fragebogen hingewiesen und es als eine eines ernst strebenden Jünglings unwürdige Spekulation bezeichnet wird, seine Studien auf einen bestimmten Examinator zuzuschneiden.

Der Wert der durchaus zweckmäfsigen Winke und Ratschläge des Verfassers wird durch die zahlreichen Litteraturangaben erhöht, die mit gelegentlichen kritischen Bemerkungen die besten und neuesten Hilfsmittel auf den einzelnen Gebieten der Wissenschaft verzeichnen. Das Buch kann daher als ein trefflicher Ratgeber vom Beginn bis zum Abschlufs des Studiums angesehen werden, ja es kann auch noch dem Kandidaten und Lehrer gute Dienste thun, da ein Anhang beigegeben ist, der sich mit der weiteren Fortbildung nach der Staatsprüfung beschäftigt. Dieser Anhang enthält auch beherzigenswerte Ratschläge für solche Kandidaten, die nur eine Lehrbefähigung für die mittleren Klassen erwerben, sowie für Lehrerinnen, die sich der Oberlehrerinnenprüfung im Französischen unterziehen wollen. Zum Schlufs finden auch die Studierenden Berücksichtigung, die eine Lehrbefähigung nur für die unteren Klassen zu erreichen beabsichtigen, und ferner auch Mittelschullehrer und Lehrerinnen, die an höheren Mädchenschulen im Französischen zu unterrichten berufen sind.

Mein Urteil über das Buch kann ich kurz dahin zusammenfassen, dafs es eine früher von vielen schmerzlich empfundene Lücke vortrefflich ausfüllt. Es ist daher allen denen, für die esd er Verfasser bestimmt hat, aufs wärmste zu empfehlen, namentlich aber den Studierenden, nicht blofs deshalb, weil sie den Gefahren des Examens mit Ruhe entgegensehen können, wenn sie sich der Führung des Verfassers anvertrauen, sondern vor allem deshalb, weil sie aus dem Buche vielfach Anregung zu tieferen Studien schöpfen können.

Stralsund. **Paul Trommlitz.**

---

136) **The Old Dramatists**; conjectural readings on the texts of Marston: Beaumont and Fletcher: Peele: Marlowe: Chapman: Heywood: Greene: Middleton: Dekker: Webster, by K. Deighton. Westminster, Archibald Constable & Co., 1896. 222 S. 8.

geb. 3 s 6 d.

"I shall be disappointed if these conjectures of mine are not recognised as the outcome of much patient industry, and of considerable

familiarity with the language and thought of our old dramatists" writes Mr. Deighton in his prefatory note. Well, he must have felt disappointed, for his book has not met with the approval of some English literary papers. Owing to this unfavourable judgment I took up the book with a certain prejudice, although I should have remembered that scholarly, literary, or philological work is often treated in such periodicals in a cursory, flippant way, nay, sometimes held up to ridicule. Soon however my suspicion turned into interest, and I found that Mr. Deighton possesses a good amount of the sense and sensibility of which he speaks in his preface. As might be expected, the author has been frequently led to propose hazardous emendations: if a man writes a book of nearly 225 pages containing nothing but proposals of new readings, he is very likely to become a victim to "sacra fames conjecturarum", a dangerous and highly contagious disease, which easily becomes chronic. On the whole, however, Mr. Deighton's conjectures bear the stamp of prudence and care, and it is only occasionally that we come across an emendation which had been better left out, while, as is natural, in many cases the author will fail to convince the student of the necessity or possibility of the proposed change. I say "student", for naturally this book is not meant to be read from beginning to end: it is to be kept on the desk for consultation during the study of one of the many authors of whose works it treats. It would lead me too far to enumerate all the cases in which Mr. Deighton has been particularly happy, or to state my objections to each of his less felicitous emendations: The following instances must suffice. Among many others the following conjectures are sure to find favour with future editors: "upon" for "open" Antonio and Mellida IV, 1. 70; — "devils' lust" for "devils' last" ib. 80; — the emendation of Antonio and Mellida 1. 2. 130—132; — "publishing" for "banishing" The Malcontent, IV, 2. 112; "feareth" for "leaveth" ib. V, 2. 286; — Sophonisba 1, 2. 12; — "all: but" for "all but" Bloody Brother III, 1; — the alteration in Thierry and Theodoret III, 1; — "prophets (profits)" for "profit": this last, if correct, stands at all events for 'prophet' with a pun upon 'profit'; no plural is wanted. Honest Man's Fortune, I, 1; — "take" for "charge" I Tamburlaine, V, 1. 117; — "shot" is rightly retained, II Tamburlaine, III, 2. 99; — "offers" for "offence", Olde Fortunatus, Prol. l. 3. This emendation is already in Rhys's edition (Mermaid Series); "Wisdom"

for "riches", ib. vol. I, p. 122 of Pearson's Reprints. I might go on in this way for some pages, but will rather turn to some of the conjectures that I cannot agree with.

I fail to see any reason for the proposed change in the passage from Thierry and Theodoret I, 1; both "fellow" and "loose" suit the context; — "Sudden" ib. I, 1 might add a poetical beauty, but is most certainly not required; if we begin to embellish the poets' expressions and images, there will be no end of conjectures! — To read "trutinant" for "true tenant" Philaster I, 1, is the most hazardous of all Mr. Deighton's conjectures. Till other places have been found for this word, it will be safest to read "tyrant" with Mitford; — "good, lordship" Bussy d'Ambois I, 1 is not only unnecessary but spoils the context: the sense is perfectly clear from what follows; — I would retain "chiefest" in I Tamburlaine, V, 1. "topmost" sounds queer, and to assume it merely because of its resemblance to "tempest" is too scrupulous: funnier mistakes have been made in old plays. "strawed" too, is uncommon. Cp. Wagner's note to ll. 1965—8 of his edition. — I believe the passage from "The Bloody Brother" IV, 1. affords the best sense if we leave it as it stands; perhaps we might place a colon after "envies". — The passage from The two Noble Kinsmen, I, 4 baffles all interpretation, but perhaps Deighton's is the best; cp. however Herford's note to his edition for the Temple Dramatists. — "Coopèd" for "corb'd" II Antonio and Mellida II, 1. 154, is not a very happy guess; would not "cover'd" give a better sense? — "Brued" for "brewed" is by no means uncommon; cp. H. E. D. — It is quite undesirable to read "penetrate" for "interpret" in III, 1. 254 of The Fawn; are all words that occur in the 'line above or below' to be eliminated? — Olde Fortunatus vol. I, p. 133: "now" is of course right for "uow" (which Rhys has already discarded in his edition); but why "but" for "not"?

"Take it all in all" this book is clever and useful. Many are the passages that become intelligible by Deighton's emendations, and no serious student of the old drama can do without the book. Perhaps however the author will deign to take two pieces of advice from me. First not wantonly to increase the number of his conjectures, but to write them down only when they are wanted and when he hits upon a probable and plausible emendation of a really corrupt and otherwise unintelligible passage. If, even with a little straining, the passage is intelligible as it

stands, he had better leave it as it is and store his sense and sens
for lines that really stand in need of improvement, of whic
Mr. Deighton knows this as well as I do — there are hundreds. Se
he will find more readers, and a class of readers that will better
stand and appreciate him, if in future he will publish his conjectu
in bookform but in smaller instalments in some periodical or
Scientific papers, such as for instance "Anglia" or "Englische Stu
will, I am sure, be only too pleased to insert his work.

I wish Mr. Deighton moderation in his making of conjectur
a good sale of his book, which it well deserves! [1])

Almeloo. **A. E. H. Swa**

137) **Shakespeare, First Part of Henry IV.** Edited by W
Aldis Wright, M. A. etc. 1897, XXIV u. 178 S. 8.
at the Clarendon Press. **Preis: geb.**

Diese Ausgabe, die einen Teil der Clarendon Press Series bild
steht aus einer Vorrede, dem Text und Anmerkungen. Die V
handelt von den Ausgaben, der Zeit der Abfassung und den Quel
Dramas. Als Quelle für den geschichtlichen Teil wird Holinsheds C
angegeben, für den komischen „The Famous Victories of Henry the
a poor play which had been on the stage for about ten years a
attained some popularity". Während aber aus der Chronik alle
mitgeteilt werden, an die sich Shakespeare angeschlossen hat, wi
den Famous Victories nicht einmal eine Probe vorgeführt; und do
sich die schöpferische Kraft des Dichters weit mehr bei einem Ver
seines Werkes mit dem Drama als mit der Chronik. — Die Gründe,
gegen mündliche Überlieferung, die Shakespeare durch eine Bekan
mit Essex über die Familie der Percies erlangt haben soll, vorg
werden, sind vollkommen überzeugend. Auch bezüglich der Fr
Shakespeare in dem Charakter Falstaffs auf eine geschichtliche Persön
hinzuweisen beabsichtigt habe, müssen wir Mr. Wright beipflichte
er seine Ansicht dahin zusammenfafst, dafs Shakespeares Falsta
not intended to be an embodiment of traditions respecting any hi

1) I advise Mr. Deighton to add, in future, Act and Scene; it will
not possessing the editions mentioned by him, a great deal of trouble and m
of time.

onage whatever. ... such as Sir ... Nicht einverstanden können wir mir ... die Erörterung dieser e „an unprofitable ... Für die Erklärung des kes wird dadurch ...: aber helle Streiflichter auf die Sittengeschichte ... der hoch-bare Sir John Oldcastle ... als ein Haupt-eter der puritanischen ... herbei-irte Entstellung ... Verfolgung war, ie Bühne und Schauspieler ... erdulden hatten. auch für die ... ist es gewiss unwichtig, zu erfahren ... Sir John Oldcastle ... richtet war, es ... aff zu setzen: „for Oldcastle died a martyr, and this is not the man" gue zu Henry IV., Pt. II.

Die Anmerkungen sollen ... „to make Shakspeare's language in-ible to modern readers"; sie sind bestimmt „not for those who , but for those who are ignorant". Im allgemeinen kann man sagen, der beabsichtigte Zweck wohl erreicht wird, ... s geboten wird. ... ie Richtigkeit der gegebenen Deutungen ... Erklärung von ... III, 2. 136 ... nur zum Gesicht ...; auch lässt sich ... Blut abwaschen. Zu II, 4. 304 ... 307, was mit ...



cher Leser eine Erklärung zu ... Wright auf Erklärungen, ... n; z. B. III, 2. 8 u. 106 ... ungen zu a brewer's horse ... Die Ausstattung ist ... ing; für Schulzwecke ... ern hinter den Text ... In englischen ... en; von der ... ltgemäß ...

Jahrgang 1898.

...lschau

...udwig

...lark.
In- und Auslandes an
Pfg.

...s. 1. Teil.
... 3.

...es widmet, ...ürfte eine ...ng. Das ...len Stu-...ersparen. ...mit Ein-... Lektüre ... Frieden. ...nd Hilfs-... sind. ...ck erfüllt, ...en bei der

Text in der Klasse gebrauchen will, findet einen solchen in der Ausgabe von E. Schmid (Danzig, Sauniersche Buchhandlung).

Neumünster (Holstein). **Zschech.**

138) **O. Thiergen, Elementarbuch der englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache.** VII u. 214 u. 84 S. 8. Leipzig, B. G. Teubner, 1897.

Eine sehr erfreuliche Leistung, welche mit Glück die vom direkten Anschauungsunterricht ausgehende Methode mit der sogen. Übersetzungsmethode zu vereinigen strebt. Die Stoffauswahl berücksichtigt von der ersten Lektion an die nähere und weitere Umgebung des Schülers; der Anschauung sollen die Nachbildungen des Hölzelschen Herbst- und Winterbildes sowie eine sehr schön in Silber- und Bronzedruck ausgeführte englische Münztafel dienen; die Festigung und Durcharbeitung des Stoffes erfolgt durch Übersetzungsübungen aus dem Deutschen ins Englische. Auch eine Anzahl englischer Gedichte finden wir, deren Aneignung dem Schüler durch Hervorhebung der betonten Worte im Druck sowie durch beigesetzte Sprechtakte erleichtert ist. Die Lautlehre (d. h. Aussprachelehre) ist aufserordentlich klar und verständlich gefafst, ebenso wie auch die grammatikalischen Regeln ausführlich und deutlich im Ausdruck gegeben sind — eine conditio sine qua non für ein den Schülern auch die Hausarbeit erleichterndes Buch, die aber leider nicht jede Grammatik einhält. Die Aussprachebezeichnung schliefst sich an Conrads Englisches Lesebuch an, umschreibt nicht mit Hilfe deutscher Buchstaben, sondern sucht mit Länge- und Kürzezeichen, Accenten und einigen andern das Wortbild nicht störenden Zeichen auszukommen — ein m. E. nur zu billigendes Verfahren. Mit Recht wird hier die Hauptsache dem Lehrer überlassen, denn die lebende Sprache hat ein Anrecht auf den lebenden Klang. Vielleicht könnte bei einer Neuauflage ein genauer grammatischer Index beigefügt werden, das Inhaltsverzeichnis nach Lektionen ist doch gar zu mager! Die allgemeinen Wörterverzeichnisse sind in besonderem „Beibuch" in Tasche beigegeben — was ihren Gebrauch sehr erleichtert. Die Ausstattung und Drucklegung durch den Teubnerschen Verlag mufs als mustergültig bezeichnet werden.

Kenzingen i. Baden. **K. Schneider.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 18. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

139) J. Hirschberg, Hilfswörterbuch zum Aristophanes. 1. Teil. Leipzig, Veit & Co, 1898. 104 S. 8 ℳ 3.

Dafs ein Nichtphilologe seine Mufsestunden dem Aristophanes widmet, wo nicht die Schule das erste Verständnis vermittelt hat, dürfte eine Seltenheit sein, ist aber jedenfalls eine erfreuliche Erscheinung. Das Hilfsbuch will Liebhabern der griechischen Litteratur und den Studierenden das lästige, zeitraubende Aufschlagen der Wörterbücher ersparen. Wir möchten diesen Nutzen für Studierende der Philologie nur mit Einschränkung gelten lassen, nur da, wo es sich um kursorische Lektüre handelt. — Teil I enthält Acharner, Ritter, Wolken, Wespen, Frieden. Verfasser giebt im Vorwort die von ihm benutzten Ausgaben und Hilfsmittel an, unter denen auch die Scholien (Paris 1883) erwähnt sind.

Um ein Bild zu gewinnen, inwieweit das Buch seinen Zweck erfüllt, habe ich mein eigenes Wörterverzeichnis, wie ich es vor Jahren bei der

ersten Lektüre mir angelegt, zurate gezogen und von den Acharnern 300 Verse, von den übrigen Stücken je ein Chorlied verglichen. Im ganzen ergab sich Übereinstimmung, im einzelnen Abweichung. Über manches läfst sich freilich streiten; die Verschiedenheit der früheren Lektüre spricht da mit. Es hätte m. E. Aufnahme finden dürfen: Ach. 4 *χαιρηδών*, 16 *παρακύπτω*, 60 *πρυτανεύω*, 64 *βαβαιάξ*, 74 *ὑάλι(ν)ος*, 109 *ἀλαζών*, 142 *ὑπερφυῶς*, 158 *πέος*, 189 *αἰβοῖ*, 226 *ἐχθοδοπός*, 289 *βδελυρός*. Anderseits erschien mir überflüssig: 33 *πρίω* = *πρίασο*, 99 *πατάσσω*, 110 *βασανίζω*, 115 *ἐπινεύω*, 163 *σωσίπολις*, 164 *πορθέω*, 179 *ὀσφραίνομαι*, 206 *μηνύω*, 278 *ῥοφέω*, 285 *καταλεύω*; die etwas modifizierte Bedeutung hie und da ergiebt sich aus dem Zusammenhange. Wie 160 zu *καταπελτάζομαι* hinzugefügt ist *πέλτη* Schild, Schar, hätte dies auch gut 22 zu *μιλτόω* (*μιλτός* Mennig), 158 zu *ἀποθριάζω* (*θρῖον* Feigenblatt), 275 zu *καταγιγαρτίζω* (*γίγαρτον* Weinbeerenkern) geschehen können. Ferner 79 wegen des *λαικαστής* Hurer auch zu *καταπύγων* geil die Substantivbedeutung Lüstling; 30 zu *πέρδομαι* die kräftigere Übersetzung, entsprechend dem *χέζειν* 82; 89 zu *φέναξ* Betrüger: „Spafsvogel“ wegen des *ὄρνις* 88; 108 zu *ἀχάνη*: persisches Getreidemafs = 45 *μέδιμνοι*, wie es Verfasser z. B. Wespen 1137 in Anmerkung zu *καυνάκης* thut; 272 zu *ὡρικός* früh: blühend; 276 mufs es heifsen statt *ὄρθρος* „am frühen Morgen“: *ἐπειδὰν ὄρθρος ᾖ*. Einzelnes aus anderen Stücken: Ritter 559 zu *ἔγχελις* die att. Form —*υς*, ebendaselbst 370 statt *δείρω* das gebräuchlichere *δέρω*; Wolken 523 *ἀναγεύω* nicht „wieder kosten lassen“ (vgl. meine Abhandlung „Über die Wolken des Aristoph.“ S. 4). Zu 531 „ich setzte es aus, aber eine andere Jungfrau hob es auf“ habe ich (ebendaselbst S. 56) vorgeschlagen statt *παῖς δ' ἑτέρα τις λαβοῦσ' ἀνείλετο* zu lesen *παῖδ' ἑτέρα* . . . Um das Objekt zu *ἐξέθηκα* zu gewinnen und den etwaigen Anstofs wegen des fehlenden *δέ* zu beseitigen, würde das Komma hinter *ἐξέθηκα* zu streichen und *ἑτέρα* — *ἀνείλετο* in Klammern zu setzen sein. Zu Wo. 246 *ὀμοῦμαί σοι καταθήσειν τοὺς θεούς* bemerkt Hirschberg „(Doppelsinnig. Ich schwöre, dafs die Götter dir das Honorar zahlen werden)“. Das pafst vortrefflich zu der Absicht des Strepsiades, den Meister um das Honorar zu prellen (vgl. meine Abhandlung S. 17); um so weniger stand der Alte als Lügner und Meineidiger da. — Eine interessante Anmerkung findet sich auf S. 29 über die Häufigkeit der Augenentzündungen bei den alten Griechen; sie verrät den kundigen Fachmann.

Fassen wir das Ergebnis unserer Prüfung zusammen, so können wir das Buch, das bei gutem Druck und Papier recht übersichtlich ist, nur warm empfehlen; es wird denen, die sich mit Aristophanes beschäftigen wollen, aber mit ihrer Zeit haushalten müssen, willkommen sein. Möge es dem „ungezogenen Liebling der Grazien" viele neue Freunde gewinnen helfen!

Köln a. Rh. **Heidhues.**

---

140) **Demetrio de Grazia, Demosthene e i suoi accusatori.** Catania, Gianotta, 1898. XX, 420 S. 8. 5 Lire.

Wie in Deutschland, so wird auch anderswo Demosthenes' Leben und Wirken noch immer sehr verschieden beurteilt. Professor de Grazia gehört zu den wärmsten Verehrern des grofsen Redners. Um sein günstiges Urteil zu begründen und seiner Ansicht bei seinen Landsleuten in möglichst wirksamer Weise Geltung zu verschaffen, hat er eine neue italienische Übersetzung der echten Reden des D., sowie derjenigen seiner Widersacher mit erklärenden Noten ausgearbeitet, möchte derselben jedoch vorerst Bahn brechen durch die vorliegenden Studien.

Er behandelt darin sehr ausführlich die drei Hauptprozesse, welche D. geführt hat und welche, als Gegenstand der hervorragendsten Streitreden, die beste Gelegenheit bieten, alle für die Beurteilung des D. und seiner Gegner in Betracht kommenden Momente ihrer historischen Reihenfolge nach zu erörtern. Jeder Fachmann wird den sehr fleifsigen, eingehenden und allseitigen, wenn auch mitunter etwas verwickelten Untersuchungen mit Interesse folgen und daraus manches lernen, aber freilich auch an verschiedenen, zum Teil sehr wichtigen Punkten Anstofs oder gar Ärgernis nehmen.

In drei Stücken, erklärt der Verfasser in der Vorrede, habe er es nicht für gut befunden, dem allgemeinen Usus zu folgen. Dafs er Citate nicht unter den Text setzt und die citierten Stellen italienisch, nicht in der Ursprache wiedergiebt, ist ohne Belang. Allein, dafs er bei Anführung der benutzten Autoren sich meistens damit begnügt, die Namen mit oder ohne Band- und Seitenzahl, aber ohne jedweden Buchtitel, ohne Angabe der Auflage oder des Druckjahres zu nennen, das ist, abgesehen von der vielfachen Entstellung der Namen, eine verhängnisvolle Schrulle, welche eine wissenschaftliche Diskussion sehr häufig erschwert oder ganz unmöglich macht. So heifst es einfach: Dice il Gnesotto, lo Schmidt, Heffler (Heffter?), il Wessel (Wesseling?), il Peterson (Petersen?), il Kirkhoff, il Niebhur, l'Olivet e il Mountegne (Mountenney), il Boeneke, gewöhnlich il Boehneck,

Text in der Klasse gebrauchen will, findet einen solchen in der Ausgabe von E. Schmid (Danzig, Saunıersche Buchhandlung).

Neumünster (Holstein). **Zscheeh.**

138) **O. Thiergen, Elementarbuch der englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache.** VII u. 214 u. 84 S. 8. Leipzig, B. G. Teubner, 1897.

Eine sehr erfreuliche Leistung, welche mit Glück die vom direkten Anschauungsunterricht ausgehende Methode mit der sogen. Übersetzungsmethode zu vereinigen strebt. Die Stoffauswahl berücksichtigt von der ersten Lektion an die nähere und weitere Umgebung des Schülers; der Anschauung sollen die Nachbildungen des Hölzelschen Herbst- und Winterbildes sowie eine sehr schön in Silber- und Bronzedruck ausgeführte englische Münztafel dienen; die Festigung und Durcharbeitung des Stoffes erfolgt durch Übersetzungsübungen aus dem Deutschen ins Englische. Auch eine Anzahl englischer Gedichte finden wir, deren Aneignung dem Schüler durch Hervorhebung der betonten Worte im Druck sowie durch beigesetzte Sprechtakte erleichtert ist. Die Lautlehre (d. h. Aussprachelehre) ist aufserordentlich klar und verständlich gefafst, ebenso wie auch die grammatikalischen Regeln ausführlich und deutlich im Ausdruck gegeben sind — eine conditio sine qua non für ein den Schülern auch die Hausarbeit erleichterndes Buch, die aber leider nicht jede Grammatik einhält. Die Aussprachebezeichnung schliefst sich an Conrads Englisches Lesebuch an, umschreibt nicht mit Hilfe deutscher Buchstaben, sondern sucht mit Länge- und Kürzezeichen, Accenten und einigen andern das Wortbild nicht störenden Zeichen auszukommen — ein m. E. nur zu billigendes Verfahren. Mit Recht wird hier die Hauptsache dem Lehrer überlassen, denn die lebende Sprache hat ein Anrecht auf den lebenden Klang. Vielleicht könnte bei einer Neuauflage ein genauer grammatischer Index beigefügt werden, das Inhaltsverzeichnis nach Lektionen ist doch gar zu mager! Die allgemeinen Wörterverzeichnisse sind in besonderem „Beibuch" in Tasche beigegeben — was ihren Gebrauch sehr erleichtert. Die Ausstattung und Drucklegung durch den Teubnerschen Verlag mufs als mustergültig bezeichnet werden.

Kenzingen i. Baden. **K. Schneider.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 18. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

139) **J. Hirschberg, Hilfswörterbuch zum Aristophanes.** 1. Teil. Leipzig, Veit & Co, 1898. 104 S. 8 *M* 3.

Dafs ein Nichtphilologe seine Mufsestunden dem Aristophanes widmet, wo nicht die Schule das erste Verständnis vermittelt hat, dürfte eine Seltenheit sein, ist aber jedenfalls eine erfreuliche Erscheinung. Das Hilfsbuch will Liebhabern der griechischen Litteratur und den Studierenden das lästige, zeitraubende Aufschlagen der Wörterbücher ersparen. Wir möchten diesen Nutzen für Studierende der Philologie nur mit Einschränkung gelten lassen, nur da, wo es sich um kursorische Lektüre handelt. — Teil I enthält Acharner, Ritter, Wolken, Wespen, Frieden. Verfasser giebt im Vorwort die von ihm benutzten Ausgaben und Hilfsmittel an, unter denen auch die Scholien (Paris 1883) erwähnt sind.

Um ein Bild zu gewinnen, inwieweit das Buch seinen Zweck erfüllt, habe ich mein eigenes Wörterverzeichnis, wie ich es vor Jahren bei der

stands, he had better leave it as it is and store his sense and sensibility for lines that really stand in need of improvement, of which — Mr. Deighton knows this as well as I do — there are hundreds. Secondly he will find more readers, and a class of readers that will better understand and appreciate him, if in future he will publish his conjectures not in bookform but in smaller instalments in some periodical or other. Scientific papers, such as for instance "Anglia" or "Englische Studien", will, I am sure, be only too pleased to insert his work.

I wish Mr. Deighton moderation in his making of conjectures and a good sale of his book, which it well deserves! [1])

Almeloo. **A. E. H. Swaen.**

---

137) **Shakespeare, First Part of Henry IV.** Edited by William Aldis Wright, M. A. etc. 1897, XXIV u. 178 S. 8. Oxford, at the Clarendon Press. Preis: geb. 2 sh.

Diese Ausgabe, die einen Teil der Clarendon Press Series bildet, besteht aus einer Vorrede, dem Text und Anmerkungen. Die Vorrede handelt von den Ausgaben, der Zeit der Abfassung und den Quellen des Dramas. Als Quelle für den geschichtlichen Teil wird Holinsheds Chronik angegeben, für den komischen „The Famous Victories of Henry the Fifth, a poor play which had been on the stage for about ten years and had attained some popularity". Während aber aus der Chronik alle Stellen mitgeteilt werden, an die sich Shakespeare angeschlossen hat, wird von den Famous Victories nicht einmal eine Probe vorgeführt; und doch zeigt sich die schöpferische Kraft des Dichters weit mehr bei einem Vergleiche seines Werkes mit dem Drama als mit der Chronik. — Die Gründe, welche gegen mündliche Überlieferung, die Shakespeare durch eine Bekanntschaft mit Essex über die Familie der Percies erlangt haben soll, vorgebracht werden, sind vollkommen überzeugend. Auch bezüglich der Frage, ob Shakespeare in dem Charakter Falstaffs auf eine geschichtliche Persönlichkeit hinzuweisen beabsichtigt habe, müssen wir Mr. Wright beipflichten, wenn er seine Ansicht dahin zusammenfafst, dafs Shakespeares Falstaff „was not intended to be an embodiment of traditions respecting any historical

---

1) I advise Mr. Deighton to add, in future, Act and Scene; it will save those not possessing the editions mentioned by him, a great deal of trouble and much loss of time.

personage whatever, but that he is simply a character of his own creation as much as Sir Thomas Belch or Justice Shallow". Nicht einverstanden aber können wir mit der Behauptung sein, dafs die Erörterung dieser Frage „an unprofitable result" ergeben habe. Für die Erklärung des Stückes wird dadurch allerdings wenig gewonnen; aber helle Streiflichter fallen auf die Sittengeschichte der Zeit, wenn sich ergiebt, dafs der hochachtbare Sir John Oldcastle den englischen Theaterdichtern als ein Hauptvertreter der puritanischen Partei galt und dafs die von ihnen herbeigeführte Entstellung seiner Person eine Rache für die Verfolgung war, welche Bühne und Schauspieler von den Puritanern zu erdulden hatten. Und auch für die Beurteilung des Charakters des Dichters ist es gewifs nicht unwichtig, zu erfahren, dafs er, sobald er über Sir John Oldcastle besser unterrichtet war, es für nötig hielt, den Namen umzuändern und dafür Falstaff zu setzen: „for Oldcastle died a martyr, and this is not the man". Epilogue zu Henry IV., Part II.

Die Anmerkungen sollen dienen „to make Shakespeare's language intelligible to modern readers"; sie sind bestimmt „not for those who know, but for those who are ignorant". Im allgemeinen kann man sagen, dafs der beabsichtigte Zweck wohl erreicht wird, ohne dafs gerade viel Neues geboten wird. Dankenswert sind manche Belege, die als Beweise für die Richtigkeit der gegebenen Deutungen angeführt werden. Gegen die Erklärung von favours III, 2. 136 spricht a bloody mask, das doch wohl nur zum Gesicht pafst; auch läfst sich von scarfs nnd gloves kaum das Blut abwaschen. Zu II, 4. 304 fehlt eine Andeutung, was mit fire, und 307, was mit meteors und exhalations gemeint ist; ibid. 499 wird ein deutscher Leser eine Erklärung zu Paul's vermissen. Manchmal verzichtet Herr Wright auf Erklärungen, wo frühere Herausgeber ganz Annehmbares bieten; z. B. III, 3. 8 u. 106 u. 107: vergleiche bei Delius die Anmerkungen zu a brewer's horse und a stewed prune.

Die Ausstattung ist ähnlich wie die der Ausgaben von Velhagen und Klasing; für Schulzwecke ist es angenehm, dafs die Notes nicht unter- sondern hinter dem Text gegeben werden.

In englischen Schulen wird die Ausgabe gewifs mit Nutzen gebraucht werden; von der Einführung an deutschen Lehranstalten wird schon der verhältnismäfsig hohe Preis abhalten. Aufserdem bietet Delius, abgesehen von den reichlichen Belegstellen, die aber mehr den Forscher als den Schüler interessieren, mindestens dasselbe. Wer aber einen gereinigten

Text in der Klasse gebrauchen will, findet einen solchen in der Ausgabe von E. Schmid (Danzig, Saunierscbe Buchhandlung).

Neumünster (Holstein). **Zscheoh.**

---

138) **O. Thiergen, Elementarbuch der englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache.** VII u. 214 u. 84 S. 8. Leipzig, B. G. Teubner, 1897.

Eine sehr erfreuliche Leistung, welche mit Glück die vom direkten Anschauungsunterricht ausgehende Methode mit der sogen. Übersetzungsmethode zu vereinigen strebt. Die Stoffauswahl berücksichtigt von der ersten Lektion an die nähere und weitere Umgebung des Schülers; der Anschauung sollen die Nachbildungen des Hölzelschen Herbst- und Winterbildes sowie eine sehr schön in Silber- und Bronzedruck ausgeführte englische Münztafel dienen; die Festigung und Durcharbeitung des Stoffes erfolgt durch Übersetzungsübungen aus dem Deutschen ins Englische. Auch eine Anzahl englischer Gedichte finden wir, deren Aneignung dem Schüler durch Hervorhebung der betonten Worte im Druck sowie durch beigesetzte Sprechtakte erleichtert ist. Die Lautlehre (d. h. Aussprachelehre) ist aufserordentlich klar und verständlich gefafst, ebenso wie auch die grammatikalischen Regeln ausführlich und deutlich im Ausdruck gegeben sind — eine conditio sine qua non für ein den Schülern auch die Hausarbeit erleichterndes Buch, die aber leider nicht jede Grammatik einhält. Die Aussprachebezeichnung schliefst sich an Conrads Englisches Lesebuch an, umschreibt nicht mit Hilfe deutscher Buchstaben, sondern sucht mit Länge- und Kürzezeichen, Accenten und einigen andern das Wortbild nicht störenden Zeichen auszukommen — ein m. E. nur zu billigendes Verfahren. Mit Recht wird hier die Hauptsache dem Lehrer überlassen, denn die lebende Sprache hat ein Anrecht auf den lebenden Klang. Vielleicht könnte bei einer Neuauflage ein genauer grammatischer Index beigefügt werden, das Inhaltsverzeichnis nach Lektionen ist doch gar zu mager! Die allgemeinen Wörterverzeichnisse sind in besonderem „Beibuch" in Tasche beigegeben — was ihren Gebrauch sehr erleichtert. Die Ausstattung und Drucklegung durch den Teubnerschen Verlag mufs als mustergültig bezeichnet werden.

Kenzingen i. Baden. **K. Schneider.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 18. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

139) **J. Hirschberg, Hilfswörterbuch zum Aristophanes.** 1. Teil. Leipzig, Veit & Co, 1898. 104 S. 8 ℳ 3.

Dafs ein Nichtphilologe seine Mufsestunden dem Aristophanes widmet, wo nicht die Schule das erste Verständnis vermittelt hat, dürfte eine Seltenheit sein, ist aber jedenfalls eine erfreuliche Erscheinung. Das Hilfsbuch will Liebhabern der griechischen Litteratur und den Studierenden das lästige, zeitraubende Aufschlagen der Wörterbücher ersparen. Wir möchten diesen Nutzen für Studierende der Philologie nur mit Einschränkung gelten lassen, nur da, wo es sich um kursorische Lektüre handelt. — Teil I enthält Acharner, Ritter, Wolken, Wespen, Frieden. Verfasser giebt im Vorwort die von ihm benutzten Ausgaben und Hilfsmittel an, unter denen auch die Scholien (Paris 1883) erwähnt sind.

Um ein Bild zu gewinnen, inwieweit das Buch seinen Zweck erfüllt, habe ich mein eigenes Wörterverzeichnis, wie ich es vor Jahren bei der

ersten Lektüre mir angelegt, zurate gezogen und von den Acharnern 300 Verse, von den übrigen Stücken je ein Chorlied verglichen. Im ganzen ergab sich Übereinstimmung, im einzelnen Abweichung. Über manches läfst sich freilich streiten; die Verschiedenheit der früheren Lektüre spricht da mit. Es hätte m. E. Aufnahme finden dürfen: Ach. 4 *χαιρηδών*, 16 *παρακύπτω*, 60 *πρυτανεύω*, 64 *βαβαιάξ*, 74 *ὑάλι(ν)ος*, 109 *ἀλαζών*, 142 *ὑπερφυῶς*, 158 *πέος*, 189 *αἰβοῖ*, 226 *ἐχθοδοπός*, 289 *βδελυρός*. Anderseits erschien mir überflüssig: 33 *πρίω* = *πρίασο*, 99 *πατάσσω*, 110 *βασανίζω*, 115 *ἐπινεύω*, 163 *σωσίπολις*, 164 *πορθέω*, 179 *ὀσφραίνομαι*, 206 *μηνύω*, 278 *ῥοφέω*, 285 *καταλεύω*; die etwas modifizierte Bedeutung hie und da ergiebt sich aus dem Zusammenhange. Wie 160 zu *καταπελτάζομαι* hinzugefügt ist *πέλτη* Schild, Schar, hätte dies auch gut 22 zu *μιλτόω* (*μιλτός* Mennig), 158 zu *ἀποθριάζω* (*θρῖον* Feigenblatt), 275 zu *καταγιγαρτίζω* (*γίγαρτον* Weinbeerenkern) geschehen können. Ferner 79 wegen des *λαικαστής* Hurer auch zu *καταπύγων* geil die Substantivbedeutung Lüstling; 30 zu *πέρδομαι* die kräftigere Übersetzung, entsprechend dem *χέζειν* 82; 89 zu *φέναξ* Betrüger: „Spafsvogel" wegen des *ὄρνις* 88; 108 zu *ἀχάνη*: persisches Getreidemafs = 45 *μέδιμνοι*, wie es Verfasser z. B. Wespen 1137 in Anmerkung zu *καυνάκης* thut; 272 zu *ὡρικός* früh: blühend; 276 mufs es heifsen statt *ὄρθρος* „am frühen Morgen": *ἐπειδὰν ὄρθρος ᾖ*. Einzelnes aus anderen Stücken: Ritter 559 zu *ἔγχελις* die att. Form —*υς*, ebendaselbst 370 statt *δείρω* das gebräuchlichere *δέρω*; Wolken 523 *ἀναγεύω* nicht „wieder kosten lassen" (vgl. meine Abhandlung „Über die Wolken des Aristoph." S. 4). Zu 531 „ich setzte es aus, aber eine andere Jungfrau hob es auf" habe ich (ebendaselbst S. 56) vorgeschlagen statt *παῖς δ' ἑτέρα τις λαβοῦσ' ἀνείλετο* zu lesen *παῖδ' ἑτέρα* . . . Um das Objekt zu *ἐξέθηκα* zu gewinnen und den etwaigen Anstofs wegen des fehlenden *δέ* zu beseitigen, würde das Komma hinter *ἐξέθηκα* zu streichen und *ἑτέρα* — *ἀνείλετο* in Klammern zu setzen sein. Zu Wo. 246 *ὀμοῦμαί σοι καταθήσειν τοὺς θεούς* bemerkt Hirschberg „(Doppelsinnig. Ich schwöre, dafs die Götter dir das Honorar zahlen werden)". Das pafst vortrefflich zu der Absicht des Strepsiades, den Meister um das Honorar zu prellen (vgl. meine Abhandlung S. 17); um so weniger stand der Alte als Lügner und Meineidiger da. — Eine interessante Anmerkung findet sich auf S. 29 über die Häufigkeit der Augenentzündungen bei den alten Griechen; sie verrät den kundigen Fachmann.

Fassen wir das Ergebnis unserer Prüfung zusammen, so können wir das Buch, das bei gutem Druck und Papier recht übersichtlich ist, nur warm empfehlen; es wird denen, die sich mit Aristophanes beschäftigen wollen, aber mit ihrer Zeit haushalten müssen, willkommen sein. Möge es dem „ungezogenen Liebling der Grazien“ viele neue Freunde gewinnen helfen!

Köln a. Rh. **Heidhues.**

---

140) **Demetrio de Grazia, Demosthene e i suoi accusatori.** Catania, Gianotta, 1898. XX, 420 S. 8. 5 Lire.

Wie in Deutschland, so wird auch anderswo Demosthenes' Leben und Wirken noch immer sehr verschieden beurteilt. Professor de Grazia gehört zu den wärmsten Verehrern des grofsen Redners. Um sein günstiges Urteil zu begründen und seiner Ansicht bei seinen Landsleuten in möglichst wirksamer Weise Geltung zu verschaffen, hat er eine neue italienische Übersetzung der echten Reden des D., sowie derjenigen seiner Widersacher mit erklärenden Noten ausgearbeitet, möchte derselben jedoch vorerst Bahn brechen durch die vorliegenden Studien.

Er behandelt darin sehr ausführlich die drei Hauptprozesse, welche D. geführt hat und welche, als Gegenstand der hervorragendsten Streitreden, die beste Gelegenheit bieten, alle für die Beurteilung des D. und seiner Gegner in Betracht kommenden Momente ihrer historischen Reihenfolge nach zu erörtern. Jeder Fachmann wird den sehr fleifsigen, eingehenden und allseitigen, wenn auch mitunter etwas verwickelten Untersuchungen mit Interesse folgen und daraus manches lernen, aber freilich auch an verschiedenen, zum Teil sehr wichtigen Punkten Anstofs oder gar Ärgernis nehmen.

In drei Stücken, erklärt der Verfasser in der Vorrede, habe er es nicht für gut befunden, dem allgemeinen Usus zu folgen. Dafs er Citate nicht unter den Text setzt und die citierten Stellen italienisch, nicht in der Ursprache wiedergiebt, ist ohne Belang. Allein, dafs er bei Anführung der benutzten Autoren sich meistens damit begnügt, die Namen mit oder ohne Band- und Seitenzahl, aber ohne jedweden Buchtitel, ohne Angabe der Auflage oder des Druckjahres zu nennen, das ist, abgesehen von der vielfachen Entstellung der Namen, eine verhängnisvolle Schrulle, welche eine wissenschaftliche Diskussion sehr häufig erschwert oder ganz unmöglich macht. So heifst es einfach: Dice il Gnesotto, lo Schmidt, Heffler (Heffter?), il Wessel (Wesseling?), il Peterson (Petersen?), il Kirkhoff, il Niebhur, l'Olivet e il Mountegne (Mountenney), il Boeneke, gewöhnlich il Boehneck,

il Voemel, dann il Woemel, lo Stechows (st. Stechow), il Wolf e il Weisk (Weiske oder Reiske?), bald nachher dal Wolf e dal Reisk (so immer st. Reiske), später einmal il Reisk („Oratores Attici“ st. Graeci), l'Eyssel (p. 13), Beckher (T. II, p. 320), il Worms (Wurm?), dann il Wurms (Comm. in Din. Orath. Norimh. 1825 p. IX); cosi giudicano anche Bueckert (?), Hathe (?), Becker e Ranke (welche? wann? wo?) u. s. w.

Schlimmer ist, dafs Verfasser nicht selten leeres Stroh drischt und mit allem Rüstzeug seines reichhaltigen Wissens gegen Windmühlen kämpft, indem er allerlei ältere Schriften in die Diskussion hereinzieht ohne Rücksicht darauf, dafs dieselben längst — manchmal durch spätere Schriften der Verfasser selber — überholt, bezw. richtiggestellt oder widerlegt sind. Das aber hängt mit dem Schlimmsten zusammen, was im Buche vorkommt und was auch bereits anderswo Schrecken eingeflöfst hat, dafs nämlich der Verfasser auch jetzt noch die Echtheit sämtlicher Urkunden in der Demosthenischen Kranzrede allen Ernstes verteidigt, diesmal mit Aufseraechtlassung gerade jener älteren Schrift, welche die Sache ein- für allemal entschieden hat. Zwar wird an anderen Stellen Droysen, einmal sogar „il Droysen (pag. 818 sq.)“ erwähnt, aber gerade bei Erörterung jener Echtheitsfrage gar nicht, als ob die betreffenden Abhandlungen der Zeitschr. f. Altert. vom J. 1839 nie erschienen wären oder nicht im geringsten in Betracht kämen!

Der erste und ausführlichste Teil des Buches (S. 1—135) beschäftigt sich mit dem Gesandtschaftsprozesse des Jahres 343. In sechs Kapiteln werden hier behandelt die erste und zweite Gesandtschaft, die circostanze attenanti und aggravanti, die accuse private und schliefslich osservazioni relative alle due orazione. Bei D. 19, 94 hat sich de Gr. (S. 3) versehen. Er übersetzt: „Ctesifonte e Neottolemo diedero principio alla trama“ und zieht daraus den Schlufs, weil hier Aristodemos nicht genannt sei, so werde dadurch seine Absicht als nicht unehrenhaft bezeichnet. Aber in allen Handschr. steht an der Stelle der Name *Ἀριστόδημος*, nicht *Νεοπτόλεμος*, wie derselbe ja auch in § 12 deutlich genug als Miturheber della trama aufgeführt wird. — S. 42 läfst er den D. sagen, Philipp habe den Friedenseid erst in Pherae geleistet, und tadelt Bassi, Rizzi und Roberti, dafs sie Philipps Eidschwur nach Pella verlegen unter Berufung auf E. Curtius, der das Gegenteil annehme. Allein Curtius haben die Getadelten richtig verstanden, und die von ihm vertretene Ansicht sollte heutzutage nicht mehr bestritten werden. Für die entgegengesetzte dürfte

man sich auf D. 18, 32 selbst dann nicht berufen, wenn man dort das äufserst unwahrscheinliche ὡμολόγησε dem jetzt allgemein recipierten ὤμοσε (τὴν εἰρήνην) vorziehen wollte. — Auch eine andere Stelle bei Curtius hat de Gr. (S. 184 f.) mifsverstanden: Den Vorwurf, „er bringe einen amphiktionischen Krieg nach Attika", läfst Curtius nicht Ae. dem D. machen, sondern, wie es richtig ist (D. 18, 143), umgekehrt.

Der ganze Exkurs über die autenticità del processo (S. 122—135) ist ein acta agere. Westermann, dessen Quaestiones Demosthenicae hier wie anderswo besonders berücksichtigt werden, hat längst, was nicht erwähnt wird, seine frühere Meinung selber aufgegeben. Wenn es heifst: „Bekk lascia in dubbio la questione", so weifs man nicht, ob Generalsuperintendent C. Beck gemeint ist, der u. a. D.' Gesandtschaftsrede verdeutscht hat, ohne den griechischen Text zu verstehen, in unserer Frage aber es mit A. Schäfer hält, oder I. Bekker, vor dessen Text die vita D. steht, in welcher gerade Westermann seine retractatio angebracht hat.

Der zweite Teil (Processo della corona, S. 137—291) behandelt in fünf Kapiteln die Rechtsfrage, den Friedensbruch bis zum amphissischen Kriege, das Bündnis mit Theben bis zum Krieg des Agis, dann eine Discussione sommaria (Verdienst des D., Mifsverdienste des Ae., alte und neuere Ehrenbezeugungen) und Questioni relative alle due orazioni (Osservazioni letterarie, Cronologia del processo, Documenti): wie man sieht, eine sehr reichhaltige Partie. Wir müssen uns aber auch hier auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Das Auftreten des Anaxinos in Athen verlegt man jetzt allgemein ins Jahr 340. De Gr. (S. 226) setzt dafür 343, weil D. 18, 137 den Anaxinos bald nach Python in der Stadt auftreten lasse. Aber μετὰ ταῦθ' ὕστερον heifst nicht poco dopo, sondern einfach dopo (Pitone), und einen andern Grund für seine Meinung hat Verfasser nicht.

Betreffs der verschiedenen Ereignisse der Jahre 339 und 338 hat er, zum Teil durch die Urkunden der Kranzrede, sich mehrfach verleiten lassen, minder wahrscheinlichen oder auch ganz unwahrscheinlichen Ansichten zu folgen. Er läfst Philipp erst im Frühjahr 338 aus Skythien zurückkehren, dann die Lokrer besiegen, Amphissa zerstören und zuletzt Elateia besetzen [1]); für die nachfolgenden Ereignisse aber schafft er dadurch ge-

1) S. 186 wird für diesen Ansatz auch Schaefer II, 515 citiert. Während aber sonst die 2. Aufl. gemeint ist, wird hier die 1. Aufl. herangezogen ohne Erwähnung des Umstandes, dafs Schaefer eben später seine Meinung geändert hat.

nügenden Zeitraum, dafs er die Schlacht von Chaironeia in den Oktober verlegt! Nach ihm (S. 148 f.) hat Hypereides eine Bekränzung des D. in der Zeit (339) beantragt, wo die Byzantier und Cherronesiten die Stadt Athen mit Statuen ehrten, Demomeles erst später, nach der „Schlacht am Flufs“ und der „Winterschlacht“, welche den obigen Ansätzen zufolge in den Sommer verlegt werden müfsten. Der Grund, den er gegen die sententia communis geltend macht, ist doch gar zu schwach: „Non è molto verosimile che Iperide si contentasse di rappresentare una parte secondaria rispetto a Demomele“! Wohlbegründet dagegen scheint auch uns die Bemerkung (S. 208), dafs die beiden Gefechte, nach dem Eindruck zu urteilen, den sie in Athen, in Theben und bei dem König hervorgebracht, doch nicht so unbedeutend gewesen sein können.

Die ausführliche Besprechung der Chronologie des Kranzprozesses (S. 247—267) auf Grund der für echt gehaltenen Urkunden und der Westermannschen Quaestiones Demosth. wäre just vor 60 Jahren noch am Platze gewesen. Dafs sie jetzt erscheint, kann nur ebenso grofses Staunen erregen, wie die nachfolgende Verteidigung der famosen Aktenstücke (S. 267—291), welche mit dem Satze schliefst, „che tutte le difficoltà si riducono ad alcune alterazioni, le quali non ne inficiano nè l'autenticità nè l'opportunità“!

Wo de Gr. seinen Helden tadelt, da kann man sicher sein, dafs der Tadel begründet ist. Nur an einer Stelle ist dies nicht der Fall. Es behauptet nämlich D. 18, 58, auch die Entscheidung der Rechtsfrage hänge vom Urteil über sein politisches Wirken ab. Das sei, meint de Gr., ein ragionamento sofistico e imbrogliato, nur könne die „assurdità di quell' affermazione“ wohl ein „effetto di codice guasto“ sein. Referent bedauert, dafs dem Herrn Verfasser nicht die Monographie „Kranzrede des Dem.“ (bei B. G. Teubner in Leipzig, 1880) zu Gebote stand. Dort hätte er (p. 130—132) über diesen wie über manchen andern auch von ihm behandelten Punkt nähern Aufschlufs gefunden, wie z. B. über die feierliche Anrufung der Götter bei D. 18, 141, derentwegen er Weil mit Unrecht tadelt, namentlich auch über die Behandlung der questione legali vonseiten der beiden Redner, mit der es sich doch etwas anders verhält, als wie er sie darstellt. Über die Gliederung und über die Redaktion der in Frage stehenden Prozefsreden macht er gelegentlich manche gute Bemerkung, ohne indes den einschlägigen Abhandlungen gegenüber, die seit 1880 veröffentlicht worden sind, seinerseits Stellung zu nehmen.



Auf den dritten Teil (Processo Arpalico, p. 293—379) können wir uns nicht näher einlassen. Im ganzen ist dieser Abschnitt wohlgelungen, wenngleich auch hier die Benutzung dieser und jener Vorarbeit (von Rohrmoser, Cartault, Holleck) vorteilhaft gewesen wäre. In einer längeren Anmerkung (p. 326) wird über D.' Geburtsjahr gehandelt. Verfasser entscheidet sich für 385. Unrichtig aber ist, dafs auch A. Schäfer und Blafs Vertreter dieser Ansicht sind.

Dankenswert ist die Appendice storica p. 381—415 (fatti raccontati dal solo Dem., lumeggiati, alterati per fine oratorio, alterati senz' alcune scopo).

Wenn wir im Vorstehenden hauptsächlich die schwachen Seiten der Arbeit hervorgehoben, so geschah das im Interesse des Kommentars, welchen der Verfasser seiner druckfertigen Übersetzung beizufügen gedenkt. Nicht aber möchten wir unsere Leser glauben machen, die ganze Arbeit sei verfehlt und wertlos. Dieselbe enthält vielmehr manche Berichtigung irriger Ansichten und eine grofse Anzahl beachtenswerter Bemerkungen.

Feldkirch (Vorarlberg). **W. Fox.**

141/142) **Philonis Alexandrini opera quae supersunt.** Vol. I edidit **L. Cohn,** 1896. CXIII u. 298 S. 8. Vol. II edidit **P. Wendland,** 1897. XXXIV u. 314 S. 8. Berlin, G. Reimer. Preis: je ℳ 9.

Dasselbe, Editio minor. Vol. I. X u. 280 S. Kl. 8. Vol. II. XI u. 306 S. Kl. 8. Berlin, G. Reimer.

Um die Herausgabe Philons hat sich bis jetzt der Engländer Th. Mangey am besten verdient gemacht, dessen Ausgabe im Jahre 1742 erschien. Auf ihr fufst die in den Jahren 1828—1830 in Leipzig veröffentlichte Ausgabe M. C. E. Richters, nur dafs dieser noch die von A. Mai im Laurent. M. entdeckten Schriften De Cophini festo und De parentibus colendis, sowie die von J. B. Ancher in armenischen Übersetzungen aufgefundenen und in das Lateinische übertragenen Schriften Philons beifügte. Aber Th. Mangeys Ausgabe kann den Anforderungen, die man heute an eine wissenschaftliche Ausgabe eines Schriftstellers stellt, nicht mehr genügen; denn sie ist infolge der neuesten Funde unvollständig, beruht auf ungenauer Vergleichung der Handschriften und läfst in der kritischen Behandlung des Textes viel zu wünschen übrig. Daher ist es mit Freuden zu begrüfsen, dafs es L. Cohn und P. Wendland unter-

nommen haben, eine neue Ausgabe herzustellen, die allen Ansprüchen der Wissenschaft gerecht wird.

Dem ersten Bande sind Prolegomena vorausgeschickt, die eine vollständige Textgeschichte Philons enthalten. Die Herausgeber beginnen mit den frühesten Erwähnungen desselben bei den Kirchenschriftstellern, besprechen dann eingehend die Handschriften, die alten Übersetzungen, darunter besonders die armenische, und die Excerpte und Florilegien und fügen schliefslich noch die Ausgaben, Chrestomathieen und neueren Übersetzungen bei. Daran reihen sich die Zeugnisse der alten Schriftsteller über Philon und seine Werke. Am Schlusse des ersten Bandes ist eine phototypische Tafel zur Veranschaulichung des cod. Vindobonensis beigegeben. Auch vor dem zweiten Band stehen Prolegomena, die das, was im ersten über die Handschriften, Excerpte und Florilegien gesagt ist, mit Bezug auf den zweiten Band vervollständigen.

Was die bis jetzt herausgegebenen Schriften betrifft, so enthält der erste Band De opificio mundi, Legum allegoriarum libr. I—III, De Cherubim, De sacrificiis Abelis et Caini, Quod deterius potiori insidiari soleat, der zweite De posteritate Caini, De gigantibus, Quod deus sit immutabilis, De agricultura, De plantatione, De ebrietate, De sobrietate, De confusioni linguarum, De migratione Abrahami. Wie man sieht, ist die Reihenfolge der Mangeyschen Ausgabe festgehalten. Dies kann man aus praktischen Gründen nur billigen; ebenso dafs die Seitenzahlen der englischen Ausgabe und die Paragraphen der Richterschen beigefügt wurden, die letzteren in Klammern. Dadurch haben es die Herausgeber ermöglicht, Citate nach jenen Ausgaben auch in der ihrigen rasch und sicher aufzufinden. Der Text ist im Vergleich mit dem früheren wesentlich verbessert, teils infolge der genaueren Vergleichung und richtigeren Verwertung der Handschriften, teils durch die Aufnahme eigener und fremder Emendationen; doch wufsten die Herausgeber, was die letzteren betrifft, fast durchweg das richtige Mafs zu beobachten. Dafs aber auch noch manche Stelle ihrer endgültigen Lösung harrt, brauche ich kaum zu sagen; hoffentlich wird der Aufschwung der Philon-Studien, der ohne Zweifel auf diese kritische Ausgabe folgen wird, hier bald fördernd eingreifen. Unter dem Text ist der kritische Apparat mitgeteilt, in zwei gesonderte Abteilungen getrennt, von denen die erste die handschriftlichen Lesarten und Konjekturen, die zweite die Verweisungen auf citierte oder Parallelstellen enthält. Mögen die weiteren Bände den beiden ersten bald folgen!

Die Editio minor unterscheidet sich von der maior nur dadurch, dafs der kritische Apparat weggelassen ist. Dafür ist aber in der Praefatio eines jeden Bandes eine stattliche Zahl von Verbesserungen zu verdorbenen Stellen der in dem betreffenden Band enthaltener Schriften mitgeteilt.

Tauberbischofsheim **J. Sitzler.**

143) **Texts and Studies.** Contributions to Biblical and Patristical Litterature edited by J. Armitage **Robinson** DD. Vol. V, No. 2 Clement of Alexandria: Quis dives salvetur. Cambridge, at the University Press, London, C. J. Clay and Sons, 1897. Auch unter dem Titel: Clement of Alexandria, Quis dives salvetur Re-edited together with an Introduction on the mss of Clement's Works by P. Mordaunt **Barnard** MA. XXX. 66 S. 8°. 3 sh.

Die uns hier gebotene kleine Schrift des alexandrinischen Clemens ist für den klassischen Philologen nicht so wichtig, wie andere Schriften desselben Gelehrten; aber doch wird sich jeder Philologe freuen, dafs auch sie endlich in einem lesbaren Text vorliegt, nachdem die vielen bisherigen Ausgaben alle nur die Editio Princeps von 1623 wiederholt hatten, welche auf einer einzigen vatikanischen Handschrift des 16. Jahrhunderts ruhte und diese, wie sich jetzt herausstellt, so ungenau wiedergab, dafs sie an einem halben Dutzend Stellen eine oder mehrere Zeilen ihrer Vorlage einfach wegliefs. Aber nicht blofs die vatikanische Handschrift selbst wurde jetzt aufs genaueste kollationiert, sondern von O. Stählin, welcher für die Berliner Ausgabe der Griechischen Kirchenväter den Clemens übernommen hat, wurde das Stück in einer Escurialhandschrift des 11. Jahrhunderts nachgewiesen, die von Barnard kopiert wurde und sich als die Mutter der vatikanischen Handschrift auswies. Aufs sorgfältigste sind alle weiteren Hilfsmittel, namentlich die Florilegien durchmustert worden, insbesondere für den Abschnitt von Johannes und dem zum Räuber gewordenen Christenjüngling, der auch in die Kirchengeschichte des Eusebius Aufnahme fand und durch Herders Bearbeitung weiteren Kreisen bekannt blieb. Es ist nun eine Freude, die 42 Paragraphen durchzulesen, und an der Hand der beigefügten Noten zu sehen, wie philologischer Scharfsinn schon bisher manchmal das Richtige erraten hatte; es giebt aber noch Stellen genug, die sichtlich verderbt sind. Am rätselhaftesten ist, wie die Bibelstelle, von der die ganze Schrift handelt, citiert wird. Mc. 10, 30 lautet S. 5, 15 ff. *ἀπολήψεται ἑκατονταπλασίονα νῦν ἐν τῷ καιρῷ τούτῳ ἀγροὺς*

καὶ χρήματα καὶ οἰκίας καὶ ἀδελφοὺς ἔχειν μετὰ διωγμῶν εἴς που· ἐν δὲ τῷ ἐρχομένῳ ζωήν ἐστιν αἰώνιος· ἐν δὲ ἔσονται οἱ πρῶτοι ἔσχατοι καὶ οἱ ἔσχατοι πρῶτοι. Und ganz ähnlich noch einmal S. 19, 5 Νῦν δὲ ἐν τῷ καιρῷ τούτῳ ... μετὰ διωγμῶν εἴς που· und S. 20, 2 ἐν μὲν τῷ παρόντι χρόνῳ ὠκύμορα καὶ ἀβέβαια, ἐν δὲ τῷ ἐρχομένῳ ζωήν ἐστιν αἰώνιος. Der Herausgeber will sie gründlicher erörtern in einer besonderen Untersuchung über den Bibeltext des Clemens, einstweilen meint er, mit Berufung auf Lobecks Phrynichus 45 ff., εἴς που heiſse „up to a certain point". Eher möchte ich glauben, daſs eine Bemerkung über die Variante διωγμοῦ statt διωγμῶν hier eingedrungen ist (ἴσως ου vgl. S. 24, 13), und statt ἐν δὲ könnte man ἔνθα vermuten, falls das Wort bei Clemens auch sonst für „wo" gebraucht ist. S. 3 Z. 3 möchte ich ἢ streichen und übersetzen: „ohne zu fragen, wie das Unmögliche im Menschen zur Möglichkeit wird". Sehr gründlich ist auch die Einleitung über die handschriftlichen Verhältnisse bei den übrigen Schriften des Clemens und der Anhang über einige Fragmente. Namentlich das erste einer spanischen Handschrift entnommene, Κλήμεντος παραγγέλματα betitelt, Lebensregeln enthaltend, könnte echt sein. Für Weiteres sei auf die BPhWS Nr. 18 verwiesen, wo Stählin, der stille Mitarbeiter an dieser Veröffentlichung, ausführlich über sie Bericht erstattet und inbetreff eines einzelnen Punktes eine abweichende Ansicht begründet.

Der in Aussicht gestellten Schrift über den Bibeltext des Clemens darf man mit groſsem Interesse entgegensehen. Hervorgehoben sei noch, daſs in § 2 der Einleitung, was bisher als § 17—33 des achten Buches der Stromata galt, als selbständiges Stück nachgewiesen wird. Das achte Buch brach mit § 16 unvollendet ab.

Ulm. **Eb. Nestle.**

---

144) **O. Hoffmann, Die griechischen Dialekte** in ihrem historischen Zusammenhange mit den wichtigsten ihrer Quellen dargestellt. 3. Band. Der ionische Dialekt. Quellen und Lautlehre. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1898. X und 626 S. nebst 20 S. Anhang 8. ℳ 16.

Nach fünfjährigem Zwischenraume ist nun den beiden früheren Bänden von Hoffmanns Griechischen Dialekten, die ich in den Jahrgängen 1892, S. 153—159 und 1894, S. 44—46 angezeigt habe, der dritte gefolgt, welcher, wie bereits angekündigt war, sich mit der Darstellung des

ionischen Dialektes befafst. Derselbe Gegenstand ist inzwischen von dem Amerikaner H. W. Smyth in dem von mir in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1895, S. 89—92, angezeigten Buche „The Sounds and Inflections of the Greec Dialects" (Oxford 1894) in ausführlicher Weise dargestellt worden. Hoffmann hat im vorliegenden Bande auf S. 1—212 die Quellen behandelt (Inschriften 1—82, Ionische Dichter 83—178, Allgemeine Bemerkungen über die Quellen 179—212). Hierauf folgen vier Abschnitte, enthaltend: „Einteilung des ionischen Dialektes", „Der ionische Dialekt der Zwölfstädte", „Die Ausgaben der wichtigsten Quellen des ionischen Dialektes", „Darstellungen des ionischen Dialektes". Die Darstellung der Vokale, die in sehr umfassender und eingehender Weise auch die Sprache der einzelnen Autoren berücksichtigt, erstreckt sich von S. 231—545 und umfafst die folgenden Unterabteilungen: Die kurzen Vokale, dazu auch „Schwa-Vokal" und „Apokope" (S. 231—298), Die langen Vokale (298—383), Die kurzvokaligen Diphthonge und zwar die „unechten" (S. 384—422) und die „echten" (422—436), Die langvokaligen Diphthonge (437—447), Das Zusammentreffen von Vokalen und zwar im Innern eines Wortes (447 bis 534) und im Satze (534—545), wobei natürlich die Erscheinungen der Kontraktion, Kürzung langer Vokale vor anderen, Umspringen der Quantität, Hiatus, Elision, Krasis ausführlich behandelt werden. Der Konsonantismus wird unter den Rubriken Spiranten, Nasale, Liquidä, Verschlufslaute (nach ihrer Artikulationsstelle und Artikulationsart), Doppel-Konsonanten auf S. 545—612 behandelt, worauf ein Sach- und Wortregister (S. 613—626) folgt. Beigegeben ist dem Bande ein Anhang mit dem Titel „Meine Griechischen Dialekte und Herr W. Schulze" (20 S.), in welchem Hoffmann gegen die in den Gött. gel. Anz., 1897, Nr. 11 von Schulze veröffentlichte Rezension des zweiten Bandes seiner griechischen Dialekte Stellung nimmt.

Bei Beurteilung eines so umfangreichen, so mannigfaltiges Material verarbeitenden Werkes läuft man entschieden Gefahr, einseitig und ungerecht zu werden, wenn man einzelne Punkte herausgreift und mit mehr oder minder abfälligen Worten seiner Meinungsverschiedenheit gegenüber dem Verfasser Ausdruck verleiht. Und dazu wäre ja ganz entschieden in dem speziell sprachlichen Teile, der, wie mir scheinen will, im ganzen gar zu breit angelegt ist und dadurch einigermafsen an Übersichtlichkeit leidet, an nicht gerade wenigen Stellen passende Gelegenheit, wo die vom Verfasser vertretenen Ansichten sich in Widerspruch setzen mit den früheren

Erklärungsversuchen oder neue aufgestellt werden. Mich jedoch im einzelnen mit dem Verfasser hier auseinanderzusetzen, gestattet einerseits schon die Natur dieser Zeitschrift nicht, die meines Erachtens mehr informatorischen als polemischen Charakters ist, und anderseits halte ich es für unthunlich aus dem oben angedeuteten Grunde. Immerhin aber wird man über den Hauptteil des Buches, der sich speziell mit der systematischen Darstellung der Lautlehre des ionischen Dialektes beschäftigt, im allgemeinen ein günstiges Urteil fällen dürfen, wenn man, wie bereits oben bemerkt worden ist, von der etwas umständlichen Breite absieht.

Schon in der Anzeige des ersten Bandes habe ich die Sorgfalt hervorgehoben, welche der Herausgeber auf die richtige Wiedergabe und Verbesserung der inschriftlichen und handschriftlichen Texte verwendet hat, und auch die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Quellen des ionischen Dialektes sind ein neuer Beleg für die Richtigkeit meines früher ausgesprochenen Urteils. Auch freue ich mich, feststellen zu können, daſs auch H. Schenkl in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Jahrgang XLV (1897), S. 742, es als einen Vorzug des Hofmannschen Werkes anerkennt, „daſs der Verfasser die wichtigsten inschriftlichen und litterarischen Quellen der Dialekte in selbständiger Bearbeitung seiner Darstellung einverleibt hat.“ Allerdings konnten in unseren Band aus leicht begreiflichen Gründen nur die Fragmente der ionischen Dichter Aufnahme finden, doch sind dieselben unzweifelhaft die wichtigsten unter den litterarischen Quellen des ionischen Dialektes, da wenigstens die ältere Elegie nicht durch den epischen Dialekt beeinfluſst ist, wie dies sicher steht von der Sprache Herodots. Natürlich sind auch Hippokrates und der vor nicht allzu langer Zeit entdeckte Mimiambendichter Herodas nicht von der gleichen Wichtigkeit und Bedeutung wie die elegischen Dichter. Mit Recht ist auch von einer unmittelbaren Verwertung der epischen Sprache Homers als Quelle für den ionischen Dialekt abgesehen, aber nicht Recht kann ich dem Verfasser geben, wenn er als Grund hierfür die bekannte Hypothese Ficks anführt. Denn daſs dieses Gelehrten indirekte Beweisführung unhaltbar sei, muſs Hoffmann S. 181 f. ja selbst zugeben.

Auch sei noch besonders hervorgehoben, daſs Hoffmann S. 112 mit Recht für die Verwertung der Inschriften zur Verbesserung der handschriftlichen Überlieferung der Schriftsteller ionischen Dialektes eintritt, wenn letztere mit den ersteren in Widerspruch steht. Es muſs dies besonders hervorgehoben werden, da bekanntlich über diesen Punkt noch

keineswegs Übereinstimmung unter den Herausgebern des Herodot-Textes besteht, sondern vielmehr Hyperionismen, wie ποιέειν, βασιλέες u. s. w., Formen, die nach unserer inschriftlichen Überlieferung auch im fünften vorchristlichen Jahrhundert nicht gesprochen wurden, in unseren Texten noch immer ein unangefochtenes Dasein führen.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

145) **Otto Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt.** Erster Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Siemenroth & Troschel, 1897. 428 S. 8°. Preis: ℳ 5. Hierzu separat der Anhang zum ersten Bande, gleichfalls zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1898. S. 433—607. Preis: ℳ 3.

Dafs eine zweite Auflage dieses Bandes schon vor Erscheinen der Fortsetzung nötig wurde, veranlafste uns nochmals, die Kapitel über die „Sklaven und Klienten", die „Entvölkerung des Reiches", „die Barbaren im Reich" durchzulesen; neuerdings stiefsen uns die vielen Paradoxa auf, die sich auf die Lektüre aller möglichen Schriften bis herunter zu Lippert, Ratzel, Bellamy und Bebel stützen, während das konkrete Studium der Inschriften, die Unterscheidung der „urbicarischen" und der „italischen" Landschaften des Hauptlandes auch inbezug auf die wirtschaftlichen Verhältnisse und manches andere gelegentlich sehr vermifst wird. Für die Agrargeschichte der Germanen hätte man gröfsere Rücksichtnahme auf Meitzen erwarten dürfen. Die Rechtsverhältnisse der seit Marcus Aurelius in den Grenzprovinzen angesiedelten Barbaren sind zwar durch neueste Funde am germanischen limes in bessere Beleuchtung gerückt („Limesblatt" 1897, Nr. 24), ohne dafs gleichwohl Seecks Ausführungen in dem letztgenannten Kapitel des Interesses entbehrten.

Tiefergehende Studien hat der Verfasser über Konstantin gemacht, zu dessen Charakteristik in der neuen Auflage einige, wenn auch nicht erhebliche Züge hinzugefügt sind. Bekanntlich stimmt Seecks Urteil mit dem von Burckhardt in entscheidenden Punkten keineswegs überein, ohne dafs des letzteren Buch an Kredit dadurch verloren hätte; ja vor kurzem schrieb jemand in einem Nachruf auf den grofsen Schweizer Historiker (Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft 1897): „Der Konstantin Burckhardts scheint mir immer noch glaubwürdiger als der naive Held, den Seeck neuerdings an seine Stelle setzen wollte." In dieser Beziehung ist die

Kontrolle der Darstellung Seecks wesentlich dadurch erleichtert, dafs er eine Reihe von Untersuchungen in verschiedenen Zeitschriften (z. B. die Urkunden der vita Constantini des Eusebius, in der Zeitschr. f. Kirchengesch. 1897) publiziert hat, die niemand unberücksichtigt lassen darf, der sich über jene Epoche genauer unterrichten will; wobei freilich einzuräumen ist, dafs die kritischen Grundsätze des Verfassers keineswegs immer zum richtigen Ziele geführt haben. Da die Vorrede vom 2. September 1897 datiert ist, war bei Abschlufs der neuen Auflage Mommsens chronologische Zurechtweisung im „Hermes" 32 (1897), S. 545 f. wohl noch nicht erschienen; aber auch der erst 1898 ausgegebene „Anhang" nimmt darauf keine Rücksicht. Während Seeck den entscheidenden Waffengang zwischen Licinius und Konstantin nicht ohne Gewaltsamkeit gegenüber der Überlieferung ins Jahr 324 setzt, fällt er nach Mommsen vielmehr ins Jahr 323. — Über die Fortsetzung des Werkes teilt der Verfasser mit, dafs er in drei oder vier Bänden seinen Stoff unterzubringen gedenke; davon soll jeder in der Regel zwei „Bücher" umfassen. Also wie der erste Band „die Anfänge Konstantins des Grofsen" und den „Verfall der antiken Welt", so der zweite „die Verwaltung des Reiches" — „Christentum und Heidentum"; der dritte „die Konstantinische Dynastie" — „Valentinian und seine Familie". Ob das siebente Buch „die Auflösung des Reiches" im dritten Bande seinen Platz finden oder einen vierten für sich allein beanspruchen wird, vermag der Verfasser (der sich also von vornherein keine rechte Disposition gemacht hat) nicht zu übersehen. Auch ist von dem „Untergang der antiken Welt" in Griechenland nicht weiter die Rede, denn da müfste doch über das fünfte Jahrhundert hinausgegangen werden. Indefs die Bahn ist gebrochen, und wir sehen dem Fortgang des Unternehmens mit Interesse entgegen.

Prag. **J. Jung.**

---

146) **H. J. Müller, Lateinische Schulgrammatik,** vornehmlich zu Ostermanns Lateinischen Übungsbüchern. 2. Aufl. 329 S. 8. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. ℳ 2.60.

Wohl schneller, als erwartet werden konnte, ist eine zweite Auflage dieser in jeder Beziehung praktischen Grammatik (vgl. unsere Besprechung in dieser Zeitschrift 1897, S. 285 ff) nötig geworden. Sie ist in allen Hauptpunkten unverändert geblieben, da sie ja allgemeinen Beifall gefunden hat; nur in geringen Einzelheiten hat der Verfasser, wie er erklärt, gewissen-

haft die ihm in Besprechungen oder sonst brieflich oder mündlich zugegangenen Wünsche und Winke berichtigt. Wir wünschen aufrichtig, dafs diese Grammatik noch recht viele Auflagen erlebt und jedesmal möglichst unverändert erscheint. Bei einem Buche, das so aus der Praxis herausgewachsen ist, ist dies auch natürlich. Anderseits hat nichts der Elendt-Seyffertschen Grammatik so sehr geschadet, als die fortgesetzte Änderung in der Fassung der Regeln, so dafs man z. B. bei den Verbis *praestare, anteire* u. a. in den oberen Klassen nie wufste, wie die Schüler die Konstruktion dieser Verba gelernt hatten. Die Zeit, die jetzt dem Latein gewidmet werden kann, reicht nicht mehr aus, um auf derartige Einzelheiten Gewicht zu legen. — Hinzugekommen dagegen ist, was wir nur billigen, eine kurze Inhaltsübersicht (S. XI XII).

Friedenau. **C. Rothe.**

---

147) **W. Reuter, Lehrbuch der französischen Sprache für Handelslehranstalten und kaufmännische Fortbildungsschulen.** VII und 214 und 84 Seiten 8°. Leipzig, Otto Aug. Schulz Verlag, G. Schiller, 1898.

M 2. 80, geb. *M* 3. 20.

Das Buch will eine Grammatik des Wesentlichsten sein und soll — nur in den dringendsten Fällen mit Ausnahmen beschwert — den angehenden Kaufmann in die französische Sprache sowie in die Handelskorrespondenz einführen. Dieser Zweck scheint mir auch erreicht zu werden durch die Art, wie der Verfasser stets auf den künftigen Beruf seines Schülers Rücksicht nimmt und wie er sich auch wirklich nur auf Wichtiges beschränkt. Die Grammatik zerfällt in zwei Hauptteile: S. 3—88: die eigentliche Grammatik, und S. 93—200: Lesestücke, erstere, wenn immer möglich, vom vorausgeschickten Beispiel die Regel ableitend, letztere im jeweils folgenden Questionnaire den gegebenen Stoff verarbeitend. Ausgehend von la maison, la famille etc. gelangen wir zu le voyage, la douane, dann durch die die vier Jahreszeiten zur arithmétique, l'agriculture ... les plantes industrielles etc., um mit einigen trefflich gewählten Aufsätzen aus französischen Autoren über wichtige Handelsfragen und -Städte zu schliefsen. Im IV. Teil finden wir 35 deutsche Übungsstücke, Briefe u. s. w. mit französischen Anmerkungen zum Übersetzen. So scheint nichts vergessen, sogar einige „Revues et Annonces" suchen in den Handelsteil französische Zeitungen einzuführen — und doch mangelt ein allgemeines

deutsch-französisches Wörterverzeichnis, sowie, was wichtiger ist, ein möglichst genauer Index zur raschen (dem Kaufmann ist Zeit Geld!) Orientierung innerhalb der grammatischen Regeln.

Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll, auch der Preis mäfsig.

Kenzingen in Baden. **K. Schneider.**

---

148) **G. Strien, Lehrbuch der französischen Sprache.** Teil II, Ausgabe B: Für Gymnasien und Realgymnasien. Halle, E. Strien, 1898. 206 S. 8.

Der Verfasser hat in dem vorliegenden Lehrbuch eine Kürzung und Zusammenlegung von Teil II und III seines früher erschienenen Lehrbuchs der französischen Sprache auf Grund der Wahrnehmung vorgenommen, dafs der in diesen Teilen enthaltene Lehrstoff namentlich für die Gymnasien zu reichlich bemessen sein dürfte. Wir wollen gleich von vornherein bemerken, dafs dieser Versuch als durchaus geglückt bezeichnet werden kann. Das neue Lehrbuch ist in Verbindung mit der „Schulgrammatik der französischen Sprache, Ausgabe B" für die Obertertia und Untersekunda der Gymnasien und Realgymnasien bestimmt und liefert hauptsächlich den Lehrstoff zu einer analytisch-induktiven Behandlung der unregelmäfsigen Zeitwörter und der Hauptregeln der Satzlehre, gemäfs den Forderungen der neuen Lehrpläne. Der Übungsstoff ist in der neuen Ausgabe auf 148 Seiten zusammengedrängt, während er in Teil II und III der gröfseren Ausgabe zusammen 265 Seiten einnahm. Das verkürzte Lehrbuch (Ausgabe B) weist überdies noch ein sehr sorgfältig gearbeitetes Wörterverzeichnis (deutsch-französisch und französisch-deutsch) von 62 Seiten Umfang auf, während im alten Lehrbuche nur der II. Teil ein Wörterverzeichnis, und auch da nur ein französisch-deutsches enthielt, das überdies zwischen die französischen und deutschen Übungsstücke eingeschoben war. Das Wörterverzeichnis zum III. Teil war getrennt erschienen. Die neue Ausgabe zeigt in ihrer jetzigen Gestalt also eine gröfsere Einheitlichkeit; Abteilung I enthält Lectures françaises, Abteilung II deutsche Übungsstücke, Abteilung III das Wörterverzeichnis. Schade, dafs bei letzterem der Schriftsatz des deutsch-französischen Teiles enger und kleiner gehalten ist, wohl aus Gründen der Raumersparnis. Sonst ist die Ausstattung des Lehrbuchs, wie bei allen Strienschen, äufserst gefällig und sorgfältig. Was den Inhalt der ausgewählten Stücke selbst anlangt, so kann man dem pädagogischen Geschicke des Verfassers nur Anerkennung

zollen. Vielleicht hätte noch ein Brief mehr aus dem früheren III. Teile in die neue Ausgabe herübergenommen werden können, z. B. Nr. 17 oder 19. Dafür hätte der Herr Verfasser mit Stoffen moralisierenden Inhaltes etwas sparsamer umgehen können; z. B. konnten Nr. 35 Selbstsucht, Nr. 19 Lebensregeln, Nr. 15 Ein treuer Diener, Nr. 28 Der Christ entweder ganz wegfallen oder gekürzt werden. Wir haben stets gefunden, dafs der eigentliche Zweck derartiger Stoffe in einem Lehrbuche, das zum Übersetzen bestimmt, niemals erreicht wird. Der jugendliche Geist fühlt sich dabei eher gelangweilt als erbaut oder erhoben. Sittenlehren dürfen nicht indirekt durch das Medium fremdsprachlichen Unterrichts dem Schüler vermittelt werden, sondern müssen direkt durch das lebendige Wort aus dem Munde des vorbildlichen Lehrers erfolgen, wenn sie ihre Kraft erweisen sollen. Andere Stoffe wie Nr. 13 Erste Erziehung Heinrichs IV. („Heinrich V.“ ist wohl nur Druckfehler), Nr. 8 Ein Besuch im Hospital der 300 Blinden, Nr. 39 Die Sperlinge, Nr. 41 Die Kartoffel aus Teil III hätten alsdann wieder eingereiht werden können. Auch ein Gespräch mehr würde einem anregenden Unterrichte nur von Vorteil gewesen sein. Doch das sind alles Fragen, über die man sehr verschiedener Meinung sein kann. Jedenfalls können wir das neue Lehrbuch, wie alle vorausgegangenen Arbeiten Striens, seines reichen, vielseitigen, dabei pädagogisch und methodisch äufserst sorgfältig durchdachten und bearbeiteten Inhalts halber allen Fachgenossen nur dringend zur Prüfung empfehlen, um so mehr, als der Umfang der Stücke immer so gehalten ist, dafs sie sich entweder sofort als Ganzes behandeln oder sich ohne Zwang in mehrere Abschnitte zerlegen lassen.

Döbeln. **Ernst Stiehler.**

---

149) **Bierbaum und Hubert, Systematische Repetitions- und Ergänzungsgrammatik zu J. Bierbaums französischen Lehrbüchern.** Leipzig, Rofsberg, 1897. 165 S. 8.

Preis: ℳ 1.60.

Dieses Buch fafst den in den Bierbaumschen Lehrbüchern der französischen Sprache enthaltenen grammatischen Stoff zusammen und vervollständigt denselben. Es ist wie die übrigen französischen Unterrichtsbücher Bierbaums eine anerkennenswerte Leistung. In klarer, knapper Form wird dem Schüler alles in grammatischer Beziehung Wissenswerte geboten. Da nur die wichtigsten Erscheinungen berücksichtigt worden

sind, kann und will das Buch auch nicht den Anspruch eines Nachschlagewerkes erheben. In den trefflich gewählten französischen Beispielen, die fast ausschliefslich den Lehrbüchern Bierbaums entnommen sind, wird der Schüler auf manche Eigenheit französischer Ausdrucksweise hingewiesen. Die Beispiele sind den betreffenden Regeln vorangestellt, so dafs die letzteren nach der bekannten analytischen Methode aus ersteren abstrahiert werden. Ein Vorzug dieses Lehrbuches ist endlich der ihm beigefügte ausführliche Index. Es wird nicht nur für Repetitionszwecke sondern auch zur Vorbereitung auf Prüfungen sehr wohl zu verwenden sein.

Eine kleine Sammlung deutscher Übungsstücke, die sich an die Repetitionsgrammatik anschliefsen werden, ist in Vorbereitung.

Seehausen i. A. **Witt.**

---

150) **S. Sues, Gallicismen und Redensarten aus der französischen Umgangssprache.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Genève, R. Burckhardt. Leipzig in Kommission bei C. Cnobloch. 322 S. 8.

Auf dem Titel des Buches findet sich nicht angegeben, wann es erschienen ist. Es ist das ein Gebrauch, der jetzt mehrfach vorkommt. Die erste Auflage wurde im Jahre 1897 herausgegeben, die zweite in diesem Jahre. Das Werk hat so viel Anklang und Beachtung gefunden, dafs es in den preufsischen Kadetten-Korps und in den Kriegsschulen eingeführt ist und deshalb auch wohl verdient, dafs wir uns mit ihm beschäftigen. — Die Verfasserin lebt in Genf und hat da natürlich Gelegenheit genug gehabt, Deutsche kennen zu lernen, die französisch sprachen. Aber viele, wie sie das richtig hervorhebt, redeten eigentlich nur deutschfranzösisch, da ihnen die eigentümlich französischen Wendungen und Ausdrücke fehlten. Diesem Mangel will die Verfasserin dadurch abhelfen, dafs sie in diesem Buche eine Menge eigentümlicher Redensarten der französischen Sprache und zwar in sehr brauchbarer Form bietet. Auf der linken Seite nämlich steht der französische Text, auf der rechten die deutsche Übersetzung. Man findet da nicht einzelne Sätze, sondern kleine Erzählungen. Das Buch wird demnach sehr verschieden gebraucht werden können; einmal kann es dem Selbststudium dienen, dann kann es der Lehrer benutzen und kann es auch dem Schüler in die Hand geben. Der Lehrer wird darin eine Menge Stoff zu Exerzitien und Extemporalien finden. —

Dieser erste Teil des Werkes umfafst 239 Seiten. Ihm ist ein zweiter beigegeben und eine table alphabétique, die etwa 100 Seiten zählt. Um zu zeigen, wie dieser eingerichtet ist, wählen wir ein paar Beispiele: coqu ·feutre à plumes de coq, Nr. 343; un coq en pâte, Nr. 40, 247; sens s. dessus, dessous, Nr. 192, 244, 336. In den durch die Nummer bezeichneten Stücken ist die Redensart zu finden. Es ist auf den ersten Blick klar, wie sehr nützlich dies für jeden ist, der das Buch benutzt. Wir wollen nun aus der Fülle des Stoffes einiges herausheben, was uns der Bemerkung wert erscheint. So finden wir S. 116, Nr. 233: Le misérable s'approcha en tapinois et voulut me faire un coup de Jarnac. Die Verfasserin übersetzt: er wollte mir hinterrücks einen Streich spielen. Gut, dagegen ist nichts einzuwenden. Nun erklärt sie in der Anm. 2, sich auf Larousse berufend, die Redensart, wie folgt: Jarnac (Guy Chabot, seigneur de) tua la Chataignerai en duel, en 1547, par un coup imprévu, d'où est venu l'expression: coup de Jarnac, qui sert à désigner, dans tout ordre d'idées, un coup décisif et inattendu porté à un adversaire. Kann man diese Redensart wirklich schon vor 1567 nachweisen? Sollte dies nicht der Fall sein, so möchten wir sie vielmehr auf die That des Herrn de Montesquiou beziehen, der, ein Capitain der Garde des duc d'Anjou, in der Schlacht bei Jarnac in feigster Weise den schon verwundeten, hilflos daliegenden Prinzen von Condé ermordete. Vgl. „Histoire des princes de Condé“ par le duc d'Aumale, S. II, p. 65. 72. Sollte man sich in Frankreich nicht vielleicht dieser Gemeinheit geschämt und jenen seigneur de Jarnac vorgeschoben haben?

Besser gefällt eine andere historische Anspielung. S. 50, Nr. 129 steht: j'ai dû passer plusieurs nuits blanches à son chevet. Die Verfasserin übersetzt: ich habe mehrere Nächte an seinem Lager durchmachen müssen und erläutert diese Übertragung, wie folgt: Anm. 2 Allusion à la veillée que les guerriers devaient passer dans une église, tout de blanc habillés, la veille du jour où l'on devait les armer chevaliers.

Ferner: S. 84, Nr. 191: son père l'a pris à partie, il lui a fait passer le quart d'heure de Rabelais. Die Verfasserin verdeutscht: Sein Vater hat ihn ebenfalls vorgenommen und hat ihm die Hölle heifs gemacht, sie bringt in der Anm. die Erklärung: Le moment où il faut payer son écot, et par extension: tout moment désagréable. (Ainsi dit du mauvais moment où se trouva Rabelais quand il fallut compter dans l'hôtellerie sans avoir de quoi payer sa dépense.) Weniger gefällt uns die

Übersetzung: un coq en pâte in Nr. 40 und Nr. 247: er lebt wie der Vogel im Hanfsamen? Ist das wirklich bei uns eine volkstümliche Redensart? Da wir einmal bei der Speise sind, wollen wir erwähnen: Nr. 183 La moutarde me monte au nez übertragen in: Ich werde ärgerlich — etwas farblos, vielleicht: es steigt mir zu Kopfe. Ferner Nr. 41: qui a payé rubis sur l'ongle bis auf den letzten Heller bezahlen, ebenso Nr. 185: bei Heller und Pfennig bezahlen. Dagegen ist wohl nichts einzuwenden. Ebenso wenig gegen die Übersetzung von: sens dessus dessous in Nr. 193, 244, 336. Nicht recht gefällt in Nr. 158: cela me mettrait dans de beaux draps vis à vis de lui, es würde mich ihm gegenüber schön in die Patsche bringen. Maille à partir übersetzt die Verfasserin dreimal mit „ein Hühnchen zu rupfen". Sie giebt in Klammer einmal die Wendung „ein Hühnchen zu pflücken", was wir für besser halten; an einer vierten Stelle überträgt sie: er wird euch zu schaffen machen. Sehr merkwürdig ist in Nr. 160 die Stelle: il faisait l'école buissonière, er schwänzte die Schule, und die Erklärung in Anm. 1 lautet: S'est dit, au début, d'écoles tenues par les hérétiques dans la campagne. Richtig. Das Nähere darüber findet man in Chéruel, Dict. hist. T. I, p. 327.

Doch ich breche hier ab, denn ich will nur Beispiele geben und keine Kritik schreiben. Das aber, glaube ich, wird klar geworden sein, dafs das Buch eine Menge sehr brauchbaren Stoffes enthält und deshalb dringend empfohlen werden kann.

Schöneberg bei Berlin. **R. Fofs.**

---

151) **A. Conau Dyole, The Tragedy of the Korosko.** Collection of British Authors, vol. 3262. Leipzig, Tauchnitz, 1898. 262 S. 8. ℳ 1. 60.

Am 13. Februar 1895 fährt eine Gesellschaft von zehn Personen auf dem Nildampfer Korosko von Shellal nach Wadi Halfa, der südlichen Grenzstation Ägyptens, um einen Ausflug nach dem Felsen Abousir zu machen und die Nilkatarakte zu sehen. Die Gesellschaft besteht aus vier Engländern (einem Obersten aufser Dienst, einem jungen Diplomaten, einem Rechtsanwalt und einem Geistlichen), einem Ehepaar aus Dublin, einem jungen Amerikaner, der eine Weltreise macht, einer amerikanischen Dame und ihrer Nichte, einem Franzosen und einer Dame aus Florenz. Nach ihrer Ankunft in Wadi Halfa begeben sich die Reisenden, aufser zwei

Damen, in der Frühe des nächsten Tages unter Leitung eines Dragomans und einiger sudanesischen Soldaten nach dem Felsen, werden hier plötzlich von einer Schar bewaffneter Derwische überfallen, nach kurzer Gegenwehr gefangen genommen — wobei der Amerikaner getötet wird — und auf Kamelen durch die libysche Wüste transportiert, um dem Tode oder wenigstens der Gefangenschaft entgegenzugehen. Ein neuer Trupp Derwische kommt hinzu, der die Korosko überfallen und die Irländerin entführt hat, während die andere Dame entkommen ist. Den ganzen Tag und die Nacht geht der Zug durch die Wüste weiter, bis man am Mittag des nächsten Tages in einer Oase Halt macht. Hier sollen die sieben übrigen Gefangenen (der junge englische Diplomat ist von einem Derwisch im Streit getötet und der Geistliche halbtot unterwegs zurückgelassen worden) ihren Glauben abschwören oder sterben. Obschon sie fast alle nicht sehr religiös sind, bäumt sich doch ihr Stolz gegen eine Bekehrung, und es gelingt ihnen, die Entscheidung bis zum Abend hinzuhalten. Da läfst der Emir plötzlich aufbrechen, die drei Frauen von den Männern trennen und von diesen nur einen mitnehmen, den Obersten, den das Los dazu bestimmt hat, die anderen sollen getötet werden. Jetzt endlich naht den in dumpfer Verzweiflung Weiterziehenden Rettung: die Derwische werden von britisch-ägyptischen Soldaten aus Halfa und Aarras im Rücken und von vorn angegriffen und nach tapferer Gegenwehr niedergemacht. Auch die drei zurückgebliebenen Männer haben sich mit Hilfe ägyptischer Soldaten gerettet. So kehren die Wiedervereinigten zurück, um sich in Kairo voneinander zu trennen, bis auf Stephens, den Rechtsanwalt, und Ladie Adams, die junge Amerikanerin, die unter dem Schatten des Todes eine stille, aber treue Liebe zusammengeführt hat.

Dies ist in grofsen Zügen der Inhalt der neuen Erzählung Doyles, die auf thatsächlichen Vorgängen beruhen soll. Die fesselnde Handlung wird hie und da durch packende Schilderungen unterbrochen, wie der Aussicht vom Felsen Abousir auf den Nil und die Wüste, des Gebetes der Derwische beim Untergang der Sonne, des Zuges durch die Wüste, der Karawanenstrasse u. a. — Auch ethischen Gehalt hat die Erzählung; stellt sie doch dar, wie alle diese Personen, die von einem plötzlichen furchtbaren Schicksal betroffen werden und unter der Hand des Todes stehen, freier und mutiger, für ihr ganzes Leben geläutert werden: „Frivolity and selfishness had passed away from them, and each was thinking and grieving only for the other“ (S. 101); oder, wie Frau Belmont, die

Irländerin, am Schlusse des Buches sagt (S. 268): „There was not one of us who did not rise to a greater hight during those days in the desert than ever before or since. When om sins come to be weighed, much may be forgiven us for the sake of those unselfish days."

Wolfenbüttel. **Fr. Blume.**

152) **The United States of America.** Geogr. und kulturgesch. Charakterbilder. Ausgewählt und bearbeitet von **Wershoven.** Dresden, Kühtmann. 198 S. 8.

Wir haben hier ein Lesebuch über die Vereinigten Staaten vor uns. Nach einem rein geographischen Abschnitte, der auch die Verfassung berührt, folgen Bilder aus New York, Boston, Philadelphia, Washington und Chicago. Vollständig ist natürlich keins derselben, Philadelphia ist wohl am schlechtesten weggekommen, auf manche „Guide-book"-Angabe würde man gern verzichten, aber gute Partieen sind überall. Seine Quellen hat der Verfasser nicht angegeben, wahrscheinlich liegen den einzelnen Abschnitten mehrere zugrunde.

Weit besser gelungen ist die Auswahl der Schilderungen von Land und Leuten. Sie sind durchweg gut und treffend, teilweise glänzend geschrieben. Die Froude entlehnte Reise From S. Francisco to Chicago, The Far West, Manitou and the Garden of the Gods, Niagara Falls, Yellowstone Park, American Railways, Brother Jonathan sind sämtlich interessante Darstellungen.

Die dann folgenden geschichtlichen Abschnitte sind Irving, Bancroft u. a. entnommen und erzählen die Entdeckung, die Hauptmomente der Kolonisation und die Kulturzustände während der englischen Herrschaft. Hier sind die Titel: Christopher Columbus, Virginia (enthält die Epopöe von J. Smith und die rührende Geschichte der Pocahontas) New England (Besiedlung durch die Pilgrims und Puritans), New Netherland (Entdeckungsfahrten von H. Hudson und Gründung von New Amsterdam), Pennsylvania (das weise Vorgehen Penns bei der Gründung), How the Indians lived, Life in the Colonial Time. Sehr gut abgerundet ist The Fall of Canada (Einnahme Quebecs durch Wolfe im Jahre 1759), während der letzte Teil der Declaration of Independence wohl deswegen einen etwas skizzenhaften Eindruck macht, weil neben Washington auch einiges über Jefferson und Franklin gesagt werden sollte.

Den Schlufs des Buches bilden zehn Gedichte als Proben amerikanischer Poesie. Neben einigen guten Bekannten finden wir „The Slave's Dream",

„Hiawatha's Hunting"; von Bryant: „Seventy-six"; von Poe den ergreifenden „Raven"; von Taylor das wilde „The Bison-Track" und von Bret Harte das prächtige, mit amerikanischem Humor getränkte „Plain Language from Truthful James". Das letzte ist „Yankee Doodle".

Äufsere Gründe mögen mafsgebend gewesen sein, aber schade ist es nichtsdestoweniger, dafs uns der Verfasser nicht auch ein Bild aus dem Secessionskriege oder wenigstens ein Gedicht Whittiers aus dieser Zeit, z. B. „Barbara Fritchie" gegeben hat. Die beigefügten Abbildungen genügen im allgemeinen nur mäfsigen Ansprüchen und sind teilweise Lehrern und Schülern in besserer Gestalt auch anderswo zugänglich.

Auch wir halten es mit dem Verfasser für wünschenswert, auch das Land bei der englischen Lektüre zu berücksichtigen, wo so viele unserer Landsleute eine neue Heimat gefunden haben, besonders wenn die Vorgänge in demselben von Jahr zu Jahr eine gröfsere Wichtigkeit für uns gewinnen. Und uns nach dieser Richtung hin ein recht brauchbares Hilfsmittel geliefert zu haben, dafür gebührt Herrn Prof. Wershoven unser Dank. Aus den 183 Seiten werden europäische Schüler einen Überblick gewinnen, der zunächst für sie ausreicht.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten: Auf welcher Stufe sollen wir das Buch lesen? Sprachlich und inhaltlich sind die Stücke von ungleicher Schwierigkeit. Meines Erachtens würde es sich eignen als Fortsetzung der Lektüre von Irvings Discovery oder Franklins Autobiography. Auch neben einer andern Lektüre hergehend liefse es sich in O II als interessanter Lesestoff verwenden, wobei es nicht ins Gewicht fällt, dafs dem einen oder andern Stücke der eigentlich bildende Wert fehlt. Sprechübungen lassen sich leicht überall anknüpfen und um so ausgiebiger in dem Mafse, wie der Lehrer imstande ist, sachlich ergänzend einzugreifen. Auf Abweichungen vom englischen Sprachgebrauche einzugehen, bietet sich, obwohl die Vermutung nahe liegt, für die Schule keine Veranlassung.

Bremen. **F. Wilkens.**

---

153) **H. Mensch, Characters of English Literature.** For the use of schools. Cöthen, Otto Schulze, 1898. 166 S. 8.

Das Büchlein, das in 3. verbesserter Auflage vorliegt, eignet sich zu einer ersten Einführung in die englische Litteraturgeschichte, über die es in vorwiegend biographischer Form eine mit Chancer beginnende und bis auf die jüngste Zeit (Tennyson) fortgeführte Übersicht giebt. Was die

Bedeutung der einzelnen Autoren, besonders mit Rücksicht auf die ihnen einzuräumende Seitenzahl angeht, so kann man darüber natürlich verschiedener Ansicht sein. Im ganzen scheint uns, daſs die Neuzeit zugunsten der älteren Perioden hin und wieder etwas zu knapp behandelt worden ist. So ist, um nur eines zu erwähnen, eine Seite für Sheridan, den gröſsten modernen Lustspieldichter Englands, etwas zu wenig; auch sollte die School for Scandal dieses Autors nicht, wie Seite 104 geschieht, wesentlich a piece of witty dialogue or repartee genannt werden; der Höhepunkt des Lustspiels liegt vielmehr in der unübertroffenen Situationskomik der berühmten Schirmscene (IV, 3). Die Brauchbarkeit des Werkchens würde u. a. durch kurze, auf das Notwendigste sich beschränkende bibliographische Notizen am Schlusse jedes Kapitels erhöht werden, sowie, bei der im ganzen sparsamen Verteilung der Daten, durch eine chronologische Übersicht der englischen Litteraturgeschichte.

Fürth. **L. Türkheim.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 2. Juli. Nr. 13, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

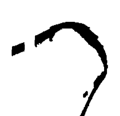
154) Alexander Veniero, De hymnis in Apollinem Homericis.

Agrigenti, Typis Salvatoris Montes, 1897. 60 S. 8.

Die Lektüre der vorliegenden Schrift ist mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Dafs in einem Buche, welches in Sicilien gedruckt ist, in die verschiedenen deutschen Citate sich Druckfehler mannigfacher Art eingeschlichen haben, läfst sich entschuldigen. Doch konnte eine sorgsame Korrektur, zumal da der Verfasser, wie aus den von ihm benutzten litterarischen Hilfsmitteln zu schliefsen ist, der deutschen Sprache ziemlich mächtig ist, verhüten, dafs Stellen so fehlerhaft abgedruckt wurden, wie wir sie Seite 12 u. 26 finden. Diese sind, da auch die Interpunktion ungenügend ist, fast unverständlich geworden. Auch die Namen finden sich vielfach unrichtig. Ruhnken, der ungefähr zehnmal genannt wird, ist ein einziges Mal richtig geschrieben; die richtige und falsche Schreibweise wechselt ferner bei Burckhardt, Franke, Bergk, Christensen. Bei den zahlreichen griechischen Citaten hat man das Gefühl, dafs der Setzer kaum eine Ahnung vom Griechischen gehabt habe, sonst würden die

Fehler in Spiritus, Accent, Jota subscriptum u. a. nicht nach Hunderten zählen. Und wie steht es mit dem Lateinischen? Als Druckfehler kann man wohl noch ansehen: *versus illatum est, hunc versus, verso, versum* (gen. plur.), *versos, accurate* (für *-tae*), *hae* (für *haec*), *poeta allocutum esse* (S. 22 und auch 23), *ieiunia* (für *-ior*), *fanum connexus, similia quas, ratiom esse aliena* (für *narrationem esse alienam*), *notum Gordium*, was sich allerdings auch in Christensens Dissertation, aus der die Stelle citiert ist, findet. Wenn wir auch von einer lateinisch geschriebenen Abhandlung nicht verlangen können, dafs sie im Ciceronianischen Stile geschrieben ist und ich vieles hier unerwähnt lasse, was ich meinen Schülern nicht ungerügt hingehen lassen würde, so dürfen nicht Fehler der schlimmsten Art sich finden, von denen ich nur einige anführen werde. Wir lesen: *arefactae fontis, proximam fontem, fons ad quam, delphica illa lapis, pendant* (für *pendeant*), *a commune consuetudine, tria* (für *trium*) *versuum, arcesserunt, accedisset, suspicavisse, suspicari* (Pass.) *potest, poeta usurpatur versus homericos, poeta quod sibi propositus erat non oblitus, Apollo in Pieriam descensus, proferam in medio, via quae sibi exeundi nanctus est Gemollius, quos versus reponendi sunt, fabula, quae sibi poeta selegerit; versus, quos arcent critici ut inepta iteratio, ita antiquus poeta scripsise* (sic) *suspicemur, totum hunc locum homericam descriptionem commemorare videtur, non dubito, quin sibi persuasum erit.*

Wenden wir uns nunmehr zum Inhalt, so müssen wir rühmend anerkennen, dafs der Verfasser die einschlägige Litteratur, besonders die deutsche, in reichem Mafse benutzt hat, und gewifs war diese in Agrigent nicht leicht zu beschaffen. Das von ihm citierte Programm von Spiefs (Duisburg 1833) hat er ebenso wenig wie Gemoll vor Augen gehabt; sonst würden beide den Titel nicht ungenau angegeben haben. Wenn er bedauert, die Schrift von Hignard „Des hymnes homériques" (Paris 1864) nicht in die Hände zur Benutzung bekommen zu haben, so kann er sich leicht trösten; aus diesem Buche ist aufserordentlich wenig zu holen; denn, wie Guttmann richtig bemerkt, „toto suo libro Baumeisteri commentarios mirifice compilavit". Christensens Dissertation, welche der Verfasser zweifellos sorgfältig studiert hat, läfst er vor 30 Jahren (Seite 5) erschienen sein, während er das Jahr, wo sie erschien, an einer anderen Stelle richtig als 1876 angiebt. Dafs er Seite 6, wo er von den verschiedenen Ansichten über die Hymnen auf Apollo redet, Abels Urteil über diese, welches dieser Seite 3 seiner Ausgabe kurz entwickelt, übergeht, scheint mir ein Ver-



sehen zu sein, ebenso wie seine Wiedergabe des Urteils von Gemoll, das er Seite 6 mit den Worten beginnt: *Gemollius confitetur: Meam ipsius sententiam nunc ego definire non possum* (p. 116), während derselbe an dieser Stelle gerade sagt: „Meine eigene Überzeugung kann ich hier dahin präzisieren u. s. w.“ Die 546 Verse des Hymnus auf Apollo will der Verfasser nicht mit Ruhnken u. a. in zwei, sondern in drei einzelne Gedichte zerlegen: *ex tribus integris absolutisque carminibus constat, quorum primum versus 1—18. 27—139. 182—206 comprehendit.* Den Schwerpunkt der Gedichte verlegt er in die Verse 49—119, in denen die Ankunft Letos in Delos und ihre Niederkunft erzählt wird. Vorhergehen mufste ein Bericht der Irrfahrten der Göttin durch Inseln und Städte, bis sie endlich in Delos Aufnahme fand (V. 30—48). Diesen seinen ersten Hymnus zerlegt der Verfasser in sieben Teile: Das *προοίμιον* bilden Vers 1—13, dann folgen Vers 14—16. 27 (wo er für *Δήλῳ* lesen will *νήσῳ*) 28. 17. 18. 29 (für *ἀνάσσεις* schreibt er *ἀνάσσει* und tilgt das Fragezeichen) als *ἀρχά*, darauf Vers 30—48 als *κατατροπά*. Es schliefsen sich Vers 49—119 an, die sich in kunstförmiger Weise in 30+10+30 Verse zerlegen lassen, als *ὀμφαλός*; es folgen Vers 120—126 als *μετακατατροπά*, den Schlufs bilden Vers 127—139 als *σφραγίς* und Vers 182—206 als *ἐπίλογος*. Wenn jene Dichtungsart, welche die Griechen *νόμος* nannten, sagt der Verfasser weiter, besonders dem Apollo heilig war, wenn Terpander diese Siebenteilung zuerst beim heroischen Verse anwandte, so ist aufser noch anderen Gründen sehr wahrscheinlich, dafs dieser Hymnus, wenn nicht von Terpander selbst, so doch von einem Schüler desselben gedichtet ist; später aber als zur Zeit des Theognis ist er nicht entstanden. Der zweite Hymnus, auf den delischen Apollo, soll aus den Versen 19—24. 208—213. 140—176 zusammengesetzt sein. Vers 152 will er streichen und den vorangehenden *φαίης κ' ἀθανάτους καὶ ἀγήρως ἔμμεναι ἄνδρας* lesen für das handschriftliche *φαίη* und *αἰεί* oder *ἀνήρ*. Während Hermann vor und nach dem Vers 213 eine Lücke annahm, glaubt er durch einige Textesänderungen der beiden Verse 212 u. 213 einen trefflichen Sinn herzustellen. Er liest: *ἢ ἅμα Λευκίππῳ ἢ τοῦ Ἴδαο* (für *Λευκίπποιο*) *δάμαρτι πεζός, ὃ δ' ἵπποισιν· νύμφην τ' αὐτὸς ἐνέλειπεν* (für das handschriftl. *οὐ μὴν τρίοπός γ' ἐνέλειπεν*, Bücheln schlug vor *οὐ μὴν κατόπισθεν ἔλειπεν*). Den schwierigen Vers 24 will er mit A. Croiset *νόμοι βεβλήατ' ἀοιδῆς* gelesen wissen (auch Wolf hatte schon *νόμοι* gelesen) und paraphrasiert ihn mit den Worten: *in*

Apollinem convertunt undique leges hymnorum. Der dritte Hymnus, auf den Pythischen Apollo, soll nach des Verfassers Auseinandersetzung die Verse 177—181, 207, 25. 26. 214—304. 357—386 umfassen; er fügt hinzu: *his versibus ineptus compositor, quae de Typhaone* (v. 305—355 *absoluta haec quoque narratiuncula*) *enarrantur, interposuit.* Er sucht nachzuweisen, wie die Verse 177 u. 178 nicht der Schlufs, sondern der Anfang eines neuen Lieds seien, wie ferner ganz vorzüglich die Verse 25 u. 26 sich hier anschliefsen. Vers 217 u. 218 will er schreiben *χῶρόν τ' ἠμαθόεντα παρέστιχες ἠδ' Ἐνιῆνας καὶ διὰ Περραιβούς.* Vor die folgenden Worte *τάχα δ' εἰς Ἰαωλκὸν ἵκανες* will er einen Vers einschieben, der lautet: *τάχ' ἐβήσεο καὶ Μάγνητας τοὺς περὶ Πηνειόν.* Die Ordnung will er verändern und aufeinander folgen lassen die Verse 243. 288. 244; nach 277 schiebt er ein Vers 240; nach 313 will er setzen 316—318 und dann erst die Verse 314 u. 315 folgen lassen. Er streicht 241. 250. 251. 297. 356. 387. Er vermutet Vers 362 *οἵ νυν ἀποπνειούσῃ* (oder *ἀποθνησκούσῃ*) *ἐπεύξατο Φοῖβος Ἀπόλλων.* Über die letzten 158 Verse sagt der Verfasser: *versus 388—546, ut quos alius poeta retractaverit, sua tamen pristina ac genuina forma cum hymno in Apollinem Pythium cohaesisse.* Wenn wir auch dem Auctor dieser Schrift nicht eine gewisse Geschicklichkeit, mit der er seine Ansichten vertritt, absprechen können, so glaube ich doch, dafs die vielen Willkürlichkeiten und Gewaltthätigkeiten, die dem Hymnus zugefügt werden, kaum jemanden für seine Vorschläge gewinnen werden. F. C. Creuzer hat einmal den Versuch gemacht, durch Streichung einer ganz beträchtlichen Anzahl von Versen aus dem Pythischen Hymnus 51 fünfzeilige Strophen herzustellen. Diesen Versuch hat Gemoll als ungeheuerlich bezeichnet, aber hinzugefügt, die zugrunde liegende Idee, dafs der Hymnus einmal strophisch abgefafst und gesungen worden sei, sei nicht von der Hand zu weisen. Im Anschlufs hieran sucht der Verfasser für seinen zweiten Hymnus lauter dreizeilige Strophen nachzuweisen, ebenso für die Verse 305—355, aber für seinen dritten Hymnus fünfzeilige. Freilich haben sich ihm verschiedene Schwierigkeiten entgegengestellt, die er nicht zu beseitigen vermochte. Es ergiebt sich, dafs, um die Herstellung solcher Strophen durchweg zu bewirken, Gewaltmafsregeln aller Art notwendig sind und dafs infolgedessen auch in dieser Beziehung der Verfasser mit seinen Vorschlägen und Ansichten nur wenig Anklang finden wird.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

155) **U. v. Wilamowitz-Moellendorf, Bakchylides.** Berlin, Weidmann, 1898. 34 S. 8. ℳ 0.80.

„Von dem Klange der neugefundenen Gedichte des Bakchliydes wenigstens einen Wiederhall allen mitzuteilen, die hören wollen", hält W., der das vorliegende Schriftchen seinem Bruder Hugo gewidmet hat, „als Philologe nicht weniger für seine Pflicht, denn die wissenschaftliche Ausnutzung des Fundes". Aber auch Philologen werden gerne die einleitende lebendige Würdigung der griechischen Lyriker lesen und sich durch die (von S. 21 an) gegebenen, wohlgerundeten und doch nie unnötig freien Übersetzungsproben in das Studium des B. einführen lassen.

Übersetzt ist (ich citiere nach The poems of Bacchylides ... ed. by F. G. Kenyon, London 1897) zunächst III, 15ff. (mit einer freien Ergänzung und einer Lücke) aus dem Liede auf Hierons letztem Sieg, in dem die Version von der Selbstverbrennung (Selbstverbannung bei W. S. 24 ist wohl Druckfehler) des Kroisos interessiert; ich lasse der Übersetzung das Wort:

Rings schlug mit Macht
das lohe Feuer auf, als schwarze Wolken
von Zeus gesandt erschienen und die Glut
der Flammen löschten.

Wo Götterwille wirkt, da zweifl' ich nicht.
Der Delier Apollon hat
samt seinen holden Frauen den Greis
entrückt zu den Hyperboreern.
Dort fand er eine Freistatt. Also lohnte

sich seine Frömmigkeit, da nie ein Mensch
so vieler Weihegaben Zoll
zu Pythos Felsenkluft gesandt.

Ferner giebt W. das 17. Gedicht, das er als Ballade von dem kecken Knaben Theseus bezeichnet, der dem Minos als wehrloser Gefangener Trotz bietet und furchtlos, um seine Abkunft von Poseidon zu beweisen, in die Fluten springt, endlich V, 36—162, ein Stück, das ausklingt in des Herakles im Hades gegebene Antwort auf Meleagers Klage:

„Ja, niemals geboren zu werden, das Sonnenlicht
nie zu schauen, ist der Sterblichen höchstes Glück."

Radautz. **Wilh. Weinberger.**

156) **Sammlung der griechischen Dialektinschriften** von J. Baunack etc. Herausgegeben von H. Collitz und F. Bechtel. 3. Bd. 1. Heft, 2. Hälfte. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1897. 146 S. 8.

Dieses neue Heft der rühmlichst bekannten Sammlung enthält die Inschriften von Lakonien, Tarent, Herakleia am Siris und Messenien, welche von R. Meister bearbeitet sind. Unter diesen Inschriften, bei deren neuerlicher Herausgabe M. sich durchaus auf gute Vorarbeiten stützen konnte, befinden sich bekanntermafsen zwei umfangreiche Denkmäler der dorischen Dialekte, nämlich die Mysterieninschrift von Andania in Messenien (Nr. 4689), die in Sauppe einen ausführlichen Kommentator gefunden hat, und die sogenannten Herakleischen Tafeln, das umfangreichste inschriftliche Schriftstück einer dorischen Mundart, das von Meister selbst in Curtius' Studien IV, 355—469 einer eingehenden und ergebnisreichen sprachlichen Untersuchung unterzogen worden ist. Bei dieser Gelegenheit mag hervorgehoben werden, dafs gerade der lakonische Dialekt, wenn wir auch keine über die Mitte des 6. vorchristlichen Jahrhunderts zurückgehende Inschrift dieses Dialektes besitzen, sich dennoch vorzüglich zur sprachlichen Einzeldarstellung für Vorlesungen oder Übungen eignet, da wir einerseits noch aus der Zeit des Kaisers Markus Aurelius eine Anzahl von allerdings archaisierenden Dialektinschriften (Nr. 4498—4501) besitzen und andererseits, wie bekannt der zakonische Dialekt des Neugriechischen die unmittelbare Fortsetzung des altlakonischen darstellt. Wie sehr sich hierbei die Kontinuität sprachlicher Erscheinungen erweist, ersieht man aus den Ausführungen von Hatzidakis in seiner „Einleitung in die neugriechische Grammatik" S. 8 f. Diese eben genannten archaisierenden Inschriften haben in einem Nachwort, das an Th. Pregers Aufsatz in Athen. Mitth. XXII 334—342 „Musische Knabenwettkämpfe in Athen" veranlafst worden ist, wie ich glaube, durch Meister eine wesentliche Förderung des Verständnisses erfahren, indem es ihm gelungen ist, aus den rätselhaften Buchstabengruppen *KEΛYΛN* oder *KEΛYΛN* und *KEΛHΔ* die Worte *κελαύαν* (St.* *κελα-Ϝο-*) daneben einmal auch *καιλώαν* mit *-αι-* = *-ε-* und *-ω-* = *-αύ-*, wie in *ὠτῶ* für = *αὐτοῦ* (Nr. 4499) und *κέλωρ* (nach Hesychios = *φωνή*, bez. *μοῦσα* = *μῶα* unserer Inschriften, also soviel wie „Gesang") herauszufinden. Auch klingt es wenigstens nicht unwahrscheinlich, dafs in dem merkwürdigen *κασσηρατόριν* (Nr. 4498 und 4499) aus *καταθηρατόριον* (scil. *ἀγώνισμα*) der Name des Artemisfestes erhalten ist, an welchem

diese musischen Wettkämpfe aufgeführt worden sind. Eine evidente Verbesserung ist auch ὀμπνειότατον (zu ὄμπνειος Hesych. = „Segen spendend, reich") aus überliefertem ομπειοτατον in Nr. 4596.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

157) **Antonio Fernando Pavanello, I verbi latini** di forma particolare nel perfetto e nel supino con indice alfabetico di dette forme. Milano, Ulrico Hoepli, 1897. (Manuale Hoepli 235.) VIII und 218 S. kl. 8. L. 1.50.

Wie die rühmlichst bekannte Sammlung von Handbüchern des Hoeplischen Verlages ein Verzeichnis der griechischen unregelmäfsigen Verba enthält (Verbi greci anomali di Spagnotti, secondo le grammatiche di Curtius e Suama), so bringt jetzt eine neue Nummer der gleichen Handbücher-Serie eine Zusammenstellung lateinischer Verba von Dottore Pavanello.

Bestimmt ist das Büchlein hauptsächlich für die Schüler des italienischen Untergymnasiums, denen die Erlernung der lateinischen Verba erleichtert werden soll. Ob der Zweck auf dem hier eingeschlagenen Wege erreicht wird, kann ein dem italienischen Unterrichtsbetriebe fernstehender Referent schwer beurteilen; in Deutschland wären derartige Bücher wohl unmöglich.

Im ersten Abschnitte werden S. 1—170 die lateinischen Verba alfabetisch mit Voranstellung der Praesensform geordnet, im zweiten Teil S. 171—216 findet man jede Perfekt- und Supinform noch einmal von dem zugehörigen Praesens abgeleitet. In Deutschland würde man sagen, dafs mit einer derartigen Erleichterung dem mechanischen Betriebe der altklassischen Studien Vorschub geleistet werde; für italienische Verhältnisse mag das anders liegen, wie der Herausgeber S. IV versichert. Der Standpunkt des Büchleins ist durchweg rein praktisch und elementar. In der ersten Liste werden nach Angabe der 2. Sing. Praes. das Perfektum, das Supinum und der Infinitiv verzeichnet; es folgt die Vermerkung der Bedeutung und Besonderheiten; am Schlufs jedes kleinen Artikels sind in der Regel die Participia angegeben. Bemerkungen wie „accido-ad e caedo, accolo — ad e colo, accubo — ad e cubo . . . J Romani stavano a mensa sdraiati su letti", oder „Quando afficere regge un ablativo, allora in italiano traducesi con un verbo derivato dal sostantivo che si trova all' ablativo. Es. afficere dolore = addolorare" charakterisieren das Niveau des Buches. Auf Angabe der Positionslängen ist verzichtet. S. 18 heifst das Supinum

von astringo — astrinctum, S. 202 von pertendo — nur pertensum. Mit Wageners Hauptschwierigkeiten der lateinischen Formenlehre können diese Listen nicht verglichen werden.

Münster in Westfalen. **K. Euling.**

158) **E. Bergers Lateinische Stilistik für obere Gymnasialklassen.** Neueste, teilweise umgearbeitete Auflage von E. Ludwig. Berlin, Weidmann, 1896. 238 S. 8. ℳ 2.50.

Ein Buch wie Bergers Lateinische Stilistik, das bereits ins Französische und Italienische übersetzt worden ist und in Deutschland innerhalb weniger Jahrzehnte neun Auflagen erlebt hat, ein Buch, das immer noch bedeutenden Absatz findet, obwohl durch die neuen Lehrpläne der lateinische Lehrstoff wesentlich eingeschränkt worden ist, braucht nicht erst angepriesen zu werden. Doch ist es die Pflicht des Rezensenten, auf die zahlreichen Verbesserungen hinzuweisen, die es in der neuen Bearbeitung von Ludwig zeigt. Zunächst hat dieser die jüngsten Untersuchungen auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik wie die Aufsätze Stegmanns und Gerstenäckers für seine Zwecke verwertet, sodann die grofse Menge der ciceronianischen Beispiele, die als Belegstellen dienen, einer gewissenhaften Prüfung unterzogen und teilweise durch passendere ersetzt oder in geeigneter Weise gekürzt und abgeändert. Endlich hat er manche Partieen wie z. B. den Abschnitt über Wort- und Satzstellung völlig umgearbeitet, sowie unwesentlichere Regeln, die mehr in die Grammatik als in die Stilistik gehören, gänzlich gestrichen. Rechnet man dazu, dafs das Buch besser eingerichtet und ausgestattet worden ist, so wird man ruhig behaupten können, dafs sich seine Brauchbarkeit in der neuen Gestalt wesentlich erhöht hat.

Im einzelnen lassen sich vielleicht an dieser oder jener Stelle kleine Änderungen vornehmen: Da das Buch für Schulen der oberen Gymnasialklassen bestimmt ist, so empfiehlt es sich, Wörter und Regeln zu streichen, die aufserhalb des Gesichtskreises derselben liegen. Dahin gehören vorklassische Ausdrücke wie *cluere* in § 1, Bezeichnungen wie *typographus,* Buchdrucker, *abbatissa,* Äbtissin und andere neu- oder spätlateinische Wörter in § 3 A. 2, oder Wendungen wie *specimen emendationum petitarum ex cod. Gud. auctore L. Kulenkamp,* die wohl für Studenten am Platze sind, aber sich auf der Schule nicht verwerten lassen. Ebenso kann hier und da ein Beispiel gestrichen werden, z. B. S. 16: „in seinem

Herzen denken", weil man Herz kaum noch in dieser Verbindung brauchen wird, S. 88 angeschuldigt und beneidet werden, weil *accusare* und *insimulare* ein Passiv haben und auch *invidere,* wenigstens in der dritten Person Sing., passivisch gebraucht wird, endlich Erscheinungen, die selten sind und bei Übersetzungen ins Latein gemieden werden sollen wie S. 98: *incolae ab Tarquiniis, mensae Delphicae ex marmore.* Doch sind diese Ausstellungen sämtlich belanglos und beinträchtigen den Wert des Buches nicht. Auch in der jetzigen Gestalt ist es, zumal es Synonymik, Stilistik und Rhetorik auf engem Raum vereinigt, sehr brauchbar und empfehlenswert.

Eisenberg S. A. **O. Weise.**

---

159) **Ludwig Borchardt, Die aegyptische Pflanzensäule.** Ein Kapitel zur Geschichte des Pflanzenornaments. Berlin, Ernst Wasmuth, 1897. 58 S. hoch 4.

Eine dankenswerte Untersuchung, da der Verfasser es unternimmt, zunächst die in Frage kommenden Pflanzen, Lotos, Lilie, Papyrus, Palme nach der Natur zu schildern, dann ihre Verwendung durch die Ägypter in ihrer Kunst, in Bildern, Reliefs und plastischen Kunstwerken zu verfolgen, und endlich festzustellen, wo wir diese Pflanzen in den Säulenformen wiedererkennen. Der Zweck der Schrift ist ein polemischer, wenn auch die Polemik nirgends stark hervortritt. Sie wendet sich gegen die Theorie, dafs jeder Architekturteil seine konstruktive Funktion auch äufserlich zeigte, und dafs namentlich durch die Form des Kapitels das Tragen versinnbildlicht werde. Dafs dies bei den ägyptischen Pflanzensäulen nicht zutrifft, ist durch die Ausführungen des Verfassers entschieden erwiesen. Von hier ist aber doch wohl noch ein weiter Schritt bis zu dem Schlufssatz: Der Ägypter dachte sich seine Pflanzensäulen als freie Endigungen und ornamentierte sie wie solche. Denn damit, dafs er in seiner Ornamentierung der Säulen ihre Belastung nicht versinnbildlichte, ist noch nicht bewiesen, dafs er sie wirklich als frei endigend dachte, — das wäre denn doch eine Vorstellung, durch die er sich jedes gesunden Menschenverstandes bar zeigen würde, — sondern höchstens, dafs er sie nicht als Träger gedacht wissen wollte. Doch möchte dem ägyptischen Baukünstler damit zu viel zugetraut werden. Denn die geistvolle Annahme Masperos, dafs nach ägyptischer Auffassung der Tempel die Welt bedeutet habe, wobei der Estrich als Erdboden, die Decke als frei darüber schwebender Himmel gedacht sein soll, und wobei dann die Säulen die aus dem Boden

aufsprossenden Pflanzen vorstellen sollten, scheint mir noch keineswegs so haarscharf bewiesen, wie der Verfasser meint. Als das Natürlichere möchte ich annehmen, dafs die Ägypter ihre Säulen wirklich als das ansahen, was sie waren, als tragende Glieder, dafs sie aber nicht darauf ausgingen, dies durch ihre Pflanzenornamente sinnbildlich zum Ausdruck zu bringen, sondern diese in durchaus naiver Weise verwendeten. Jene vom Verfasser mit Recht bekämpfte Theorie aber, dafs die struktive Funktion jedes Architekturteils in seiner Ornamentik zum Ausdruck kommen müsse, ist ja als Theorie recht schön, hat aber schon so viel Unheil angerichtet, dafs eine Zurückweisung ihrer Anwendung auf alle möglichen Baustile und zumal auf die ägyptische Baukunst nur mit Freuden begrüfst werden kann.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

160) **H. Luckenbach, Abbildungen zur alten Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten.** Zweite Auflage, mit Unterstützung des Grofsherzogl. badischen Oberschulrats herausgegeben. München u. Leipzig, R. Oldenbourg, 1898. 64 S. 4. Geh. *M* 1; geb. *M* 1.35.

Dafs die von L. im Jahre 1893 zum erstenmale herausgegebenen „Abbildungen zur alten Geschichte“ in diesem Jahre bereits in zweiter Auflage erschienen sind, beweist am besten, einen wie glücklichen Griff der Herausgeber mit diesem Bilderatlas gethan hat. Es war ja natürlich, dafs bei dem erstmaligen Erscheinen desselben mannigfache Wünsche von verschiedenen Seiten geäufsert worden sind; so ist es nicht zu verwundern, dafs die neue Auflage nicht wenige Veränderungen inbezug auf Auswahl der Bilder und Gruppierung derselben aufweist und daneben auch viel Neues bringt. Bei einem Vergleiche ergiebt sich, dafs die beiden Auflagen nebeneinander kaum noch werden gebraucht werden können. Es ist dies ein gewisser Übelstand, aber man wird daraus dem Herausgeber keinen Vorwurf machen; auch läfst sich wohl annehmen, dafs so durchgreifende Umgestaltungen in Zukunft nicht mehr erforderlich sein werden. Nicht wenige Abbildungen sind neu hinzugekommen, wie z. B. der Plan von Troja, das Innere des Tholos von Mykenä, der Eingang dazu u. a. Besonders aber ist auf dem Gebiete der griechischen Kunst in viel umfassenderer Weise, als es in der ersten Ausgabe der Fall war, Olympia berücksichtigt worden. Dafür mufs man dem Herausgeber nur zu auf-

richtigem Dank verpflichtet sein: es ist gewifs angezeigt, bei dem Unterricht die deutsche Jugend auf die Ausgrabungen an dem genannten Orte, auf diese „erste grofse Friedensthat des neu geeinten Deutschen Reichs“ hinzuweisen und sie zugleich mit den wichtigsten Baulichkeiten und Skulpturen dieser für die griechische Kultur so bedeutungsvollen Feststätte bekannt zu machen. Von dem Zeustempel in O. werden vier verschiedene Abbildungen gebracht: Ansicht der östlichen Giebelseite, Querschnitt mit Ansicht des Pronaos, Teil der Seitenansicht und Querschnitt mit dem Zeusbilde des Phidias. Ganz besonders ist es mit Freude zu begrüfsen, dafs die Giebelgruppen des Ost- und Westgiebels in scharfer und deutlicher Weise dem Beschauer vorgeführt werden. Es ist dabei die Aufstellung wiedergegeben, wie sie Prof. Treu im Albertinum zu Dresden vorgenommen hat. Dem Schüler die beiden Gruppen in der von fachkundiger Seite bewirkten Ergänzung vorzuführen, ist gewifs ein richtiger Gesichtspunkt: erst dadurch gewinnt der Beschauer einen Eindruck von der ehemaligen Pracht und Schönheit des Heiligtums. Aus demselben Grunde ist lobend hervorzuheben, dafs der Hermes des Praxiteles in der Ergänzung von Fr. Schaper zur Anschauung gebracht wird. Wenn aufserdem der wunderbar gut erhaltene Kopf des Gottes noch in einer besonderen Abbildung in dem Bilderwerk geboten wird, so ist dies gewifs durchaus berechtigt, doch läfst gerade diese Reproduktion im Vergleich zu andern nach meinem Geschmack einiges zu wünschen übrig. Die Nike des Paeonius tritt uns in der neuen Auflage in einer gefälligeren Form entgegen, und es war gewifs ein guter Gedanke, die Siegesgöttin auch in der Grüttnerschen Restauration daneben zu stellen, nur ist nach meinem Gefühl die Darstellung zu sehr en miniature und deshalb nicht recht geeignet, die erwünschte Wirkung hervorzubringen. Ich würde es für richtiger halten, das Postament wegzulassen und dafür die Figur in gröfseren Dimensionen zu geben. Jenes ist weniger wichtig, und dafs die Statue auf ihrem erhöhten Standpunkt einen wahrhaft imposanten Eindruck gemacht haben mufs, kann sich der Beschauer in seiner Phantasie leicht vorstellen. Im übrigen ist anerkennend hervorzuheben, dafs die Skulpturen meist in sehr ansprechender Form vorgeführt werden; ganz besonders sind in dieser Beziehung Eirene mit Plutos, der Diskobol nach Myron und der Apoxyomenos zu erwähnen. Was von den Statuen gesagt ist, gilt auch von den Büsten und Münzen; auch auf diesen Gebieten ist ein wesentlicher Fortschritt bemerkbar; überall erkennt man die bessernde Hand.

Die Aufnahme von berühmten Skulpturen, wie der Medusa Rondanini und des bekannten Reliefs aus der Villa Albani, Orpheus und Eurydice, wird gewifs sich ungeteilten Beifalls erfreuen; ferner wird der Lehrer, der diesen Bilderatlas im Unterricht verwertet, dafür dankbar sein, dafs er in demselben auch dem sogen. Alexandersarkophag aus Sidon begegnet. Im Hinblick auf das Gesagte ist sehr zu wünschen, dafs ein so vortreffliches Hilfsmittel für den Unterricht in immer weiteren Kreisen die gebührende Beachtung findet. Hat L. auch die Abbildungen veröffentlicht, um in erster Linie den Unterricht in der alten Geschichte zu beleben und zu fördern, so hat er doch auch, wie er in der Vorrede zur ersten Auflage selbst sagt, den Gebrauch des Bilderatlas durchaus nicht auf dieses Fach beschränken wollen. Wir sind überzeugt, dafs auch der Lehrer der klassischen Sprachen in dem Unterricht ihn recht oft mit Nutzen wird verwerten können. Ist der Schüler während seines Aufenthalts in den oberen Klassen mit dem Inhalt dieser Sammlung vertraut geworden, so hat er sich ohne Zweifel einen genügenden Überblick über die Entwickelung der alten Kunst erworben, um nicht nur bei dem Besuch eines Museums sich schnell orientieren zu können, sondern um auch das Bewufstsein in das Leben mit hinauszunehmen, dafs die antike Kunst Grofses geleistet hat und dafs besonders die Hellenen mustergültige Werke für alle Zeiten geschaffen haben.

Wir empfehlen den Kollegen, die sich mit diesen „Abbildungen zur alten Geschichte“ noch nicht näher bekannt gemacht haben sollten, dieselben auf das wärmste und wünschen im Interesse der Sache zugleich von Herzen, dafs die Hoffnungen, die den Herausgeber bei seiner Veröffentlichung geleitet haben, in reichstem Mafse in Erfüllung gehen und dieser Bilderatlas an den höheren Lehranstalten Deutschlands unter die Zahl der Schulbücher aufgenommen wird. Durch den erstaunlich billigen Preis, welcher der hochherzigen Unterstützung vonseiten des Grofsherzogl. badischen Oberschulrats, sowie dem freundlichen Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung zu danken ist, wird sich das Werk überall leicht Eingang verschaffen.

Bernburg. **Karl Hachtmann.**

---

161) **Siebert, Die ältesten Zeugnisse über das Christentum bei den römischen Schriftstellern.** Progr. d. K. Kaiserin Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg, 1897. 32 S. 4.

Der Verfasser der vorliegenden fliefsend und klar geschriebenen Studie zieht zunächst die Zeugnisse der römischen Schriftsteller aus dem ersten

Jahrhundert in den Kreis seiner Betrachtung und gelangt hier zu dem Schlusse, dafs wir aus diesem Zeitraum keine echten Berichte von römischer Seite besitzen. Die Notiz bei Josephus (Antiqu. 18, 3) ist stark interpoliert, die sogenannten Jahrsakten stammen aus dem vierten Jahrhundert, der Briefwechsel zwischen Seneca und Paulus ist ebenfalls eine Fälschung aus dieser Zeit, und die Edikte des Kaisers Nerva, die sich auf den Apostel Johannes beziehen, sind auch ein spätes Machwerk. — Aus dem zweiten Jahrhundert kommen vor allem Tacitus und der jüngere Plinius in Betracht. Siebert widerlegt in ausführlicher Weise mit übergenügenden Gründen die Schillersche Hypothese, dafs Nero die Juden und nicht die Christen verfolgt habe. Bezüglich des bekannten Pliniusbriefes und des Erlasses Trajans, die der Verfasser beide eingehend bespricht und erläutert, stellt er fest, dafs es sich beim Vorgehen dieses Kaisers um eine Mafsregel der Verwaltung und nicht der Justiz handelte. Man hat in dem Edikt Trajans kein allgemein geltendes grundsätzliches Toleranzedikt zu erblicken, sondern eine blofs für einen Teil des Reiches gültige Norm, nach welcher sich der Statthalter zu richten hatte. Die Arbeit schliefst mit der Darstellung der von Hadrian befolgten Grundsätze, die im wesentlichen diejenigen seines Vorgängers waren.

Der Verfasser steht in seiner Auffassung der rechtlichen Seite des von ihm behandelten Problems auf dem Standpunkte des Mommsenschen Aufsatzes „Über den Religionsfrevel nach römischem Recht“ (Historische Zeitschrift XXVIII [1890], S. 389 ff.) und beherrscht die einschlägige Litteratur. Dafs er Hardys Werk „Christianity and the Roman government“, London, 1894 nicht anführt, ist uns deshalb aufgefallen, weil dasselbe die Mommsensche Ansicht sehr eingehend darlegt. Das neueste Werk, P. Allards „Le Christianisme et l'empire Romain“, Paris, 1897, konnte Siebert nicht mehr benutzen.

Tauberbischofsheim. **J. R. Asmus.**

---

162) **Geschichte der Pädagogik** vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. Von **Karl v. Raumer.** Fortgeführt und ergänzt von **G. Lothholz.** Fünfter Teil. **Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern.** Gütersloh, C. Bertelsmann, 1897. XII u. 562 S. 8. ℳ 8, geb. ℳ 10.

Es ist ein reichhaltiges Buch, das hier vor uns liegt, reichhaltig nicht blofs durch seinen vielseitigen Inhalt, sondern auch durch eine Summe

anregender Gedanken, denen der Philologe und der Schulmann gern nachgeben wird. Aber das Buch hält nicht ganz, was sein Titel verspricht. Es werden uns die Lebensbilder von etwa 70 Männern vorgeführt, die entweder für die Kulturentwickelung unseres Volkes oder als Koryphäen der philologischen Wissenschaft für die Neuzeit von Bedeutung gewesen sind; und eine grofse Anzahl anderer um die Wissenschaft verdienter Männer wird aufserdem gelegentlich oder in Anmerkungen mit abgethan. Der weitaus gröfste Teil der behandelten Persönlichkeiten hätte eher in einer Geschichte der Philologie als in der der Pädagogik Platz gefunden. Verfasser rechtfertigt diese Einseitigkeit oder Beschränkung damit, dafs er von der Überzeugung ausgeht, dafs das Studium der Litteratur der Griechen und Römer auch heute noch unschätzbare Vorteile bietet und für ein tieferes Verständnis des modernen Kulturlebens unerläfslich ist, und dafs demgemäfs die Kenntnis von dem Leben und der Bedeutung der Hauptvertreter dieser Wissenschaft jenes Verständnis vermitteln kann. Wenn aber Verfasser von vornherein alle auf dem Gebiete des Volksschulwesens oder der allgemeinen Pädagogik führenden Geister ausschliefst, so hätte er wohl sein Buch nicht eine Geschichte der Pädagogik nennen sollen. Auch eine Fortsetzung von Raumers Werke ist es eigentlich nicht, man vermifst oft Zusammenfassungen und durchgeführte allgemein orientierende Gedanken. Die Lebensbilder sind meist lose aneinander gereiht, die Gruppierung ist nicht immer ersichtlich. In den Bereich der Betrachtung werden Erzieher der Menschheit hineingezogen wie Winckelmann, Lessing, Klopstock, Wieland, Goethe, Schiller, Jean Paul, Justus Möser, Friedrich II.; die übrigen sind meist Philologen von Fach, die sich als Universitätslehrer oder als Leiter und Lehrer von Gymnasien um die Bildung der Jugend und die Förderung der Wissenschaft in Deutschland verdient gemacht haben; dazwischen stehen andere epochemachende Geister und Organisatoren wie W. v. Humboldt, Nicolovius, der Minister v. Altenstein (bei dessen Besprechung freilich den gröfseren Raum sein Rat Johannes Schulze einnimmt — und doch nicht ausreichend). Leider wird bei vielen das Gewicht auf die Darstellung des äufseren Lebens und der wissenschaftlichen Arbeiten gelegt, so dafs die eigentliche Bedeutung, das Eingreifen in den Organismus der Wissenschaft nicht immer hervortritt. Auch ist das Ganze nicht gleichmäfsig durchgearbeitet; bei manchen Namen hätten wir ausführlichere Behandlung gewünscht; Verfasser hat zudem in Anmerkungen vieles untergebracht, dem er später in besonderen Abschnitten noch eine

selbständige Behandlung gegönnt hat; daher finden sich Wiederholungen; auch sonst vermifst man wohl bei der Fülle des beigebrachten Stoffes die durchdringende Verarbeitung. Wenn wir so einige Ausstellungen an dem Buche nicht unterdrücken können, so sind wir auf der anderen Seite doch überzeugt, dafs es seine Leser finden wird, nicht nur um seines reichen Inhaltes willen, dessen Einsichtnahme durch ein sorgfältiges Register unterstützt wird und für den eine überaus reichhaltige Menge bibliographischen Materials herangezogen wird, sondern auch durch die von tiefer Überzeugung getragene Begeisterung für den unvergänglichen Wert und die bildende und Leben gebende Kraft der klassischen Studien.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

163) **Archiv für Religionswissenschaft,** herausgegeben von **Ths. Achelis.** Freiberg in B., Mohr, 1898. 1. Band (4 Hefte). 1 Heft 112 S. 8. ℳ 14.

Unter diesem Titel liegt eine neue Zeitschrift vor, die sich die Aufgabe stellt, ein weites aber bestimmt abgegrenztes Gebiet zu durchforschen. Nicht um metaphysische Spekulation, noch weniger um dogmatische Behandlung christlicher Ideen handelt es sich, die Religionswissenschaft hat es vielmehr mit allen Erscheinungen alles religiösen Lebens von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe zu thun. In der That hat sich diese Wissenschaft, als deren Vertreter in weiteren Kreisen vor allem der Name Max Müllers bekannt sein dürfte, eine selbständige Stellung erobert, aber über Wesen und Wert derselben herrscht doch bei manchen noch Unklarheit. Es ist demnach begreiflich, dafs nicht nur der Herausgeber in einem Artikel „zur Einführung“ sich über Aufgabe und Methode dieser Wissenschaft ausläfst, sondern auch der erste gröfsere Aufsatz: „E. Hardy, Was ist Religionswissenschaft“ ausschliefslich die methodologischen Fragen behandelt. Betont wird vor allem die empirisch kritische Grundlage, wie sie in der Sprachwissenschaft und in der Ethnologie gegeben ist. Durch sie wird kritisches Verständnis der einzelnen Religionsformen gewonnen, deren Gesamtheit eine kritische Religionsgeschichte bilden würde. Doch entscheidet sich Hardy nicht für den Namen der Religionsgeschichte, sondern der Religionswissenschaft, trotzdem diese durch nicht streng wissenschaftliche Methode vielfach das Vertrauen eingebüfst habe. Denn es handelt sich nicht sowohl um zusammenhängende, chronologisch geordnete Geschichte, als um das psychologische Verständnis der Religionen, und in diesem

Sinne soll die Religionswissenschaft einen Teil der Psychologie als allgemeiner Geisteswissenschaft bilden. Damit ist die berechtigte Forderung einer synthetischen Erfassung der empirisch-kritischen Resultate gegeben. Es ist nicht nötig, auf die genauere Begrenzung und Bestimmung der Aufgabe, wie sie Hardy giebt, noch sachlich auf die drei ethnologisch gewonnenen Gebiete: Theogonie, Mythologie und Kultus, wie sie der erste Aufsatz hervorhebt, näher einzugehen. Die streng wissenschaftliche Absicht des Unternehmens ist hinreichend deutlich, und bei der Wichtigkeit des Gegenstandes ist dies daher mit Freude zu begrüfsen.

Einen sachlichen Beitrag liefert im ersten Heft W. H. Roscher „über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der griechischen Mythologie und die Bedeutung des Pan“. Die ursprüngliche Bestimmung der Arbeit zu einem Vortrage mag die einleitende Rechtfertigung des Themas erklären, ebenso wie eine übersichtliche Besprechung der beiden in der Behandlung der Mythologie, insbesondere der griechischen, herrschenden Richtungen, der philologisch kritischen und der vergleichenden. R. fordert nach dem Vorgange von W. Mannhardt eine Verbindung beider. Der Vortrag bietet dann eine eingehende Zurückführung der wichtigsten Funktionen des altarkadischen Hirtengottes Pan auf die Erfahrungen und Sitten des griechischen Hirtenlebens. — In kurzen „Miscellen“ wird dann von Seler ein Kapitel aus der altmexikanischen Mythologie behandelt und von Vierkandt in „Philologie und Völkerpsychologie“ auf Useners „Götternamen“ empfehlend hingewiesen. Endlich bespricht Branky die Rauten, ein kleines Kapitel zur Sittenkunde des deutschen Volks. Im Abschnitt „Litteratur“ zeigt Foy das Werk von A. Hillebrandt an: „Ritual-Litteratur. Vedische Opfer und Zauber“.

Wenn die Zeitschrift ihre methodischen Grundsätze streng festhält, so darf man Gutes von ihr erwarten.

Buxtehude. **B. Pansch.**

---

164) **Ferdinand Brunetière** (De l'Académie Française), **Manuel de l'Histoire de la Littérature française.** Paris, Librairie Ch. Delagrave, 1898. VIII u. 531 8°.

Preis: 5 Frcs., geb. 6 Frcs. 75 Cts.

Der französische Litterarhistoriker Ferdinand Brunetière, der Verfasser einer grofsen Anzahl beachtenswerter, litterarischer Schriften, die ihn uns als vorzüglichen Kenner der französischen und zwar insbesondere der mitt-

leren und neueren Litteratur und ihrer Meister erscheinen lassen, bietet uns in seinem „Manuel de l'Histoire de la Littérature française“ seine durch langjährige eingehende Studien gereifte Gesamtauffassung der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis ins 19. Jahrhundert. Die Einteilungsweise der Litteraturgeschichte nach Jahrhunderten und in diesen nach Dichtungsgattungen ist nach Ansicht des Verfassers eine künstliche und willkürliche. Er hat sie durch die Einteilung in litterarische Epochen ersetzt, da diese einzig der Wirklichkeit entspricht und allein imstande ist, der Geschichte der Litteratur eines Volkes einen inneren Zusammenhang zu geben. Von anderen bestehenden Einteilungsverfahren erkennt Verfasser höchstens dem nach politischen Zeitabschnitten oder nach Regimen einige Berechtigung zu. In den Vordergrund stellt Herr Brunetière bei seiner Betrachtung neben vielen anderen Einflüssen, denen die Litteraturentwickelung eines Landes unterliegt, den der „œuvres sur les œuvres“. Ganz besondere Sorgfalt widmet er den Übergangsperioden in der Litteratur, da sie, reich an Schriftstellern jeder Gattung und an Ideen, notwendig und vorbereitend sind zum Verständnis der Hauptabschnitte, sehr *oft* aber recht stiefmütterlich behandelt werden, weil ihren Erzeugnissen die Lebensdauer fehlt.

Das sind im grofsen und ganzen die Gesichtspunkte, auf die der Herr Verfasser den einen Teil seines Manuel, eine Art litterarischen Discours, aufbaut, der jedesmal die obere Hälfte der Textseite einnimmt.

Um seinem Werke einen ganz besonderen Wert zu verleihen, hat Verfasser in einem zweiten, vom ersten vollständig getrennten Hauptteile (immer die untere Hälfte jeder Seite) der Bibliographie eingehende Sorgfalt gewidmet. Unter dem vollständigen Namen der Autoren, welchem Geburtsjahr, Heimat, Todesjahr und Todesort beigefügt sind, wird (auch in Fällen, wo es sich um Abschnitte allgemeiner Natur handelt) die Quellenlitteratur in chronologischer Ordnung aufgeführt. Darauf folgen kurze, dabei aber präcise Angaben über den Schriftsteller und seine Werke, und zum Schlufs die Aufzählung der wichtigsten Textausgaben. Besonders die mittlere und auch die neuere Litteratur findet eine ziemlich eingehende Berücksichtigung, während der mittelalterlichen zu wenig Raum gewidmet sein dürfte.

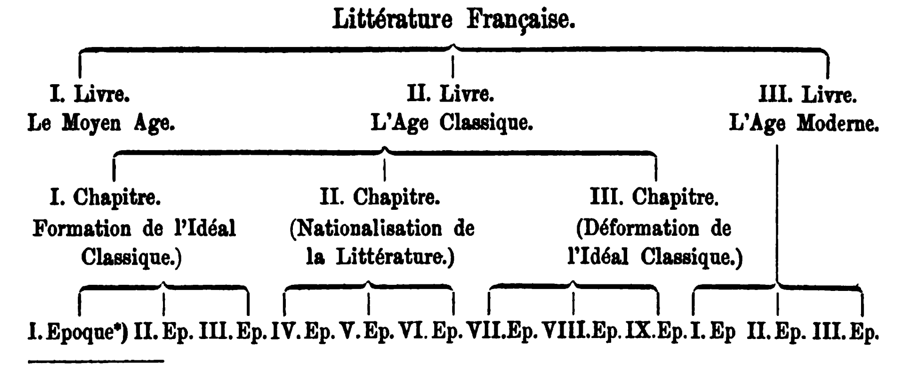
Erwähnt werden in dem ersten und in weit gröfserer Anzahl im zweiten Teile nur diejenigen Schöpfer von Litteraturwerken, ohne die der Zusammenhang der Geschichte der Litteratur als ein Ganzes unterbrochen würde. Namen wie Madame de Sévigné und Saint-Simon finden keine

Erörterung; anderen, wie Honoré d'Urfé und Pierre Bayle hat Verfasser einen Platz angewiesen, den man ihnen anderwärts nicht einräumt. Im allgemeinen hat er die einzelnen Autoren nach der ihnen gebührenden Stellung seinem Werke eingefügt. Sein Manuel zerfällt in drei livres, die folgende Titel führen: Livre I: Le Moyen Age vom Jahre 842—1498 (pag. 1—39); Livre II: L'Age Classique von 1498—1801 (pag. 40—387); Livre III: L'Age Moderne von 1801—1875 (pag. 388 bis 524).

Das zweite Buch (l'Age Classique) hat Verfasser wieder in drei Kapitel eingeteilt: 1. La Formation de l'Idéal Classique von 1498 bis 1610, pag. 40—106 (première Époque: De Villon à Ronsard; deuxième Époque: A l'École de l'Antiquité; troisième Époque: De la publication des „Essais" à la publication de l'„Astrée"); 2. La Nationalisation de la Littérature von 1610—1722, pag. 107—277 (quatrième Époque: De la formation de la société précieuse à la „première" des „Précieuses ridicules"; cinquième Époque: De la „première" des „Précieuses ridicules" au début de la querelle des anciens et des modernes; sixième Époque: De la cabale de „Phèdre" à la publication des „Lettres persanes"); 3) La Déformation de l'Idéal Classique von 1722—1801, pag. 278—387 (septième Époque: Des „Lettres persanes" à la publication de „l'Encyclopédie"; huitième Époque: L'Encyclopédie et les Encyclopédistes; neuvième Époque: De l'„Encyclopédie" au „Génie du Christianisme").

Das dritte Buch (l'Age Moderne) zerfällt in drei Epochen (première Époque: De la publication du „Génie du Christianisme" à la „première" des „Burgraves"; deuxième Époque: De la représentation des „Burgraves" à la publication de la „Légende des siècles"; troisième Époque: Le Naturalisme).

Wir hätten demnach folgendes Schema:



*) Über den Titel der einzelnen Epochen vgl. oben.

Dem Buche ist eine „Table“ beigefügt (pag. 525—531); die darin angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf den zweiten, bibliographischen Teil. Einige Angaben der „Table“ sind nicht mit dem Texte übereinstimmend wiedergegeben. Es wäre vorteilhaft, wenn dem Buche ein Register angeheftet wäre, und zwar würde es sich dabei empfehlen, von Namen, die sich auf den ersten Teil des Manuel beziehen, in dem man sich ohne Register nicht leicht zurecht finden kann, die Seitenzahl in besonderem Drucke anzugeben.

Wir gestehen gerne, dafs der „Manuel de la Littérature française“ des Herrn Brunetière, wenn er auch in mancher Hinsicht vom Gebräuchlichen abweicht und dadurch dem Anfänger des Litteraturstudiums nicht zu empfehlen sein dürfte, da für diesen eine methodische Betrachtung der Litteratur nach Dichtungsgattungen zweckmäfsiger wäre, dem Fortgeschrittenen recht viele neue und interessante Gesichtspunkte bietet.

Darmstadt. **Karl Roller.**

---

165) **The Oxford English Dictionary.** A New English Dictionary on Historical Principles, founded mainly on the materials collected by the Philological Society. Edited by **Dr. James A. H. Murray,** with the assistance of many scholars and men of science. H—Haversian. (Vol. V.) Oxford, Clarendon Press, London, H. Frowde, April 1, 1898. 128 S. 4. 5 s.

Von dem Oxforder Riesenwörterbuch, an dessen Herausgabe neben Murray namentlich Henry Bradley beteiligt ist, sind bis jetzt drei vollständige, die Buchstaben A—E umfassende Bände erschienen. Der 4. Band, welcher F und G enthalten soll, ist bis „Gain-coming“ vorgeschritten und wird am 1. Oktober 1898 fortgesetzt werden. H, I, J und K sollen den Inhalt des von Murray allein herausgegebenen 5. Bandes bilden, dessen nächste Lieferungen („Haversine—Heel sb.“ und „Heel vb.—Ho-“) am 1. Juli 1898 und am 1. Januar 1899 zu erwarten sind.

Die vorliegende Abteilung „H—Haversian“ umfafst ein Viertel des Buchstabens H. Sie enthält mit Einschlufs aller aufgenommenen Wortverbindungen 3815 Wörter, von denen 2954 durch Belege erläutert werden. Die Summe aller abgedruckten Belegstellen ist 15 624. Wie eine von Murray selbst gegebene Zusammenstellung zeigt, übertrifft das N. E. D. damit wiederum alle bisherigen lexikalischen Arbeiten um ein Bedeutendes. Johnson hat in dem entsprechenden Abschnitt seines Werkes

354 Wörter und 1067 Belege, Cassell's „Encyclopædia“ bietet 1569 Wörter und 910 Citate, das „Century Dictionary“ 2125 Wörter und 2383 Belegstellen, und Funk & Wagnall's „Standard Dictionary“ 1920 Wörter und 349 Belege.

An Wörtern, welche selbständige Hauptartikel bilden, enthält das vorliegende Heft 1937. Darunter sind 361 veraltete Ausdrücke und 87 Fremdwörter, welche im Englischen noch nicht volles Bürgerrecht erlangt haben. Die übrigen 1489 Wörter können als wirkliches Eigentum der heutigen Sprache betrachtet werden.

Zum gröfsten Teil sind die ha-Wörter germanischer Abkunft. Aus dem Griechischen stammen fast nur die wissenschaftlichen Ausdrücke, welche von *αἷμα* und *ἁρμονία* abgeleitet sind; ziemlich beträchtlich ist dagegen der Prozentsatz an Entlehnungen aus dem Orient, da das h verschiedenen Kehllauten des Arabischen und anderer morgenländischer Idiome entspricht.

Viele der einzelnen Artikel sind von besonderem Interesse. So namentlich HALF, HAND, HAVE, HANG, ferner: hackney, hair, hammer, hare, harlot, harness, harvest, hat; habit, haggard, hall, handsome, harbour; hanaper, hanse, harquebus; Hades, handsel, harlequin, handicap und haggis. Auch die Ausführungen über den Buchstaben H, welche sich bis auf die zweite Seite hinüber erstrecken, sind sehr interessant und lesenswert.

Man wird bei dem weiteren Fortschreiten des grofsen Oxforder Werkes mit immer steigender Bewunderung und Hochachtung vor dem ungeheuren Fleifse und der bedeutenden Sachkenntnis Murrays und seiner Mitarbeiter erfüllt, und gern wird man A. S. Cooks Urteil beipflichten, der das Werk in der Widmung seiner „Biblical Quotations“ als eine der künftigen „Glories of England“ bezeichnet. Wenn ich mir im folgenden erlaube, einiges hervorzuheben, was mir als mangelhaft und besserungsbedürftig erscheint, so bitte ich, diese Bemerkungen richtig aufzufassen: ich habe dabei nur das Interesse der Sache im Auge.

In prinzipieller Hinsicht erscheint es mir zunächst verfehlt, dafs Robert von Gloucester, von dem wir seit 1887 eine so ausgezeichnete Ausgabe mit Zugrundelegung der besten Handschrift A besitzen, immer noch nach dem alten Drucke Hearnes vom Jahre 1724 citiert wird*).

*) Die einzige Stelle, wo die Hs. A, aber auch nur beiläufig, berücksichtigt ist, finde ich in Sp. 128ª unter HAVEN 1.

Meiner Ansicht nach mufs jede neu erscheinende Ausgabe, welche in kritischer Hinsicht einen Fortschritt bezeichnet, sofort für das Lexikon benutzt werden. Die Ungleichmäfsigkeiten, welche dadurch in der Art des Citierens entstehen, sind jedenfalls ein geringeres Übel als die fortgesetzte Benutzung minderwertiger Lesarten. Man könnte ja auf der ersten Seite jedes Bandes an sichtbarer Stelle kurz auf derartige Änderungen im Citieren hinweisen und die erforderlichen Aufklärungen geben.

Dafs gerade bei Robert von Glouceste die Benutzung der neuen Wrightschen Ausgabe sehr angebracht gewesen wäre, mögen einige Beispiele zeigen.

Bei HALF sb., Spalte 30^c wird citiert: Þe compaynye aþes half muche aneþered was (Hearne Seite 217 = Vers 4434 bei Wright). A und die anderen Hss. aufser δ haben hier: of þis half; die Quelle giebt keinen Anhalt für die ursprüngliche Lesart; jedenfalls aber ist der Wortlaut von B am wenigsten beglaubigt. — Unter HALFENDEAL Sp. 35^c heifst es: Ac Schropschire naþ haluendel to þilke bischopriche i wis (H. 5 = V. 100). naþ fehlt in $\alpha\ \beta\ \gamma\ \delta$, A schreibt dafür ȝeldþ. Dafs dies die richtige Lesart ist, zeigt die Quelle (Wilhelm von Malmesbury: De Gestis Regum Anglorum am Ende des 1. Buches); naþ ist überhaupt ganz sinnlos. — Unter HALL Sp. 40^a findet man: Þe tour he made of Londone, Wyllam þys proute kyng, And muche halle of Londone, þat so muche was þoru alle þyng. Heinrich von Huntingdon, dem die Chronik hier folgt, schreibt: nova aula apud Westminster, und demgemäfs hat A (Vers 8023) in Übereinstimmung mit C ganz richtig: Þe muchel halle of Westmunstre, eine Lesart, die schon an und für sich wegen ihrer gröfseren sachlichen Genauigkeit den Vorzug verdienen würde. Man beachte auch den Artikel vor muchel halle, der nur in B, jedenfalls infolge eines Versehens, fehlt. — In Vers 3612 (HANG Sp. 71^a) hat A statt des irreführenden wast von B richtig vaste: his sseld ... was þonne yhonge vaste. — Andere Belege, welche noch einer Nachprüfung an der Hand der Wrightschen Ausgabe bedürfen, finden sich z. B an folgenden Stellen: Sp. 42^c (wegen der Form seynt ohne -e vor weiblichen Heiligennamen; vgl. Anglia XIII, S. 279, § 125). — Sp. 59^c (wegen der Schreibung handaxe mit -e, vgl. Hs. A 611. 584. 586. 388). — Sp. 75^a (ard, wofür A 4340: hard aufweist). — Sp. 90^c (hardy; A: hardissi [vgl. dieses Wort auch bei Murray]; α: hardisschi; β: hert & hardyn). — Sp. 108^c

(wegen der Schreibung moneþ, vgl. A 1407. 1408 und Anglia XIII, S. 259, § 90c). — Sp. 112[c] HASTIVE (statt folc hastif 9393 mufs es nach A und C fol-hastif [ne. fool-hasty] heifsen, wie der fast gleichlautende Vers 9386 mit seinem fol-hardi = ne. foolhardy beweist. Vgl. Anglia XIII, S. 283, § 132, 2, Anm. 2). — Sp. 118[c]. (Die Belege sind hier vertauscht. — Statt haubert, S. 174 [also nicht 99], Vers 3609, hat A auberc, α haubrec, β hawbrek, γ hawberk; das -t in B ist also wohl nur ein Verschreiben, namentlich, da diese Hs. in Vers 2200 [Hearne S. 99], Vers 6017 [vgl. Wrights Corrections Bd. II, S. 1015] und Vers 4577 auch hauberc bietet.) — Sp. 121[a] (HAUNT 3: tornemiens ist ein Versehen für torneimens). — Sp. 122[c] (HAUTAIN 1: A schreibt hautein und beste. — Die weiter unten s. v. HAUTAINESSE angeführte Lesart von B Seite 29, Vers 687 wird nur durch hauntesse in δ ein wenig gestützt; A und α haben hautesse bzw. hautesce).

Mangelhaft citiert ist Vers 1480 unter HARDINESS, Sp. 88[c]: He ... the emperour with stod, And dredde of hys hardynesse. Wie eine genauere Prüfung des Zusammenhanges und eine Vergleichung mit der Quelle (Gottfr. von Monmouth, bei San Marte S. 55 unten) zeigt, ist der Sinn der Stelle ein ganz anderer, als er nach dem gegebenen Auszuge erscheinen mufs. Es handelt sich um den Kampf zwischen Arviragus und dem Kaiser Claudius. Arviragus wird in Winchester eingeschlossen. Er macht einen Ausfall und erschreckt den Kaiser durch diese Kühnheit so, dafs dieser nicht gegen ihn vorzurücken wagt, sondern ihm einen Vergleich anbietet: Aruirag greiþed him & his folc aboute & wende vorþ to ȝiue him bataile wiþoute. Þo he com outward wiþ is folc, þe emperour atstod & dradde is hardiesse & þoȝte it nas noȝt god to don is lif an aunter, etc. Beiläufig bemerkt, verdienen auch die Lesarten atstod und dradde is hardiesse (ohne „of" vor „is" und ohne das n in hardiesse) volle Beachtung, obschon B mit seinem Wortlaut zu allen anderen Hss. stimmt. — Unklar ist wegen seiner Kürze auch das Citat Sp. 89[a] unter HARDISS: So muche ... he truste To hymsulue & to hardyssy ys men. Es hätten wenigstens die Worte: „he ... wende vorþ alone" vorausgeschickt werden müssen.

Ich lasse nun noch einige Bemerkungen anderer Art folgen. Bei HALFMANN (Sp. 36[c]) vermisse ich neben den Erklärungen: a) A eunuch. b) One who is only half-human, or deficient in humanity, die ausdrückliche Angabe der Bedeutungen „jämmerlicher Wicht", „Schwächling in

körperlicher und geistiger Hinsicht", „Knirps", „Memme". Das Wort übersetzt allerdings bei Robert, den ich hier wieder speziell im Auge habe, meist ein in der Quelle stehendes „semivir" (z. B. 4093. 4378. 4453. 7124), doch glaube ich, dafs auch das lateinische Wort, wie schon bei Virgil, Statius und anderen, einfach einen „weibischen, schwächlichen und darum feigen Mann" bezeichnet. In Vers 5790ff. bedeutet, wie der ganze Zusammenhang und der Wortlaut der Quelle (tam vili homuncioni) zeigt, „a so lute half man" zweifellos „ein so kleines, schwaches Männlein". Zum Vergleiche kann auch noch das deutsche „Halbmann" (Grimms Wörterbuch) herangezogen werden*). — HAIT (lively, cheerful, high-spirited) RGl. 8650 fehlt wohl nur deshalb, weil es in B mit y geschrieben ist. — Sp. 52[c] hätte HAMWARD = homeward RGl. 5227. 5424. 12040 (s. auch Mätzner, Ae. Sprachpr. Wtb. 417[a]) wenigstens in Form eines Verweises auf homeward (vgl. HAM Sp. 48[a]) mit angeführt werden können. — Unter HAUBERK Sp. 118[c] könnte die Schreibung „hamberk" (RGl. 2200. 6017 Hs. δ; vgl. HAMBARGH Sp. 48[b]) nachgetragen werden, und auf Sp. 48[a] verdiente vielleicht die in der Hs α beliebte Form *HAM* = them eine Erwähnung. — Eine charakteristische Stelle aus W. Irvings Rip van Winkle: „when life hangs heavy on their hands" liefse sich unter HAND 32g (Sp. 56[c]) oder HANG 15 (Sp. 72[b]) citieren — und auf Sp. 9[a] oder 10[c] mag die bei Mark Twain in den Sketches (Tauchnitz Vol. 2162, Seite 61) vorkommende Kombination HACKFUL „eine Kutsche voll" eingeschaltet werden.

Zum Schlufs will ich noch darauf hinweisen, dafs es, meines Erachtens, bei der Transkription hebräischer Wörter, zumal da diese ohne Punktation gedruckt sind, wünschenswert wäre, wenn alle langen Vokale Striche erhielten und alle nicht mit Dāghēsh versehenen, d. h. also spirantischen B'ghadhk'phath-Buchstaben durch ein beigefügtes h gekennzeichnet würden. Es wäre demnach in Sp. 21[a] nicht k'thūbīm, sondern k'thūbhīm; in Sp. 75[c] nicht ḥanēf, sondern ḥānēph, und in Sp. 78[c] nicht parashah, sondern pārāshāh zu schreiben.

*) Halbmann, niederdeutsch halfmann bezeichnet auch etwas ganz anderes, nämlich einen „Bauer, der die Hälfte von den Einkünften eines Gutes geniefst und dagegen für den Landbau und die Landwirtschaft sorgt" (s. das Bremer Wörterbuch und Grimm und vgl. auch Halbherr in Schmellers Bayr. Wtb. I, Sp. 1088). Die niederdeutsche Wortform lebt noch jetzt in Westfalen als Familienname fort.

Bremen. **Felix Pabst.**

Berichtigung zu Nr. 12. Da infolge eines Versehens Stück 151 in Nr. 12 ohne Revision eingesetzt ist, so sind einige Druckfehler darin stehen geblieben. Man wolle daher gef. verbessern: Conan Doyle (f. Conau Dyole); 269 S. (st. 262 S.); Sarras (st. Aarras); Sadie Adams (st. Ladie Ad.); height (st. hight, S. 286, Z. 2); our (st. om, S. 286, Z. 3).

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 16. Juli. Nr. 14, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

166) **Samuel Butler, The authoress of the Odyssey.** London, New-York and Bombay, Longmans, Green and Co., 1897. XVI und 275 S. 8°. Preis: 14 sh.

Wer vorstehenden Titel zum erstenmale liest, wird sicherlich glauben, dafs der Druckfehlerteufel darin eine Verfasserin der Odyssee untergeschoben habe; eine solche Vermutung erweist sich indessen als Irrtum, sobald man in den Inhalt des Buches einzudringen beginnt. Der Verfasser ist im Gegenteil der festen Überzeugung, dafs die Odyssee von einem jungen, unverheirateten Mädchen verfafst sei, und zwar in Trapani an der Westküste von Sizilien. Die Hauptbeweispunkte für die erste Behauptung sind etwa folgende: Es ist möglich, dafs eine Frau die Odyssee verfafste, da aus dem Altertume auch über andere Dichterinnen berichtet wird. Es ist aber auch wahrscheinlich, weil vieles auf

weiblichen Ursprung deutet: 1. gewisse Eigenheiten der Dichtung deuten auf ein besonderes Interesse für das weibliche Geschlecht; z. B. überwiegen der Zahl nach die weiblichen Personen in der Odyssee; ferner werden die Männer herabgesetzt, die Frauen nehmen eine überwiegende Stellung ein, gefallene Weiber werden unbarmherzig verurteilt; Penelope scheint in der Sage nicht vorwurfsfrei zu sein, wird aber in der Odyssee mit erkennbarer Absichtlichkeit weifs gewaschen. 2. Öfter treten Spuren weiblicher Schwächen in dem Gedichte auf, wie Vorliebe für wortreiche Belehrungen und Zurechtweisungen, Hervorhebung kleiner menschlicher Bedürfnisse, mit deren Besorgung Frauen zu thun haben, Unrichtigkeiten und Inkonsequenzen. 3. Letztere deuten bisweilen auf grofse Jugend und Unerfahrenheit, woraus auf eine junge, unverheiratete Verfasserin zu schliefsen ist; dadurch werden sämtliche Widersprüche und Inkonsequenzen in der Odyssee verständlich, weshalb der Verfasser auch von Interpolationen und ähnlichen Erklärungsmitteln der Unebenheiten des Gedichts nichts wissen will. 4. Die auffällige Hervorhebung der doch nur episodisch auftretenden Nausikaa läfst schliefsen, dafs in dieser Gestalt die Dichterin sich selbst abbildet. — Für die Entstehung des Gedichtes in der Gegend von Trapani sprechen Ähnlichkeiten der Gegend, eine Münze, auf der die bekannte Nadel des Odysseus dargestellt ist und schliefslich der Umstand, dafs sich die Irrfahrten des Odysseus als Fahrt um Sizilien erklären lassen, wobei Scheria wie auch Ithaka ihre Ortsbeschreibung von Trapani hernehmen. Bei Beschreibung und Erwähnung der ionischen Inseln schweben der Verfasserin die ägatischen Inseln vor.

Bei spezieller Betrachtung der Beweisführung wird man nun Scharfsinn und Kenntnis des menschlichen, vorzüglich auch des weiblichen Charakters dem Verfasser nicht absprechen können; aber teils mangelnde Vertrautheit mit den Sitten und Anschauungen des homerischen Zeitalters, teils Übertragung des modernen Frauenlebens und Frauencharakters auf die Frauen jener Zeit, teils auch wohl hin und wieder Selbsttäuschung zugunsten seiner vorgefafsten Meinung läfst ihn überall Beweise für seine Auffassung von der Entstehung der Odyssee erblicken, wo jeder vorurteilsfreie Kenner dieses Gedichts ganz andere Schlüsse ziehen würde. Letzteres ist dem Verfasser auch nicht unbekannt, doch schreibt er es der Verständnislosigkeit der Gelehrten für das Dichterwerk zu.

Mufs nun Referent hiernach erklären, dafs nach seiner Meinung das vorliegende Buch für die Wissenschaft keinerlei Bedeutung hat, so ist er

doch weit entfernt, nach dem Muster einiger anderer Beurteiler diese Schrift mit höhnischem Lächeln abzuthun. Er gesteht vielmehr gern, dafs die Lektüre desselben aufserordentlich genufsreich für ihn gewesen ist, weil das Buch überall interessant, vielfach geistreich und witzig und oft mit überraschendem Scharfsinn geschrieben ist. Wer es wegen der im Titel schon hervortretenden paradoxen Behauptungen geringschätzig ungelesen beiseite schiebt, bringt sich dadurch selbst um den Genufs einer interessanten Lektüre.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

167) **J. Wegehaupt, De Dione Chrysostomo Xenophontis sectatore.** Dissertatio inauguralis. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1896. 87 S. 8.

Dafs Dion Chrysostomos bei der Abfassung seiner Reden wiederholt Xenophon vor Augen hatte, war schon längst bekannt. Der Verfasser der vorliegenden Göttinger Doktor-Dissertation unterzieht sich nun der dankenswerten Mühe, diese Abhängigkeit Dions von Xenophon im einzelnen genau nachzuweisen. Im 1. Kapitel zeigt er, wie viele Gedanken Xenophons bei Dion wiederkehren; aber nicht nur den Xenophon, sondern auch viele andere Schriftsteller hat Dion eingehend studiert. Den Beweis dafür bringt das 2. Kapitel, in dem nachgewiesen wird, dafs Dion nach Xenophon den Platon am meisten benutzte. Auch der Sokratiker Äschines war ihm nicht unbekannt; jedoch scheint er von diesem nur die drei Dialoge Alkibiades, Aspasia und Telauges berücksichtigt zu haben. Aufserdem hat er den Demosthenes verwertet. In wie weit er aber den Isokrates für seine Zwecke verwandt hat, mufs dahingestellt bleiben; jedenfalls spielt dieser bei ihm nur eine sehr untergeordnete Rolle. Auch hinsichtlich der Benutzung anderer Schriftsteller läfst sich etwas Bestimmtes nicht angeben.

Nach dieser Abschweifung kommt der Verfasser wieder auf sein Thema zurück und untersucht im 3. Kapitel, in welcher Weise Dion den Xenophon ausnützt. Er findet, dafs sich diese Nachahmung auf den Inhalt sowohl als auf die Sprache erstreckt. Dion entnimmt dem Xenophon nicht nur allgemeine Gedanken und Lebensregeln, sondern auch Belege und Beispiele für seine Ausführungen; bisweilen tadelt er aber auch, was Xenophon sagt und lobt, wie z. B. die Jagd der Perserkönige. Ebenso entlehnt er aus ihm viele Wörter und Wortverbindungen; jedoch geht

der Verfasser auf diese Untersuchung nicht näher ein, da sie schon von andern, wie Pylarinos und besonders W. Schmid, eingehend angestellt wurde; zu dem Verzeichnisse des letztern trägt er *ἀγρυπνεῖν, φιλοστρατιώτης, κύνας ἄγειν, κλάειν ποιεῖν* oder *καθίζειν τινά, γοργὸν ἐμβλέπειν* und *ἐν τοῖς εὐδιεινοτάτοις* nach.

So hat sich der Verfasser den Weg gebahnt, um uns die Art und Weise zu schildern, wie Dion bei seiner Schriftstellerei verfuhr. Dieser Darlegung ist das 4. Kapitel gewidmet. Er kommt dabei zu dem, wie mir scheint, richtigen Resultat, dafs Dion weit davon entfernt war, ein gedankenloser Ausschreiber zu sein; vielmehr verwandte er, was er für seine Zwecke bei andern Schriftstellern Brauchbares fand, selbständig und mit eigenem Urteil. Daher mufs man auch mit äufserster Vorsicht zu Werke gehen, wenn man ihn benutzen will, um die Beschaffenheit von ihm gebrauchter, aber jetzt verlorener Schriften kennen zu lernen, und zwar um so mehr, als er weder ein Kyniker noch ein Stoiker war, sondern ein Sophist, der von überallher nahm, was er brauchen konnte. Dies weist der Verfasser durch eine genauere Betrachtung der Reden 1. 2. 3. 6. 10. 13. 15. 26 und 30 nach. Dabei zeigt er auch, dafs die 2. Rede keine kynische Homilie ist, wie E. Weber meinte; eine solche hat Dion überhaupt nicht geschrieben. Sie ist vielmehr eine jener Schriften, wie sie schon von den Sophisten, dann besonders von Antisthenes und vor allem von den Stoikern ausgebildet wurden. Als Dions Quelle bezeichnet R. Weber die Schrift des Stoikers Dioskurides *περὶ τῶν παρ' Ὁμήρῳ νόμων*, insofern nicht genau, wie der Verfasser darthut, als Dion neben jener Schrift auch noch aus anderen Schriften schöpfte. Ähnlich verfuhr Dion in der 13. Rede, für die er hauptsächlich Ps.-Platons Kleitophon benutzte; aber was er hier fand, führte er weiter aus, fügte anderes aus Xenophon und andern Schriftstellern bei und liefs es dabei auch an den eigenen Zuthaten nicht fehlen.

In dem nun folgenden Exkurs handelt der Verfasser im Anschlufs an v. Arnim und v. Wilamowitz über die 3. Rede. Zu dieser gehören nach ihm ursprünglich § 1—3 *ἀρετῆς*, § 25—50, 51—55, 62—74, 82, 86—90, 94 *μόνῃ* . . . *ἥδιστον*, 100—101 *ἄχαρις*, 102 *ῥᾷον*—103, 108—113 *εἶναι*, 114 *ἅμα* . . . *φίλοις*, 115, 119—122. Die Zusätze teilt er in 3 Klassen. Die 1. umfafst die Änderungen und Erweiterungen des Ursprünglichen: § 12—24, 56—57, 75—81, 85, 91—99, 101 *εἰ δὲ σκυθρωπόν* . . . 102 *ἔχει τὸν συνηδόμενον*, 104—107, 113 *ὥστε καὶ* . . .

κέκρικεν, 114 ὅσοι . . . ὄνομα, 128—132. In die 2. Klasse gehört das Neue, von dem Thema Abweichende, das den Zusammenhang unterbricht: § 3—11, 58—61, 83—85, 116—118, 123—127, 133—138. Die 3. Klasse endlich bilden die Interpolationen: § 9, 22, 30 εἰ βούλοιτο . . . 31 πινομένους, 46 τοῦτο ἔμοιγε . . . ἀγκυλομήτεω, 118 und aufserdem noch kleinere Zusätze. Von dieser letzten Klasse abgesehen, stammt alles von Dion selbst, wie die Sprache und die Nachahmung Xenophons zeigen; aber die Rede ist nicht vollendet und abgeschlossen, was schon daraus hervorgeht, dafs sich nirgends in der Rede ein passender Schlufs findet; sie ist nach dem Verfasser ein Beispiel von der Art und Weise, wie Dion bei der Abfassung seiner Reden verfuhr.

Mit diesen Ausführungen des Verfassers bin ich im wesentlichen einverstanden; jedoch scheint er mir in der Sonderung des Ursprünglichen und der Zusätze nicht überall das Richtige getroffen zu haben. Die §§ 3—11 lassen sich von 1—3 nicht losreifsen, da sie zur Durchführung des begonnenen Gedankens unentbehrlich sind: Sokrates konnte nicht sagen, ob der Perserkönig glücklich sei, da er ihn nicht kannte; ich kenne dich — folgen die Beweise dafür — und erkläre dich daher für glücklich. Dasselbe ergiebt sich auch aus § 12, bezw. 25; denn wie kann Dion den Vorwurf der Schmeichelei fürchten, wenn nur § 1—3 vorherging? Nur auf die §§ 3—11 kann sich ein solcher gründen. St. des Vokat. αὐτοκράτορ' § 3 ist αὐτοκράτορα als Prädikatsaccus. zu schreiben, und § 5 vermute ich αἰδοιότερος st. des unmöglichen δικαιότερος: „der Feldherr zeigt mehr αἰδώς als die Soldaten", vgl. Plat. Leg. 12, 943 E. Auch zum Ausschlufs von § 9 zwingt nichts, wenn man nur ἀρετῶσι im Sinne von ἀρετὴν ἔχουσι fafst; denn es wird ja im Vorhergehenden gerade gezeigt, wie ein guter König seine Unterthanen zur ἀρετή hinleitet.

Die §§ 12—24 und 56—61 hat der Verfasser mit Recht ausgeschieden. In § 68 scheint σκύλλει aus ἐπινοεῖ verschrieben zu sein. Zur Ausscheidung von §§ 75—81 liegt aber, soviel ich sehen kann, kein Grund vor; die Ausführung ist zwar etwas breit und umständlich, aber sie pafst vollständig in den Zusammenhang. Die §§ 83 und 84 sind aber zum Abschlufs der ganzen mit § 55 beginnenden Auseinandersetzung geradezu unentbehrlich; denn mit § 82 kann dieser Teil nicht abschliefsen. Dafs § 85 den Zusammenhang stört, wurde schon längst erkannt. Mit § 86 beginnt der von der Freundschaft handelnde Abschnitt. Ich stimme Emperius bei, der § 90 ausschliefst; die Worte sehen ganz so aus, wie

eine Randbemerkung zu §§ 91 f., die ich für ursprünglich halte. Dagegen stören die §§ 96 *καὶ μὴν ὧν εἶπον* . . . — 99 den Zusammenhang; *ὧν εἶπον ἡδέων* haben keine Beziehung, und § 100 *καὶ μὴν τά γε ὠφέλιμα κτλ.* schliefsen sich enge an § 96 an; die Freundschaft ist zu allen Zeiten und unter allen Umständen nützlich. Die Worte *εἰ δὲ σκυθρωπὸν κτλ.* § 101 scheinen eine Randbemerkung zu § 96 zu sein; aber auch die folgenden Worte *ἐγὼ μὲν . . . τὸν συνηδόμενον* gehören, wie der Verfasser richtig gesehen hat, nicht hierher; an *οὐκ ἄχαρις* schliefst sich *ῥᾷον γὰρ ἄν τις κτλ.* Dafs der Verfasser § 103 hält, billige ich; ebenso wenig liegt aber zur Ausschliefsung von §§ 104—107 irgendein Grund vor; sie sind nach Form und Inhalt dem Zusammenhang völlig angemessen. Störend dagegen ist § 109; weder *δόξα* noch *πλοῦτος* passen hier; an 108 reiht sich richtig 110: *καὶ τοίνυν ἡδὺ μὲν κτλ.* Der § 111 wird in 112 weiter ausgeführt, und hieran reiht sich dann § 119—122; die §§ 113 ff. enthalten eine nachträgliche Bemerkung zu 119 f. berichtigenden Inhalts. Hinsichtlich der §§ 123 ff. stimme ich dem Verfasser bei, der meint, dafs sie ursprünglich nichts mit unserer Rede zu thun hatten; in dieser waren, wie es scheint, die verwandtschaftlichen Verhältnisse noch weiter auszuführen und dann ein passender Schlufs anzufügen.

Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, dafs die Zusätze der 2. Klasse inhaltlich mit der 62. Rede in Zusammenhang stehen; seine Bemühungen aber, diese in jene Rede einzugliedern, sind meiner Überzeugung nach völlig mifsglückt.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

168) **G. B. Bonino, I dialetti Greci.** Milano, Ulrico Hoepli, 1898 (Manuali Hoepli, Serie scientifica 258). XXIX und 214 SS. kl. 8. L. 1.50.

Der Verfasser versichert ausdrücklich zu Beginn der „Prefazione“, dafs er vornehmlich den praktischen Zweck im Auge gehabt habe, ein grammatikalisches Hilfsmittel für die Lektüre der Tragiker und Lyriker zu schaffen. Aufser einer Einleitung, welche eine gedrängte Übersicht über die Geschichte der griechischen Dialekte enthält, in deren Einteilung der Verfasser G. Meyer folgt, wird in der Hauptsache nach bekanntem Schema eine rein statistische Übersicht der Thatsachen der Laut- und Formenlehre geboten,

soweit diese für den Zweck des Buches in Betracht kommen. Dabei ist weder Vollständigkeit noch allseitige Korrektheit erreicht. In nicht wenigen Punkten müfsten Abänderungen der von dem Verfasser gegebenen Erklärungen Platz greifen, und überhaupt müfste die ganze Arbeit wissenschaftlich vertieft werden, wenn sie als ein vollkommen passendes Hilfsmittel zum Studium der griechischen Dialekte sollte bezeichnet werden können.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

169|170) **Albert Thierfelder, System der griechischen Instrumentalnotenschrift.** Leipzig, Dieterich, 1897. S. 492/524. 8. (Sep. A.) 75 Pf.

Charles Johnson, Musical Pitch and the measurement of intervals among the ancient Greeks. Baltimore 1896. VI u. 78 S. 8.

Nachdem die aus dem Altertum überlieferten Musikreste von Gesangmelodieen, vor allem der in Delphi aufgefundene notierte Apollohymnus, das Interesse auch weiterer Kreise erregt haben, hat die Forschung sich aufs neue der Lösung des Rätsels auch der Instrumentalnotenschrift mit Eifer zugewandt. Die Griechen bedienten sich zweier Arten der Notenschrift, der einen zur Aufzeichnung der Gesangmelodieen, der andern zur Fixierung der Instrumentalklänge. In beiden wurden die Tonhöhen durch Buchstaben bezeichnet. Während aber die Noten für den Gesang nach einem bestimmten Prinzip geordnet sind, stehen die Instrumentalzeichen scheinbar wild durcheinander, und es war bisher nicht gelungen, in den überlieferten Tonzeichen eine stetige Ordnung aufzufinden. Thierfelder hat den Versuch aufs neue unternommen und die Lösung gefunden, es auch wahrscheinlich gemacht, dafs Pythagoras bei Teilung der Saite den Grund zur Erfindung der Instrumentalnotenschrift gelegt hat und dafs diese nach und nach zu einem vollständigen System ausgebildet wurde. — Die Schrift von Johnson, eine Doktordissertation, giebt eine gute und klare Übersicht über die griechische Notenschrift und ihre Geschichte.

Bremen **O. Henke.**

171|172) **Rudolf Hunziker, Die Figur der Hyperbel in den Gedichten Virgils.** Berlin, Mayer u. Müller, 1896. 167 S. gr. 8. ℳ 3.50.

E. Ermatinger und R. Hunziker, Antike Lyrik in modernem Gewande. Frauenfeld, J. Huber, 1898. VIII u. 88 S. kl. 8.

In einer langen Untersuchung erörtert H. das Wesen der Hyperbel. Er gelangt zu der Definition: Die Hyperbel ist eine an die Phantasie des Hörers appellierende, für ihn aber als solche erkennbare Übertreibung der Wahrheit, die vom Sprechenden mit der bestimmten Absicht angewendet wird, der Ausdrucksweise Schmuck oder Kraft zu verleihen. Sie ist nicht ein Tropus, sondern eine Sinnfigur. Es werden auch die Versuche einer Einteilung der Hyperbeln vorgeführt und erläutert, wie alte und neuere Rhetoren sie unternommen haben, namentlich Quintilian und Gottfried Hermann. H. selbst gruppiert die Hyperbeln bei Virgil, dessen pathetisch gehobene Diktion dieses Kunstmittel bevorzugte, nach dem Moment, der Eigenschaft, wodurch die Hyperbel hervorgerufen wird, wie Fülle, Gröſse oder Maſse, Schnelligkeit, Höhe, heftiger Schall, Veränderung in der Natur, Glanz, Schönheit, Süſsigkeit, Berühmtheit, Zuneigung, Trauer, Furcht u. a. Bei einzelnen Gruppen ordnet er auch nach der Form (Gleichnis, Metapher). Das Buch legt Zeugnis ab von einer umfassenden Belesenheit in den Epen der antiken und modernen Völker und einem feinen Verständnis für die epischen Kunstmittel.

In dem zweiten Büchlein S. 52f. handelt H. über die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen. Er verlangt, daſs der poetische Inhalt eines antiken Gedichtes bei metrischen Übersetzungen im wesentlichen bleibe; der Übersetzer muſs ihn im Geiste der Gegenwart neu empfinden, ihn mit modernen Empfindungen durchsetzen und so Ersatz bieten für viele Bilder, Wendungen, Anschauungen, die wir nicht mehr als poetisch anerkennen. Doch die antike Mythologie darf nicht durch moderne Anschauungen ersetzt werden, sondern mythologische Anspielungen sind so zu erweitern, daſs sie dem modernen Leser verständlich sind. Den Hexameter, das Distichum und die Strophen der antiken Lyrik empfinden wir heutzutage in der deutschen Poesie mehr denn je als fremde, angelernte Formen, indem wir den Widerstreit zwischen Wort- und Versaccent nicht mehr ertragen. In lyrischen Gedichten darf sodann im Deut-

schen der Reim nicht leicht fehlen. Auch bei gänzlicher Umgestaltung der Form kann der poetische Inhalt des Originals gewahrt werden. Diesen Erörterungen sind poetische Übertragungen von 14 griechischen und 18 lateinischen Gedichten vorangestellt, 21 von E. Ermatinger. Sie sind angenehm zu lesen, in modernen Versmafsen, korrektem Deutsch, mit natürlichen Satzbildungen und Wortstellungen, auch im modernen Kleide noch edle Poesie. — In beiden Schriften wird Oskar Brosins Kommentar zur Aneis lobend erwähnt; er hat sich „ein hervorragendes Verdienst um eine wirklich poetische Auffassung und Übersetzung dieses Epos erworben“.

Burgdorf b. Bern. **F. Luterbacher.**

173) **Joseph Führer, Forschungen zur Sicilia sotteranea.** Mit Plänen, Sektionen und anderen Tafeln. Aus den Abhandlungen der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften 1. Kl. 20. Bd. 3. Abt. München, G. Franz, 1897. 193 S. gr. 4.

Ein Werk immensen Fleifses und aufopferungsvoller Hingebung an eine mit Begeisterung ergriffene Aufgabe liegt hier vor. Der Verfasser hat in mühevollen Untersuchungen das Material zu einem grofsen Werk über die Katakombenanlagen von Syrakus und Umgebungen zusammengebracht und bietet hier zunächst einen Vorläufer, worin die wichtigsten Ergebnisse seiner Aufnahmen und Vermessungen der drei grofsen syrakusanischen Katakombenanlagen von S. Giovanni, der Nekropole Cassia und S. Maria di Gesù, sowie der darin gemachten Beobachtungen über architektonische Einzelheiten, malerischen und plastischen Schmuck, Inschriften und Werke der Kleinkunst dargeboten werden. Genaue Vergleichungen der hier und dort zutage tretenden Eigentümlichkeiten geben Aufschlüsse über die Zeit der Anlage und die mutmafsliche Dauer der Benutzung, über verschiedene Sitten, über den Gebrauch mancher Symbole, über eigenartige Darstellungen symbolischer Handlungen u. dergl. Was am störendsten auffällt und sich natürlich auch im Text oft genug störend fühlbar macht, ist das Fehlen jeglicher Bezeichnungen der einzelnen Teile auf dem grofsen Plan der Katakombe von S. Giovanni. Es kann natürlich im Rahmen dieser Zeitschrift nicht auf eine ausführliche Besprechung des an interessanten Ergebnissen reichen Buches eingegangen werden, das sich mehr an den christlichen Archäologen und an den Freund altchristlicher Kunst und Sitte, als an den Philologen richtet, doch wird auch dieser, zumal in dem Kapitel über die Inschriften, manche Anregung

finden. Unter den Werken der Malerei mache ich besonders auf zwei Darstellungen des guten Hirten und eine höchst merkwürdige Darstellung des Sakraments des heiligen Abendmahls aufmerksam, die in ihrer Art ohne Beispiel ist. Ein Zusammenhang mit der profanen Kunst des absterbenden Heidentums ist hier nicht mehr zu erkennen; mehr noch in den nicht zahlreichen Werken der Plastik, unter denen der schon länger bekannte Sarkophag der Adelphia eine hervorragende Stellung einnimmt. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, sein geplantes gröfseres Werk über die sizilischen Katakomben bald veröffentlichen zu können: denn von ihnen gilt das Wort di Rossis, mit dem er sein vorliegendes Werk schliefst: Sicilia sotteranea cristiana vera sorella della Roma sotteranea: certo sorella minore per la copia, varietà ed antichità dei monumenti, ma forse maggiore per la grandiosità delle forme architettoniche.

ς.

---

174) **Seemanns Wandbilder. Hundert Meisterwerke der bildenden Kunst.** (Bis 1897 erschienen 8 Lieferungen mit je 10 Tafeln.) Dazu Erläuterungen von **Georg Warnecke,** erste Hälfte Tafel 1 bis 50. Leipzig, E. A. Seemann, 1897. 8. — Preis der Lieferung bei Bezug des Ganzen 15 *M*. Auswahl von 10 Tafeln 25 *M*, jedes einzelne Blatt 3 *M*. Text geh. 3 *M*.

Seitdem zuerst im Jahre 1889 in Görlitz unter allgemeiner Zustimmung der Wunsch nach gröfserer Nutzbarmachung der Archäologie für die Zwecke des Gymnasiums ausgesprochen worden war, hat es keine Philologenversammlung versäumt, sich eingehend mit dieser Frage zu befassen, und die in Görlitz gegebene Anregung ist bei den Regierungen der verschiedenen deutschen Bundesstaaten, besonders aber beim Kaiserlichen Archäologischen Institut auf so fruchtbaren Boden gefallen, dafs man es fast bedauern mufs, nicht einige Jahrzehnte später, als es wirklich der Fall war, auf die Schule gekommen zu sein und nicht mehr in den Jahren der gröfsten Empfänglichkeit für all das Schöne und Herrliche zu stehen, das jetzt den Schülern geboten wird.

In zwei Gattungen zerfällt dieser Anschauungsstoff, wie ihn uns das letzte Jahrzehnt gebracht hat — da ja der Wunsch, lieber eine kleinere Zahl von Gipsabgüssen den Schülern vorzuführen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, stets ein frommer bleiben wird. — Die eine Art tritt in Buchform mit kleineren Abbildungen auf und ist dazu bestimmt, möglichst jedem

Schüler in die Hand gegeben zu werden, die andere, in Tafelform und von beträchtlicher Gröfse, soll in einem Exemplar zu gleicher Zeit der ganzen Klasse vorgeführt werden. Von ihnen sind zunächst die Bilderbücher ganz entschieden von grofsem Nutzen, und es erscheint mir wenig begründet, wenn man sich in Dresden zum Teil scharf gegen sie ausgesprochen hat. Denn nicht allein Gipsabgüsse, sondern auch Wandtafeln werden stets nur in ganz beschränkter Zahl angeschafft werden können, während es doch der Unterricht an so vielen Stellen beansprucht, durch Abbildungen unterstützt zu werden. Aber so wenig ich auch die Bilderbücher entbehren möchte, grofse Tafeln, so ausgeführt, dafs auch ein verwöhntes Auge daran Gefallen findet, sind und bleiben doch der weitaus beste Anschauungsstoff. Und man glaube nur ja nicht, dafs der Schmuck, den sie der sonst öden Klasse gewähren, zugleich zerstreuend und ablenkend wirkt. Das wird in schädlicher Weise nur der Fall sein, wenn der Lehrer den Schüler nicht zu fesseln versteht, aber eigentlich auch dann nicht einmal, da in diesem Fall der Schüler von der doch unvermeidlichen Unaufmerksamkeit immerhin noch einen ästhetischen Nutzen haben wird. Aber was vermag andrerseits ein guter Lehrer mit guten Abbildungen zu erreichen? Wie fest prägen sich dem Schüler die Köpfe eines Homer, eines Sophokles ein, gewissermafsen die kürzeste und inhaltsreichste Formel, die für ihre Werke gefunden werden kann, wie weitet sich das empfängliche Auge, wenn es sich in einen griechischen Tempel hineinsieht, wie tief müssen die hehren Gestalten der grofsen Götter auf den Knaben und Jüngling wirken, um wie viel lebensvoller wird ihm das Wirken bedeutender Männer der Geschichte, lernt er ihre Züge im Bilde kennen.

Ich erachte es nun aber für ganz besonders segensreich, dafs zuerst in Wien von Georg Treu die Ausdehnung eines solchen Tafelwerkes auf die ganze Kunstgeschichte empfohlen wurde. Wir dürfen nicht engherzig sein und den Schüler nur mit der Antike abspeisen wollen, so unentbehrlich grade sie als Grundlage für alles Kunstverständnis und so unermefslich reich sie an Bildungselementen edelster Art ist. Die romanische Basilika und der gotische Dom, Dürer und Kranach, die Bahnbrecher des Quattrocento und die Gröfsen des Cinquecento: Michelangelo, Lionardo, Raffael, Tizian, dann Rubens und Rembrandt, Schlüter und Pöppelmann, Menzel und Lenbach, sie alle müssen schon dem Schüler bekannt sein, wer möchte auch nur einen davon missen? Darum, wollen wir dem

Schüler wirklich eine Wohlthat verschaffen, dafs er täglich und stündlich seine Augen mit den Meisterwerken der bildenden Künste erquickt, so sollen wir gleich aus allen Zeitabschnitten, in denen sich diese zu jener staunenswerten Höhe emporgeschwungen haben, ihm das Erste und Beste vorführen.

Es ist daher ein ganz unbestreitbares Verdienst, das sich die bekannte Kunstverlagsfirma E. A. Seemann in Leipzig erworben hat, wenn sie zum erstenmal eine Auslese von hundert Werken aller Zeiten vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis auf unsere Tage in den Handel bringt. Sie unterscheidet sich hauptsächlich durch diesen umfassenderen Plan zu ihrem Vorteil von ähnlichen Unternehmungen. Aber sie hat vor diesen auch sonst mancherlei voraus. Denn die freilich gröfseren und prächtigeren, daher natürlich auch kostspieligeren Tafeln, die das Archäologische Institut für Schulzwecke herausgiebt — bisher sind erschienen das Grabmal der Hegeso und der sogen. Alexandersarkophag von Sidon —, werden in einem so langsamen Zeitmafs hergestellt, dafs man sich verwundert fragen mufs, wie lange die Schüler darauf warten sollen, bis ihnen eine leidlich genügende Zahl solcher Werke vor Augen steht. Und die von der Bruckmannschen Verlagsanstalt in München als engere Auswahl aus dem grofsen Brunnschen Denkmälerwerk herausgegebenen Tafeln, über deren vorzügliche Ausstattung ja nur eine Stimme des Lobes herrscht, verfolgen doch zu ausschliefslich archäologische Zwecke, sind auch dazu eingerichtet, bei den Schülern herumgereicht zu werden, und das scheint mir aus pädagogischen Gründen um so bedenklicher, als es doch ein leichtes gewesen wäre, sie als Wandtafeln herzurichten.

Was die Auswahl der Kunstwerke bei dem Seemannschen Unternehmen betrifft, so hat hier überall, besonders aber bei der Antike ein zwiefacher Grundsatz obgewaltet. Es ist nämlich nicht das formale Prinzip ausschliefslich oder auch nur in erster Linie beobachtet worden, sondern sämtliche Werke sind dem Schüler auch inhaltlich von grofsem Werte. Bei der Zahl von 27 antiken Tafeln aber war es nicht schwierig, beides so miteinander zu vereinigen, dafs auch die kunstgeschichtliche Seite zu voller Geltung kommt. Zuerst werden die Hauptgötter — wo es geht, in ganzer Figur, sonst in Köpfen — vorgeführt: Zeus von Otrikoli, Hera Ludovisi, Apollo vom Belvedere, Hermes und Nike von Olympia, Hermes in Neapel, Athene Giustiniani des Vatikans, Medusa Rondanini, Thalia des Vatikans, dann Helden der Dichtung und Sage, bei denen gleichfalls

auf das Formale Rücksicht genommen wird: Laokoongruppe, Menelaos mit der Leiche des Patroklos, ferner berühmte Personen der Geschichte: Homer in Neapel, Sophokles im Lateran, Augustus im Vatikan, Mark Aurel auf dem Kapitol. Für sich stehen der Grabstein der Ameinokleia und ein Teil der Reiter vom Panäthenäenzug des Parthenon. So sind zugleich auch Künstler, wie Pheidias, Praxiteles, Leochares, Agesander mit seinen Söhnen in hervorragenden Werken vertreten. Von architektonischen Werken finden wir Parthenon und Erechtheion nach lehrreichen Gipsmodellen, den Poseidontempel in Pästum, das Pantheon, den Konstantinsbogen, das Kolosseum (aufsen) und das Amphitheater von Verona (innen), das Forum in Rom, das korinthische Kapitäl vom Lysikratesdenkmal und die ionische Ordnung vom Mausoleum in Halikarnafs.

Es ist ja selbstverständlich, dafs nicht jeder, der vor die Aufgabe gestellt wird, die für den Schüler passendsten Werke auszusuchen, genau dieselbe Wahl getroffen hätte, wie sie hier vorliegt. Aber es wäre ungerecht, wollte man nicht anerkennen, dafs sie im allgemeinen eine ganz vortreffliche ist. Wenn wir daher noch besondere Wünsche aussprechen, so geschieht es im Hinblick darauf, dafs das Werk noch nicht vollständig erschienen ist und dafs immerhin die Möglichkeit vorliegt, später Nachtragstafeln herauszugeben. Von Götterbildern möchte man noch sehen: Athena im Gigantenkampf vom pergamenischen Altar, eine Aphrodite, am besten die bekleidete des Alkamenes, Demeter, entweder die knidische oder das eleusische Relief, Artemis von Versailles, die Eirene des Kephisodot, die sogen. Tauschwestern vom Parthenon; von mythischen Gegenständen: Niobe mit der Tochter, das Orpheusrelief, eine Amazonenfigur; von geschichtlichen Personen: Alexander d. Gr., vielleicht aus dem Neapler Mosaik, Perikles, Demosthenes, Aischines, Euripides, die Tyrannenmörder und den sterbenden Gallier; als rein kunstgeschichtliche Werke: den Diskoswerfer des Myron, den Doryphoros des Polyktet, den Schaber Lysipps, schliefslich aber auch noch ein pompejanisches Wandgemälde, vielleicht die Fortführung der Briseis.

Die Tafeln, die die beträchtliche Gröfse von 78×61 cm haben, sind in Lichtdruck ausgeführt und verdienen alles Lob, gleichviel, von welcher Anstalt sie ausgeführt sind. Denn eine ganze Reihe von Lichtdruckern sind hier vertreten, am meisten Röder in Leipzig, dann aber auch Stengel und Markert in Dresden, Löwy in Wien, Frisch in Berlin, Sinsel & Co. in Leipzig, um von anderen zu schweigen. Viele der Tafeln sind geradezu

von grofsartiger Wirkung und imstande, den schönsten Schmuck auch für Wohnräume zu bieten. Anderseits darf freilich nicht verschwiegen werden, dafs der gröfsere Teil der antiken Skulpturen nicht nach den Originalen, sondern nach Gipsabgüssen aufgenommen worden sind. Bekanntlich aber wirkt der harte und kalte Gips, wenigstens so lange er in ursprünglicher Reinheit erglänzt, sehr unangenehm, und so wird man z. B. die besonders grofsen Aufnahmen des Zeus von Otrikoli und der Medusa Rondanini ebenso wenig unter die besten oder auch nur besseren Tafeln rechnen, wie etwa die Aufnahmen von Gemälden nach Kupferstichen. Aber wo solche Gipse als Vorlage gedient haben, an denen die für das Auge des Schülers oft unentbehrlichen Ergänzungen angebracht sind, haben die Tafeln vielmehr einen ganz besonderen Wert, und so möchte ich die mit dem Hermes des Praxiteles in der Herstellung von Schaper und Rühme, mit der Nike des Paionios in der von Rühme und mit der Gruppe des Menelaos und Patroklos in der richtigen Kopfwendung des ersteren, die in dieser Ausführung sämtlich in der Dresdener Skulpturensammlung stehen, mit zu den allerbesten der Auswahl zählen.

Die Tafeln sind derartig mit einem feinen Lack überzogen, dafs sie gegen Staub und Schmutz geschützt sind und auch ohne Glas aufgehängt werden können. Am meisten möchte es sich daher empfehlen, sie mit einem ganz schlichten Rahmen ohne Glas einzufassen und die Ösen so anzubringen, dafs ohne weiteres und ohne Rücksicht auf Hoch- und Querformat ein Wechsel der Bilder in den einzelnen Klassen und Korridoren vorgenommen werden kann. Denn darauf müfste allerdings ein ganz besonderer Wert gelegt werden, dafs jeder Schüler in nicht allzu langer Zeit die sämtlichen Meisterwerke genau kennen lernt.

Die beigegebenen Erläuterungen von G. Warnecke, von denen bisher nur die erste Hälfte erschienen ist, können gleichfalls warm empfohlen werden. Sie beschränken sich nicht allein auf den Gegenstand der betr. Tafel, sondern geben auch allgemeinere kunstgeschichtliche, sowie geschichtliche Bemerkungen, begnügen sich auch, wo die Ansichten über ein Werk noch auseinandergehen, nicht damit, nur einen einseitigen Standpunkt zu vertreten, und berücksichtigen auch die neusten kunstgeschichtlichen Forschungen; eine Reihe von Textabbildungen ergänzen die Tafeln in wünschenswertester Weise. Wir können diese Besprechung nur mit dem Wunsche schliefsen, es möchte jeder höheren Lehranstalt vergönnt sein, dieses zur Zeit beste und auch an sich ausgezeichnete Anschauungs-



werk zum dauernden Nutzen und zur stets neuen Freude ihrer Schüler anzuschaffen.

Braunschweig. **P. J. Meier.**

---

175) **Karl Reifsinger, Über Bedeutung und Verwendung der Präpositionen ob und propter im älteren Latein.** Programm des Gymnasiums zu Landau, 1897. 82 S. 8.

Nach dem Vorbilde Heerdegens, der eine vollständige Geschichte des Wortes orare gegeben hat, unternimmt es R., die beiden Verhältniswörter ob und propter von ihrem ersten Auftreten an zu verfolgen. In der vorliegenden Arbeit führt er die Untersuchung bis zum Ende der Republik, in einer spätern beabsichtigt er die Fortsetzung bis zur Zeit des Apulejus zu geben.

Wie naturgemäfs, wird der Sprachgebrauch des Plautus und Terenz besonders eingehend gewürdigt, und dabei fällt auch hie und da ein Streiflicht auf den Text; namentlich gelingt es dem Verfasser verschiedentlich, die von den Herausgebern angefochtene Lesart der besten Handschriften zu rechtfertigen. Wohl wird an mehreren Stellen Zeit und Raum damit vergeudet, längst veraltete Auffassungen von früheren Lexikographen (wie Scheller) oder Grammatikern zu widerlegen, aber in der Hauptsache ist an der Arbeit wenig auszusetzen: Sie bekundet Sorgfalt und Fleifs und zeigt, dafs sich der Verfasser auf allen Gebieten, die bei der Untersuchung in Frage kommen, auch auf dem linguistischen, zur Genüge umgesehen hat.

Eisenberg, S. A. **O. Weise.**

---

176) **Otto Kaemmel Christian Weise,** ein sächsischer Gymnasialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. Der XLIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden gewidmet von den höheren Schulen Sachsens. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. IV u. 85 S. 8.

Eine recht interessante Abhandlung, welche nicht nur wichtige Ergänzungen zu den wenigen Vorarbeiten über den Rektor Christian Weise von Hermann Palm, des Verfassers Vater und besonders Max Wünschmann in seiner tüchtigen Dissertation: „Beiträge und Vorarbeiten für eine Würdigung der Stellung Christian Weises zu den pädagogischen Theoretikern und innerhalb der Schul- und Bildungsgeschichte des 17. Jahr-

hunderts", Leipzig 1895 bietet, sondern namentlich auch die Wirksamkeit Weises als praktischer Schulmann in Beziehung zur Geschichte der Pädagogik überhaupt und der heutigen vornehmlich setzt. Die Arbeit behandelt zunächst in einer Art Vorrede die Wandlungen des deutschen Bildungsideals, welches, wie Verfasser richtig hervorhebt, von der Reformation bis auf unsere Tage viermal gewechselt hat, dann Weises Bildungsgang von 1642—1670, seine Professur in Weifsenfels von 1670 bis 1678, seine Hauptthätigkeit während seines 30jährigen Rektorats in Zittau, von 1678—1708, ferner in einem besonders lehrreichen Kapitel, welches als Glanzpunkt der ganzen Schrift zu bezeichnen sein dürfte, seine pädagogischen Reformgedanken und Reformen und stellt im letzten Abschnitt: „Häusliches und Persönliches", sein Leben, um es recht verständlich zu machen, in Verbindung mit seinem Hause und seiner Umgebung dar. Die Bedeutung Weises, welcher 1642 in Zittau geboren war und 1708 daselbst starb, liegt, wie Verfasser richtig erkannt hat, in seinem erfolgreichen Bemühen, die alte Lateinschule unter voller Wahrung ihrer klassischen Grundlage zeitgemäfs umzugestalten, also sie nach Art von Ratke, Comenius, B. Schupp, Johannes Caselius, V. L. v. Seckendorff u. a. mit dem Leben enger zu verbinden, den Memorierstoff wesentlich zu beschränken, den Realien einen gröfseren Spielraum zu gewähren und eine Konzentration des Unterrichts anzubahnen und zwar in der Art, dafs jeder Lehrgegenstand, auch die Realien allerdings noch der lateinischen, vorzüglich aber der „Deutschen Oratorie", für welche letztere er auch durch weitverbreitete Lehrbücher wirkte, untergeordnet werden sollten. In der Behandlung der Fremdsprachen geht er nicht über seine Zeit hinaus, da auch bei ihm das Lateinische nur zur eigenen Imitation und Komposition anleiten sollte; sein Hauptverdienst liegt vielmehr darin, dafs er als weltmännisch gebildeter Rektor und Freund feiner Sitte, deren Kultivierung er auch von seinen Schülern nachdrucksvoll forderte, das Bildungsideal der Zeit des fürstlichen Absolutismus mit dem der Glanzperiode der römischen Litteratur in Einklang zu bringen verstanden hat und daher gewissermafsen den Bestrebungen unserer jetzigen höheren Bildungsanstalten nahe steht.

Die Arbeit verdient die beste Empfehlung.

Wollstein. **Löschhorn.**

177) **Lateinisches Übungsbuch.** Entworfen und begonnen von **Paul Harre,** fortgeführt von **Max Giercke.** Erster Teil: Sexta. In zwei Abteilungen. 187 S. 8°. Leipzig, G. Freytag. Beide Abteilungen geb. ℳ 2.

Der als Verf. lateinischer Lehrbücher rühmlichst bekannte, unlängst verstorbene Harre hat bei seinem Tode 4½ Druckbogen eines lateinischen Übungsbuches hinterlassen, welches Giercke im Auftrage der Verlagsbuchhandlung nunmehr fortsetzt. Der vorliegende erste Teil entspricht allen Erwartungen, die man von Harres trefflichen Leistungen auf dem Gebiete der Methodik des lateinischen Unterrichts allgemein hegt. Der Bearbeiter hat sich im ganzen genau an sein Vorbild angeschlossen und zunächst auf den ersten drei Bogen nur einige wenig erhebliche formelle Änderungen vorgenommen, sowie einige ihm mehr zusagende zusammenhängende Übungsstücke an die Stelle der überkommenen gesetzt, dann aber seine eigenen Wege eingeschlagen.

Obwohl die von Giercke gegebene Anordnung und Darstellung, wie er selbst erklärt, von der gewöhnlichen durchweg abweicht, wird man ihr nicht nur unbedingt beistimmen, sondern sogar den Vorzug vor dieser geben müssen. Das Buch zerfällt in zwei Abteilungen, von denen die eine in 120 kleineren Abschnitten das erforderliche grammatische Pensum nebst dem jedesmal in der Überschrift oder durch Vordruck kenntlich gemachten Lesestoff, die andere eine Wortkunde nebst alphabetischem Wörterverzeichnis enthält. Als besonderer Vorzug der Arbeit ist hervorzuheben, dafs der Schüler die Vokabeln, welche in der getrennt erschienenen Wortkunde ihrerseits stets nach Eigennamen, Verben, Substantiven, Adjektiven, Pronominibus und Partikeln geordnet sind, immer sogleich bei der Hand hat, auch ist es nur zu billigen, dafs Verf. S. 112—121 eine übersichtliche gruppenweise Zusammenstellung der gelernten Formen giebt, in der zweiten Abteilung auf die Ähnlichkeit einzelner Wörter mittels eines innerhalb des Wortes angebrachten Striches hinweist und, um die Elemente der alten Geschichte mit der alten Sprache selbst im Sinne der Lehrpläne von 1891 praktisch zu verbinden, insbesondere auch die Erwerbung einer kleinen, leicht verständlichen chronologischen Übersicht über die Hauptereignisse anzubahnen, einigen Eigennamen, wo nötig, einige Jahreszahlen beigefügt hat.

Im einzelnen ist durchgängig die sachkundige Hand des Bearbeiters und Fortsetzers mit gebührendem Lobe anzuerkennen. Ref. ist unbedingt

damit einverstanden, dafs Giercke in seinen Sätzen formell von dem Knaben, die notorisch vergangenen Zeiten, Sagen und Märchen viel lebhafteres Interesse entgegenbringen, als gegenwärtigen historischen Zuständen, besonders nahe liegenden Perfectum von sum, nicht vom Präsens, sowie materiell von den Mitschülern der Lernenden und einfachen häuslichen Vorkommnissen und Thätigkeiten ausgeht und dann allmählich, aber möglichst frühzeitig zu mythologischen Stoffen vorschreitet, die in sehr geschickt ausgewählten und angeordneten Lesestücken dargeboten werden. Recht gut sind auch die lateinischen Gespräche: Nr. XXVII zweier Freunde im Tiergarten und Nr. CX über den Aufenthalt eines Schülers mit seinen Eltern auf der Insel Rügen, sowie Nr. CXI über die daselbst verehrte Hertha, die Briefe Nr. XLVII eines Sextaners an seinen Onkel und Nr. LXXIX an einen Mitschüler; nicht minder wird das Gedicht Nr. CIV *O Argentoratum* anziehen, welches beginnt:

O Argentoratum, tu pulchrum oppidum,
In quo sepulti iacent tam multi militum,

nur dürfte sich folgende Gestaltung des letzten Verses: *Quamvis parentes cari tabescant lacrimis* mehr empfehlen als die vom Verf. gebotene: *Quamvis puella fusca tabescat lacrimis.* Dafs frühzeitig den Schülern die Anwendung des Part. Perf. Pass. der ersten und dritten Konjugation gezeigt und ihnen jambische Senare, bzw. Hexameter mit gegebener metrischer Betonung als Sätze vorgelegt werden, ist mit Freuden zu begrüfsen. Gegen die Bezeichnung des Aktivs als „Thuform", des Indikativs als „Wirklichkeitsform" und des Konjunktivs als „Vorstellungsform", welche letztere entschieden der sonst ziemlich gebräuchlichen „Möglichkeitsform" vorzuziehen ist, wird niemand etwas einwenden.

Dem Erscheinen der drei folgenden Teile sehen wir mit grofsem Interesse entgegen und bemerken schon jetzt, dafs der vorliegende, auch den Anforderungen der neuen preufsischen Lehrpläne vollkommen entsprechende Teil als eine sehr gediegene pädagogische Leistung zu bezeichnen sein dürfte.

Wollstein. **Löschhorn.**

---

178) **Victor Hugo, Correspondance 1836—1882.** Paris, Calmann Lévy, 1898. 387 S. gr. 8. Preis 7 fr. 50.

Es ist die zweite Sammlung Hugoscher Briefe, die von den Herausgebern seines litterarischen Nachlasses dem Publikum geboten wird. Diese

Herausgeber, Paul Meurice und, nach dem Tode Vacqueries Georges Hugo, nennen sich nicht. Die Briefsammlung ist als zweiter Band nicht kenntlich gemacht. Eine Einleitung, in der über die Grundsätze der Auswahl und Herausgabe Rechenschaft gelegt würde, ist keinem der beiden erschienenen Bände beigegeben. Am Schlusse des zweiten Bandes steht eine dürftige Notiz, aus der man beiläufig entnehmen kann, dafs den Herausgebern bedeutend mehr Material zur Verfügung gestanden hat, dafs sie es gekürzt haben „pour ne pas grossir démesurément cette correspondance" und dafs die meisten Briefe von Auguste Vacquerie und Paul Meurice „par des raisons de convenance" für eine spätere Veröffentlichung zurückgelegt worden sind. Die 167 Briefe sind nicht numeriert und sind nach Jahren geordnet. Ein alphabetisches Verzeichnis der Adressaten vermifst man schmerzlich. Während der erste Band viel Interessantes in Beziehung auf Victor Hugos Verhältnis zu seiner Frau und zu Sainte-Beuve brachte und durch die Briefe an Léopoldine einen besonderen Reiz erhielt, ist die litterargeschichtliche Ausbeute dieses zweiten Bandes ganz gering, und man wird den Gedanken nicht los, dafs die Herausgeber mit voller Absicht nur ganz farb- und inhaltslose Briefe veröffentlicht haben, um der Skandalsucht, die im vorigen Jahre sich gerade über das Verhältnis zwischen Sainte-Beuve und Madame Hugo geworfen hatte, nicht neue Beute darzubieten. Trifft diese Vermutung zu, dann mufs man die ganze Publikation der Briefe überhaupt bedauern. So wie sie ist, ist sie fast wertlos. Auch das Charakterbild Hugos erhält keine neuen Züge, wenn es natürlich auch nicht uninteressant ist, dasselbe in allen bekannten Einzelheiten bestätigt zu sehen.

Weimar. **E. Meyer.**

---

179) **G. Lenôtre, La captivité et la mort de Marie Antoinette** d'après des relations de témoins oculaires et des documents inédits. Paris, Perrin & Co., 1897. 7 fr. 50.

Von dem Geschichtsforscher Lenôtre sind über die Geschichte der Revolutionszeit u. a. veröffentlicht: „Paris révolutionnaire; Les quartiers de Paris pendant la révolution; La guillotine et les exécuteurs des arrêts criminels à Paris et dans les départements pendant la révolution." Im vorigen Jahre hat er das obige, höchst interessante Werk herausgegeben, das durch Augenzeugen, wie Turgy, Lepitre, Rosalie Lamorlière, Madame Bault u. a. über manche Einzelheiten des grofsen Jahres 1792 neuen Aufschlufs

giebt, besonders auch über einzelne Charakterzüge des von der Tragik so verfolgten Königspaares Ludwig XVI. und Marie Antoinette. Das Buch enthält wichtige Ergänzungen zu den betreffenden Abschnitten in Lamartines „Histoire des Girondins“ und zu dem trefflichen Werke der Brüder Goncourt über Marie Antoinette, deren Charakterbild noch immer „von der Parteien Gunst und Hafs verwirrt“ in der Geschichte schwankt. Augenzeugen berichten uns in Lenôtres Schrift von den schrecklichen Qualen, welche die unglückliche Königin zu ertragen hatte, und wie sie trotzdem nicht die Geduld verlor, sondern in ihrem ganzen Auftreten bis zuletzt eine gewisse Würde bewahrte. Sehr anschaulich ist u. a. ihre Ankunft in der Conciergerie von Rosalie Lamorlière erzählt, in der so erstickend heifsen Augustnacht, dafs Schweifstropfen von ihrem Gesichte liefen. Das Amt der Wächter wurde hier immer strenger und die Entbehrungen der Königin immer gröfser. Selbst Beleuchtung war ihr versagt, ebenso jede Möglichkeit, sich mit irgendwelchen Handarbeiten zu beschäftigen, da ihr sogar die Nähnadeln fortgenommen waren. Die ungesunde Kerkerluft — die übermäfsige Hitze wich im Herbste einer durchdringenden Feuchtigkeit — der Mangel an Beschäftigung und der Gram hatten schliefslich ihre Körperkraft aufgerieben. Was war aus der einst so bildschönen, in Jugendkraft strahlenden Marie Antoinette geworden! Dieser Gegensatz ist von Lenôtre durch zwei Porträts in ergreifender Weise zur Darstellung gebracht: das eine, von Werthmüller gemalt, zeigt uns die jugendlich frische Königin im Jagdkostüm, das andere ist eine von David von einem Fenster der rue Saint-Honoré aus am 16. Oktober aufgenommene Zeichnung der königlichen Märtyrerin auf dem Karren, der sie mit gebundenen Händen zum Richtplatz führte. — Gegenüber den seelischen Leiden seiner Gemahlin hatte Ludwig XVI. sein Phlegma bewahrt, wie dies von andern Augenzeugen im ersten Teil von Lenôtres Schrift berichtet wird.

Thorn. **E. Herford.**

---

180) **Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Grofse Ausgabe. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, Berlin. Teil II (Deutsch-Englisch). 24 Lieferungen

à Mk. 1. 50. Lfg. 1: A — anbannen. Lfg. 2: Anbau — aufwägen. Lfg. 3: aufwählen — begatten. Lfg. 4: Begattungs — Boa. Lfg. 5: Boabab — deifseln. XXIV u. 464 S. 4°. 1897 f.

Nachdem der englisch-deutsche Teil der grofsen Ausgabe von Muret-Sanders jetzt vollständig erschienen ist, liegen die fünf ersten Lieferungen des deutsch-englischen Teiles in gleich gediegener Ausführung vor. Die zahlreichen überaus günstigen Besprechungen des ersten Teiles beweisen zur Genüge die Reichhaltigkeit und praktische Anordnung des auf gediegener Grundlage aufgebauten, grofsartig angelegten Werkes. Der Tod von Daniel Sanders wird keinerlei Stockung in dem Erscheinen des Werkes verursachen. Bis zum Buchstaben F ist das Manuskript von Sanders druckfertig; die Fortsetzung hat Immanuel Schmidt übernommen. In etwa drei Jahren steht die Vollendung des Werkes zu erwarten. Auf dem Umschlag der zweiten Lieferung steht eine kurze Biographie von Professor Dr. Daniel Sanders (12. Nov. 1819 bis 11. März 1897). Das in englischer und deutscher Sprache der ersten Lieferung vorgedruckte Vorwort von Daniel Sanders ist datiert Altstrelitz (Mecklenburg), Januar 1897. Nach einer persönlichen Vorbemerkung des Verfassers folgen allgemeine Bemerkungen über die Einrichtung des Werkes. Für diejenigen, die den deutsch-französischen Teil von Sachs-Villatte aus eigenem Gebrauch kennen, ist mit Bezug auf die im deutsch-englischen Teil des Muret-Sanders neu hinzugekommenen deutschen Wörter nur weniges hinzuzufügen. Aus dem Vorwort zu Sachs-Villatte II ist das, was auch für Muret II seine volle Gültigkeit hat, wenn auch zum Teil nur verkürzt und im Auszuge, wiederholt mit Hinzufügung dessen, worin Muret II von Sachs-Villatte II abweicht. Die Zusammensetzungen sind nicht auseinandergerissen nach ihrer alphabetischen Reihenfolge, sondern sind zusammengefafst unter dem Grundwort aufgeführt. So läfst sich wenigstens ein annähernd erschöpfender Überblick über den in anderen Wörterbüchern zerstreuten Wortschatz der deutschen Sprache erzielen. Die eigenartigen Zusammensetzungen finden sich möglichst vollständig unter dem Grundwort, von den übrigen genügt eine kleine Auswahl, um nach deren Ähnlichkeit eine unerschöpfliche Anzahl anderer zu bilden. Als erläuterndes Beispiel ist das Wort Jagd und seine Zusammensetzungen gegeben. Diese Abweichung von Sachs-Villatte II, die als eine wesentliche Verbesserung anerkannt werden mufs, ist beim Buchstaben A noch nicht streng durchgeführt, wohl aber von B ab, vgl. Bach- . . ., Band- . . ., Bären- . . . u. s. f. Ein

weiteres Mittel, um dem Wörterbuche eine relative Vollständigkeit zu geben, besteht in der Erklärung der Anwendung der Vor- und Nachsilben. (Beispiele: verklöppeln und Krämerschaft: to use up much twist in making lace, corporation oder company of shopkeepers oder tradesmen.) Es ist natürlich unerläfslich, dafs jeder Benutzer sich mit den angewandten Abkürzungen, Zeichenerklärungen und abgesonderten Bemerkungen von vornherein genau vertraut macht (S. IX—XV); das meiste steht ja schon in Muret I und Sachs-Villatte II. Die Herausgeber berücksichtigen den Wortschatz der deutschen Sprache von Luther bis auf die jüngste Gegenwart und schliefsen auch Mundartliches nicht aus, wie auch in Muret I mit Recht die sogenannten Amerikanismen, Ausdrücke des Cant und Slang und z. B. schottische Wörter, so weit sie zum Verständnis von Walter Scott und Burns erforderlich erschienen, Aufnahme gefunden haben. Auch viele volkstümliche Ausdrücke, verbreitete Wörter aus der Sprache besonderer Klassen und Gewerbe (Argot), sowie auch Provinzialismen und die den verschiedenen Dialekten entliehenen Ausdrücke sind aufgenommen, sobald sie mehr oder minder in den allgemeinen Gebrauch übergegangen sind. Zur Raumersparnis ist oft auf Muret I hingewiesen, besonders bei Fremdwörtern, Eigennamen u. ä. — Seite XV—XXIV enthalten die abgesonderten Bemerkungen und zwar die Konjugationstabelle (⑲—㉘b) und die Deklinationstabelle (㉔a—㊾). Die abgesonderten Bemerkungen ①—⑨ stehen in Muret I, die Nummern ⑩—⑱ fallen aus wegen der Übereinstimmung mit dem deutsch-französischen Lexikon von Sachs-Villatte, so dafs nun die Bemerkungen ⑲ und folgende in beiden genannten Wörterbüchern einerlei Bedeutung haben.

Die vorliegenden fünf Lieferungen vom zweiten Teil bestätigen aufs neue die Vorzüglichkeit des grofsartigen Unternehmens, wie das ja auch in Bezug auf den ersten Teil von vielen berufenen Seiten ausgesprochen worden ist. Verbesserungen und Nachträge im einzelnen werden sich finden, das Ganze aber ist in Bezug auf Inhalt, Anordnung und Ausstattung das Vollkommenste, was wir bis jetzt auf dem Gebiete der englischen Lexikographie haben. Im Verhältnis zu dem Gebotenen ist der Preis durchaus gering. Jeder Lehrer des Englischen an unseren höheren Schulen wird in dem vorliegenden Wörterbuch bald ein Hilfsmittel schätzen lernen, das das französische Lexikon von Sachs-Villatte an Reichhaltigkeit noch übertrifft, und der Wert des letzteren ist wohl jetzt allgemein anerkannt.

Einzelne Bemerkungen, die kleinere Ungenauigkeiten von Muret I und II berichtigen oder Lücken ausfüllen sollen, werde ich bei der Besprechung der nächsten Lieferungen bringen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

181) **German Orthography and Phonology.** A Treatise with a Word-List. By George Hempl. Part First: The Treatise. Boston and London, Ginn & Co., 1898. 264 S. 8.

Es ist eine Freude, ein Buch wie das vorliegende anzuzeigen. Es legt mit so manchen andern, die uns in den letzten Jahren von amerikanischen Gelehrten geschenkt worden sind, Zeugnis von dem Aufschwung ab, den die Sprachforschung in den Vereinigten Staaten genommen hat, und darüber dürfen wir Deutsche uns wohl besonders freuen, denn sicher haben unsere Universitäten auch ihr Scherflein dazu beigetragen. Hempls Buch im besonderen verrät den Einflufs des Mannes, dem er es als „Lehrer und Freund" gewidmet hat, Sievers' in Leipzig.

Das Werkchen will systematisch und praktisch alles das darstellen, was auf die Schrift, den Druck und das Sprechen der neuhochdeutschen Schriftsprache Bezug hat. Es ist nicht für den Gelehrten geschrieben, sondern für den Studenten, der nach einer Vertiefung seiner Kenntnis der deutschen Sprache strebt. Und der Student könnte sich keinem besseren Führer anvertrauen, denn das Buch ist nicht nur aufserordentlich klar da, wo der Verfasser die Ergebnisse früherer Forschung zusammenfafst, es bietet auch eingehende eigene Untersuchungen, so z. B. in dem Abschnitt über den deutschen Accent, der wohl der wertvollste der Arbeit ist.

Hempl giebt zunächst eine Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der deutschen Schrift, die durch zahlreiche Schrift- und Druckproben veranschaulicht wird; ihr folgt ein kurzer Abrifs der deutschen Rechtschreibung, der mit Proben aus den letzten vier Jahrhunderten beginnt und dann zu einer gedrängten aber klaren Darstellung der heutigen Verhältnisse (soweit Klarheit auf diesem Gebiet, wo die Willkür frei waltet, möglich ist) übergeht. Daran schliefst sich eine verhältnismäfsig eingehende Darstellung der Interpunktionslehre.

Im zweiten Buch, der Lautlehre, erfahren wir nach einem Abrifs der allgemeinen Phonetik das Nähere über die Erzeugung der deutschen Laute; die Frage nach einer mustergültigen Aussprache und dem besten Deutsch wird erörtert, der Unterschied zwischen den englischen und den deutschen Lauten

festgestellt und dann der Lautwert der deutschen Schriftzeichen genau bestimmt. In einem Anhang lesen wir den Faustmonolog in Lautschrift, und zwar einmal nach der Bühnensprache und dann in gebildeter norddeutscher Aussprache. Zu der Lautschrift sei bemerkt, dafs Hempl vielleicht besser gethan hätte, sich noch enger an eines der bestehenden Systeme anzulehnen; denn die Sucht, besonders der Verfasser von Schulgrammatiken, nach einer eigenen Lautschrift wird nachgerade für den Leser recht unbequem.

Das dritte Buch, das umfangreichste, behandelt den deutschen Accent; hier macht Hempl eine grofse Zahl feiner Beobachtungen und Bemerkungen, so dafs ein jeder, der sich mit diesen schwierigen Fragen beschäftigt, mannigfache Anregung daraus erhalten wird. Es handelt ausführlich von der Tonhöhe, dem dynamischen Accent im allgemeinen, dem Satz- und Wortaccent.

Dem Werkchen angefügt ist eine Probe der 'word-list', die als zweiter Teil erscheinen soll und in der die Wörter des preufsischen „Wörterverzeichnisses", stark vermehrt durch andere für Ausländer schwierige Wörter, in phonetischer Umschrift mit genauer Bezeichnung der Betonung dargestellt werden, und zwar unter Berücksichtigung der landschaftlichen Verschiedenheiten der (gebildeten) Aussprache.

Hempls Arbeit ist eine sehr tüchtige Leistung, die sicher anregend und befruchtend auf das Studium unserer Muttersprache in den Vereinigten Staaten wirken wird; aber auch wir Deutsche können manches aus dem Büchlein lernen, das durch vorzüglichen Druck und geschmackvolle Ausstattung auch äufserlich einen vorteilhaften Eindruck macht.

Bremen. **Carl Dietz.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 30. Juli. Nr. 15, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

182) **K. Kuiper, Studia Callimachea.** II. De Callimachi theologumenis. Lugduni Batavorum, apud A. W. Sijthoff, 1898. VIII u. 159 S. 8. fl. 2. 50.

K. hat den zweiten Teil seiner Studien (über den ersten vgl. diese Zeitschrift 1896, S. 337) der bisher nicht versuchten systematischen Behandlung der Mythologie des Kallimachos gewidmet. Die durch Roschers Lexikon sehr erleichterte Zusammenstellung der dem Dichter eigentümlichen Angaben und Ansichten ist leider weder vollständig noch übersichtlich. Fehlt doch das durch die *fragmenta Raineriana* der Hekale hinzugewachsene Material auf S. 156, wo für Erichthonios, auf den sich die zweite Columne bezieht (vgl. meine Kallim. Studien. Progr. Wien XVII, 1895, 7 A. 1, 8f.), nur Naeke citiert wird; es ist gut, dafs wenigstens eine auf diese Fragmente bezügliche Abhandlung von Polak S. 62, A. 1 angeführt wird. Dafs Zusammengehöriges öfters auseinandergerissen wird, ist um so empfindlicher, da K. weder ein Sach- noch ein Stellenregister

beigegeben hat. Bei der notwendigen Besprechung der Disposition wird sich auch ergeben, was K. etwa zur Beantwortung der Frage beigebracht habe, wie sich Kallimachos zur Überlieferung verhalte.

Nach einer kurzen Einleitung (1—8) über die religiösen Verhältnisse Alexandriens bespricht K. (II) — da sich Kallimachos meist an die Tradition halte (vgl. S. 123), in grofsen Zügen — die Göttergestalten (Zeus, Apollo, Artemis, Hera, Ares, Hephaistos, Athene, Demeter, Aphrodite), giebt dann einen eigenen Abschnitt (17—29): *Dis suis C. Graecas vindicat origines* (Zeus, Artemis) und hebt ebenso (30—36) das *studium antiquitatis* und (37—53) die Vorliebe für die Minyer, die Vorfahren der Kyrenäer, hervor (Apollo, Athene, Diana u. s. w.). VI behandelt Delos und somit Apollo. Dann folgt S. 79—96 das wertvolle Kapitel: *Religionem Graecam C. defendit a conaminibus τῶν αἰγυπτιαζόντων*; weniger treffend ist die Argumentation betreffs der Abneigung des Kallimachos gegen Synkretismus, Orphik (97—107), physikalische Mythenerklärung und Euhemerismus (108—116). Schliefslich bemüht sich K. des Dichters eigene Ansichten über Wesen der Götter, Unsterblichkeit der Seele u. dgl. festzustellen, obwohl er sich nicht verhehlt, dafs bestimmte Resultate hier schwer zu erreichen seien.

Besonders ist der 11. Abschnitt *Quatenus mythologiam traditam immutaverit C.* (136—148) zu besprechen, da hier am meisten vermifst wird. K. betont wiederholt (S. 9, 16, 139), dafs Kallimachos seinem Grundsatze ἀμάρτυρον οὐδὲν ἀείδω treu bleibe und nur geringfügige Änderungen sich erlaube, dafs seine Tendenz mehr (vgl. S. 11 A. 2 u. 3, 35, 57 A. 1 u. 71) in der Auswahl der Mythen hervortrete oder in der Übergehung mancher Details, welche die litterarischen Quellen und die von ihm (vgl. S. 32) noch mehr beachteten Lokaltraditionen darboten. Aber K. ist nicht dazu gelangt, die von ihm (vgl. S. 21 f. über die Prötidensage, 68 über Apollos Schwäne, 112 und 137 über Iris) und anderen beobachteten Änderungen von Mythen zusammenzustellen und auf Grund einer einheitlichen Betrachtung aller Fälle wichtige Streitfragen zu entscheiden. K. führt S. 139 die Änderungen auf die Stammsagen der Kyrenäer, neuere Theorieen und die geänderten Ansichten der Alexandriner über Schicklichkeit (vgl. S. 154 die Behandlung der Tiresiassage) zurück. In gelehrter Erforschung alter Traditionen soll (S. 14) die Verlegung der Werkstätte des Hephaistos nach Lipara ihren Grund haben, während B. Ehrlich (De C. hymnis quaestio-

nes chronol. Bresl. phil. Abh. VII 3, 53) hierin einen Hinweis auf den punischen Krieg sieht (vgl. ebend. S. 48 f. über die Otossage). S. 38 ist davon die Rede, dafs um der Kyrenäer willen die phönikische Besiedelung Theras übergangen wird, ähnlich 60 und 78 von der Zurückdrängung von Delphi zu gunsten von Delos, S. 84 von der Herabsetzung der Isis. S. 33 f. wird h. III, 98 ff. durch die Bevorzugung Arkadiens erklärt. Überhaupt scheint die Gegenüberstellung arkadischer und kretischer Mythen im ersten Hymnus K. verleitet zu haben, auf die Zurückführung von Kulten auf Arkadien besonderen Wert zu legen und sogar Kreta in einen Gegensatz zur *Graecia continens* (S. 27) zu bringen, der dem Dichter wohl ganz ferne lag.

Für den Schlufs habe ich mir K.s Meinung (S. 136) aufgespart, Kallimachos sei in der Schmeichelei nie soweit gegangen, *ut in principum gratiam mythologiam traditam magnopere immutaret.* Vahlens diesbezüglichem Mahnwort (Sitz. Ber. d. Berlin. Akad. 1895, S. 869 ff.) aus voller Seele zustimmend, greift K. die Berenike-Kyrene-Hypothese an, *quam audacter prompsit docteque defendit Studniczka* (Hermes XXVIII 1 ff.). K. übergeht, dafs nach h. III, 206 ff. der Löwenkampf nach Thessalien verlegt ist, und weifs kein stärkeres Argument gegen St. vorzubringen, als dafs der Vergleich (vgl. II, 92 *βοῶν σίνιν Εὐρυπύλοιο*) — hinke (ähnlich S. 21, A. 2 u. 128 A. 2 gegen Ehrlich). Doch hat K. selbst 12 A. 1 eine Beziehung von h. IV, 58 auf Keraunos angenommen (ähnlich 28 A. 2 über die Erwähnung von Samos h. III, 228) und S. 141 vorsichtig bemerkt: *si .. Callimachum acceptam sibique probatam mythologiam ad regum facta vitasque hic illic accomodare doceant, summa tamen cautione sequor.* Mich däucht, ein solcher Fall liege gerade an der von Vahlen behandelten Stelle h. I, 58 ff. vor, bei der sich K. damit begnügt (S. 109 A. 2 u. 115) die Korrektur der homerischen Mythologie zu verzeichnen. Vahlen übersieht (S. 876) wie andere, dafs es eine Zeit gab, wo Kallimachos sagen konnte: So haben auch unserem König die älteren Brüder die Herrschaft eingeräumt; vgl. Wiener Studien XIV, 212 f., das oben angeführte Progr. S. 14 und 24 und Rannow, Wochenschr. f. klass. Phil. 1896, S. 486 ff.

Betreffs der Weitschweifigkeit und der Latinität K.s ist eine gewisse Besserung zu konstatieren; doch fehlt es nicht an auffälligen Wendungen wie *(dei persona) lapsu temporis facile evanescere poterat in illud elementum cui praeerat* (S. 13), *religioni ei est in carminibus omittere ea,*

nicht beachtete Livius-Stelle VII. 10, 13 *inter carminum prope in modum incondita quaedam militariter ioculantes* besonders anzuführen. Auch sonst hat sich K. nicht damit begnügt, die bisher von Gelehrten mehr gelegentlich als systematisch gesammelten Stellen anderer Autoren zu verzeichnen, er hat vielmehr das Material selbständig, namentlich durch Cicero-Stellen vermehrt, auch im zweiten Teile der Untersuchung, bei dem sich Sallusts Gebrauch als regelmäfsiger erweist. Dieser setzt nämlich bei kopulativer Verbindung mit *atque, que,* einfachem *et* und *aut* die Präposition nur einmal (114—197); bei der Disjunktion, d. h. in allen Fällen, wo symmetrische Gliederung, Korrelation der einzelnen Teile stattfindet (es gehören also auch Einteilungen, Vergleiche u. s. w. hierher) gilt das von Wunder (Variae lectiones XVI f. und zu pro Plancio S. 120) für Cicero beobachtete Gesetze der Wiederholung der Präposition (S. 194—254). Bei der Verbindung mit *et* ... *que* ohne Wiederholung der Präposition (C. 57, 1; J. 84, 2 S. 232) werden leider andere Schriftsteller nicht herangezogen. Für die sonstigen, verhältnismäfsig nicht zahlreichen Ausnahmsfälle mufs ich auf das Buch selbst verweisen; ihre Auffindung wird durch ein Stellen- und ein eingehendes Sachregister leicht gemacht.

Für das Asyndeton (S. 255—266) und die Apposition (S. 266 bis 282) lassen sich bestimmte Gesetze nicht aufstellen. S. 282—292 werden Fälle besprochen wie Cic. ad Att. III, 192 *me tuae litterae nunquam in tantam spem adduxerunt quantam aliorum;* K. zieht hierher J. 56, 1; 59, 1; 93, 6, indem er die Annahme eines adverbialen *qua* bekämpft.

Aufgefallen ist mir, dafs S. 87 auf Anm. 26 die zur vorangehenden Seite gehörige Anm. 27 folgt.

Radautz. **Wilh. Weinberger.**

---

184) **Otto Wackermann, Der Geschichtschreiber P. Cornelius Tacitus.** (A. u. d. T. Gymnasialbibliothek, herausgegeben von E. Pohlmey und Hugo Hoffmann, 28. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann, 1898. 94 S. 8. ℳ 1.20.

Eine Zierde der „Gymnasialbibliothek“ möchte ich das Schriftchen nennen, das mit vollkommener Beherrschung seines Gegenstandes mit wohlthuender Klarheit, in fesselnder, geradezu spannender Darstellung geschrieben ist. Was über die dürftig überlieferten Lebensumstände des

quae traditio locorum quae memorat, tamquam apud incolas acceptu docet (S. 33), *surgit ad animi divino afflatu elati sermonem sic declamans* (S. 73).

Radautz (Bukowina). **Wilh. Weinberger.**

183) **A. Kunze, Sallustiana.** 3. Heft. 2. Teil: Die Stellung, Wiederholung und Weglassung der Präpositionen. Leipzig, Simmel & Co., 1898. XIV u. 352 S. 8. ℳ 7.50.

Wer bei kritischer oder exegetischer Behandlung lateinischer Autoren mit der Mittelstellung von Präpositionen, Trennung derselben von ihrem Kasus, ihrer Wiederholung oder Weglassung bei kopulativer, disjunktiver, asyndetischer, appositioneller oder relativer Verbindung zu thun hat, wird dieses Heft berücksichtigen müssen und in ihm reiches Material und vielfache Anregung finden.

Für die genetische Entwickelung des Sallustianischen Stils (vgl. das oben S. 54f. besprochene zweite Heft) kommt zunächst die Mittelstellung (S. 3—52) in Betracht, die sich, abgesehen von Fällen, wo ein Pronomen zum Substantiv hinzutritt, und von den formelhaften Wendungen *multos* oder *paucos post annos* erst in den Historien sicher belegen läſst. Betreffs J. 78, 2 *cetera, uti fors tulit, alta alia, alia in tempestate vadosa* meint K., man müsse entweder beide *alia* für Nominative und *in tempestate* in der Bedeutung *bei Sturm* nehmen oder *in* streichen: die übrigen Teile sind bei dem einen (d. h. dem guten) Wetter tief, bei dem anderen (d. h. bei dem schlechten) seicht. Die Besprechung (S. 25—40; vgl. 216—219 über J. 98, 1) hätte wohl ohne Weglassung von Wesentlichem gekürzt werden können; es werden ja mehrere die Disjunktion betreffenden Regeln vorausgenommen, und eine volle Seite entfällt auf die Verzeichnung der unrichtigen Angaben über hsl. Lesarten.

S. 52—58 werden die wenigen Fälle der Anastrophe, S. 58—64 die Stellung von *cum, causa, gratia* und *sine* besprochen. Die schon S. 49f. beim Relativpronomen erwähnte Stellung des Genetivs wird S. 64 bis 88 ausführlich erörtert; hervorzuheben ist, daſs sich auch die Vorausstellung des substantivischen Genetivus attributivus vor die Präposition erst in den Historien findet. Daran reiht sich S. 88—105 die Besprechung der anderweitigen Trennung der Präposition von ihrem Kasus; unter den wenigen Fällen ist die bisher

nicht beachtete Livius-Stelle VII. 10, 13 *inter carminum prope in modum incondita quaedam militariter ioculantes* besonders anzuführen. Auch sonst hat sich K. nicht damit begnügt, die bisher von Gelehrten mehr gelegentlich als systematisch gesammelten Stellen anderer Autoren zu verzeichnen, er hat vielmehr das Material selbständig, namentlich durch Cicero-Stellen vermehrt, auch im zweiten Teile der Untersuchung, bei dem sich Sallusts Gebrauch als regelmäfsiger erweist. Dieser setzt nämlich bei kopulativer Verbindung mit *atque, que,* einfachem *et* und *aut* die Präposition nur einmal (114—197); bei der Disjunktion, d. h. in allen Fällen, wo symmetrische Gliederung, Korrelation der einzelnen Teile stattfindet (es gehören also auch Einteilungen, Vergleiche u. s. w. hierher) gilt das von Wunder (Variae lectiones XVI f. und zu pro Plancio S. 120) für Cicero beobachtete Gesetze der Wiederholung der Präposition (S. 194—254). Bei der Verbindung mit *et* ... *que* ohne Wiederholung der Präposition (C. 57, 1; J. 84, 2 S. 232) werden leider andere Schriftsteller nicht herangezogen. Für die sonstigen, verhältnismäfsig nicht zahlreichen Ausnahmsfälle mufs ich auf das Buch selbst verweisen; ihre Auffindung wird durch ein Stellen- und ein eingehendes Sachregister leicht gemacht.

Für das Asyndeton (S. 255—266) und die Apposition (S. 266 bis 282) lassen sich bestimmte Gesetze nicht aufstellen. S. 282—292 werden Fälle besprochen wie Cic. ad Att. III, 192 *me tuae litterae nunquam in tantam spem adduxerunt quantam aliorum;* K. zieht hierher J. 56, 1; 59, 1; 93, 6, indem er die Annahme eines adverbialen *qua* bekämpft.

Aufgefallen ist mir, dafs S. 87 auf Anm. 26 die zur vorangehenden Seite gehörige Anm. 27 folgt.

Radautz. **Wilh. Weinberger.**

---

184) **Otto Wackermann, Der Geschichtschreiber P. Cornelius Tacitus.** (A. u. d. T. Gymnasialbibliothek, herausgegeben von E. Pohlmey und Hugo Hoffmann, 28. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann, 1898. 94 S. 8. ℳ 1.20.

Eine Zierde der „Gymnasialbibliothek“ möchte ich das Schriftchen nennen, das mit vollkommener Beherrschung seines Gegenstandes mit wohlthuender Klarheit, in fesselnder, geradezu spannender Darstellung geschrieben ist. Was über die dürftig überlieferten Lebensumstände des

Geschichtschreibers bekannt oder zu erschliefsen ist, wird der Einzelbehandlung seiner Schriften vorausgeschickt. Diese selbst werden nach ihrem Inhalt, nach ihrer Entstehungszeit und Veranlassung, nach ihrem Zwecke geschildert und dabei insbesondere als Zweck der Germania nicht die Absicht, den Römern einen Sittenspiegel vorzuhalten oder eine historisch geographische Monographie zu liefern, sondern ein politisches Motiv angegeben. Tacitus suchte den Römern die Gröfse der Gefahr, die dem Reich von den Germanen drohte und die man in Rom nicht genügend erkannte, vor Augen zu stellen und dadurch das lange Fernbleiben des Thronfolgers Trajan nach dem Tode des Nerva zu motivieren und den Römern zu zeigen, wie notwendig Trajans Anwesenheit in Germanien bei der Gefährlichkeit dieses Feindes zum Schutze der Grenzen sei.

Eingehend und treffend wird noch die politische, philosophische und religiöse Anschauung des Tacitus, sein Stil und endlich das Fortleben seiner Werke in der Geschichte, ihre Vernachlässigung im Mittelalter und ihr Wiederaufleben in der Renaissance geschildert. Die am Schlufs beigegebene Zeittafel von 14—117 ist sehr dankenswert. Gewifs wird sich dieses Heft viele dankbare Leser unter Lehrern und Schülern erwerben und diese zu eingehender Beschäftigung mit dem grofsen Geschichtsschreiber mächtig anregen.

C. **P. W.**

---

185) **Wilhelm Schmid, Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance in der Römerzeit.** Akademische Antrittsrede. Leipzig, Dieterich, 1898. IV u. 48 S. 8. ℳ 1.20.

Nach Vollendung seines grofsen Werkes über den „Atticismus“ fafst Schmid seine Anschauungen, welche er dabei von der jüngeren Sophistik gewonnen, in diesem Vortrage zusammen. Zwischen den abschätzigen Urteilen derer, welche nur das Altklassische anerkennen, und den Anschauungen, die in Schillers „Göttern Griechenlands“ ihren poetischen Ausdruck gefunden haben, hält er die vernünftige Mitte. Der Gedankengang ist kurz folgender: Der Ursprung der Sophistik wird örtlich auf Rhodos gesucht — die pergamenische Hypothese ist zwar plausibel, aber in der That nicht beweisbar —, und innerlich als Reaktion des Griechentums gegen den überwuchernden Orientalismus aufgefafst; begünstigt wird dieselbe durch das römische Philhellenentum, welches Griechenland nur wegen

seiner grofsen Vergangenheit schätzt. Die Erneuerung des alten Hellenentums geht naturgemäfs von der Sprache und Form aus. „Dem Geist nach sind die Sophisten Asianer gewesen und geblieben.“ Die neue Sophistik hat keine wesentlich neuen Gedanken und Gestalten geschaffen; aber sie hat das grofse Verdienst, das altgriechische Wesen in die christliche Zeit übergeführt und dadurch der Neuzeit erhalten zu haben.

Diese klar auseinandergesetzte Gedankenfolge erscheint wohl begründet; wir können uns im Prinzip einverstanden erklären und möchten nur einiges wenige zugesetzt oder geändert. Der Name „Sophist“ in dem ehrenvollen Sinne (S. 4) wird seinen Ursprung direkt auf Isokrates und dessen Schule zurückführen, womit auch die S. 4 ausgeführte Auffassung der Sophistenthätigkeit stimmt. — Das Durchschlagen des orientalischen Wesens durch den griechischen Firnifs ist archäologisch zu belegen, teils durch syrische Denkmäler, wie das Grabmal vom Nimrud-Dagh, teils durch Münzen der mithridatischen Zeit; die Bemerkung über die Gefahr, welche in einem Siege des Mithridates für die griechische Kultur lag, (S. 41 A. 46) ist daher vollkommen gerechtfertigt. — Die Unselbständigkeit der Sophistik sieht in der knappen Darstellung wohl etwas bedeutender aus als bei der Detailbetrachtung. Darum glauben wir mit dem Verf. nicht in Widerspruch zu kommen, wenn wir ausdrücklich betonen, dafs jede einsichtige Einzeluntersuchung, mag sie nun eine sprachliche oder litterarische oder ästhetische Erscheinung betreffen, eine respektable Selbständigkeit der Sophistik nachweist. Das Altertum ist ihr, wie Schmid sagt, eine Maske, die sie nach Belieben gebraucht, sowie es nachmals die Renaissance gethan hat. Wenn sie dieser nicht mehr gleicht, so liegt dies daran, dafs sie nicht, wie die Renaissance, auf allen Gebieten Neues sucht, sondern im Gegenteil das Alte konservativ erhält. Darin liegt ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche.

Würzburg. **Sittl.**

---

186) **Giacomo Tropea, Il mito di Crono in Sicilia e la ragione de nome Zancle.** Messina, Tipografia d'Amico, 1897. 23 S. 4.

Der Verfasser dieser kleinen, aber an guten Beobachtungen reichen Schrift führt, wenn ich ihn richtig verstehe, ungefähr Folgendes aus: Zankle bedeutet nicht, wie vielfach angenommen wird, die Krümmung einer Bucht — sonst müfste es viele Zankle geben —, sondern die Harpe oder Sichel des Kronos. Sicilien ist von Griechenland aus schon zu einer

Zeit besiedelt worden, wo der Kult des Kronos noch nicht von der Zeusreligion abgelöst war, und die Natur von Sicilien mit seinen Feuerbergen und Erderschütterungen stimmt vortrefflich zu den Vorstellungen der späteren theogonischen Dichtung von Kronos und den Titanenkämpfen. Siciliens Ostküste mit ihrem Ätna und mit den äolischen Inseln ist ein Land, wo die Rebellion feindseliger Mächte gegen den Kosmos mehr als sonst irgendwo den Bewohnern auf lange Zeit in lebendigem Bewufstsein bleiben mufste; ein Land, das noch in historischer Zeit Zustände zeigt, wie sie in Hesiods Gedicht dem Zeitalter des Kronos zugeschrieben werden. Kronos herrscht noch nach den Vorstellungen später Schriftsteller in den westlichen Gegenden Griechenlands, speziell in Sicilien. Hier also, und zwar besonders in Zankle, hat das Griechenvolk in einer in seinen historischen Schriften nicht mehr nachweisbaren Zeit Wurzel gefafst, wo die Kronosreligion noch die allein herrschende war, und der Name der Stadt Zankle giebt neben vielen andern Umständen dafür einen deutlichen Fingerzeig. Die Abhandlung ist mit Wärme und Überzeugung geschrieben und verdient alle Beachtung von seiten der Forscher auf diesem Gebiet.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

187) **Luigi Valmaggi, Grammatica Latina.** Seconda edizione riveduta e coretta. (Manuali Hoepli 118.) Milano, U. Hoepli, 1897. VIII und 256 S. kl. 8. L. 1.50.

Die neue Auflage dieses Büchleins weist im allgemeinen dieselben Vorzüge auf, wie die erste, die N. Ph. R. 1893, 239 angezeigt ist. Die Besserungen beziehen sich, soweit Ref. nachprüfen konnte, auf unerheblichere Stellen. Das a. a. O. in der ersten Auflage Beanstandete ist nicht berücksichtigt. Gegen die Bezeichnung „Junggrammatiker“, die Valmaggi sich aneignet, erhebt man jetzt von mehreren Seiten Einspruch; so jüngst Brugmann in seiner Polemik mit Mahlow.

An neuen Auflagen wird es Valmaggis Büchlein wohl nicht fehlen.

Münster in Westfalen. **K. Euling.**

---

188) **Fr. Harder, Werden und Wandern unserer Wörter.** Etymologische Plaudereien. Zweite wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, R. Gaertner, 1897. 204 S. 8. geb. ℳ 3. —

Dies auch äufserlich gefällig ausgestattete Büchlein behandelt in anziehender allgemeinfafslicher Darstellung Ursprung und Ableitung von

etwa anderthalbtausend Wörtern der deutschen Sprache, deren Etymologie nicht nur für den Fachmann, sondern auch für weitere Kreise Interesse bietet. Den weitaus gröfsten Raum nehmen natürlich „Lehnwörter“ ein, deren kulturgeschichtliche Bedeutung ja von selbst klar ist. Bei ihrer Behandlung ergiebt sich, dafs eine Reihe von anscheinend echtdeutschen Ausdrücken aus fernen Landen stammt und eine lange Wanderung von Volk zu Volk hinter sich hat, während anderseits viele Wörter deutschen Ursprunges einst in die Fremde gezogen sind, um später in veränderter Form als Entlehnungen in die Heimat zurückzukehren. Fremdwörter (im engen Sinne) sind als wenig Interesse bietend meist unberücksichtigt geblieben. Ebenso werden rein deutsche Wörter nur ausnahmsweise erklärt, z. B. wenn eine auffallende Verschiebung der ursprünglichen Bedeutung eingetreten ist, oder wenn Wörter, die anscheinend nichts miteinander zu thun haben, sich überraschenderweise auf denselben Stamm zurückführen lassen. Der Stoff ist nach sachlichen Gesichtspunkten in 18 Kapitel geteilt: 1) Kleidung, 2) Nahrungs- und Genufsmittel, 3) Haus und Hausgerät, 4) Stadt, Wege, Verkehr, 5) Familie, 6) Vergnügen, Spiele, 7) Staatsleben, 8) Militär- und Seewesen, 9) Handel, Gewerbe, 10) Wissenschaft, Kunst, 11) Zeiteinteilung, 12) Glaube, Unglaube, Aberglaube, 13) Krankheit, Tod und dergl., 14) Tiere, 15) Pflanzen, 16) Mineralien, Chemikalien, 17) Abstrakta, 18) Einige Ausdrücke der Vulgärsprache. Es folgt ein Anhang von Anmerkungen, in denen auf einige besonders kontroverse Etymologieen näher eingegangen und einige Litteratur angeführt wird. Ein alphabetisches Verzeichnis der behandelten Wörter bildet den Schlufs. — Der Verf. denkt zu bescheiden von seinem Werk, wenn er es als seinen Zweck hinstellt „einem gebildeten Leser Vergnügen zu bereiten“. Gewifs wird die Lektüre des Büchleins jedem Gebildeten grofsen Genufs und eine Fülle von Belehrung bieten; aber auch der Fachmann wird es mit Nutzen heranziehen. Denn was man sonst sich mühsam aus grofsen Nachschlagewerken und zerstreuten Einzeluntersuchungen zusammensuchen mufs, findet man hier, kritisch gesichtet und wohl erwogen, bequem zusammengestellt. Wir hoffen, dafs das Büchlein noch manche Auflage erleben wird. Für eine künftige Bearbeitung erlauben wir uns, beifolgend etliche Wünsche zu äufsern und einige Nachträge zu geben.

Unter den Lehnwörtern beanspruchen besonderes Interesse die aus den alten Sprachen stammenden: spiegelt sich doch in ihnen der Einflufs,

den die antike Kultur auf die Entwickelung der deutschen ausgeübt hat. Hier wäre gröfsere Vollständigkeit erwünscht gewesen. Es fehlen z. B.: S. 7 Pelz von *pellis*, über das adj. *pellicius* (vgl. frz. pelisse, italien. pellicia). S. 10 Socke = *soccus*, *συκχός*; Sohle = *solea*. S. 22 Kerbel = *caerefolium*, *χαιρέφυλλον*; Spargel = *asparagus*, *ἀσπάραγος*; Kümmel = *κύμινον*; Anis = *anisus*, *ἄνισον*; Senf = *sinapis*, *σίναπι*. S. 33 Schindel = *scindula* (von *scindere*, schlechte Nebenform *scandula*); Söller = *solarium*; Architrav = *ἀρχι* und *trabs*. S. 34 Pfosten = *postis*; Pfeiler von *pila*, adj. *pilaris*; davon auch Pilaster; Karyatide vom lakonischen Orte *Καρύαι*. S. 35 Parket vom mittellat. *parcus*, also eigentl. kleiner eingezäunter Raum (vgl. *Park* S. 43), daher *Parket* im Theater; der Fufsboden nach den in Holz eingelegten kleinen Abteilungen benannt. S. 36 Tafel = *tabula*; Sessel = *sessilis*; Schrein = *scrinium*; Schemel = *scamillum* (*scamnum*, von *scandere*). S. 37 Koffer von *κόφινος*, über das lateinische *cophinus* und französische coffre; Flaum = *pluma*; Fackel = *facula*. S. 38 Korb = *corbis*; Mangel = *μάγγανον*; Kelter = *calcatorium*. S. 39 Kork = *cortex*; Schüssel = *scutella*; Schaff = *σκάφη*; Kufe = *cupa*, wovon auch Küfer = *cuparius*. S. 40 Schleuse = *exclusa*. S. 42 quader = *quadra*, von *quattuor*; Lachea = *lacus*. S. 43 flanieren von *πλανᾶσθαι*. S. 45 Speiche = *spica*. S. 49 Gespons von *sponsus*. S. 70 Kerker = *carcer*; Käfig = *cavea*. S. 74 Kapitän von *caput*; Leutenant = *locum tenens*. S. 78 Pfeil = *pilum*. S. 81 Koller = *collare*. S. 87 Torpedo = *torpedo* Zitterroche (von *torpere*). S. 88 Dok = *δοχή*; Anker = *ancora*, *ἄγκυρα*. S. 93 Sechter = *sextarius*. S. 94 Speicher = *spicarium*. S. 95 speculieren = *speculari*. S. 96 Crida = *creta*; Muster = *monstrum*. S. 113 Palette vom mlat. *pala*, Ruderschaufel, Schutzbrettchen (franz. pale, davon Deminut. *palette*); dies ist das lat. *palmula*, *palma*, grch. *παλάμη*. S. 139 Terpentin = *τερεβίνθινος*. S. 149 Maultier von *mulus*, *μύκλος*; Büffel = *bufalus*, sabellische Form für lat. *bubalus* (vgl. Ascoli Archivio glottol. ital. X 1 sqq.). S. 150 Flamingo von *flamma*; Strauss = *στρουθός*. S. 151 Otter = *ὕδρα*. S. 151 Hummer = *κάμμαρος*; Auster = *ostrea*, *ὄστρεον*; Muschel = *musculus*. S. 158 Galmei = *καδμεία*; Minze = *μίνθα*; Bärwinkel = *pervinca*. S. 166 Mennig = *minium*; Zinnober = *κιννάβαρι*; Alaun = *alumen*. S. 172 Plage = *plaga*, *πληγή*. S. 178 Skandal = *σκάνδαλον*.

Die slavischen Sprachen haben nur geringen Einflufs auf die deutsche ausgeübt, trotz der Nachbarschaft beider Völker. Wenn wir recht gezählt haben, führt Verf. 15 slavische Lehnwörter an. Diese Zahl liefse sich immerhin mit Leichtigkeit verdoppeln. So ist z. B. Schaube, was S. 7 aus dem Arabischen abgeleitet wird, das russische *šuba,* Leibpelz. Slavischen Ursprunges sind ferner Quark = *tvorog, tvarg* (von *tvoriti,* bilden, mengen); Kalesche = *koljaska* (verwandt mit *kolesó* Rad); Dolmetsch = *tolmač* (von *tolkovati* erklären); Schöps = *skopéc* Verschnittener; Beisker = *piskari*; Reizker = *ryžik* (rotgelber Pilz); Zeisig = *čisik* (Deminutiv. von *čiž,* was onomatopoetische Benennung des Vögleins ist); Stieglitz = *ščeglica*; Malz von *moloti* mahlen (vgl. Uhlenbeck in Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache und Litt. XX S. 40); Hamster = aslav. *chomĕstarŭ*; vielleicht auch Lauch = *luk* und Graupe = *krupá.* Hierher gehört wohl auch Stube (vgl. Harder S. 34), welches = russ. *izbá* ist; die älteren Formen dieses Wortes *istŭba, istobŭka, istopka* (= Badestube) zeigen, dafs es von *istopiti* heizen kommt; vgl. auch engl. stove = Ofen und Badestube, ital. stufa, ebenso (Harder S. 182). Stube bezeichnete also, ebenso wie Kemenate (vgl. russ. komnata), ursprünglich ein heizbares Gemach. — Das vielumstrittene seinem Ursprung nach dunkele Wort Silber (vgl. Harder S. 164) ist den Deutschen durch slavische Vermittelung zugegangen (Uhlenbeck a. a. O. S. 44); ebenso das griechisch-orientalische *ἀγγούριον* = Gurke (Miklosich, Etymol. Wörterb. der slav. Sprachen, S. 371).

Von sonstigen Ausdrücken wären der Aufnahme wert Gemach = Ruhezimmer (vgl. die Adjektiva gemach, gemächlich); Nelke = Nägelchen (ursprüngl. hiefs so das Gewürz, nach seiner Form; wegen des ähnlichen Duftes wurde dann die Blume so benannt); ferner Atlas (Kartenwerk), Ente (falsche Zeitungsnachricht), Chauvinismus, Utopie, Wörter, über deren Geschichte Büchmann, Gefl. Worte interessante Nachweise giebt. — S. 22 konnte bemerkt werden, dafs die Form Aschlauch oder Eschlauch für Schalotte sich näher an *ascalonium* anschliefst. — In der Mitte zwischen Weiher und *vivarium* steht das holländ. vyver (S. 40). — Guitarre hat den Umweg über Spanien gemacht, während Zither direkt aus dem Lat. entlehnt ist (S. 110). — Mit dem zweiten Bestandteile von Vilfrafs vgl. Frettchen (S. 147).

Als Corrigenda notieren wir: S. 16 Flanell ist wohl eher mit Littré vom mlat. *flamineum* abzuleiten. Ebenda ist die Angabe „Juchten...

ist das russische juftj ein Paar“ irrig; denn weder im Russ. noch sonst in irgendeiner slavischen Sprache bedeutet juftj „ein Paar“. Prof. Th. Korsch in Moskau schreibt über das Wort: „Juftj (vielleicht nach der Aussprache des tatarischen Stammes, von dem das Wort uns unmittelbar zukam) ist das neupersische *džuft*, mittelpersisch (Pehlevi) *jucht* ein Paar (vgl. Zend. *juchta*, sanskr. *jukta* = *junctus*)“. Da das deutsche Juchten sich unmittelbar an die mittelpersische Form anschliefst, so ist es wohl direkt, nicht durch Vermittelung des Russischen, aus dem Orient herübergenommen. — S. 42 Estrich ist weder vom mlat. *plastrum*, noch vom lat. *astrum* abzuleiten, sondern = griech. ὄστρακον; Isidor., Orig. XV 8, 11 *ὄστρακον est pavimentum testaceum*; im Mlat. finden sich die Formen *ostracus*, *astrocus*, *astracus* (Ducange s. vv.); das italien. lastrico entstand durch Verschmelzung mit dem Artikel, wie Alligator aus el lagarto, Eldorado aus el dorado (vgl. O. Weise, Verschmelzung des Artikels mit dem Wortstamme, Zeitschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw. XIII S. 248ff.) — S. 45 Droschke hat mit *doroška* (so heifst das Wort) kleiner Weg nichts zu thun. Drog heifst die lange Stange, welche die Vorderräder mit den Hinterrädern verbindet; der pluralis davon drogi bezeichnet einen langen Wagen, bei welchem diese Stangen die Stelle der Federn vertreten. Davon ist *drožki* das Deminutivum. — S. 70 Der zweite Bestandteil von *συκοφάντης* kommt natürlich von *φαίνω*, nicht von *φημί*. — S. 108 Über Polichinell vergleiche jetzt A. Dieterich, Pulcinella, wo S. 244 die richtige Etymologie gegeben wird. — S. 135 Wie der hl. Nikolaus, der Schutzpatron der Seefahrer und Nothelfer der Schiffbrüchigen, zum Nickel (Nikelmann, Neck) geworden sein sollte, ist schwer abzusehen; das Wort hängt gewifs mit Nixe zusammen. — S. 163 Dafs *creta* von dem Namen der Insel kommt, ist nicht so sicher; eher von *cernere*, also = gesiebte Erde. —

Vielleicht entschliefst sich Verf., in einer neuen Auflage mit den Litteraturangaben des Anhanges etwas freigebiger zu sein, namentlich auch einige allgemeinere Werke anzuführen. Auch wäre neben dem alphabetischen Register eine Übersicht der Lehnwörter nach den Sprachen, denen sie entnommen sind, gewifs manchem Leser willkommen: sie würde interessante kulturhistorische Ausblicke gewähren.

Kiew. **A. Sonny.**

189) **J. Hemmerling, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische** für die oberen Gymnasialklassen, nach den Bestimmungen der neuen Lehrpläne im Anschlufs an die Klassenlektüre. Erster Teil: Aufgaben für Sekunda. 7. verbesserte Auflage. Köln, du Mont-Schaubergsche Buchhandlung, 1897. X u. 287 S. 8. ℳ 3. 20.

Verf. hat sein seit langen Jahren in vielen Anstalten namentlich des Westens gebrauchtes Übungsbuch den neuen Lehrplänen insofern angepafst, als er die Stücke, in welchen ein Anschlufs an die Lektüre der Sekundaner fehlte, fallen gelassen und an ihre Stelle solche zu einigen Reden Ciceros (in Cat. I, pro Arch., pro Rosc. Am., de imperio Cn. Pomp., pro rege Deiotaro, pro Lig., pro Mil.) und namentlich zu Sallusts Jugurtha und Livius XXI (auch einige Kapitel aus Liv. VII und VIII) gesetzt hat. Diese Aufgaben sind nicht einfache Paraphrasen des lateinischen Textes, sondern selbständige kleine Abhandlungen, die, in angemessenem Deutsch geschrieben, manche historische oder antiquarische Bemerkungen mit enthalten, die dem Schüler an sich von Wert sind. Aufserdem enthält das Buch längere Abschnitte über Ciceros, Sallusts, Livius' Leben und Schriften, die der Verf, was sehr dankenswert, aus den früheren Auflagen des Buches beibehalten hat; nun erhält der Schüler über Inhalt, Stellung und Wert der einzelnen Schrift und über Leben und litterargeschichtliche Bedeutung des Schriftstellers ein zusammenhängendes Bild.

Was die sonstige Einrichtung des Buches betrifft, so sind die Aufgaben hinsichtlich ihrer Schwierigkeit der Klassenstufe angepafst, wenngleich nicht eben niedrige Anforderungen gestellt werden. Grammatische Pensen kommen zwar nirgends in bestimmt abgegrenzter Weise zur Behandlung, aber dennoch wird auf Grammatik, Lexikon und Stilistik überall in entsprechender Weise Rücksicht genommen. Unter dem Texte stehen Vokabeln und andere Übersetzungshilfen, die den gewandten Stilisten und erfahrenen Didaktiker erkennen lassen. Was aber besonders dankenswert ist, — der Verf. hat jedem Übersetzungsstück eine Anzahl Phrasen, die in dem Stücke vorkommen, mit danebenstehender deutscher Übersetzung vorangeschickt, die sich vortrefflich zum Auswendiglernen eignen und im Laufe der Zeit dem Schüler einen reichen Vorrat bieten werden, mit dem er operieren kann; es ist ja gegenwärtig eine gar zu häufige und nur zu begründete Klage, dafs es mit der Kenntnis von Vokabeln und Phrasen in den obersten Klassen recht übel bestellt ist.

Das Buch wird in der That in seiner gegenwärtigen Gestalt allen Anforderungen entsprechen, und mit dem Verf. wünschen wir, dafs es mit dieser Veränderung und Verbesserung sich die alten Freunde erhalten und neue erwerben möge.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

190) **Henri Potez, L'élégie en France avant le romantisme** (De Parny à Lamartine) 1778—1820. Paris, Calmann-Lévy, 1898. Frs. 3.50.

Die lyrische Poesie der Franzosen im 18. Jahrhundert ist gerichtet und zu leicht befunden. Lanson (Hist. de la litt. frçse p. 627sq.) behandelt sie in einem Kapitel, das die Überschrift führt: La Poésie sans Poésie, und er leitet den Abschnitt mit den Worten ein: „Les vers et les versificateurs pullulèrent; on n'en eut pas plus de poésie et de poètes... Cette partie de notre littérature est une partie morte". Dieses strenge Urteil mildert er wohl am Ende des Abschnitts, er sagt: „Il y a donc de quoi lire et se plaire dans les ouvrages du XVIII. siècle; mais aucune œuvre ne compte dans l'histoire de la pensée".

Noch vor 20 Jahren wurde in gleich schroffer Weise über die gesamte Litteratur des ersten Kaiserreichs (von Chateaubriand und Frau v. Stael abgesehen) der Stab gebrochen. Merlets „Tableau de la littérature française" 1800—1815 und dessen Besprechung durch Brunetière (Etudes critiques I p. 255 sq.) haben dieses Urteil einigermafsen richtig gestellt. Besonders mufste sich Brunetière gegen eine solche Auffassung wenden. Widerspräche doch die spontane Erscheinung der glänzenden Litteraturepoche nach 1820 seiner Theorie von der „évolution des genres", der er damals schon huldigte, wenn er sie auch noch nicht klar formuliert hatte. Für ihn ist die französische Romantik kein revolutionärer Bruch mit der Vergangenheit, sondern das Endziel einer langsamen Entwicklung. „Cette littérature de l'époque impériale ne mérite ni l'oubli, ni le superbe dédain de la critique et d'histoire. . . Toute notre littérature contemporaine en vient." . . (l. c. p. 281). Eine der Aufgaben des Litterarhistorikers ist es also, nach Brunetière, die Stadien der allmählich und unmerklich sich verändernden Kunstformen und der ebenfalls einer Wandlung unterworfenen Ideen, zu deren Ausdruck die Poesie dient, festzustellen.

Unter dem Einflufs dieser Anschauungen ist das vorliegende Buch entstanden. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, den Ursprung

der intimen Poesie, der Poesie der Liebesfreude und des Liebesschmerzes in der französischen Litteratur, zu ergründen und die Entwicklung dieser Kunst bis zu ihrer Blüte zur Zeit der Romantik, genauer bis zum Erscheinen der Premières Méditations (1820) zu verfolgen. Der Verfasser hat seine Aufgabe mit grofsem Geschick gelöst; er besitzt ein aufserordentlich feines künstlerisches Empfinden und wurde bei seiner Arbeit von einer staunenswerten Belesenheit unterstützt.

Er stellt fest, dafs die elegische Dichtung im 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich nicht als besondere Gattung vorhanden ist; er untersucht die Ursachen dieser Erscheinung und setzt auseinander, wie erst in den Jahren 1750—1770 alle Elemente sich zusammenfinden, um die „persönliche Dichtung" möglich zu machen. Es charakterisiert in Kürze Dichter wie Gilbert, Mancini-Nivernais und Baculard d'Arnauld, die er als Vorläufer der französischen elegischen Dichtung betrachtet.

Das führt den Verfasser zu den Dichtern, deren Wirksamkeit in die Jahre 1778—1820 fällt, und die von der Revolution in 2 Gruppen getrennt werden. Zur ersten gehören — ich nenne nur die bedeutenderen Namen — Parny, Bertin, A. Chénier. Parnys und Bertins glühende Sinnlichkeit, dazu des letzteren Naturempfindung, A. Chéniers Verständnis für antike Dichtung, seine melodische Sprache und seine fliefsenden Verse werden einer gerechten Würdigung unterzogen, ohne dafs die Schwächen der besprochenen Werke verkannt würden.

Dann führt uns der Verfasser den Umschwung vor, der sich nach der Revolution in den Geistern vollzog; die Generation des Kaiserreichs wendet sich von der Philosophie der Aufklärung wieder dem Christentume zu; nicht zum Christentume eines Joseph de Maistre sondern zum wehmütigen Christentume der Atala und der René; dabei erläutert der Verfasser die Melancholie des damaligen Geschlechts und ihre Ursachen in gründlichster Weise. Die Geschichte der Dichtung jener Zeit behandelt er mit gröfster, ich möchte fast sagen zu grofser Gründlichkeit. Von den Dichtern dieser zweiten Periode, die er bespricht, verdienen nur Edm. Géraut und besonders Charles Loyson diesen Namen. Von den Dichterinnen der Zeit führt uns der Verfasser glücklicherweise nur einige vor, und von diesen verdienen die Ehre der Erwähnung nur Mme Dufrénoy und Marceline Desbordes-Valmore, jene anmutige, echte Dichterin, die 1818 ihre ersten, ergreifenden Klänge ertönen läfst. Zuletzt behandelt Potez den trefflichsten Elegiendichter Millevoye in einer liebevollen, eingehenden Studie, den

Dichter der „Chute des Feuilles“ und des „Poète Mourant“, der im Jahre 1816 erst 34 Jahre alt starb.

Im Schlufskapitel zeigt der Verfasser, dafs die grofsen Romantiker diesen ihren Vorgängern doch mehr verdanken, als vielfach angenommen wird; besonders sind es Musset und Lamartine, die vielfach Anklänge an Dichter des 18. Jahrhunderts aufweisen. Lamartine ist, nach Potez, bien plus le dernier et genial représentant de la poésie lyrique classique qu'un novateur et un révolutionnaire.

Das Buch ist eine vortreffliche Monographie, und jeder, der sich mit der Dichtung der Jahre 1782—1820 beschäftigen will, wird darin fruchtbare Anregungen finden. „Die Geschichte, sagt der Verfasser nach Michelet, ist eine Auferstehung“; Parny, Bertin, Loyson und Millevoye sind auferstanden und dürfen nicht mehr aus der Geschichte der französischen Dichtung ausgeschieden werden.

Freiburg i. Baden. **J. Haas.**

---

191) **Cinq-Mars, par Alfred de Vigny,** herausgegeben von **H. Bretschneider.** Bd. XIII der Prosateurs Modernes. Wolfenbüttel, J. Zwifsler, 1898. 133 u. 19 S. 8. ℳ 0.80

Das gut ausgestattete Bändchen bietet uns den bekannten historischen Roman als Schullektüre. Ob es allerdings ratsam ist, Schülern diese Kunstform zu bieten, dürfte zweifelhaft sein. Die Verschiebung der historischen Thatsachen ist immerhin keine ganz geringe, und die Schwierigkeit, sie vor den Schülern zu rechtfertigen, dürfte allen einleuchten, welche einmal Wallenstein mit den Schülern der Oberklassen gelesen haben. Wer es aber auf sich nehmen will, diese Schwierigkeiten zu überwinden, der wird Cinq-Mars in der obigen ansprechenden und sorgfältigen Bearbeitung mit Genufs in IIIa oder IIb lesen können. Anscheinend ist das Bändchen auf lateinlose Anstalten berechnet, sonst hätte der Herr Bearbeiter wohl nicht lateinische Ausdrücke wie Sancta Maria 5,6; ad patres 31,13; mea culpa 39,28 erklärt. Ein Spezialwörterbuch fehlt — um so besser, meiner Meinung nach, denn man kann die Schüler nicht früh genug an den vernünftigen Gebrauch eines Schulwörterbuches gewöhnen. Der Anfang bezieht sich meistens auf historische Verhältnisse und bietet manche wertvolle Erläuterung des Textes.

Voile latine 9,29 war einfach mit „Lateinersegel“ zu übersetzen; „Rutensegel“ ist schwer verständlich. Druckfehler: 28 Anm. d' un voix

haute; im Anhange zu 4,14 steht Lützelstein, im Text Luzzelstein, ebendaselbst zu 95,26 Oleron statt Oloron. 71 Anm. ou statt on (im Texte richtig).

Viersen. **Ad. Wackerzapp.**

---

192) **G. Schmeding, Die eigene Weiterbildung im Französischen,** ein praktischer Rat für jüngere Neuphilologen. (Heft II der Neusprachlichen Abhandlungen von Clemens Klöpper.) Dresden und Leipzig, Koch, 1897. 24 S. 8. ℳ 0.50.

Das Heftchen ist offenbar in guter Absicht geschrieben, denn welcher Rat kann besser sein als der, seine Weiterbildung nicht zu vernachlässigen? Jedoch ersieht man nicht recht, an wen die Zeilen gerichtet sind. Die mehr als elementare Behandlung einiger Punkte, wie z. B. Besprechung der Interpunktion (pag. 8—10) oder der Wortkunde (pag. 12) läfst vermuten, dafs Verfasser sich an ganz junge Studenten wendet, wie er denn auch mehrfach (pag. 14, pag. 22) von solchen spricht; andrerseits sieht es aber auch wieder so aus, als ob er als seine Leser in Amt und Würden stehende Lehrer im Sinne hätte. Dagegen müfste man aber protestieren, denn das meiste, was er vorbringt, haben diese als Studenten sich an den Schuhen abgelaufen. Hier wäre höchstens die Mahnung am Platze gewesen, das erworbene Gut sorgfältig zu hüten und die erlangten Kenntnisse zu vertiefen. Wie in aller Welt kann man aber Kollegen anraten wollen, als etwas ganz neues Gautier und Clédat in die Hand zu nehmen? Und wenn schon, warum erwähnt Verfasser denn nicht auch treffliche deutsche Ausgaben, Koschwitzs „Anciens Monuments", Toblers „Vrai Aniel", Suchiers „Aucassin", Försters „Chrestien"? Ich meine, jüngere Amts- und Fachgenossen müssen Festigung und Erweiterung ihrer Kenntnisse nicht blofs durch Repetition ihrer Studenten-Pensa anstreben, sondern durch Reisen ins Ausland, Verkehr mit Ausländern, reichliche Lektüre, besonders auch grammatischer Werke, wie Meyer-Lübke, Toblers „Beiträge" (die übrigens Verfasser ja auch gebührend erwähnt), vielleicht auch durch Teilnahme an Ferienkursen; ein vom Verfasser eingangs erwähnter Leseklub ist ja auch nicht von der Hand zu weisen. Gewifs ist die Lektüre mit der Feder in der Hand zu betreiben, wie Verfasser pag. 4 verlangt; was aber nützt es dem Fortgeschrittenen, sich solche Notizen wie pag. 5 inbetreff des Kommas, Turquie, Allemagne pag. 12 (die mir übrigens sehr fragwürdiger Natur sind), changieren, manquieren pag. 11, über Adverbial-

bildung pag. 17 zu machen? — Die Anmerkung über invertierte Konditionalsätze pag. 7, die gerade so gut für das Deutsche pafst, findet sich schon in Franz Kerns „Deutscher Satzlehre". — Die Bezeichnungen für den erklärenden und bestimmenden Relativsatz pag. 6 halte ich nicht für glücklich: mir sind geläufig proposition incidente explicative und proposition incidente déterminative. — Warum bevorzugt Verfasser pag. 18 den Genetivus absolutus der Griechen? — Die Ableitung von muet aus mutalis pag. 16 bezweifle ich stark. — Um auch etwas Lobendes zu sagen, so sind die Bemerkungen auf pag. 8 und 9 nicht ohne Interesse. Vielleicht macht Verfasser seine Beispielsammlungen einmal unter anderem Gesichtspunkte und in gröfserer Fülle wissenschaftlich geordnet einem gröfseren Leserkreise zugänglich.

Görlitz. **Max Krüger.**

---

193) **Hermann Breymann, Die phonetische Literatur von 1876—1895.** Eine bibliographisch-kritische Übersicht. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1897. 170 S. 8. ℳ 3.50.

Die vorliegende bibliographisch-kritische Umschau füllt eine Lücke in der phonetischen Litteratur aus. Man findet zwar eine genügende Anzahl von ähnlichen Zusammenstellungen, welche sogar die vor 1876 erschienenen phonetischen Werke berücksichtigen, so z. B. die von Sievers, Techmer, Vietor, Auerbach, etc., doch können diese Übersichten auf keine Vollständigkeit Anspruch machen. Dem Lehrer, welcher sich rasch über sein Fach orientieren wollte, fehlte es an einem zuverlässigen Wegweiser, und vollends dem Studierenden war es unmöglich, über die massenhafte Produktion der phonetischen Forschungsarbeit einen Überblick zu gewinnen. Es ist somit zweifellos, dafs B.s Publikation einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommt, und dies um so mehr, als sie eine Zeitperiode umfafst, in welcher die phonetische Forschung sich auf grofse und inhaltlich weit voneinander entlegene Gebiete ausdehnte, auf denen sie bedeutende Erfolge zu verzeichnen hat.

B.s Bibliographie zeichnet sich durch möglichste Vollständigkeit aus. Es versteht sich von selbst, dafs der Verfasser darauf verzichten mufste, jede kleine Einzeluntersuchung aus dem Gebiete der Physiologie der Sprache und aus dem der physiologischen oder psychologischen Akustik in sein Verzeichnis aufzunehmen. Er hat sich der ohnehin schon grofsen

Mühe unterzogen, die gesamte phonetische Litteratur eingehend zu studieren, die sicheren wissenschaftlichen Ergebnisse zu verzeichnen und aus dem weit zerstreuten Material eine nach bestimmten Kategorieen chronologisch geordnete Bibliographie herzustellen. Nunmehr steht dem Lernenden ein trefflicher Führer durch die weitverzweigte Litteratur unserer jungen Wissenschaft zu Gebote, an dessen Hand er sich rasch orientieren kann.

Die vorliegende Bibliographie ist genau so angelegt wie die von der fachmännischen Kritik so günstig aufgenommene Publikation desselben Verfassers „Die neusprachliche Reform-Literatur von 1876 bis 1893“: auf den ausführlichen Titel jedes einzelnen Werkes folgt, wenn notwendig, eine knappe, die wichtigsten Punkte der Arbeit enthaltende Inhaltsangabe; hieran reiht sich jedesmal eine in möglichst kurze, bezeichnende Sätze gefafste Zusammenstellung fachmännischer Urteile über die Vorzüge oder Mängel der betreffenden Schrift; auf die Urteile der fachmännischen Kritik folgen ergänzende und berichtigende Anmerkungen des Verfassers. Den Beschlufs bildet das chronologisch geordnete Verzeichnis der Belegstellen, die den Leser in den Stand setzen sollen, die angedeuteten Urteile der Kritik in extenso kennen zu lernen oder zweifelhaft erscheinende Angaben zu kontrollieren. Innerhalb des betreffenden Gebietes sind alle Schriften und Artikel in chronologischer Reihenfolge und zudem in alphabetischer Ordnung aufgeführt worden. — Dem Verzeichnisse schliefst sich ein kurzer Rückblick auf die Forschungsmethode, die Wichtigkeit, die Aufgaben und Ziele der phonetischen Wissenschaft an.

Man mufs Prof. Breymann nur beipflichten, wenn er mit Whitney und anderen behauptet, dafs die Phonetik, ernstlich getrieben, eine unentbehrliche Hilfswissenschaft der Sprachgeschichte ist; die wissenschaftliche Bedeutung der Phonetik trete aber erst dann voll und ganz hervor, wenn sie darauf Bedacht nimmt, nicht sowohl die Sprache der Litteratur, der höheren, feineren Kreise, als insbesondere die ungekünstelte, von fremden oder gelehrten Beeinflussungen völlig freie Sprache des Volkes zu erforschen und in ihren Eigentümlichkeiten festzustellen; die genaue Kenntnis der jetzt noch gesprochenen Dialekte biete in hervorragender Weise (ich möchte sagen: einzig und allein) Möglichkeit und Mittel, die Gesetze sprachlicher Entwicklung überhaupt zu erschliefsen und dem historischen Studium der einzelnen Sprachen sowie der vergleichenden Grammatik erst die nötige, wissenschaftliche Grundlage zu geben. Hier teilt Prof. Breymann die An-

sichten Ascolis, Schuchardts und anderer, die mit vollem Recht darauf hingewiesen haben, dafs die natürliche Beschaffenheit der menschlichen Rede nicht sowohl in der Litteratur- und Kunstsprache als vielmehr in den noch lebenden, gesprochenen Mundarten des Volkes zu Tage tritt, dafs man also an ihnen und nicht an den toten Schriftsprachen des Altertums bezw. des Mittelalters die für die Philologie mafsgebenden Grundsätze gewinnen kann, und dafs für diese Zwecke die heutigen Dialekte nicht nur als gleichberechtigt mit den überlieferten schriftlichen Texten zu betrachten, sondern sogar höher zu stellen sind. Aufserdem wird beim Studium einer lebenden Sprache mit grofsem Nachdruck die Forderung erhoben, dafs der lautliche Teil derselben ein Gegenstand exakter, naturwissenschaftlicher Untersuchung werde (so schon Koschwitz). — Somit erscheint die Phonetik als einer der Grundsteine der Sprachwissenschaft. Wenn man die experimentalphonetische Untersuchungsmethode [im Sinne Rousselots, der z. B. die Tondauer mit Hilfe seiner Apparate auf Tausendstel von Sekunden mit mathematischer Genauigkeit bemifst] beim Studium der Volksmundarten anwendet, werden die Ergebnisse der Forschung ungemein tiefer dringen. Denn, welche schwerwiegende Bedenken man auch mit Seelmann, Passy, Storm und anderen gegen experimentelle Untersuchungen haben mag, so wird doch niemals das Ohr, selbst das geübteste und aufmerksamste, ein genau ausgeführtes phonetisches Experiment ersetzen können.

Der Wichtigkeit der Phonetik entsprechen auch die hohen Anforderungen, welche an einen modernen Vertreter dieser Wissenschaft gestellt werden; nach Prof. Breymann mufs ein allseitig gebildeter Phonetiker

1. sichere anatomisch-physiologische Kenntnisse besitzen;
2. auf dem Gebiete der Akustik und der Musik zuhause sein;
3. ein scharfes, musikalisches Gehör haben;
4. auf dem Gebiete der Psychologie und der Biologie bewandert sein;
5. über einen reichen Schatz nicht nur philologischen und sprachhistorischen Wissens, sondern auch praktischer Sprachkenntnis und Zungenfertigkeit gebieten;
6. mit einer gewissen Geschicklichkeit die verschiedenen Apparate zu verwenden verstehen.

Somit „n'est pas phonéticien qui veut“, denn die Vereinigung aller dieser Kenntnisse in einer und derselben Person gehört zu den

seltensten Ausnahmen, und man fragt sich, ob es überhaupt bisher jemals einen echten Phonetiker gegeben hat. Man wird zufrieden sein müssen, wenn nur einige der besagten Eigenschaften bei den Phonetikern vorhanden sind.

Jeder ernst denkende Philologe mufs Prof. Breymanns Anschauungen teilen. Seine Bibliographie, mit aufserordentlichem Fleifs und gröfster Umsicht verfafst, wird eine reiche Fundgrube für alle sein, die sich über die Leistungen der Phonetik werden unterrichten wollen. Der Zweck, welchen er bei dieser Publikation verfolgte, wird sicher erreicht werden: die phonetische Wissenschaft wird durch B.s Buch gefördert werden, da die gebotene Übersicht erkennen läfst, wo und mit welchen Mitteln neue Untersuchungen einzusetzen haben, und da es ihm vollkommen gelungen ist, „den Elementarphonetikern das Wiederkäuen zu verleiden“.

Vollständigkeit, Genauigkeit, Objektivität sind die Eigenschaften, welche das Buch Prof. Breymanns auszeichnen; dasselbe wird sowohl von Lehrern und Studierenden der neueren Sprachen, als auch von den Docenten willkommen geheifsen werden. Die Anschaffung des Werkes, welches selbstverständlich in keiner phonetischen Bibliothek fehlen darf, wird allen Freunden unserer Wissenschaft wärmstens empfohlen.

Prag. **Gustav Rolin.**

---

194) **Fehse, Englisches Lehr- und Lesebuch für Oberklassen höherer Lehranstalten.** Ein Ergänzungsbuch zu jedem englischen Elementarbuche in drei Klassenkursen. Zweiter Teil zum Lehrbuch der englischen Sprache nach der direkten Methode. Mit 9 Karten, Plänen und Illustrationen im Text. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1898. XII u. 330 S. 8.

Der Anteil, den die sächsische Industriestadt Chemnitz mit ihren höheren Schulen an der Reform des neusprachlichen Unterrichts nimmt, ist kein geringer. Vorliegendes Werk liefert einen weiteren Beweis hierfür; wir sagen, weiteren, denn der Verfasser, der auch durch englische Schulausgaben sich bekannt gemacht hat, hat bereits vor einigen Jahren ein vortreffliches Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Schulen nach der direkten Methode veröffentlicht. Obiges Werk ist nun die Fortsetzung und der Abschlufs des Ganzen, kann aber auch zu jedem anderen beliebigen Elementarbuche des Englischen benutzt werden. Das Werk gliedert sich in vier grofse Teile: 1. Lese- und Übungsbuch. 2. Über-

setzungsschule. 3. Sprachlehre (Grammatik). 4. Wörterverzeichnisse. Der erste Teil: Lese- und Übungsbuch zerfällt wieder in drei Kurse: 1. Land und Leute. 2. Einrichtungen und Verfassung. 3. Sprache und Litteratur. Der zweite Teil enthält zusammenhängende deutsche Übungsstücke, welche zur Übertragung ins Englische bestimmt und inhaltlich dem ersten Teile in schöner Harmonie angegliedert sind. Genau wie die englischen Lesestücke beziehen sie sich auf Land und Leute, Einrichtungen und Verfassung, Sprache und Litteratur Englands, vergessen aber auch Amerika und die Kolonien nicht, vgl. Amerika und sein Handel, S. 175; Die Regierung der grofsen englischen Kolonien, S. 177; Amerikanische Schriftsteller, S. 226. Der Artikel: Der deutsche Reichstag, S. 207, ist eine wertvolle Bereicherung der allgemeinen Kenntnisse unserer Schüler. Stöfst man doch in solchen Dingen geradezu oft auf eine bodenlose Unwissenheit. Dabei steht der Aufsatz ja ganz im Zusammenhang mit dem englischen Parlamentsleben. Der dritte Teil: Sprachlehre, d. h. Syntax und kurze Wiederholung der Formenlehre, ist seiner präcisen Fassung und seines trotzdem reichhaltigen Inhalts wegen — sogar eine kurze Verslehre fehlt nicht — ebenso zu loben wie der vierte, welcher ein in jeder Hinsicht genügendes Wörterbuch enthält. Dankenswert ist auch das Register der Synonyma. Die Aussprachebezeichnung ist einfach und klar. Die Ausstattung des Buches darf als sehr gediegen bezeichnet werden. Besonders betonen möchten wir noch, dafs der dritte Kursus des ersten Teiles geradezu als Ersatz für einen Abrifs der Litteraturgeschichte gelten darf, um so mehr, als der zweite Teil des Buches, der Übersetzungskursus, wertwolle Ergänzungen dazu bietet. Das ganze Werk ist aufserordentlich klar durchdacht und geschickt angelegt. Die Stücke sind den besten englischen Schriftstellern entnommen, wie Green, Emerson, Escott, Addison, Dickens, Hume, Chambers, Collier und vielen anderen. Zunächst unterrichtet uns der Verfasser im allgemeinen über Land und Leute in neun Lesestücken: England, Scotland, Ireland, English Society u. s. w., dann geht er zur Hauptstadt über und zeigt uns wiederum in neun Stücken die wichtigsten Sehenswürdigkeiten Londons, wobei gute Pläne und Illustrationen das Verständnis wesentlich fördern. Sodann bespricht er in weiteren acht Lesestücken das Civil and Political Life Grofsbritanniens, unter den Abschnitten: Schools and Universities, Church, Navy and Army, The English Constitution. Im dritten Kursus, Language and Literature, giebt er uns hauptsächlich nach Collier in zehn Lesestücken zunächst eine Ent-

wickelung der englischen Litteratur; sodann folgen im zweiten Abschnitte Specimens of English Poetry, und zwar von Shakespeare, Milton, Pope, Gray, Goldsmith, Cowper, Burns, Byron, Tennyson, Longfellow. Unter den Lesestücken fehlen auch Briefe nicht, und zahlreiche Exercises sind im Anschlufs daran gestellt. Sehr dankenswert ist der beständige Hinweis auf die Privatlektüre. So finden wir z. B. S. 18 hinter dem Artikel English Customs once and now zur Lektüre empfohlen: English Christmas in Charles Dickens' Sketches — in W. Irving's Sketchbook — in Addison's Sir Roger u. s. w. Wenn auch bei der Fülle des Stoffes der Schüler nicht immer zu dieser Privatlektüre kommen wird, so ist doch schon der Hinweis wertvoll und bietet Gelegenheit zu freien Vorträgen u. dgl. Die deutschen Übungsstücke in der Übersetzungsschule erweitern und ergänzen, wie schon erwähnt, den eben besprochenen englischen Übungsstoff und gliedern sich somit organisch an. — So können wir dem tiefdurchdachten Werke, das so recht in das englische Leben einzuführen geeignet ist, nur aufrichtige Anerkennung zollen. Möge es die weiteste Verbreitung finden!

Döbeln. **E. Stiehler.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 13. August. Nr. 1|Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrga 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalt es In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitz 30 Pfg.

195) **A. Ludwig, Ukalegon in Ilias und Aeneis. — Eine besondere Dualform bei Homer.** P , Verlag der Königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften Komm. Fr. Řivnáč), 1897. 15 S. 8⁰.

Die beiden oben benannten Abhandlungen bil Nr. V und Nr. VI der Sitzungsberichte der Königl. böhmischen Ges schaft der Wissenschaften, Klasse für Philosophie, Geschichte und lologie 1897. Die erste, überschrieben: Ukalegon in Ilias und Aeneis, steht eigentlich aus zwei ziemlich locker miteinander verknüpften Un suchungen. Zuerst nämlich behandelt der Verfasser das merkwürdige ftreten des Namens *Οὐκαλέγων* in Il. *Γ*, 148, merkwürdig sowohl dur die Form des Namens, als auch durch das Ungeschickte und Störend der Erwähnung an der genannten Iliasstelle, welche zugleich die einzi Erwähnung dieses Namens in der ganzen Ilias ist. Die Erklärung d Erscheinung wird dadurch zu geben gesucht, dafs angenommen wird, rgil habe Aen. II,

312 die Nennung s Ucalegon aus der Iliu Persis (der wahrscheinlichen Quelle für diesen il der Aeneis) entnommen. Hier aber sei gar von keinem Namen di ede gewesen, sondern es habe da geheifsen: schon brennt der nächstNachbar — und am Anfange des folgenden Verses habe gestanden: ο ἀλέγων: ohne sich (in der Angst und Verwirrung) darum zu kümmer Dies sei schon in alter Zeit fälschlich als Name: Οὐκαλέγων versta n worden, und so habe auch Vergil den Namen Ucalegon an dieseStelle übernommen. Die Nennung des Ukalegon in Il. Γ, 148 sei int oliert, und zwar schon in sehr alter Zeit, um durch Erwähnung dieses amens in der Ilias demselben eine gewisse Legitimation zu verschaf. Somit sei auch für Il. Γ eine sichere Interpolation nachgewiesen, viell ht sei auch Vers 147 interpoliert. — Der Nachweis ist mit grofsem S rfsinn geführt, und sobald man annimmt, dafs Vergil seine Erwähnung c Ukalegon aus Iliu Persis geschöpft hat, ist die Beweisführung sehr sprechend. Man braucht indessen nicht jener Annahme beizustimmen, da ergil diesen Zug ja selbständig eingefügt und den Namen nur der ep hen Belebung halber hinzugesetzt haben kann; dann kann aber der Nan aus Γ, 148 direkt stammen. Sobald man aber des Verfassers scharfsin e Kombination gelten läfst, hat die ganze Schlufsfolgerung etwas a rordentlich Bestechendes. An diese Untersuchung knüpft dann der V asser eine Erörterung über das epische Verfahren des Dichters der ersten ier Iliasbücher. Er findet, dafs die Enttäuschung der Kunstgriff sei der in dieser Partie der Ilias mit ganz besonderer Meisterschaft und sschliefslichkeit gehandhabt sei. Daraufhin mustert er den Gang der zählung in der ganzen übrigen Ilias, um zu entdecken, ob sich do etwa noch fernere Abschnitte finden, die von dem vorher bezeichneter Dichter herstammen könnten. Sowohl diese ganze Untersuchung wie ich einige speziellere Erörterungen, z. B. über die Homilie des Glauk und Diomedes (S. 12) ist mit grofsem Scharfsinn und sehr interessan durchgeführt, wenngleich Referent gestehen mufs, dafs er vielfach nicht durch überzeugt worden ist. Aber auch die Ausführungen des Verf ers, die nicht überzeugen, bieten durchweg für jeden, der sich näher mi den homerischen Dichtungen beschäftigt, sehr viel Anregendes.

Mit gleichem charfsinn ist die zweite kurze Abhandlung geschrieben: Eine besondere Du form bei Homer. Es handelt sich um Il. Ν 303, wo ἀμφοτέρων im ge öhnlichen Text von ἔκλυον abhängig gemacht wird.

Der Verfasser sucht nun nachzuweisen, dafs der Sinn in dieser Fassung des Textes unerträglich sei, beruft sich auch auf die Korrektur Vindob. 5: *ἀμφοτέροις*. Letzterer stimmt er nicht ohne weiteres bei, sondern möchte *ἀμφοτέρων* beibehalten, aber als eine alleinstehende Form des Nominativs im Dual erklären. Referent mufs nun sagen, dafs er freilich den Sinn der hergebrachten Lesart nicht hervorragend geistreich finden kann, dafs ihm aber doch die Möglichkeit vorhanden scheint, die Plattheit dem Dichter dieses Stückes beizumessen. Will man indessen durchaus einen Nominativ des Duals haben, so wäre doch leichter geholfen, wenn man mit Tilgung des *ν* *ἀμφοτέρω* läse, als dafs man eine sonst nirgends erscheinende Form des Nom. und Acc. Dual. konstruiert.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

196) **S. Olschewsky, La langue et la métrique d'Hérodas.** Leide (Brill), Bruxelles (Kiessling), Paris (Borrani), Leipzig (Kittler) 1897. 84 S. 8.

Deutsche Philologen werden aus dieser meist auf Meister und Crusius beruhenden Zusammenstellung über Laut- und Formenlehre S. 14—43), Syntax (S. 43—46) und Wortschatz (S. 46—76) keinen Nutzen ziehen können. Für den systematischen Standpunkt genügt es, auf die Préliminaires zu verweisen, in denen nach einer allgemeinen Charakterisierung des Dialektes unter der Überschrift „La prononciation" (S. 17) Elision, Krasis, Synizese, Aphärese, Hiatus, Synkope, Allitteration und — Ellipse, sodann als „Autres particularités" Tmesis, Asyndeton, Psilosis, Metathesis, Apokope und Jota adscriptum behandelt werden.

Radautz. **Wilh. Weinberger.**

---

197) **Gustav Schneider, Die Weltanschauung Platos** dargestellt im Anschlusse an den Dialog Phädon. Berlin, Weidmann, 1898. XIV u. 138 S. 8.

Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, dafs kein anderer Dialog Platos eine so weitgehende Bedeutung auch für das Gymnasium in Anspruch nehmen kann wie Phädon einerseits wegen des in ihm behandelten, jeden denkenden Menschen beschäftigenden Problems, anderseits wegen der ganzen, Wissenschaft, Ethik und Religion umfassenden Weltanschauung, die in ihm enthalten ist. Es liegt deshalb sehr nahe, die Lektüre desselben für die allgemeine philosophische Bildung nutzbar zu machen. Das

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 13. August. Nr. 1 Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrga 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalt es In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petit 30 Pfg.

195) **A. Ludwig, Ukalegon in Ilias und Aeneis. — Eine besondere Dualform bei Homer.** P , Verlag der Königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften Komm. Fr. Řivnáč), 1897. 15 S. 8⁰.

Die beiden oben benannten Abhandlungen bild Nr. V und Nr. VI der Sitzungsberichte der Königl. böhmischen Ges schaft der Wissenschaften, Klasse für Philosophie, Geschichte und lologie 1897. Die erste, überschrieben: Ukalegon in Ilias und Aeneis, steht eigentlich aus zwei ziemlich locker miteinander verknüpften Un suchungen. Zuerst nämlich behandelt der Verfasser das merkwürdige treten des Namens *Οὐκαλέγων* in Il. *Γ*, 148, merkwürdig sowohl dur die Form des Namens, als auch durch das Ungeschickte und Störend der Erwähnung an der genannten Iliasstelle, welche zugleich die einzi Erwähnung dieses Namens in der ganzen Ilias ist. Die Erklärung d Erscheinung wird dadurch zu geben gesucht, dafs angenommen wird, rgil habe Aen. II,

312 die Nennung des Ucalegon aus der Iliu Persis (der wahrscheinlichen Quelle für diesen Teil der Aeneis) entnommen. Hier aber sei gar von keinem Namen die Rede gewesen, sondern es habe da geheifsen: schon brennt der nächste Nachbar — und am Anfange des folgenden Verses habe gestanden: *οὐκ ἀλέγων*: ohne sich (in der Angst und Verwirrung) darum zu kümmern. Dies sei schon in alter Zeit fälschlich als Name: *Οὐκαλέγων* verstanden worden, und so habe auch Vergil den Namen Ucalegon an dieser Stelle übernommen. Die Nennung des Ukalegon in Il. *Γ*, 148 sei interpoliert, und zwar schon in sehr alter Zeit, um durch Erwähnung dieses Namens in der Ilias demselben eine gewisse Legitimation zu verschaffen. Somit sei auch für Il. *Γ* eine sichere Interpolation nachgewiesen, vielleicht sei auch Vers 147 interpoliert. — Der Nachweis ist mit grofsem Scharfsinn geführt, und sobald man annimmt, dafs Vergil seine Erwähnung des Ukalegon aus Iliu Persis geschöpft hat, ist die Beweisführung sehr ansprechend. Man braucht indessen nicht jener Annahme beizustimmen, da Vergil diesen Zug ja selbständig eingefügt und den Namen nur der epischen Belebung halber hinzugesetzt haben kann; dann kann aber der Name aus *Γ*, 148 direkt stammen. Sobald man aber des Verfassers scharfsinnige Kombination gelten läfst, hat die ganze Schlufsfolgerung etwas aufserordentlich Bestechendes. An diese Untersuchung knüpft dann der Verfasser eine Erörterung über das epische Verfahren des Dichters der ersten vier Iliasbücher. Er findet, dafs die Enttäuschung der Kunstgriff sei, der in dieser Partie der Ilias mit ganz besonderer Meisterschaft und Ausschliefslichkeit gehandhabt sei. Daraufhin mustert er den Gang der Erzählung in der ganzen übrigen Ilias, um zu entdecken, ob sich dort etwa noch fernere Abschnitte finden, die von dem vorher bezeichneten Dichter herstammen könnten. Sowohl diese ganze Untersuchung wie auch einige speziellere Erörterungen, z. B. über die Homilie des Glaukos und Diomedes (S. 12) ist mit grofsem Scharfsinn und sehr interessant durchgeführt, wenngleich Referent gestehen mufs, dafs er vielfach nicht dadurch überzeugt worden ist. Aber auch die Ausführungen des Verfassers, die nicht überzeugen, bieten durchweg für jeden, der sich näher mit den homerischen Dichtungen beschäftigt, sehr viel Anregendes.

Mit gleichem Scharfsinn ist die zweite kurze Abhandlung geschrieben: Eine besondere Dualform bei Homer. Es handelt sich um Il. *Ν* 303, wo *ἀμφοτέρων* im gewöhnlichen Text von *ἔκλυον* abhängig gemacht wird.

Der Verfasser sucht nun nachzuweisen, dafs der Sinn in dieser Fassung des Textes unerträglich sei, beruft sich auch auf die Korrektur Vindob. 5: *ἀμφοτέροις*. Letzterer stimmt er nicht ohne weiteres bei, sondern möchte *ἀμφοτέρων* beibehalten, aber als eine alleinstehende Form des Nominativs im Dual erklären. Referent mufs nun sagen, dafs er freilich den Sinn der hergebrachten Lesart nicht hervorragend geistreich finden kann, dafs ihm aber doch die Möglichkeit vorhanden scheint, die Plattheit dem Dichter dieses Stückes beizumessen. Will man indessen durchaus einen Nominativ des Duals haben, so wäre doch leichter geholfen, wenn man mit Tilgung des *ν* *ἀμφοτέρω* läse, als dafs man eine sonst nirgends erscheinende Form des Nom. und Acc. Dual. konstruiert.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

196) **S. Olschewsky, La langue et la métrique d'Hérodas.** Leide (Brill), Bruxelles (Kiessling), Paris (Borrani), Leipzig (Kittler) 1897. 84 S. 8.

Deutsche Philologen werden aus dieser meist auf Meister und Crusius beruhenden Zusammenstellung über Laut- und Formenlehre S. 14—43), Syntax (S. 43—46) und Wortschatz (S. 46—76) keinen Nutzen ziehen können. Für den systematischen Standpunkt genügt es, auf die Préliminaires zu verweisen, in denen nach einer allgemeinen Charakterisierung des Dialektes unter der Überschrift „La prononciation" (S. 17) Elision, Krasis, Synizese, Aphärese, Hiatus, Synkope, Allitteration und — Ellipse, sodann als „Autres particularités" Tmesis, Asyndeton, Psilosis, Metathesis, Apokope und Jota adscriptum behandelt werden.

Radautz. **Wilh. Weinberger.**

---

197) **Gustav Schneider, Die Weltanschauung Platos** dargestellt im Anschlusse an den Dialog Phädon. Berlin, Weidmann, 1898. XIV u. 138 S. 8.

Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, dafs kein anderer Dialog Platos eine so weitgehende Bedeutung auch für das Gymnasium in Anspruch nehmen kann wie Phädon einerseits wegen des in ihm behandelten, jeden denkenden Menschen beschäftigenden Problems, anderseits wegen der ganzen, Wissenschaft, Ethik und Religion umfassenden Weltanschauung, die in ihm enthalten ist. Es liegt deshalb sehr nahe, die Lektüre desselben für die allgemeine philosophische Bildung nutzbar zu machen. Das

ist allerdings schon in der Steuderschen Ausgabe geschehen, aber mit einseitiger Berücksichtigung der Psychologie. Im Gegensatz dazu behandelt Schneider alle Begriffe, zu deren Besprechung die Lektüre Anlafs giebt: Kreislauf des Werdens, a priori, Geist und Materie, Substanz und Accidens, Materialismus, mechanische Erklärung der Welt, Sensualismus, a posteriori, Ideenassociation, Idee, Idealismus, Zweck (Teleologie), realisierende Mittel, organische Weltanschauung u. a. m. Er wollte ein Hilfsbuch liefern, das dem Schüler für die Wiederholung und Zusammenfassung des im Unterricht Entwickelten nützlich sein und das Verständnis und die Aneignung des Inhaltes erleichtern könnte. Diesen Zweck hat er vollkommen erreicht. Ist doch seine Schrift aus der wiederholten Durcharbeitung des Dialoges mit Schülern hervorgegangen.

Schneider giebt zunächst eine klare und übersichtliche Disposition, die er am Schlusse des weiteren begründet. Bei so umfangreichen Dialogen wie Phädon kann man schwerlich vom Schüler verlangen, sie selbst zu finden. Dann wird in möglichst einfacher und schlichter Form der Inhalt der einzelnen Kapitel entwickelt, was sehr wesentlich zum besseren Verständnis des einzelnen wie des Ganzen beiträgt. Daran schliefst sich die Erörterung aller der allgemeinen Fragen an, die der Abschnitt anregt. So enthält Schneiders Buch alles das, was neben dem in den Ausgaben Gebotenen zum vollen Verständnis des Phädon erforderlich scheint. Ist es auch in erster Linie für den Schüler bestimmt, so wird es, da es von einem ebenso tiefen Platokenner wie erfahrenen Schulmanne herrührt, doch auch dem Lehrer von grofsem Nutzen sein, zumal dem, der den Dialog zum erstenmale liest. Ja, auch dem Kenner des Plato bringt es Neues und Anregendes. Namentlich von dem Standpunkte der Metaphysik aus, die ja Schneider mit bestem Erfolge bearbeitet hat, wird manches in eine neue Beleuchtung gestellt und aufgeklärt.

Und so bleibt nur der Wunsch übrig, dafs der Verfasser das Ziel, das er sich gesteckt hat, zur Lektüre des Phädon neue und tiefer gehende Anregungen zu geben, auch erreiche.

Dresden. **M. Wohlrab.**

---

198) **Index ad oratorem Lycurgum.** Scripsit **Sergius Kondratiew.** Mosquae, Apud Tichomirowum, 1897. I u. 29 S. 8. 1 p. 50 k.

Vom Umfange abgesehen, unterscheidet sich vorliegendes Elaborat von dem erst vor kurzem besprochenen Büchlein von Forman Index Andoci-

deus-Lycurgeus-Dinarcheus (vgl. Nr. 3 S. 51 f.) in der äufseren Anlage nur in drei Punkten. Einmal haben *ἀναμιμνήσκω* und *ἀποθνήσκω* kein *ι* subscriptum, sodann sind mit vollem Recht die Dichterstellen ausnahmslos und ebenso der *ὅρκος* unberücksichtigt geblieben, zum Dritten aber sind teilweise Konjekturen mit einbezogen. Ist nun bei derartigen Untersuchungen das letztgenannte Verfahren überhaupt mifslich, insofern das hiebei beliebte subjektive Ermessen unvermeidlich einen gewissen Grad von Regellosigkeit und Willkür zur Begleiterscheinung hat, so beeinträchtigt es geradezu den Wert einer Arbeit, wenn die Aufnahme der Konjekturen gar ohne deutliche Namhaftmachung erfolgt. Indes scheint diese Klippe bei Kondratiew im ganzen glücklich vermieden. Um so minderwertiger dagegen erweist sich seine Schrift in allen anderen Beziehungen, wenn man damit die Resultate Formans zusammenhält.

Verraten schon die mechanischen Zusammenstellungen von *ἀλλά*, *ἄλλως*, *ἄν* etc., wo Forman gleich von vornherein einfaches *ἀλλά*, *ἀλλὰ καί* (cf. *οὐ μόνον*), *ἀλλὰ μήν*, *ἀλλ' οὖν γε*, desgleichen *ἄλλως πως* und *ἄλλως τε καί* auseinandergehalten und die einzelnen Fälle von *ἄν* bezüglich der Modi und der Stellvertretung für *ἐάν* u. dergl. unterschieden hat, den höheren Standpunkt des letzteren, so mufs ebenfalls schon beim ersten Einblick die Arbeit Kondratiews hinsichtlich des willkürlichen Verfahrens bei der äufseren Einreihung der Wörter berechtigtes Mifstrauen in dessen Akribie wachrufen. Eine sorgfältige Überprüfung der zwei ersten Seiten vollends dürfte genügen, um inbezug auf Sorgfalt der Untersuchung und Zuverlässigkeit und Vollständigkeit der Angaben zu einem stark absprechenden Urteil zu kommen.

Rücksichtlich der Einreihung ist zunächst die Inkonsequenz zu rügen, mit der die vorkommenden Formen bald unter Zugrundelegung der Stammform, z. B. *αἱρέω*, bald ohne Rücksicht auf diese unter der zufällig vorkommenden Form, z. B. *ἀράμενον*, in die alphabetische Ordnung gebracht sind. Warum soll ich, während doch z. B. unter *ἀδικεῖν* 12 Formen stehen, die alphabetisch an späteren Stellen aufzuführen wären, um mich zu vergewissern, ob das Verbum *αἴρω* bei Lykurg vorkommt, gerade unter *ἀράμενον* suchen? Man könnte dieses jedenfalls unpraktische Verfahren nur in dem Falle entschuldbar und zur Not noch erträglich finden, wenn Kondratiew bei jenen Wörtern dessen Anwendung beliebt hätte, von denen bei Lykurg nur eine einzige Form vorkommt; aber auch hier tritt die gleiche Inkonsequenz in die Erscheinung; so werden z. B. *ἠδέσθη* (142)

und ἤλγησε (41) unter αἰδεῖσθαι und ἀλγεῖν angeführt, obwohl weder diese Infinitive noch sonst irgendeine Form dazu bei unserem Schriftsteller sich finden. Was soll man aber erst dazu sagen, dafs die Stellen der aktiven Formen von ἀμύνω unter der alphabetisch vor Ἀμύντας eingereihten Medialform ἀμύνομαι, die Präsensformen von ἀναγιγνώσκω unter dem hinter ἀνάγεσθαι, ἀναγκάζομαι und ἀναγκαῖον rangierenden Futur ἀναγνώσεται stehen? Für unpraktisch halte ich es ferner, wenn die Ziffer eines Paragraphen ebenso oft gedruckt wird, als eine Form darin vorkommt, also ἀλλά 48. 48. 48. 104. 104. 104. Ἀμύντας 123. 123. 123. etc. Dabei is von den zwei ἀλλά (28) noch eines übersehen.

Weit schlimmer jedoch ist die Unzuverlässigkeit der Angaben selbst. So heifst es z. B. ἄδηλον (m) 135, während an dieser Stelle der Nom. des Neutr. gar nicht zu verkennen ist; Ἀθηναῖον 150, wo ὦ Ἀθηναῖοι steht und schlechterdings nichts anderes stehen kann; ebenso αἰσχυνόμενος 47 st. αἰσχυνόμενον; ἀμύνοντας 48 st. ἀμύνοντες; ἀληθές 49 ist nicht Nom., sondern Acc.; ἀληθῆ 34 beide Male nicht Acc. Masc., sondern Acc. Neutr.; ἀμείνω 76 nicht Acc. Neutr., sondern Acc. Fem.; ἀμφοτέρων 61 nicht m., sondern n.; 145 steht nicht der Indik. ἀναστρέφεται, sondern der Konj. ἀναστρέφηται; 57 nicht ἀμύνεσθαι, sondern ἀμύνασθαι; 131 nicht ἀναγκαῖον, sondern ἀναγκαῖα; 57 ist das zweite, 93 das erste ἄν = ἐάν. Was soll sodann der müfsige Zusatz f. bei ἀλλοτρίας, während bei αἴτιον 93, αἰτίοις 16, αἰχμαλώτους 72, ἀκόλουθα 127, ἑαλωκός 18 und an den fünf Stellen mit ἀναγκαῖον die unbedingt erforderliche nähere Angabe unterbleibt?

Was aber allen Mifsständen und Mängeln die Krone aufsetzt, ist die schon oben angedeutete Flüchtigkeit, die dem Verfasser „*iam multos annos in Lycurgi grammatica versanti*“ unter jeglichem Ausschlufs mildernder Umstände zum Vorwurf gemacht werden mufs. So fehlen, wobei ich wohlbemerkt die Fragmente leider nicht einmal zur Vergleichung beiziehen konnte, allein auf den zwei ersten Seiten die Stellen ἀγῶνα 2; ἄδειαν 104; ἀδικημάτων 147; 148; ἀδικήμασιν 97; ἀδικήματα (acc.; genauer τἀδικήματα, vgl. τἀληθῆ und τἄλλα; Forman hat die Krasis konsequent nicht berücksichtigt) 4; ἀλλά 124 (und das eine oben schon erwähnte 28); ἄλλων (n.) 83; ἀνδρείαν 108.

Eine ähnliche Fahrlässigkeit macht sich auch, was korrekten Druck anlangt, bemerkbar. Ich beschränke mich hier wiederum auf die beiden ersten Seiten: ἀληθῆ 119 st. 109; ἀλισκομένου st. ἀλισκομένοις 12;

πρἀγμα st. *πρᾶγμα* (S. 2 u. S. 13); *ἀμυνοντας* st. *ἀμύνοντας* (über die Form selbst s. oben!), del st. del. (S. 2); *ἀλλως* st. *ἄλλως*; *᾿Αβαρις* st. *῎Αβαρις*; *᾿Αλεξικλέα* st. *᾿Αλεξικλέα*. Gänzlicher Wirrwar herrscht in dem Artikel *ἀδίκημα*.

München. **Ph. Weber.**

---

199) **A. Cartault, La flexion dans Lucrèce.** Université de Paris. Bibliothèque de la Faculté des Lettres No. V. Paris, Félix Alcan, 1898. 122 pp. 8. 4 Frcs.

Die statistische Zusammenstellung der Flexionsformen eines Dichters wie Lukrez kann für diesen selbst und damit für die Wissenschaft von grofsem Nutzen sein, wenn sie auf so sicherer Grundlage ruht, wie die vorliegende. Denn C. zieht nicht nur die handschriftlichen Lesarten in den Bereich seiner Betrachtung, sondern auch die besten Ausgaben, wie die von Lachmann, Munro, Bernays, Brieger, Giussani (für die zwei ersten Bücher), Heinze (für das dritte Buch) und beobachtet überdies sorgfältig die Metrik, um durch sie, soweit es möglich ist, an unsicher überlieferten Stellen Anhaltepunkte für die Textgestaltung zu bekommen. Doch sind nicht alle Biegungsformen verzeichnet, sondern nur diejenigen, die dem Verfasser aus irgendeinem Grunde interessant und beachtenswert erschienen. Die Anordnung der Substantiva erfolgt nach den Besonderheiten der einzelnen Kasus, die der Verba nach Modis und Temporibus. Ab und zu werden die Ergebnisse zusammengefafst, doch hätte dies weit öfter geschehen können, als es thatsächlich geschehen ist. So konnte nach der Behandlung der griechischen Lehn- und Fremdwörter (vgl. S. 13, 21 u. 42) darauf hingewiesen werden, dafs Lukrez in der ersten und zweiten Deklination die griechischen Flexionsendungen möglichst meidet, in der dritten dagegen Formen wie *aëra, lampadas, melē* nicht selten anwendet, oder nach der Darstellung der Konjugation, dafs beim Perfektstamm die kürzeren Formen auf *-asse, -assem, -arim, -aram, -esse* u. s. f. bei unserem Dichter ausschliefslich in Gebrauch sind. Ebenso vermissen wir die gleichmäfsige Durchführung der Zahlenstatistik für die einzelnen Erscheinungen. Denn zwar wird S. 9 hervorgehoben, dafs den 166 Genetiven auf *-ai* in der ersten Deklination 153 auf *-ae* gegenüberstehen, aber anderswo fehlen solche Angaben z. B. S. 85, wo erwähnt werden konnte, dafs neben 26 Genitiven auf *-ius* bei den Pronominaladjektiven 32 auf *-ĭus* belegbar sind. In beiden Fällen wird mit den Zahlen festgestellt, dafs der Dichter

keinen Unterschied im Gebrauche der betreffenden Formen gemacht hat. Dankenswert wäre es auch gewesen, wenn die spezifischen Eigentümlichkeiten des Lukrez hervorgehoben und überhaupt die vorgeführten Erscheinungen immer mit den entsprechenden der übrigen hexametrischen Dichter verglichen worden wären.

Der wissenschaftliche Schwerpunkt der Arbeit liegt in den für die Textkritik wichtigen Fufsnoten. Hier werden nicht selten handschriftliche Lesarten, welche die Herausgeber beseitigt hatten, wieder hergestellt und mit Glück verteidigt, z. B. S. 52 Anm. und S. 64 Anm.; an anderen Stellen hat der Verfasser auch Textverbesserungen gegeben, wie S. 34 Anm. in I, 188 f., S. 56 in IV, 160 und S. 57 Anm. in VI, 804, ja mehrfach schon durch Veränderung der Interpunktion einen besseren Sinn geschaffen, so S. 81 Anm. in VI, 459 und S. 52 Anm. in III, 102 f. Freilich wird man ihm nicht überall beistimmen können, z. B. S. 46 Anm., wo er das II, 553 überlieferte Wort *caverna* nicht mit Lambin, Lachmann, Munro, Brieger u. a. in *guberna* geändert wissen will, weil an jener Stelle Lukrez nur Dinge im Plural nenne, die auf jedem Schiffe in der Mehrzahl vorhanden seien. Da aber *caverna* bei Lukrez und anderen Dichtern meist im Plural gebraucht wird (*cavernae aetheriae, caeli, navigii, puppis*), so steht seine Lesart *cavernam* gleichfalls auf schwachen Füfsen. Doch trotz dieser Ausstellungen bleibt die Schrift ein wertvolles Hilfsmittel für die Kenntnis der Sprache des Lukrez und ist weit zuverlässiger als z. B. G. Koffmanes Lexikon lateinischer Wortformen, in dem die Eigentümlichkeiten der Flexion ohne kritischen Kommentar verzeichnet werden und unter andern S. 9 *algu* als Lukretianischer Ablativ zu *algor* hingestellt wird, während C. S. 45 mit Recht darauf hinweist, dafs diese Form (III, 782) blofs durch Konjektur in den Text gekommen ist.

Eisenberg (S.-A). **O. Weise.**

---

200) **E. Linke, P. Cornelius Scipio Aemilianus.** Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte des Wettiner Gymnasiums. Dresden 1898. 34 S. 4.

Ein schon oft behandelter Gegenstand wird hier mit erneuter Prüfung der Quellen in ansprechender und wissenschaftlicher Weise mit gründlicher Gelehrsamkeit und gesundem Urteile abermals zur Darstellung gebracht. In der Auffassung der römischen Geschichte des zweiten vor-

christlichen Jahrhunderts schliefst sich Linke mehr an Ludwig Langes „Altertümer“ als an Th. Mommsens „Römische Geschichte“ an, ohne dabei auf Selbständigkeit zu verzichten. Seinen Ansichten, die er in den Anmerkungen meist eingehend begründet, wird man beistimmen, z. B. der über das Geburtsjahr Scipios, aber in der strittigsten und schwierigsten Frage, ob Scipio eines natürlichen Todes gestorben oder ermordet sei, bekennt Ref. durch die Darlegungen des Verf. S. 32—33 nicht überzeugt worden zu sein. Denn wenn Cicero, der den Thatsachen um Jahrhunderte näher stand als Appian und Plutarch, trotzdem er des Laelius Leichenreden auf Scipio kannte, die Ermordung derselben als feststehende Thatsache hinstellt, so wird er seine guten Gründe dafür gehabt haben, und es wird ihm zu glauben sein, obwohl er als Optimat von der Verwerflichkeit der Gracchen und ihrer Partei überzeugt war. Indes das weiter zu begründen gehört nicht in den Rahmen dieser Anzeige. Ref. hat aber den Eindruck gehabt, dafs Linke auch sonst dem Plutarch und besonders den Apophthegmen zu viel historischen Wert beimifst. Nach dem Bilde, das L. vom Scipio Aemilianus zeichnet, leidet es an innerer Unwahrscheinlichkeit, dafs Scipio als Censor einen jungen Mann, „der bei einem während der Belagerung Karthagos veranstalteten schwelgerischen Mahle einen Kuchen von einer der Stadt Karthago ähnlichen Form hatte auftragen lassen“ aus dem Ritterstande stiefs, weil er Karthago früher als er selbst zerstört habe (S. 23 n. 42). Scipio wird über diesen derben gastronomischen Scherz, wenn er überhaupt historisch ist, eher gelacht als sich persönlich dadurch gekränkt gefühlt haben. Zum Ärger hatte er tausendfache andere Veranlassung.

In einem Punkte scheint mir bei Linke ein Irrtum vorzuliegen. Er sagt S. 3 Aemilianus hatte zwei Stiefbrüder, die im jugendlichen Alter kurz hintereinander starben, der eine vierzehnjährig, fünf Tage vor dem Triumphe des Aemilius Paullus über Perseus, der andere zwölfjährig, drei Tage nach demselben. Wenn wir Ciceros Worte ad fam. 4, 6, 1: septem diebus und die des Livius 45, 40: quinque diebus ante triumphum und triduo post zusammenhalten und römische Rechnungsart beachtend den Tag des Triumphes mit 1 bezeichnen und dann rückwärts und vorwärts weiter zählen, also 5, 4, 3, 2, 1, 2, 3, so ergiebt sich, dafs der eine Bruder Scipios vier Tage vor dem Triumphe, der andere zwei Tage nach demselben gestorben ist.

Sollte der Verfasser Gelegenheit haben, diese Vita Scipionis noch ein-

mal in Buchform herauszugeben, was sehr wünschenswert wäre, so möchte es sich empfehlen, den Scipio nicht immer bloſs Aemilianus zu nennen, besonders an solchen Stellen, wo auch von seinem leiblichen Bruder Q. Fabius Maximus Aemilianus gesprochen wird, zugleich würde sich auch Gelegenheit bieten von Scipio und seinem Freundeskreise als den Hauptvertretern der antiken Humanität zu handeln und darzulegen, wie weit Scipio in diesem Punkte vorbildlich für M. T. Cicero gewesen ist.

Die auſserordentlich zahlreichen Citate sind nach den Stichproben zu urteilen zuverlässig. Druckfehler habe ich nicht bemerkt. Der Druck selbst ist, wie leider oft bei Programmen, zu eng und greift die Augen an.

Wolfenbüttel. **H. Bruncke.**

---

201) **W. M. Ramsay, The cities and bishoprics of Phrygia** being an essay of the local history of Phrygia from the earliest times to the Turkish conquest. I. 1. The Lycos valley and South-Western Phrygia. 2. West and West-Central Phrygia. Oxford, at the Clarendon Press, 1895; London, H. Frowde, 1897. XXII u. XVI u. 790 S. 8. 18 u. 21 sh.

Der Name W. M. Ramsays hat mit Recht weite Verbreitung gefunden im Gelehrtenkreise klassischer Altertumswissenschaft und wohl über ihn hinaus. Wir kennen R. als fruchtbaren, erfolgreichen Arbeiter auf topographischem, archäologischem, epigraphischem Gebiet; auch auf theologischem Gebiet hat er sich neuerdings bethätigt. Der Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Arbeiten ist Kleinasien und da wieder Phrygien. In häufigen ausgedehnten Reisen hat er in den Jahren von 1880 bis 1891 das Land durchstreift. Das rege Interesse, das man in England noch immer dem klassischen Altertum entgegenbringt, die offene Hand der eigens für die Erforschung antiker Stätten vereinigten Privatgesellschaften — ein mahnendes Beispiel für Deutschland! — hat ihm die Mittel gewährt. Zahlreiche Einzelaufsätze über Phrygien und seine Altertümer liegen von ihm vor. So war R. in erster Linie berufen, aus eigener Anschauung heraus eine Landschaftsgeschichte Phrygiens im groſsen Stil zu schreiben, wie sie erfreulicherweise jetzt auch für andere Landschaften Kleinasiens in Angriff genommen ist oder doch nach und nach vorbereitet wird. Das wichtige Zentralgebiet des westlichen Kleinasiens, durch das alle von Osten, Westen und Norden kommenden Straſsen laufen, das

eben wegen seiner Lage die wechselreichsten Schicksale durchlebt und in seinen Grenzen geschwankt hat, verdiente besonders eine eigene Darstellung.

Im weitesten Sinne hat auch R. seine Aufgabe gefafst. Es kommt ihm darauf an, zu zeigen, wie Phrygien im Laufe der Zeit zum heutigen Zustand gelangt ist. Demgemäfs reicht der geschichtliche Überblick von den Anfängen bis zur türkischen Eroberung hinab.

Die beiden vorliegenden Teile des ersten Bandes behandeln das westliche und südwestliche Phrygien. Auf eine gröfsere Einleitung hat R. verzichtet und setzt nach kurzer Aussprache über Zweck, Ziel und Mittel seines Buches und einer ehrlichen Verteidigung gegen die Kritiker seiner früheren Arbeiten mit der topographischen Einzeldarstellung ein. Die verschiedenen räumlich geschlossenen Gebiete der Landschaft will er auch geschichtlich gesondert betrachten. Er beginnt im ersten Teile mit dem natürlichen Eingangsthor Phrygiens von W. her, mit dem Lykosthal, dessen Oberflächengestalt und Entwickelung von den ältesten Zeiten an geschildert werden. Die beiden folgenden Kapitel behandeln Laodikeia am Lykos (Stadtplan von G. Weber in Smyrna) und Hierapolis, weiter die Ortschaften des mittleren Mäanderthales (Mossyna, Motella, Thiunta, Dionysopolis u. s. w.), die an der karisch-lydischen Grenze gelegenen Städte (Attuda, Trapezopolis, Hydrela u. a.), dann Kolossai; ferner die Städte der peltenischen und eumenetischen Ebene des oberen Mäanderthales (Lunda, Peltai, Attanassos) und der Südwestecke Phrygiens (Themisonion, Eriza, Kibyra u. s. w.), endlich die Grenzstädte bei Pisidien (Keretapa, die kyllanische Ebene u. s. w.).

Die Gliederung der einzelnen Kapitel ist im ganzen gleich: Lage, Beschreibung, bisweilen Ethnographie, Geschichte, Einzelheiten nach Inschriften und Münzen, Anhänge mit den wichtigeren Inschriften und Bischofslisten. Dennoch benutzt R., abgesehen von den lokalen Besonderheiten, einzelne Städte zu allgemeineren Ausführungen, so Laodikeia als Beispiel phrygischer Stadtverfassung und -verwaltung in der Kaiserzeit, Hieropolis, und das nicht zu fern gelegene Heiligtum der Leto und des Apollon Lairbenos als Muster der in Phrygien sehr verbreiteten alten Kultmittelpunkte und ihrer Einrichtung. Bei den Grenzbezirken wird der Grenzlauf und Grenzwechsel an der betreffenden Stelle besprochen, bei Kolossai, einem der Hauptdurchgangspunkte die ostwärts führenden Strafsen der verschiedenen Zeiten.

Der zweite Teil bringt neben den fortlaufenden und gleich geordneten topographischen Abschnitten, Eumenia, Apameia (Plan), den nördlich und westlich von Eumenia gelegenen Städten (Pepuza, Sebaste, Blaundos, Akmonia und Umgebung), der Pentapolis (Hierapolis, Bruzos, Otrus, Stektorion, Eukarpia) direkt einige allgemeine Kapitel über die christlichen Inschriften von Südwest- und Zentralphrygien und die Juden in Phrygien.

Im allgemeinen ist die Fülle von neuen topographischen Ansätzen, die sorgfältige Verwertung des schwierigen und weitverstreuten Materials, die glückliche und scharfsinnige Behandlung zahlreicher Einzelfragen hervorzuheben. Auf R.s eigene umfassende Aufnahmen gegründete übersichtliche Karten sind beiden Teilen beigegeben. Druck und Ausstattung sind gleich vorzüglich. Ein grundlegendes Buch wird das mit gewaltiger Arbeitskraft geschaffene Werk R.s stets bleiben; für die Menge des Neuen gebührt R. der lebhafte Dank der Mitforscher.

Der Anordnung und Form kann man freilich nicht so rückhaltlos zustimmen. R.s Landschaftsgeschichte fehlt der leitende Gedanke und die durchsichtige Gliederung. Die Schwierigkeit, gerade von Phrygien ein Gesamtbild zu zeichnen, ist zuzugeben, aber ein Entwurf mufste mindestens versucht werden, zumal von einem so guten Kenner der Landschaft wie des ganzen kleinasiatischen Landes. R. hätte wohl besser gethan, auf dem Grund einer geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Skizze des Landes seine topographischen Berichte und Einzeluntersuchungen aufzubauen, um am Schlufs in erneuter Zusammenfassung mit der Schilderung des Zuständlichen, der Kulte, des Stadtlebens den Bau zu krönen. Als grofse Anhänge hätten sich dann Inschriften und Bischofslisten anschliefsen können. Dafs verschiedene Teile Phrygiens ganz ihre eigene Entwickelung genommen haben, rechtfertigt nicht das Aufgeben jeder Einheitlichkeit der Darstellung. Gerade wenn die allgemeinen Schicksale des Landes vorher besprochen waren, hätte sich auf diesem Hintergrunde die Sonderentwickelung nur klarer abgehoben. Auch R.s „Historical geography of Asia minor“ bietet für dieses fehlende Gesamtbild Phrygiens keinen Ersatz. Der Mangel hängt wohl mit der etwas raschen Produktion R.s zusammen, die ihm Bedürfnis zu sein scheint. Man hätte dem Buche ein längeres Reifen wünschen mögen.

Die rasche Produktion giebt sich schon äufserlich darin kund, dafs R. es liebt, hier wie sonst gröfsere und kleinere Ergebnisse seiner Forschungen des öfteren zu veröffentlichen, ohne dafs die späteren Publika-

tionen der ersten gegenüber wesentlich Neues bringen. Dafür und für R.s zeitweilige Arbeitsweise im einzelnen nur ein Beispiel, da eine ausführlichere Erörterung des Details an dieser Stelle nicht möglich ist. Einer von R.s Lieblingsgedanken ist der Nachweis möglichst früher und möglichst vieler Spuren des Christentums in Phrygien. Deshalb tritt er hier II, 722 ff. 788 ff. zum dritten- und viertenmale für den christlichen Ursprung der Aberkiosinschrift ein, ohne irgendwelchen neuen durchschlagenden Grund dafür beibringen zu können. Zum fünften- und sechstenmale beschäftigt er sich I, 118 f.; II, 545 ff. mit dem angeblich christlichen Charakter einer Inschrift aus Hierapolis (Altert. v. Hierapolis, N. 227) und sucht mit einer Menge von Gelehrsamkeit die biedere Handwerksgenossenschaft der *πορφυραβάφοι* zu einer geheimnisvollen christlichen Gemeinde zu stempeln. Und seine Begründung steht hier auf noch schwächeren oder eigentlich auf gar keinen Füfsen. Die in der Inschrift erwähnte, augenblicklich noch nicht ausreichend erklärte, aber wahrscheinlich zu der Purpurfärbergilde gehörige *ἐργασία θρεμματική* soll christlich sein, weil die Christen für Waisen und „Findlinge (*θρέμματα*)“ sorgten. Sogar die harmlose und auf Inschriften der Kaiserzeit oft erscheinende Einführung eines zweiten Namens mit *ἐπίκλην* soll auf Christentum hindeuten. Ähnlich seltsam ist es, wenn R. II, 550, N. 415 eine andere Inschrift aus Hierapolis als wahrscheinlich christlich anführt wegen des Namens Acholios. Er verweist zur Begründung auf S. 564, N. 462, wo derselbe als zweiter Name (*ὁ καὶ Ἀ.*) vorkommt. Aber hier gehört er einem vornehmen Mann, der neben anderen Ehrenämtern auch das der Panegyriarchie bekleidet hat, und dessen Christentum deswegen R. selbst stark anzweifelt. Eine dritte Inschrift wird S. 553, N. 420 gar nur deshalb als möglicherweise christlich angeführt, weil die Namen der Söhne des Grabherrn *Φλάυιος Θεόδωρος* und *Φλάυιος Θευδᾶς* und die (in späteren Grabschriften gar nicht seltene) Beisetzungserlaubnis für alle, denen diese es gestatten, gut zum Christentum passen würden!

Hier offenbart sich im kleinen wie vorher im grofsen ein gewisser Mangel an Ruhe, Klarheit, Methode bei allem Fleifs, allem Scharfsinn und aller Gelehrsamkeit. Mit etwas mehr Selbstzucht hätte sich etwa auf der Hälfte des von R. bisher verwendeten Raums das Gleiche sagen lassen und wahrscheinlich besser. So wird jede Vermutung gleich mitgeteilt und breit erörtert, bisweilen (z. B. in R.s Verteidigung seiner Ansicht über die Aberkiosinschrift gegen Albrecht Dieterichs Hypothese) mit

allzu starker Zuversichtlichkeit und allzu stolzem Selbstbewufstsein. Der heidnische Charakter der Aberkiosinschrift wie die „Nord-Galatische Theorie von St. Pauls Reisen", die R. II VIII aus der Welt geschafft zu haben hofft, wird immer noch ihre Vertreter finden und wahrlich nicht die schlechtesten.

An dem Gesamtplan von R.s Werk läfst sich jetzt nichts mehr ändern, aber vielleicht beherzigt R. bei der Fortsetzung im einzelnen die Ausstellungen, die sich jedem aufmerksamen Leser aufdrängen müssen. Der Wert des Werkes würde dadurch noch wesentlich gewinnen.

Marburg i. H. **Walther Iudeich.**

---

202) **G. E. Rizzo, Forme fittili agrigentine.** Contributo alla storia della coroplastica greca, Roma 1898 (Separatabdruck aus den Mitteilungen des kaiserl. deutschen archäol. Inst. Römische Abteilung. 1897. S. 253—306 u. Tafel 11).

Dieser Fr. v. Duhn gewidmete Separatabzug kann insofern beanspruchen, in einer philologischen Zeitschrift kurz angezeigt zu werden, als die vierte Verrine den Ausgangspunkt bildet. Unsere Kenntnis einerseits der antiken Silbergefäfse, die doch den Stolz des reichen Hauses ausmachten, teils der sicilischen Kunst ist noch so lückenhaft, dafs jeder Beitrag dankbar aufgenommen werden mufs. Jene beiden Gebiete erhalten aber Förderung durch die hier bekannt gemachten Thonformen. Freilich sind sie so verschiedenartig nach Zeit, Stil und Erhaltung, dafs sie auch wieder Probleme aufgeben. Eugen Petersen fügt in einer Redaktionsnote (S. 289, 4) die Vermutug bei, ein Fabrikant habe gelegentlich Stücke abgeformt und so die buntscheckige Sammlung zusammengebracht; ich kenne thatsächlich einen solchen Fall in der hiesigen Stadt.

Mit guter Kenntnis der archäologischen Litteratur *) werden die Sachen besprochen, eingehend auch der richtige Gedanke ausgeführt, dafs die Thongefäfse billige Nachahmungen der Metallvasen seien. Man entschuldigt auch gerne, dafs der Lokalpatriot manchen Dingen grofse Wichtigkeit beilegt, die ein nüchternerer Betrachter nicht finden kann; wir meinen die beiden auf der Tafel abgebildeten Stücke, von denen das eine „Athena und Gigant" (eine dem schmalen Raume angepafste Komposition) mit der freien Schönheit des vorpergamenischen Bronzewerkes im

*) Die Silberfunde (S. 253 Anm. 2) sind übrigens in der Gazette archéologique 9, 261 sqq. 338 sqq. verzeichnet (Archäologie S. 26, 6).

Museo Kircheriano (Roschers Lexikon 1, 1666) schwerlich einen Vergleich aushält; das andere, „Stier- und Löwenkämpfer“, wird zu Lysippos' delphischem Weihgeschenk in Beziehung gesetzt, wozu bereits Petersen (S. 271 Anm.) richtige Bemerkungen gemacht hat; beide nehmen übrigens keinen Bezug auf Habich, Die Amazonengruppe, Berlin 1896, S. 29f.

Würzburg. **Sittl.**

---

203) **F. v. Reber und A. Bayersdorfer, Klassischer Skulpturenschatz.** I. Jahrg., Heft 15—24; II. Jahrg., Heft 1—3. München, Verlagsanstalt Fr. Bruckmann. Preis des einzelnen Heftes ℳ 0. 75, des Jahrgangs ℳ 12.

Zum Lobe dieses schönen Unternehmens, das bereits in den zweiten Jahrgang eingetreten ist, kann Ref. nicht weiter sagen, als was er schon bei früheren Anzeigen hervorgehoben hat. Es ist eine wahre Freude, diese schönen Hefte durchzusehen und sich wieder und wieder an den trefflichen Bildwerken zu erquicken, die mit verschwindenden Ausnahmen, bei denen eine kräftigere Reproduktion wünschenswert erscheint, z. B. II, 2, Nr. 5 = Nr. 155, vorzüglich wiedergegeben, auch in der Regel, worauf ja bei plastischen Werken sehr viel ankommt, von der vorteilhaftesten Seite aufgenommen sind.

Im erläuternden Text sind mir einige kleine Irrtümer aufgefallen. Zu Nr. 135 wird z. B. bemerkt, die Umschrift des Reverses der ersten Medaille laute Laurentius Medices, was natürlich Julianus heifsen mufs. Auch bei Nr. 128, Archelaos von Priene, die Apotheose Homers ist einmal Terpsichore statt Thaleia, und nachher Thaleia statt Terpsichore gesetzt, gegen die eigene unmittelbar vorhergehende richtige Benennung dieser Figur. Auch die getroffene Auswahl ist zu loben; namentlich erhalten wir sehr viele Abbildungen von Denkmälern, die sich an wenig besuchten Plätzen befinden und so der bildlichen Anschauung weiter Kreise bisher entzogen waren. In der Regel sind in jedem Heft zwei Bildwerke aus dem Altertum, zwei aus dem Mittelalter und zwei aus der Renaissance und neueren Zeit vereinigt. Ein zweckmäfsiges doppelt angelegtes Register zum ersten Jahrgang ermöglicht es dem Besitzer, die Bildwerke auch nach ihrer zeitlichen und Schulzusammengehörigkeit zu ordnen. Wir können dem schönen Werk nur die weiteste Verbreitung wünschen.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

204) **Friedrich Utzig, Handlexikon der römischen Litteraturgeschichte** für Gymnasiasten und angehende Philologen. Braunschweig, Wissmannsche Buchhandlung, 1898. 87 S. 8. ℳ. 1. 50.

Anfänger in dem Fache der römischen Litteraturgeschichte schöpfen ihre Kenntnisse am besten aus dem Unterrichte, den Ausgaben der Autoren und den Lehrbüchern. Aus einem alphabetischen Lexikon lassen sich nur oberflächliche und unsichere Kenntnisse gewinnen, zumal aus dem überaus dürftigen und schrecklich mangelhaften Büchlein von Utzig. Er hat hauptsächlich die 4. Auflage von Teuffel (1882) benutzt; doch verweist er auch auf die 3. und 5. Auflage (1890). Die Unbekanntheit mit wichtigen Werken aus neuerer Zeit (z. B. der Litteraturgeschichte von Schanz) fällt vielfach auf. Wie elend aber das Werklein durch nachlässige Stilisierung, Zerstreutheit, wüste Schreib- und Druckfehler (über 150) verunstaltet ist, mögen wenige Proben zeigen:

Accius schrieb Didaskalikon und Pragmatikon libri; im Didaskalikon behandelte er verschiedene Probleme, im Pragmatika das Drama. — Attis ist ein Exyllium Catulls; Epillion gehört zu seinen kleineren Gedichten; Helvius verfaſste ein Epylion Smyrna; Jo ist eine Epillion von Calvus. — Ausonius schrieb Idyllia; die zehnte hat 483 Verse. — Eumenius hinterlieſs vier Vorträge; eine spricht für die Schulen in Augustodunum; die jüngste dankt. — Briefe Ciceros giebt es in einer dreifachen Sammlung; wir besitzen sie in vier Sammlungen; Petarca fand die Briefe an Atticus. — Cassanius war ein Mönch (st. Cassianus), Q. Cicero Legat in Sicilien (st. Cilicien), Plotius Gallus der erste Redner in lateinischer Sprache (st. Rhetor), Celius Donatus ein Grammatiker (st. Aelius), Cornelius Gallus aus Forum, Orbilius ein Dramatiker (st. Grammatiker S. 42). Gellius widmete sich der Jura; Generalogiae gab es von Hygin; Georgica ist 30 v. Chr. vollendet. Geschichtschreiber sind Livius Titus und Tacitus Cicero (st Cornelius); letzterer ist 55 vor Chr. geboren. — Gracius (st. Grattius) verfaſste Cynegetica. Augustus merzte die Schäden aus, die der bellum civile verursacht hatte (S. 43). Gaius schrieb Institiones, Cicero eine rethorische Schrift de invectione, Seneca den Hercules Octaus, Lactantius Tirmianus de vira dei und de mortuis persecutorum. Annalus Lucanus ist ein Dichter, Ireaneus ein Kirchenvater, Gabinius Superbus eroberte Gabii (S. 58), Meтobaudes dichtete das laus Christi. Die Übersicht der Stadtregionen heiſst Notiae regionum S. 60 u. 71.

Varro war ein Rabiner, Velleius richtet sich an Vincinus, Voleacius schrieb de poetis. Der Vesuv verdeckte Herculaum S. 71, Nonius verfafste die Comendiosa doctrina; S. 54 u. 75 wird das Lied der Arvallieder (st. -brüder) erwähnt.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

205) **Souvestre, L'Esclave** und **L'Apprenti,** für den Schulgebrauch herausgegeben von **Fr. Speyer.** Leipzig, G. Freytag, 1897.

Mit der Herausgabe dieser beiden, in Deutschland noch ziemlich unbekannten Erzählungen Souvestres hat F. Speyer, wie es scheint, eine glückliche Wahl getroffen. Denn das hierin Gebotene dürfte wohl eine geeignete Lektüre für unsere Jugend sein: vor allem kann sie echte Kindesliebe und den Segen der Arbeit daraus lernen. In L'Esclave versetzt uns Souvestre nach Rom in die Kaiserzeit — ohne jedoch eine genauere Zeitbestimmung zu geben, da nirgends eine historische Persönlichkeit auftritt. Unter den kriegsgefangenen Galliern aus Armorica, die in Rom als Sklaven verkauft werden sollen, befindet sich auch Arvins, der Held der Geschichte, mit seiner Mutter Norva. Beide hängen mit innigster Liebe aneinander, werden jedoch bald getrennt. Arvins kommt in ein vornehmes reiches Patrizierhaus, wo er sich durch Energie und Pflichttreue auszeichnet, Norva in das Haus der Metella. Erst nach Jahren sehen sie sich wieder, auf der Appischen Strafse. Die Freude ist grenzenlos. Stundenlang plaudern sie in der hellen Sternennacht von der alten Heimat. Der Sohn begleitet endlich die Mutter zurück; sie soll zur Strafe dafür, dafs sie der Herrin entlaufen, mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt werden. Der Sohn gerät aufser sich und setzt alles daran, die Mutter zu befreien und loszukaufen. Bis 4 Uhr soll die Strafe aufgeschoben werden, wenn er bis dahin das Lösegeld bringt. Mit vieler Mühe besorgt er sich die Summe, 4000 Sesterzen, von Nafel, dem Armenier, und eilt zurück, kommt aber zu spät. Die Mutter erliegt den erlittenen Martern und Qualen und stirbt in seinen Armen. Nun hält ihn nur das eine Gefühl aufrecht: die Mutter zu rächen. Es kommt zu einem Sklavenaufstande, Arvins wird gefangen, zusammen mit dem alten Morgan. Sie sollen den wilden Tieren vorgeworfen werden. Vorher wird Arvins durch Nafel zum Christentum bekehrt. Einige Tage darauf giebt der Kaiser dem römischen Volke

öffentliche Spiele im Zirkus. Fast 200 Verurteilte werden den wilden Tieren vorgeworfen, unter den ersten Nafel, Arvins und Morgan.

Der Kommentar ist in hohem Maſse genügend und lehrreich in Bezug auf die römische Kaiserzeit. Das Wörterbuch ist durchweg ausreichend. Die Lektüre dürfte für Schüler der Unter-Sekunda zu empfehlen sein.

Dasselbe gilt von der zweiten Erzählung, L'Apprenti, die uns nach Mühlhausen im Elsaſs im Jahre 18 . . versetzt. Der Segen ehrlicher Arbeit und der Lohn des Fleiſses wird uns an Friedrich, dem jüngeren Sohne einer armen Witwe Kosmal — die elend in einer Dachkammer gestorben — vor Augen geführt, während sein älterer Bruder Franz, der stets die Arbeit scheut, elend zu Grunde geht.

Thorn. **E. Herford.**

---

206) **Sammlung französischer Aufsatzthemata** (mit Dispositionen und Vocabular). I. Teil für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten von **Adolf Bechtel** und **Ch. Glauser.** Wien. Manzsche kaiserl. und königl. Hof- Verlags- und Universitäts-Buchhandlung, (Julius Klinkhardt & Comp.) 1898. XVI u. 180 S.

Die Verfasser haben nach ihrer Angabe aus den gebräuchlichsten französischen Lesebüchern resp. Grammatiken und aus einigen in französischen Schulen eingeführten Anthologieen und Schulbüchern — von denen sie p. VIII ff. eine Liste geben — die ihnen geeignet erscheinenden Stücke ausgesucht. Sie ordnen sie in 6 Abteilungen an, nämlich: I. Vers à retourner (44 Stücke, meist Fabeln), II. Contes et récits (63), III. Récits historiques (20), IV. Dialogues (24), V. Lettres (41), VI. La description (12), zusammen 204 Stücke. Die letztgenannte Abteilung soll im „Cours supérieur“ ausführlicher behandelt werden. Am Beginn jeder Abteilung geben die Verfasser „conseils généraux“ für die Abfassung der „rédactions“. Nach jedem Thema sind die Bücher mit Seitenzahl angegeben, in denen sich das betr. Stück findet. Es folgt der „plan“ resp. das „sujet“ und in numerierten Abschnitten der Gedankengang der Erzählung. Daran schlieſsen sich endlich „Termes et phrases“ in ausdrücklicher Anlehnung an die Originalstücke mit deutscher Übersetzung.

Mit der von den Verfassern in der Préface geäuſserten Ansicht: „La rédaction tend à remplacer le thème“ — „Elle est dans la partie écrite

ce que la conversation est dans la partie orale“, kann man sich sehr wohl einverstanden erklären. Eine andere Frage ist es, ob es notwendig ist, den Schülern, zumal in den unteren Klassen, ein immerhin ziemlich umfangreiches Buch als Anleitung zur Abfassung solcher „rédactions“ in die Hand zu geben. Für die Benutzung seitens der Schüler ist das Buch, wie die Verfasser ausdrücklich sagen, bestimmt und angelegt. Ich möchte diese Frage verneinen. Einmal ist das eine unnötige Belastung der Schüler, da daneben natürlich noch ein Lesebuch resp. eine Grammatik gebraucht werden mufs. Dann aber wird man, wie die Verfasser auch sagen, in den unteren und meist wohl auch in den mittleren Klassen nur solche Stücke bearbeiten lassen, die vorher wiederholt gelesen und erklärt, und an die ausführliche Sprechübungen angeknüpft worden sind. Durch sie soll den Schülern doch auch Inhalt und Gedankengang eines gelesenen Stückes klar und zu eigen gemacht werden, so dafs sie nachher fähig sind, auch ohne besonderes Buch ihn in einfachen kurzen Stätzen schriftlich anzugeben. Selbst wenn man, was die Verfasser auch vorschlagen, den Schülern ein Stück vorliest, „qui ne se trouve pas dans leur livre de lecture“, so mufs man auch dieses genau so, ja noch gründlicher besprechen als ein gelesenes, ehe man eine schriftliche Reproduktion verlangen kann.

Abgesehen von diesen prinzipiellen Anschauungen eignet sich das vorliegende Buch zur Einführung an deutschen Schulen aber auch aus einem anderen Grunde nicht. Die Verfasser haben, wie schon gesagt, eine Reihe von Lehrbüchern zur Zusammenstellung ihres Stoffes benutzt. Diese Liste ist aber durchaus nicht vollständig. So sind die Grammatiken von Boerner und Kühn angeführt, es fehlen aber z. B. Banner, Bierbaum, Breymann-Möller, Mangold-Coste, Rofsmann-Schmidt, Strien, Ulbrich, Weitzenböck etc. Für die Anstalten, an denen diese Lehrbücher gebraucht werden, würde sich die Einführung des vorliegenden Buches also gar nicht, für andere wenig lohnen, da z. B. aus Arcambeau-Köhler nur 13 Stücke, aus Börner 18, aus Kühn sogar nur 6, aus Lüdecking 15, aus Wershoven 16, aus Wingerath allerdings 37 Stücke genommen sind. Am häufigsten sind die Lehrbücher Bechtels, eines der Verfasser, und zwar mit 67 Stücken, vertreten. Zahlreiche Stücke sind aus französischen Schulbüchern genommen. Da diese aber nicht alle in jedermanns Besitze sein können, so hätte es sich vielleicht empfohlen, diese Stücke abzudrucken. Freilich wäre dadurch der Umfang des Buches noch gewachsen. — Erwähnt mag hier noch werden, dafs die Verfasser teilweise recht alte

Auflagen benutzt haben, so z. B. Bretschneider: La France 1882 (mir ist bekannt die Auflage von 1884), Gropp-Hausknecht: Auswahl französischer Gedichte 1886 (1894), Herrig-Burguy: La France littéraire 1877 (1891), Lüdecking: Französisches Lesebuch, Wiesbaden, Niedner 1874 (sc. Leipzig, Amelang, 1897) etc. Auch stimmen bei den Quellenangaben oft die Seitenzahlen nicht.

Was die Dispositionen betrifft, so scheinen sie mir etwas zu lang und ausführlich zu sein und mehr den Namen „Inhaltsangaben“ zu verdienen. So umfafst z. B. eine Erzählung aus Lüdecking: „Irrtum eines Bauern“ im Original 12, in der Disposition bei Bechtel (p. 52) 10 Zeilen. Ähnlich ist das Verhältnis bei zahlreichen anderen Stücken. Die Schüler finden also eigentlich alle Arbeit schon gethan, und zwar in mustergültiger Weise, und brauchen höchstens nur wieder die Ausdrücke des Originaltextes einzusetzen.

Diese sind, wie erwähnt, auch angegeben, wie mir scheint unnötigerweise, denn der Schüler mufs sie nach ausführlicher Besprechung im Kopfe haben — in den meisten Fällen hat er sie sogar in seinem Lesebuch vor Augen. Mindestens aber ist die Angabe von Ausdrücken wie „devoir la vie à qn.“ (p. 3), ma mère a menti, assurer, tromper, une amande (p. 4), voyager ensemble (p. 9), loger avec le roi dans le même palais (p. 10), être l'esclave de l'homme (p. 16) und anderer mit wörtlicher deutscher Übersetzung überflüssig. Überhaupt wäre die Hinzufügung dieser Übersetzung nicht nötig gewesen, zumal in einem Buche, in dem alles Übrige, sogar die „Préface“ und die erwähnten „conseils généraux“ französisch geschrieben ist. Manche Ausdrücke, besonders der Fabeln, z. B. „soudain“ als adv. (p. 8), „entre temps“ (p. 9) wären besser für die unteren Klassen durch gebräuchlichere ersetzt worden.

Im übrigen ist das Buch überaus sorgfältig gearbeitet.

Breslau. **C. Reichel.**

---

207) **Dickens' Christmas Carol** by **Th. Hegener.** Sec. edit. Berlin, R. Gaertner, 1898. 147 S. 8. geb.

geb. ℳ 1.40, Wörterbuch hierzu ℳ 0.30.

Hegeners Schulausgabe des mit Recht so gern gelesenen Weihnachtsmärchens von Dickens nimmt in zweifacher Hinsicht eine Sonderstellung ein unter den zahlreichen Schulausgaben dieses Werkes. Zunächst giebt der Herausgeber Einleitung, Einführung und Kommentar in englischer

Sprache. Ist es praktisch, in einer Schulausgabe auch für die erklärenden Anmerkungen die englische Sprache, überhaupt eine Fremdsprache anzuwenden? Für den geübten Leser englischer Schriften, sagen wir für den mit englischen Schriftwerken vertrauten Lehrer des Englischen, kann die englische Fassung der Anmerkungen gar keine Unbequemlichkeiten bieten; im Gegenteil, sie wird ihm stets gelegen kommen und ihm in manchen Fällen die englische Konversation, wie sie nach den neuesten Lehrplänen in den obersten Klassen gerade auch im Anschlufs an die Lektüre verlangt wird, wesentlich erleichtern können. Wie steht es aber mit dem Schüler? Ist auch von seinem Standpunkte aus die englische Sprache selbst im Kommentar der deutschen Sprache vorzuziehen? Wird ein englischer Kommentar ihm helfen, die in der Lektüre vorkommenden Schwierigkeiten mit einer gewissen, ja doch beabsichtigten Leichtigkeit zu überwinden? Ich glaube es nicht: die englische Fassung wird für den Schüler eine neue Quelle der verschiedenartigsten Schwierigkeiten sein, die er nur mit Mühe bewältigen kann! So geübt ist er eben nicht im Lesen, dafs er ohne weiteres die gegebene Erklärung erfassen wird. Und kann es für ihn nutzbringend sein, wenn er auch beim Kommentar, mit dem Wörterbuche in der Hand, die Anmerkung durcharbeiten mufs? Wahrlich nicht! In unserer Ausgabe fühlt Hegener dies wiederholt selbst, indem er sich in den meisten Fällen bei der Worterklärung dazu bequemt, das zutreffende deutsche Wort ein- oder zuzufügen. Nehmen wir anderseits eine in englischer Sprache abgefafste Sacherklärung, so bieten sich auch da wiederum nur neue Schwierigkeiten. In der Anmerkung zu 26, 35 wird z. B. „the hob" erklärt: Was ist darunter zu verstehen? Die Anmerkung besagt: the broad upper bar of a grate, projecting ... Sofort wird sich der Schüler fragen müssen: Was ist aber nun „a grate?" Oder ist durchgehends anzunehmen, dafs ihm der Begriff „grate" geläufiger sei als der Begriff „hob?" — Oder nehmen wir die Anmerkung zu 24, 35: Was sind City people? Was sind freemen? Was ist der Common Council? u. s. w. Wie soll der Schüler mit seinen Sachkenntnissen eine derartige Anmerkung verstehen können? Erleichtert also wird dem Schüler die Arbeit hierdurch gewifs nicht! Ich wage im Gegenteil zu behaupten, dafs ein fremdsprachlicher Kommentar gewisse Nachteile mit sich bringt. Indem der Schüler bei jeder Anmerkung — wenn er sich überhaupt dazu bereit findet, die in der Fremdsprache gegebene Erklärung durchzulesen — längere Zeit verweilen mufs, um ihren Sinn, ihre Tragweite zu erfassen,

wird seine Aufmerksamkeit stets von neuem von der Haupterzählung abgelenkt, und indem sich der trockene, belehrende Ton der Anmerkung mit der vom Schüler erst ganz allmählich erkannten Diktion der Erzählung vermengt, wird ihm der Genufs an dem wirklich Schönen, welches einem Kunstwerke wie z. B. dem „Christmas Carol“ in so reichem Mafse innewohnt, wesentlich getrübt, wenn nicht gar ganz genommen! Die beste Erklärung bleibt stets die mündliche Erläuterung des Lehrers; soll die Erklärung nun aber, wie in unseren Schulausgaben, schriftlich festgelegt werden, so mufs der Schüler ihren Sinn mit einem Blick, ohne jegliche Anstrengung erfassen können; erst dann erfüllt sie ihren Zweck ganz, und dies kann sie nur, wenn sie in der Muttersprache gegeben wird.

In zweiter Hinsicht unterscheidet sich Hegeners Ausgabe von den übrigen Schulausgaben durch eine dem Texte vorausgeschickte „Analytical Introduction“, die in ziemlich eingehender Weise „the plan and purport of the work“ darlegt. Ist dies vom praktischen Standpunkte aus zu empfehlen? Schwerlich! Jeder Schüler, der auch nur ein ganz schwaches Interesse an dem ihm gebotenen Lesestoff nimmt, wird schon nach einigen Lektürestunden für sich oder mit Hilfe eines Mitschülers die wenigen Seiten der Einführung durchlesen, um seine Neugierde zu befriedigen. Sobald er dies aber gethan hat, wird sein Interesse für das Kunstwerk selbst bedeutend herabgeschraubt sein. Er weifs ja alles, was vorkommt! Die Spannung fehlt! Wir suchen aber für unsere Schullektüre gerade Werke aus, die das Interesse des Schülers wach rufen und wach halten. (Ganz etwas anderes ist es, wenn ein Schüler in seinem Wissensdrange der regelmäfsigen Stundenlektüre vorauseilt und das Werk selbst für sich durchliest; dies wird sicherlich nicht getadelt werden können.) Für das Verständnis des Schülers, dem ja doch stets der Lehrer als Berater zur Seite steht, würden einige kurzgefafste Bemerkungen über den in dem „Christmas Carol“ verfolgten Zweck des Dichters vielleicht im Anschlufs an die biographischen Notizen genügt haben. Dem Lehrer aber kann auch diese Einführung, gerade so wie der englische Kommentar, nur angenehm sein; er kann ihn gegebenenfalls als Vorlage benutzen, wenn er nach beendigter Lektüre einen kurzen Überblick über das Gelesene in englischer Sprache geben will!

Somit darf man wohl sagen: Hegeners Ausgabe ist dem L e h r e r zu empfehlen; er wird, so geübt er auch immer sei in der Handhabung der englischen Sprache, durch den Gebrauch dieser Ausgabe sich doch eine

gewisse Erleichterung verschaffen können; für den Schüler hingegen ist eine andere Ausgabe vorzuziehen.

Münster i. W. **H. H.**

208) **George Hempl, Learnèd and Learn'd.** (S.-A. aus den Publications of the Modern Language Association of America, Vol. XII, Nr. 3. S. 318—325). 1898.

Der Verfasser beschäftigt sich in diesem sehr lesenswerten Aufsatze mit der Frage, wie es zu erklären sei, dafs Wörter wie aged, blessed, learned als Participia einsilbig, als Adjektiva zweisilbig gesprochen werden. Er wendet sich gegen die herkömmliche Ansicht, welche die doppelte Aussprache auf den logischen Unterscheidungstrieb der Sprache zurückführt, und weist in überzeugender Weise nach, dafs lediglich rhythmische Gründe zu einer solchen Differenziierung geführt haben. Die englische Sprache liebt es, hochtonige Silben mit tieftonigen wechseln zu lassen, und zeigt deshalb in ihrer Entwicklung die Tendenz, ein tieftoniges e zwischen zwei starkbetonten Silben zu erhalten, von zwei aufeinander folgenden schwachen e dagegen das eine zu unterdrücken; in gleicher Weise begünstigt die Pause am Ende eines Sinnesabschnitts den Wegfall eines zuletzt stehenden unbetonten e. Ein Participium oder prädikatives Adjektiv erscheint nun gewöhnlich vor einem unbetonten Worte (meistens vor schwachbetonten Pronominibus, Präpositionen oder Konjunktionen) oder auch vor einer Pause; ein attributives Adjektiv wird dagegen fast immer vor einer starkbetonten Silbe auftreten, da die meisten englischen Substantive den Hochton (oder wenigstens einen Nebenton) auf der ersten Silbe haben. Daraus ergiebt sich, dafs ein Wort auf -ed (⏒ ⏑), welches attributiv und prädikativ vorkommt oder zugleich als Adjektiv und als Participium gebraucht werden kann, sein e in attributiver Stellung behalten, in prädikativer oder participialer Verwendung verlieren mufste. Im Laufe der Zeit ist, da die Sprache die Vereinfachung liebt, in den meisten Fällen eine Ausgleichung zu gunsten der prädikativen und participialen Form eingetreten, und nur wenige Wörter haben die attributive Bildung auf -èd bewahrt, welche nunmehr auch prädikativ verwendet wird und aus diesem Grunde einfach als die adjektivische Form bezeichnet werden kann. Die häufigsten Wörter dieser Art, von denen die meisten (nämlich die nicht mit einem † bezeichneten) auch um eine Silbe kürzer als Participia vorkommen, sind die folgenden: †naked, wicked, †wretched, aged, learned, beloved, blessed,

(a)cursed, †deuced (gewöhnlich Adverb vor Adjektiven: deúcĕd prétty), crooked, peaked, streaked, striped, †jagged, †ragged, †crabbed, dogged, †rugged. Bei manchen Wörtern finden sich Schwankungen: man sagt: a pickèd leaf, aber pickẹd men, und häufig a hookèd nose, forkèd beard, forkèd lightning neben hookẹd line, forkẹd stick etc. Komposita wie old-aged, long-winged müssen dem alternierenden Rhythmus zu liebe das e verlieren: es heifst also: an ágĕd mán, a wíngĕd Níke, aber óld-àgẹd man, lóng-wìngẹd bírds, etc. Erhaltend auf das e wirken dagegen die früher stark betonten Endsilben -ly und -ness (ădvísĕdly, ăssúrĕdly, cŏmpósĕdly neben ìll-fávoŭrẹdly, gòod-nátŭrẹdly; cŏmpósĕdnèss, rĕsérvĕdnèss etc.).

Der Verfasser gedenkt später eine ausführlichere Arbeit über das allgemeine Thema: „Wegfall und Erhaltung schwacher Silben im Englischen“ zu veröffentlichen. Möge er seine Absicht recht bald verwirklichen!

Bremen. **F. Pabst.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 27. August. Nr. 17, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

209) **J. van Leeuwen, Epistula critica de Aristophanis Nubibus etc.,** Mnemosyne Vol. XXVI, S. 205—236. Sonderabdruck. 32 S. 8.

Der Verfasser behandelt grammatische, textkritische, scenische, chronologische Fragen. Am meisten hat uns befriedigt, was er über Züge des historischen Sokrates sagt, sofern sich solche in der Wolkenkomödie finden. Passend zieht er Stellen aus Platon an, so zu 227 sqq Theait. p. 172 sqq.; bezüglich der *πτέρωσις τῶν ψυχῶν*, womit er die *κρεμάϑρα* bei Aristophanes in Beziehung bringt, Phaidr. p. 246 sqq.; zu 761 sqq. Phaidon p. 80 sqq.; zu 233 sqq. (*ἕλκει τὴν ἰκμάδα*) die Vergleichung am Schlusse des Phaidros. Diese Partie (p. 22—26) ergänzt so die vortreffliche Darstellung desselben Gegenstandes bei Römer 'Zur Kritik und Exegese der Wolken des Aristophanes' (Sitzungsber. der k. b. Akad. d. W. zu München, 1896, Heft II, S. 225 ff.). — Über die Konjekturen des Verfassers sei kurz berichtet. V. 720 sqq. setzt er statt *ἔτι*: *πρὸς τούτοις ἐπὶ τοῖσι κακοῖς*, statt *φρουρᾶς*: *φρουρὰς ᾄδων*. Beides m. E. unnötig; *φρουρᾶς*

als Gen. der Zeit, 'zur Zeit der Nachtwache' giebt guten Sinn, vgl. z. B. Wo. 371 *αἰθρίας* und Krüger, Spr. 47, 2 A. 1, II, 47, 2 A. 2. Man darf freilich nicht mit v. L. (p. 10) übersetzen *„ideo praesertim contabui, quod inter vigilandum canto"*; das Particip ist nicht kausal, zudem läſst v. L. das *ὀλίγου* ‚beinahe' unberücksichtigt. Hin ist das Geld, hin die Farbe, hin die Willenskraft, hin der Schuh, und nun noch (*ἔτι*) zu diesem Leid bin ich (wie der Soldat, der zur Zeit der Wache, sein Liedchen singend, fast hin — eingeschlafen — ist) mein Liedchen (von der Wanzennot) singend fast hin (bis zur gänzlichen Erschöpfung zerstochen). Also ein abgekürzter Vergleich. — Was v. L. anführt (p. 16 sqq.), um die Aufnahme der im Rav. fehlenden Worte, *ἵν' ἂν κελεύσω ἐγώ σε* und des *τοὺς* vor *ποίους θεούς* (1233) zu rechtfertigen, leuchtet mir nach V. 247 und 367 nicht ein. Müſste man auch das *ποίους θεούς* übersetzen mit *„quid deos loqueris — qui nulli sint scilicet! —"*, so kann doch Pasias erwidern „Nun, den Zeus" etc.; ferner scheint mir mit Blaydes das *ἵνα* nicht zu erklären, und mit dem Gericht droht Pasias erst 1254. — V. 981 wendet sich v. L. (p. 18) gegen Blaydes' Vorschläge, wohl zu Unrecht, da aus demselben Grunde, weshalb v. L. den Artikel (*τῆς*) vor *ῥαφανῖδος* verlangt, *„quia c o n s t a n t e r tunc temporis, ut apud nos caseus, cenantibus apponebatur raphanus"*, auch *τὸ* vor *κεφάλαιον* stehen müſste. — Der Vorschlag (p. 21) V. 376 sq. v o r *δι' ἀνάγκην* zu interpungieren, scheint mir annehmbar, verkehrt aber die Änderung (V. 384) des *διὰ τὴν πυκνότητα* in *ὑγρότητα*. Nicht infolge der Feuchtigkeit bersten und knallen die Wolken (vgl. 378), sondern weil sie zu stark geladen sind; was Verfasser für Bauch und Blase gelten läſst „wegen zijn hooge spanning", gilt auch für die Wolken. — V. 1275 tritt v. L. (p. 27) für die Lesart *ὑγιανεῖς* ein. V. 074 schlägt er (p. 28) statt *ἀπηνές*, was nicht recht paſst, *ἀγεννές* vor = *„ἀνελεύθερν δουλοπρεπές indecens, homine liberaliter educato indignum, contrarium τοῦ σεμνοῦ"*, eine Konjektur, die Beifall finden dürfte. Auch die Änderung des *λευκῷ καλάμῳ* (im folgenden Verse 1907 *λεύκης*) in *λεπτῷ* hat etwas für sich. — Die Konjektur (p. 32) V. 594, wo *συνοίσεται* überliefert ist, das wegen des *ξυστήσει* (590) Anstoſs erregt. — Kähler: *ἀποβήσεται* — in *ξυστήσεται* hat schon Römer (a. a. D. S. 235) gemacht. — Zu den Versen 761. 107. 409. 740 bringt v. L. (p. 18 sqq.) Bemerkenswertes über die Formen *ἴλλω, εἴλλω, σχάω, σχάζω*; Nabers Vorschlag ist zu verwerfen. — Verf. spricht (p. 29 sq.) vom Gebrauche des Phallos in der Komödie. Das *ἔπη*

(541) bezieht er lediglich auf Tetrameter. Aber aufser den angeführten Stellen (Ri. 508. Frö. 885), die auf Tetrameter bezogen werden müssen, giebt es eine Stelle (Frö. 862), die ebenso gut auf Trimeter gehen kann, und eine (Strattis) τὰ πρῶτα τῶν ἐπῶν (die Hauptrolle) λέγειν, vom Schauspieler, nicht vom Koryphaios, die auf Trimeter gehen mufs. So bleibt es unentschieden, ob unter dem πρεσβύτης mit v. L. der Koryphaios zu verstehen ist. — Eine interessante Bemerkung knüpft v. L. (p. 22) an das Scholion zu V. 967, wo er in dem φησὶν ein Στησιχόρου vermutet. Gut ist die Zeichnung der Gläubiger (p. 26 sq.), unter denen man keine Wucherer zu verstehen habe. — Zu V. 1470 sqq. läfst v. L. (p. 15 sq.) den Strepsiades nach den Worten ἀλλ' ἐγὼ τοῦτ' ᾠόμην rasch ins Haus eilen und „τὸν δῖνον *sive* ψυγέα, *vas amplum atque rotundum, quo inter cenam usi fuerant*" herausbringen. Weshalb soll der Alte bei dem plötzlichen Ausbruch des Streites nicht mit dem Gefäfs in der Hand hinausgeprügelt worden sein? Unhaltbar scheint mir die weitere Behauptung, Strepsiades sei aus einem Irrtum in den andern gefallen und habe geglaubt, nicht der Wirbel „*Jovis filiolum*" — so übersetzt v. L. Δῖνος, vom Bauer scherzhaft als Δι-ινος gedeutet —, sondern ein Gefäfs werde von den Sophisten für den Lenker des Weltalls gehalten. So schlimm sah es mit des Alten Begriffsvermögen nicht aus. Absichtlich ist es vom Dichter 380 sq. 828 unbestimmt gelassen, was sich der Alte unter δῖνος denkt; so kann er jetzt einen seiner beliebten Witze anbringen.

Ich komme nun zu den Punkten, die sich mit meiner Abhandlung („Über die Wolken des Aristophanes, Beil. z. Prgr. d. Kgl. Fr. Wilh. Gymn. Köln, 1897") berühren. Auf einem Verkennen der Aufgabe, die dem Chor obliegt, worüber ich besonders S. 26 sq. gesprochen, beruhen mehrere Änderungen van Leeuwens. So legt er die Verse 412 sqq., statt dem Chor, dem Sokrates in den Mund. v. L. führt (p. 4) den rein äufserlichen Grund an, ähnlich denen, die die Verse 412—422 als den Zusammenhang störend ausscheiden wollten, dafs durch des Chors Worte die Unterredung zwischen Strepsiades und Sokrates, die von 365 an stattfindet, ohne Grund unterbrochen werde (vgl. hierüber meine Abhdl. S. 30). Ein weiterer Grund: Strepsiades komme ja gar nicht, um von den Wolken, sondern um von dem Philosophen jene Weisheit zu holen. Nun wäre es merkwürdig, wenn Sokrates, der eben erst (398) den Alten mit ὦ μῶρε σὺ καὶ κρονίων ὄζων καὶ βεκκεσέληνε angefahren, einige Verse weiter ihm Komplimente machte wie 412 sq. ὦ τῆς μεγάλης ἐπιθυμήσας σοφίας

ἄνθρωπε, παρ' ἡμῶν, ὡς εὐδαίμων ἐν Ἀθηναίοις καὶ τοῖς Ἕλλησι γενήσει, während dieser Ton zu der ersten Begrüfsung durch den Chor (358) *χαῖρ', ὦ πρεσβῦτα παλαιογενές, θηρατὰ λόγων φιλομούσων* vortrefflich stimmt. Aber weiter: man mufs festhalten, dafs Sokrates lediglich der Priester (359) der luftigen Gottheiten ist, die er herbeiruft (266), die seinem Rufe Folge leisten (291. 360sqq.). Mit ihnen soll der neue Schüler in Verbindung treten (252sq.), sie fördern ja Weisheitsbeflissene jeder Art (331). Mit 356sq. wendet sich der Alte an sie (*ῥήξατε κἀμοὶ φωνήν*). Aber erst soll er diese Gottheiten als die einzigen richtig würdigen lernen, daher des Lehrmeisters längere Auseinandersetzung (365—411). Und nun geruhen die hehren Gottheiten, die ihm 358 nur einen ermunternden Grufs gegönnt, die erklärt hatten höchstens noch einem Prodikos Gehör schenken zu wollen (361), auch auf des Alten Wünsche zu hören. Inzwischen hat er sein reges Interesse an den Tag gelegt, er hat gar synonymische Weisheit gleich einem Prodikos entwickelt: *ταῦτ' ἄρα καὶ τὠνόματ' ἀλλήλοιν, βροντὴ καὶ πορδή, ὁμοίω* (394). Durchaus passend greift nun, nachdem Sokrates seine Belehrung beendet, der Chor wieder ein und hält ihm in den Bedingungen (*εἰ*) ein Bild seines getreuen Priesters Sokrates vor, dem er nachstreben müsse; es werden dabei Dinge eingeflochten, die dem Alten aus der Seele gesprochen sind. Also der Chor entspricht hier dem 356sq. geäufserten Wunsche desselben, und erst nach der Vereidigung auf die Wolkengottheiten, die natürlich der Lehrmeister wieder leitet (423sqq.), tritt der Chor den speziellen Wünschen des Neophyten näher (427sq.). Diese Worte müfste v. L. konsequenterweise auch dem Chor absprechen. Im Munde des Sokrates würden solche Anspielungen auf die eigene Person (414sqq.) wenig passend sein. — Bei der Besprechung des Inhalts der Verse 412sqq. bezieht v. L. das *μὴ κάμνεις ἑστὼς* richtig auf des Sokrates Neigung, in sich versunken längere Zeit auf einem Fleck zu stehen. Dafs aber die Änderungen bei Laertius Diogenes durch einen Gedächtnisirrtum entstanden sein könnten, ist, besonders wenn man das *δικαίως* statt *παρ' ἡμῶν*, das *διαζῇς* statt *γενήσει*, das *ἐν τῇ γνώμῃ* (Sokratische Ethik!) statt *ψυχῇ* berücksichtigt, einfach unmöglich. In *τῶν ἄλλων ἀνοήτων* möchte v. L. vornehmlich sehen „*τὸ θερμολουτεῖν . ., τὴν ἀλουσίαν igitur καὶ τὸ αὐχμηρὸν Socraticorum*". Läfst man das *θερμολουτεῖν* weg, so stimmt die Sache; man denke nur an 835sqq., wo Strepsiades, offenbar unter dem Eindrucke des bei Sokrates Erlebten, auf jene Verse 412sqq. Bezug nimmt und sagt: *οὐδ' εἰς*

βαλανεῖον ἦλθε λουσόμενος. — Ferner weist v. L. 457—461, 462—464, 467—475, statt dem Chore, dem Sokrates zu. Grund: nach den Worten des Chors *ἀλλὰ σεαυτὸν θαρρῶν παράδος τοῖς ἡμετέροις προπόλοισιν* (436) erwarte man keine Anrede des Chors an den Alten mehr, dagegen seien die Worte im Munde des Sokrates ganz passend. Er behauptet (p. 11), das *παρ' ἐμοῦ* (459) und *μετ' ἐμοῦ* (461) passe nur auf Sokrates. Aber die Singularform kann das Hindernis doch nicht sein nach 565, 595, 956, 1311, 1391, wechselnd mit dem Plural 568, 601, 1395, was beim Chor ganz natürlich ist. Der Ausdruck *λῆμα μὲν πάρεστι τῷδέ γ'* (457) erinnert zudem an 1349 sq. *δῆλόν γ' τἀνθρώπου 'στι τὸ λῆμα,* wo der Chor spricht. Vor allem aber verlangt der Zusammenhang, dafs der Chor die Worte spricht. Nach dem von ihm beliebten Verfahren (1458 sqq.) sind in seinem Munde alle die den Alten bethörenden Wendungen am Platze, nicht aber im Munde des Sokrates, der ihn ja eher abgeschreckt hat (398; vgl. oben), der nur der Lehrmeister der Schule ist und das nebelhafte Wissen vermittelt. Am Platze war Sokrates, als er das Wesen der neuen Gottheiten entwickelte, am Platze ist er wieder, als der Unterricht beginnt (478), zu dem die Aufforderung an Sokrates (476 sq.) den Übergang bildet. Das *ἀλλ' ἐγχείρει* hat so wenig Auffallendes wie das plötzlich abspringende *ἀλλ' ἐπανάμεινον* (ohne *σύ*) 803. — Eine dritte Stelle (1114) weist v. L., statt dem Chor, dem Pheidippides zu *„ad Socratem et patrem: χωρεῖτέ νυν, tandem, dum philosophum sequitur in meditaculum, patri domum suam abeunti manu clam minitatur, sic secum reputans: οἶμαι δέ σοι ταῦτα μεταμελήσειν"*. An sich wäre das letztere möglich, aber der Kommandoruf (*χωρεῖτε*) des jungen Thunichtgut an die beiden ältern Leute, die — verschiedene Wege einschlagen, ist unerträglich. Sie passen im Munde des Koryphaios, gerichtet an Sokrates und Pheidippides, die zusammen ins Innere gehen. Und das *οἶμαι δὲ σοὶ* (orthotoniert!) *ταῦτα μετ.*, in gedämpftem Tone von ihm dem abziehenden Strepsiades nachgesendet, widerspricht nicht des Chors Verfahren. Nun wendet aber v. L. ein, *οἶμαι* passe nicht im Munde von Göttinnen *„non dearum est, sed hominis rerum futurarum ignari"*. Von Kalchas heifst es aber doch in der Ilias (1, 70) *ὃς ᾔδη τά τ' ἐόντα τά τ' ἐσσόμενα πρό τ' ἐόντα,* und nun begegnet uns gleich V. 78 ein *ὀίομαι* in seinem Munde! Sind die luftigen Nebelgottheiten denn so erhaben über einen Kalchas, dafs sie ein *οἶμαι* entwürdigte? Zum Überflufs sprechen noch an zwei Stellen, und das in Chorliedern —

also unzweifelhaftes Eigentum — diese Gottheiten das leidige *οἶμαι* aus (Wo. 1311. 1391)!!

Die Verse 1103 sqq. weist v. L. (p. 13) dem Dikaios ganz zu, die ersten Worte *ἡττήμεϑ᾽, ὦ βινούμενοι* an die Zuschauer, *πρὸς τῶν ϑεῶν — πρὸς ὑμᾶς* an den Adikos gerichtet. „.. *Justus .. pertractus est in partes Socraticorum; horum igitur scholam cupit intrare ..*" Ich frage: Welchen Zweck hat denn der ganze Streit der Logoi? Soll etwa der Dikaios in des Sokrates Schule etwas lernen, soll er erst in diese eintreten? Die beiden Prinzipe sind in der Schule vorhanden (V. 112 sqq. 882 sqq., vgl. meine Abhdl. S. 10 sqq.). Um den Pheidippides handelt es sich doch; seine Entscheidung erwarten wir, und deshalb müssen ihm die Worte *πρὸς τῶν ϑεῶν — ὑμᾶς* zugewiesen werden, was auch durch die Überlieferung unterstützt wird. v. L. läfst 1104 beide Logoi zugleich abtreten, ohne dabei zu verraten, wie nun die Lücke zwischen 1104 und 1105 ausgefüllt wird; denn jedenfalls mufs Sokrates im Innern über den Ausgang des Streites orientiert werden, ehe er die Worte 1105 sq. sprechen kann. Auch die Frage des Rollenwechsels spricht hier mit (vgl Abhdl. S. 17 sq. 19 sq.). Ein Zusatz wie *ὦ βινούμενοι* zu dem *ἡττήμεϑα* scheint mir die Wirkung des einen Wortes abzuschwächen. Ferner leugne ich, dafs der Dikaios den Adikos mit Plur. *δέξασϑε .. ὑμᾶς* anreden kann. In der ganzen 200 Verse langen Streitscene sehen wir stets (in ca. 140 Formen) in der Anrede den Singular gebraucht, aufser wo der Chor beide anredet und *δότε* (907) im Munde des Dikaios, das mit einer Wendung zum Publikum hin erfolgt. Nur das *ἡττήμεϑα* (1103) scheint dagegen zu sprechen, aber es findet seine gute Erklärung darin, dafs der *Δίκαιος* hier sich als den Vertreter aller *δίκαιοι* fühlt. Spräche er weiter, so würde man konsequenterweise *ἡμῶν* und *ἐξαυτομολοῦμεν* erwarten, oder aber — bei der Anrede an den Adikos nach v. L.s Annahme — *δέξαι* und *πρὸς σέ*. Sobald die Worte dem Pheidippides in den Mund gelegt werden und die Anrede auf die *βινούμενοι* als Spezialvertreter der *ἄδικοι* geht, stimmt alles. Was v. L. bezüglich des *δέξασϑέ μου ϑοἰμάτιον* sagt (p. 14), habe ich ähnlich (S. 11) entwickelt; natürlich ist nicht anzunehmen, Pheidippides werfe seinen Rock den Zuschauern zu, laufe zu ihnen hin oder springe in die Orchestra hinab. Übrigens haben die Gelehrten von einer Ähnlichkeit der Verse vor und nach der Streitscene, wie man nach v. L. (p. 14) annehmen soll, meines Wissens nie gesprochen, wohl aber von unvereinbaren Widersprüchen, die ich (S. 14—19) zu lösen

versucht habe. Auch v. L. sieht hier keine Spuren einer doppelten Rezension.

Ehe ich nun auf den letzten Punkt eingehe, wo der charakteristische Zug des In-sich-versunken-seins bei Sokrates zu finden sei, möchte ich noch kurz erwähnen, dafs sich v. L. (p. 30 sqq.) bezüglich der Frage, welche Strategie Kleons in dem Epirrhema gemeint sei, im wesentlichen an Bücheler anschliefst. Was er unter der *ἔξοδος μηδενὶ ξὺν νῷ* versteht, ist aus seinen Ausführungen nicht zu ersehen. Ich verweise auf meine die verschiedenen Ansichten vermittelnde Annahme (S. 8 sq.), die von Harmand (Revue d. étud. gr. 1897 p. 393) und von Martin (Rev. d. philol. 1898 p. 101) gebilligt worden ist. In dem *τοὺς θεοὺς .. ὅττ' ἂν ὑμεῖς ἐξαμάρτητ' ἐπὶ τὸ βέλτιον τρέπειν* (588 sq.) eine Hindeutung auf Vorboten des Friedens zu sehen, die den Kleon hinderten, seine kriegerischen Absichten zu verwirklichen, vermag ich nicht.

Den Zug des historischen Sokrates, von dem oben die Rede, glaubte ich in meiner Abhandlung (S. 25) zwischen 730 und 731 annehmen zu dürfen, liefs aber auch die Möglichkeit einer andern Deutung in der Weise der Verse 361 sqq. zu. Diesen Zug findet nun v. L. an einer andern Stelle, V. 695 sqq. Er nimmt an (p. 7 sqq.), Sokrates verweile von 698 bis 723 in der angedeuteten Stellung *„En habemus Socratem δαιμονίῳ τινὶ aurem praebentem, ceteris rebus hominibusque surdum et caecum"* (p. 9). Er läfst also den Sokrates 698 die Bühne nicht verlassen. Strepsiades wird aufs Denksopha genötigt und soll über seine eigenen Angelegenheiten nachdenken (695). Völlig entrückt der Wirklichkeit, merkt er nichts von dem, was um ihn her vorgeht, nicht wie der Alte ob der Wanzennot jammert, nicht wie der Chor dem Alten zuspricht (698—722). Diese Hypothese hat auf den ersten Blick etwas aufserordentlich Bestechendes. Wie hätte jener Zug in ein helleres Licht gerückt werden können! Die Wiederholung, die in der gleichen Mahnung des Chors (700 sqq.) und der des Sokrates (743 sqq.) liegt, hätte auch bei dieser Annahme alles Auffallende verloren. Und doch möchte ich meine Bedenken nicht verschweigen. Von dem Schafpelz ist bis dahin keine Rede gewesen, nur von dem Denksopha (633). Mit Kock (z. V. 254) anzunehmen, das Fell habe den *σκίμπους* von vornherein bedeckt, dazu liegt kein Anlafs vor. Man versteht nicht recht, weshalb dann Sokrates nicht gleich mit 697 den Alten sich verhüllen läfst. Erst 727 wird mit *περικαλυπτέα* auf das Fell hingedeutet, 730 (*ἐξ ἀρνακίδων*) dasselbe

erwähnt. Verläſst Sokrates, wie ich annahm, 698 die Bühne, um das Fell zu dem besondern Zweck zu holen, und kommt 722 wieder, so hat er nicht 697 einhüllen können. Ob es unwitzig ist, bei *ἀρνακίδες* den Alten an *ἐξαρνεῖσθαι* denken zu lassen „Schaflügenpelz“, wie v. L. meint (p. 12), will ich nicht entscheiden; V. 1230 erwidert er auf des Pasias Frage *νῦν δὲ διὰ τοῦτ' ἔξαρνος εἶναι διανοεῖ; :τί γὰρ ἄλλ' ἂν ἀπολαύσαιμι τοῦ μαθήματος;* da der Alte Späſse aller Art liebt, könnte er doch hier an das *ἐξαρνεῖσθαι* gedacht haben, das sich mit der ihm angeborenen Gabe (*ἀποστερεῖν δ' ἔνι* 487) berührt. v. L. zieht eine scherzhafte Anspielung anderer Art vor *„quoniam agni a fraudulenta sollertia sunt quam maxime remoti“* (p. 13). Das würde doch voraussetzen, und v. L. sagt es auch ausdrücklich, daſs Str. bei der *γνώμη ἀποστερητρίς* (730) an die *τόκοι* dächte, wie es ja Sokrates thatsächlich meint. Aber der Alte denkt doch von 698 ab nur an seine Wanzennot, und der Vers 734 (*πέος*), wo es sich lediglich um Abhilfe gegen diese Plagegeister handelt, an Schulden in keiner Weise zu denken ist, zwingt uns, ihn bei 730 an die Wanzennot denken zu lassen. Da v. L. (p. 11 sq.) sich meiner Ansicht über diese Partie anschlieſst, muſs er auch die Voraussetzungen, die jener Folgerung zu Grunde liegen, billigen. Ich bedauere, daſs er (p. 28 sqq.) bei Besprechung des Gebrauches des Phallos in der Komödie nicht näher auf die Frage 734 eingeht *„non sinit me taedium“* (p. 30). Ich kehre nach dieser Abschweifung zurück. Zwischen 730 (bezw. 729) und 731 muſs man sich jedenfalls eine längere Pause denken. Nun läſst v. L. den Sokrates 729 nach den Worten *ἐξευρετέος — ἀπαιόλημα* abtreten: *(Lodice involvit Strepsiadem, dein intrat domum, ut videat, quid ceteri agant discipuli)“.* Dieser Grund scheint mir mit den Haaren herbeigezogen. Von den Schülern ist seit der ersten Begegnung mit Strepsiades — über die Bedeutung dieser Scene vgl. Abhdl. S. 21 sq. — keine Rede mehr gewesen, und erst am Schlusse, wo die allgemeine Verwirrung beim Brande der Denkbude gemalt wird, tauchen sie ganz passend noch einmal auf. Und da drinnen weilt ja des Meisters Stellvertreter, der Unterlehrer Chairephon, an dessen Identität mit dem Schüler — Pförtner ich festhalte, mag diese Annahme auch Zuretti (Boll. di filol. cl. 1897p. 275) gewagt scheinen. So glaube ich denn nach wie vor, nicht 698—723, sondern zwischen 730 und 731 jenen charakteristischen Zug des historischen Sokrates ansetzen zu müssen.

Köln a. Rh. **Heidhues.**

210) **A. B. Cook, M. A., The metaphysical basis of Plato's ethics.** Cambridge, Deighton Bell & Co.; London, G. Bell & Sons, 1895. XV u. 163 S. 8. 6 sh.

Welches ist die Beziehung der Ideeen zu dem menschlichen Geist? Beide sind Ausflüsse des höchsten Geistes, zugleich denkend und gedacht und beide seiend (S. 16). Das Universum ist ein Wesen, welches sich in eine Vielheit von Wesen spaltet; jedes dieser Wesen hat die Fähigkeit des reinen, nur aktiven Denkens und die Fähigkeit des thätigen und zugleich leidenden Denkens (S. 50). Gegenstand und Subjekt des ersteren Denkens sind die Ideeen; Ergebnisse des zweiten sind Wissen, Meinung, Wahrnehmung. Die Spaltung des höchsten Geistes in die Vielheit der Wesen ist freiwillig, die zweiartige Denkthätigkeit dieser Wesen selbst notwendig (S. 67). Somit geht das höchste Wesen aus der Einheit über in die Vielheit (S. 84). Dies ergiebt eine Vielheit von Wesen göttlicher, aber individueller Art (S. 112). Diese letzteren alle zusammen stehen zum ersten im Verhältnis des Abbildes zum Urbild (S. 113). Folglich sollte das Abbild so genau wie möglich mit dem Urbild übereinstimmen (S. 114). Da nun Urbild und Abbild eigentlich dasselbe sind, so brauchen wir nur unser Wissen, Meinen und Wahrnehmen mit dem ewigen, reinen Denken in uns in Einklang zu setzen.

Dies das Geheimnis von der metaphysischen Grundlage der platonischen Ethik nach Cook.

Man kann nicht leugnen, dafs das Ganze folgerichtig in sich dargestellt ist, und auch die Kühnheit des Ganzen überrascht uns nach Schelling, Fichte u. dgl. nicht mehr. Der Verf. entwickelt seine Sätze aus — platonischen Einzelstellen; hier und da werden dabei auch Schwierigkeiten, die sich aus anderen Platostellen ergeben, beseitigt, aber eine vollständige Betrachtung aller jedesmal einschlägigen Stellen findet sich nicht. Es macht den Eindruck, als ob Verf. von dem fertigen System ausgegangen sei und dieses nun in Plato hineingelesen hätte. Trotzdem mag er recht haben. Nur sind wir einstweilen noch gewöhnt, in Platos Denken eine Entwickelung und demgemäfs verschiedene Stufen dieser Entwickelung anzunehmen. Welche, darüber sind wir freilich noch nicht einig. Wollten wir dem letzten, welcher auch diese Frage im Zusammenhang behandelt hat, W. Lutoslowski in seinem Buch: „On the origin and growth of Plato's logic (London 1897) folgen, so würde Cooks Auf-

stellung nur allenfalls für die Periode des mittleren Platonismus Geltung haben können.

Das Buch bleibt trotz alledem ein Zeugnis tiefen Nachdenkens und ist für angehende Philosophen zweifelsohne eine gute Schule.

Die Ausstattung ist vorzüglich.

M.-Gladbach. **P. Meyer.**

211) **O. Haccius, Gliederung der ersten catilinarischen Rede Ciceros.** Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Weifsenburg i. Els. 1897. 106 S. 4.

H. ist überzeugt, dafs die bisher aufgestellten Gliederungen dieser Rede der von Cicero wirklich befolgten nicht entsprechen, und er sucht diese aufzufinden durch eine genaue Darlegung und Besprechung des Inhaltes der Rede von Abschnitt zu Abschnitt und durch eine scharfe Kritik der Ansichten Füfsleins, Adams u. a. Er stellt fest:

1. Nach dem Schlufs des 5. Kapitels, § 13 *suadeo,* mufs folgen § 20 *refer* — 21 (Ende) *prosequantur* und dann Kap. 6 begonnen werden mit: *Quare proficiscere. Quid est enim* etc. (S. 99).

2. § 15 ist nach den Worten *Ac iam illa omitto* eine Lücke anzunehmen, indem *illa* durch mehrere Sätze mit *quod* erklärt wurde (S. 57).

3. Zwischen das letzte Wort von § 16 *putas?* und das erste von § 17 *Servi* mufs eingesetzt werden § 19 *Quid quod* — 20 *mandare* (S. 69, 99).

4. § 22 *Tametsi video* — *seiungatur* gehört an den Schlufs von § 22, zwischen *revocarit* und *Quam ob rem* (S. 4).

S. 90—97 legt H. die von ihm gefundene Disposition der Rede dar, die leider den Mangel hat, dafs sie bedenkliche Verschiebungen des überlieferten Textes verlangt. Die Abhandlung ist sehr lesenswert; sie enthält viele vortreffliche Gedanken über die Auffassung und Erklärung teils einzelner Stellen teils gröfserer Abschnitte teils der Rede als Ganzes.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

212) **Maximilian Graf Yorck von Wartenburg, Kurze Übersicht der Feldzüge Alexanders des Grofsen.** Mit 6 Textskizzen und 6 Übersichtskarten. Berlin, E. S. Mittler, 1897. 83 S. 8.

Die Erwartung, mit der man die von einem aktiven Militär verfafste Schrift über die Züge Alexanders in die Hand nimmt, wird nicht ge-

täuscht: man findet manche Sachen erörtert, die man in den Geschichtswerken vergeblich suchen würde; sie ist daher eine sehr dankenswerte Ergänzung zur vorhandenen Litteratur über Alexander. Neu ist vor allen die Zusammenstellung der Märsche Alexanders nach Tagen und Kilometern und die Berechnung der Marschleistungen; die Ergebnisse sind natürlich keineswegs absolut sicher, aber doch mit den Leistungen moderner Heere gut vergleichbar. Mit der Charakterisierung der einzelnen Feldzüge, von denen der thrakische 335 und der afghanische um 327, letzterer wegen der mangelhaften Erforschung des Geländes, die meisten Schwierigkeiten bieten, kann man fast durchweg einverstanden sein. Die geschickte Führung Alexanders sowohl in strategischer wie in taktischer Hinsicht, das treffliche Offiziercorps, die feste Mannszucht, erkennt der Verf. an; den Gegensatz seines Heeres zu den modernen Volksheeren bestimmt er treffend so: ein Alexander vermochte das Söldnerheer der Makedonier, ein Friedrich das der Preufsen, ein Napoleon das Konskriptionsheer der Franzosen zu der Höhe der eigenen Energie emporzureifsen, mit dem Hinscheiden dieser Männer trat dann sogleich das Zurücksinken dieser Völker auf ein der Menge der Menschen natürlicheres Niveau ein, heute, wo die ganze Volkskraft zum Kriege aufgeboten wird, entscheidet des Volkes eigenste Energie über den Erfolg.

Nicht ganz richtig finde ich des Verf. Urteil über den ägyptischen Feldzug. Wohl war der Zug nach Ägypten und dessen Eroberung für den Sieg über Persien nicht notwendig; nach der Einnahme von Tyrus und Gaza hätte Alexander sofort den Zug nach Osten antreten können; dafs aber eine falsche Anschauung von der Lage der Länder Vorderasiens Alexander zu dem Zuge bewogen hat, scheint mir eine Unterschätzung der damaligen geographischen Kenntnisse zu sein; die Beziehungen der Griechen zu Persien, besonders der Zug der Zehntausend, lassen auf eine leidlich richtige Ansicht von der Lage der Länder Vorderasiens schliefsen. Der Hauptgrund des ägyptischen Feldzuges war wohl die Absicht Alexanders, die See endgültig zu beherrschen durch Anlegung eines Handelsplatzes in dem perserfeindlichen Lande; dadurch wurde ein Wiedererstehen des phönizischen Seehandels und eine etwaige Verbindung der Phönizier mit den immer noch nach der alten Freiheit strebenden Griechen von vornherein unterbunden. Beim Zuge nach der Oase Siwah spielte die Eitelkeit gewifs etwas mit — wie bei dem Zuge Gustav Adolfs nach Frankfurt am Main —; Alexander wollte aber den naiven Glauben an

überschriebenenKapitel VI und VII, welche die Milderung oder Mäfsigung des Ausdrucks aus Scham, Anstandsgefühl, religiöser Scheu oder Rücksicht auf das Ehrgefühl des Nächsten oder anderseits die einschmeichelnden Umgangsformen mit daraus folgender Entwertung der Respektsbezeichnungen behandeln. In ersterer Hinsicht hätten sich hier noch die parlamentarischen Gepflogenheiten unserer Zeit einfügen lassen. Das Gegenstück zu dieser gemäfsigten Ausdrucksweise bilden die in Kapitel VII aufgeführten Beispiele der Übertreibung. Die Anpassung erstreckt sich des weiteren auch auf die in Kapitel VIII erörterte Metapher, d. h. die Übertragung einer Bezeichnung auf ähnliche Dinge, welcher immer eine durch die Vorstellung vermittelte Gegenüberstellung der verglichenen Dinge zugrunde liegt und deren Reiz und Anschaulichkeit durch die Anlehnung des Geistigen an das Sinnliche bedingt ist. Hier hätte Verfasser die Poesie, deren Wirkung wesentlich in der Verwendung dieses sinnlichen Hilfsmittels begründet ist, in das Bereich seiner Betrachtungen ziehen sollen. Man mufs ihm jedoch unbedingt recht geben, wenn er im Gegensatz zu Hecht die Bedeutungsentwickelung vom Konkreten zum Abstrakten vertritt. Denn in derselben Weise wie der Urmensch oder das Kind erst seine Sinne und dann erst seine Geisteskräfte gebrauchen lernt, können die Sprachformen zunächst nur einen konkreten Inhalt haben. Darauf beruht die Erscheinung, dafs die Sprachen früherer Kulturperioden viel konkreteren Inhalts sind als diejenigen der Gegenwart. Zu den Ausführungen in Kapitel IX habe ich zu bemerken, dafs die Abstrakta allerdings zu deutlicherem Bewufstsein gelangen, wenn sie in konkreter Verkörperung erscheinen, dafs aber die angeführten Beispiele: „Gang, Fuhre, Lauf, Sprung, Schufs, Rifs, Zug“ ursprünglich keine Abstrakta sind, insofern sie doch auf sinnliche Wahrnehmungen zurückzuführen sind; vielmehr haben sie ursprünglich eine allgemeine Bedeutung, an deren Stelle später eine besondere tritt.

Die Erörterungen im letzten Abschnitt betreffen schwierigere Fragen des Bedeutungswandels, die noch offen stehen und mit deren Aufwerfung Verfasser den Ausblick auf ein weites Gebiet sprachlicher und psychologischer Forschung eröffnet.

Fassen wir den Eindruck zusammen, den die 79 Seiten füllende Arbeit macht, so müssen wir dem Verfasser die Anerkennung zollen, dafs er sich mit Fleifs und Besonnenheit an seiner schwierigen Aufgabe bethätigt und eine brauchbare Vorarbeit für weitere Forschungen geliefert hat. Unsere

Einwände sind, abgesehen davon, dafs wir eine knappere und begrifflich schärfere Darstellung gewünscht hätten, mehr grundsätzlicher Art. Nach unserer Ansicht kann die Frage des Bedeutungswandels nicht auf einseitig philologischem Wege gelöst werden, der Schwerpunkt der Forschung mufs vielmehr in der psychologischen Verarbeitung des von der Sprachkenntnis gebotenen Stoffes ruhn. Wenn sich Philologie und Sprachphilosophie hier nicht die Hand reichen, dann verläuft die Untersuchung zu leicht in einer trockenen Behandlung etymologischer oder lexikalischer Einzelheiten, welche zu keinen höheren Gesichtspunkten führen können. Die Sprachformen müssen aus der Vorstellung abgeleitet und durch diese Verinnerlichung zu lebendigen Dolmetschern des menschlichen Seelenlebens gemacht werden. Dieser Auffassung steht aber heute noch der mit der Sprache verbundene einseitige Zweck im Wege, demzufolge sie lediglich dazu diene, um die Gedanken auszudrücken. Durch dieses Vorurteil wird die Sprache in unnatürlicher Weise von unserem Innenleben losgelöst, sie wird zu einer blofsen Dienerin erniedrigt, während sie die gleichwertige Genossin des Denkens sein sollte. Sie verrichtet vier Funktionen: 1. unterscheidet sie die Dinge voneinander durch mehr oder weniger charakteristische Benennungen, 2. bietet sie diese Dinge unserem Denken als Einheit, 3. ist sie die natürliche Unterlage des Denkens, denn ohne Sprache ist kein Denken möglich, 4. dient sie zum Ausdruck des Gedachten. Die Sprache ist wie Essen, Trinken, Schlafen, eine natürliche Lebensbedingung des Menschen und zugleich die beste Leuchte bei Erforschung unseres Seelenlebens. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, mufs sie die wirksamste Gehilfin der Philosophie und zugleich der mächtigste Hebel der Pädagogik werden.

Wolfenbüttel. **A. Kullmann.**

---

214) **François Coppée, Ausgewählte Erzählungen.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von **A. Rohr.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. VII u. 126 S. 8. geb. ℳ 1. 40.
Wörterbuch dazu ℳ 0. 20.

Wer von den Fachgenossen es selbst erfahren hat, wie schwer es ist, aus der umfangreichen französischen Litteratur der Gegenwart novellistischen Stoff zu finden, der sich zur Lektüre für reifere Schüler eignet, der wird mit uns dem Herausgeber Dank wissen dafür, dafs er diese Auswahl von hübschen Erzählungen in so sauberer Ausgabe der Schule zugänglich

gemacht hat. Wenn man auch Coppée als Dichter nicht so hoch zu stellen geneigt sein wird, wie die Mehrzahl seiner Landsleute es noch heute thut, so mufs man doch anerkennen, dafs die kleinen Prosaerzählungen, wie sie in unserm Bändchen vorliegen, vorzüglich geeignet sind, unseren Sekundanern und Primanern gutes modernes Französisch in fesselnder Darstellung von Begebenheiten aus dem täglichen Leben vorzuführen. — „Maman Nunu“ schildert eine Episode aus Coppées Jugend, wie er, der Sohn eines in bescheidenen Verhältnissen lebenden Büreaubeamten, die Nachmittage mit seiner Schwester auf der Esplanade des Invalides verbringt unter der Obhut einer alten Wärterin, die durch ihre Erinnerungen aus der guten alten Zeit die Phantasie des Kleinen weckt. Dann folgt eine Weihnachtserzählung aus „Les vrais Riches“. Den früheren Banquier Renaudel, welcher wegen Fälschung und Vertrauensbruch zur Zuchthausstrafe verurteilt, aber nach Amerika entkommen war, veranlafst die Liebe zu seinem kleinen Sohne, vor dem er einst gerechtfertigt dastehen möchte, am Weihnachtsabend nach Paris zurückzukehren und sein ganzes, ehrlich erworbenes Vermögen zur Bezahlung seiner alten Schulden zu verwenden. Überraschend ist die Aufnahme, welche sein Vermittler, der würdige Abbé Moulin bei den Gläubigern findet, die sich so unvermutet in den Besitz eines verloren gegebenen Vermögens gesetzt sehen. Das Resultat der Erfahrungen des Abbé ist, dafs Glück und Zufriedenheit nicht mit Geld zu erkaufen sind. — „Le Convalescent“ führt uns in den Süden Frankreichs, den wir aus Daudets Erzählungen kennen; „Le morceau de Pain“, eine Episode aus dem letzten Kriege, schildert ergreifend das Elend eines Pariser Findelkindes, das dem Tode freiwillig entgegengeht für den ersten Menschen, der ihm Mitgefühl zeigt. Den Schlufs bildet wieder eine Weihnachtsgeschichte, „L'Enfant perdu“. Der reiche Bankdirektor, dessen ganzes Leben in der Jagd nach dem Gelde aufgeht, mufs von dem armen Gemüsehändler lernen, was christliche Nächstenliebe heifst.

Der Text bietet viel Anlafs zu Erklärungen, die der Herausgeber in geschickter Weise in den dem Text gesondert folgenden Anmerkungen bringt, ohne dem Lehrer allzu sehr die Hände zu binden. Pag. 52, 4 dürfte anstatt „un joli marché qui embaume le citron et la rose“ vielleicht zu lesen sein: un joli marché qu'embaume le cet? 33, 15 bietet sich für faire le beau doch die deutsche Bedeutung „hübsch machen“, während für tirer la langue hier oder im Wörterbuch die Bedeutung „die

Zunge aus dem Halse hängen lassen oder ausstrecken" hätte gegeben werden können. — Das Wörterbuch scheint mir praktisch angelegt unter Vermeidung des Überflüssigen, doch vermisse ich, namentlich zu der letzten Erzählung Vokabeln wie 62, 7 couleur mine de plomb, 71, 5 humeur massacrante, 71, 23 la canaille, 72, 22 notamment, 73, 5 delai, 78, 30 coquine, 81, 9 accoler, 81, 16 éduquer, 82, 8 plâtras; 82, 12 ist tricot de laine nicht „Strickerei" von Wolle, sondern Wolljacke. — Ein Druckfehler findet sich zu 27, 13, wo museau de bœuf zu lesen ist, aufserdem sind die Verweisungen zu 37, 10 u. 18, zu 53, 32 und 86, 31 verdruckt. Im übrigen schliefst sich das Bändchen in geschmackvoller Ausstattung, sauberem Druck den ersten der Perthes'schen Sammlung würdig an und wird sich durch seine mannigfachen Vorzüge sicher viele Freunde erwerben.

Lüneburg. **G. H. Schmidt.**

---

215) **Theodor de Beaux, Lehrbuch der französischen Sprache.** Leipzig, Max Hesses Verlag, o. J. (1898). I. Stufe. Lautlehre, Hilfszeitwörter, I. Konjugation. 102 S. 8. ℳ 1.20. — II. Stufe. Die regelmäfsigen Konjugationen. 190 S. 8. ℳ 1.80. — III. Stufe. Syntax des Zeitworts. 314 S. 8. ℳ 2.20 (broschirt, geb. je 30 Pfg. mehr).

Auch dieses Lehrbuch strebt danach, neben grammatischer Sicherheit praktisches Können im mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Französischen zu erzielen; auch in ihm übernehmen die Texte zusammenhängenden Inhalts, in systematischem Gange, die Führerrolle. Die Einteilung ist im ganzen in den drei Texten gleich, sie weicht nur in Einzelheiten ab. Nachdem im I. Teil auf 13 S. eine Lautlehre und das Wichtigste über Betonung, Bindung (die vokalische Bindung wäre noch zu erwähnen gewesen!), Silbentrennung behandelt worden ist, folgen die französischen und deutschen Übungsbeispiele bezw. = Stücke. Auf Gruppen französischer Einzelsätze, die nach methodischen Gesichtspunkten zusammengestellt sind, hat der Herr Verf. nicht verzichten wollen. Sie sind zu mannigfachen Umwandlungen geeignet, und die Art der geforderten Umwandlung ist jedesmal in der Überschrift angegeben. Für die Texte fortlaufenden Inhalts wurde möglichst oft die Briefform gewählt, was sehr zu billigen ist. In der I. und II. Stufe werden die Sprachstoffe durch Causeries unterbrochen, die sich inhaltlich an die Texte anschliefsen und aus Fragen

mit vollständigen Antworten bestehen. Sie sind in ähnlicher Weise frei gestaltet wie die Kronschen französischen und englischen Dialoge über das Stadtbild, vermeiden also die Klippe der Eintönigkeit. Statt dieser Dialoge über Vorkommnisse des täglichen Lebens schliefsen sich in der III. Stufe Fragen an die französischen Lesestücke an. Die Regeln des grammatischen Teiles sind knapp und klar gehalten, ihre Übersichtlichkeit wird durch Anwendung verschiedenen Druckes sehr gefördert. In der III. Stufe gehen den Texten der 48 Leçons Musterbeispiele mit den daraus abgeleiteten Regeln voran, dann folgt eine zusammenfassende Darstellung der Syntax des Zeitworts in französischer Sprache. Mehrere übersichtlich geordnete Listen von Verben sind nützliche Beigaben. Den Beschlufs jeder der drei Stufen bildet das Wörterverzeichnis, das nur im II. Teile alphabetisch und zweiteilig ist.

Was am vorliegenden Werke besonders vorteilhaft ins Auge springt, ist das tadellose Französisch der Lesestücke. Obgleich sie methodisch und in der Absicht angelegt sind, bestimmte grammatische Erscheinungen zur vielfachen Anschauung zu bringen, machen sie doch nicht den Eindruck des künstlich Zusammengefügten, sondern bieten ein glattes, idiomatisch gefärbtes Französisch dar. Ihr Inhalt ist im I. Teile vorzüglich dem täglichen Leben entnommen, im II. kommen Stücke aus der Naturgeschichte hinzu (sind ihrer nicht zu viele?), ferner Erzählungen, Darstellungen aus der Geschichte und Geographie Frankreichs, und der III. Teil berücksichtigt namentlich das gewerbliche und Handelsleben. Hier wird dem Schüler z. B. die Entwicklung der Post, die Geschichte des Handels und der wichtigsten Entdeckungen, des Darlehnswesens, die Einrichtung der französischen Gerichtshöfe in fesselnder Weise vorgeführt. Für Handelsschüler — und an solche wendet sich das Buch offenbar zunächst — kann kein passenderer Übungsstoff geboten werden; aber auch anderen Schülern, denen der Sinn für das so reich gestaltete Leben der Gegenwart erschlossen werden soll (auch das ist ein Ideal des Erstrebens wert!) werden mit sichtlicher Teilnahme diesen Stücken folgen. Mit Spannung darf man dem noch ausstehenden IV. Teile des gut gelungenen Werkes, einer Anleitung zu Stilübungen und freien Aufsätzen, entgegensehen.

Weifsenfels. **Rudolf Fischer.**

216) **M. Gassmeyer, Hilfsheft zur Einübung der französischen Konjugation.** Leipzig-Gohlis, Selbstverlag (Dr. Seele und Comp.), 1897. 16 S. 8. ℳ 0.25.

Dieses Heft bietet auf einem Bogen engen Drucks eine Menge geschickt zusammengestellter Einzelformen und ganzer Sätze zum Übersetzen ins Französische behufs Einübung der Hilfsverben, der regelmäfsigen und unregelmäfsigen Verben. Wo sich das Heft auch in den Händen der Schüler befindet, werden sich diese Teile der Grammatik mit grofser Zeitersparnis einüben lassen.

Weifsenfels. **Rudolf Fischer.**

---

217) **William Shakespeare, the Story of his Life and Times.** By Evan J. **Cuthbertson.** Illustrated. London and Edinburgh, W. & R. Chambers, 1897. 144 S. 8. Preis: geb. 1s.

In einer Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Persönlichkeiten oder Geisteshelden darf natürlich in England und wohl auch in Deutschland eine Biographie Shakespeares nicht fehlen. Und so haben denn auch die Herren W. & R. Chambers in die von ihnen herausgegebene „New Series of Popular Biographies" das oben angeführte Werkchen aufgenommen. Mr. Cuthbertson fafst darin alles was Geschichte, Überlieferung und Forschung über das Leben des gröfsten Dramatikers der Welt darbieten, zu einem Bilde zusammen. Da das aber nur wenig ist und da ferner jeder Mensch das Geschöpf seiner Zeit und Umgebung ist und von diesen heraus die Werke des Dichters besser verstanden und gewürdigt werden, so versucht er zugleich auch das England, in dem Shakespeare lebte, die Örtlichkeiten, in denen er sich bewegte, die Menschen, mit denen er verkehrte, und die Sitten, die ihn umgaben, dem Leser vorzuführen und zu zeigen, wie sich manches davon in den Werken des Dichters wiederspiegelt. Das Büchlein ist in folgende 10 Kapitel eingeteilt: Birth and Parentage; Childhood and Childhood's Home; Boyhood and Schooldays; Chronicles of Henley Street; Youth, Courtship, and Deer-killing; in London Town; the Writing of the Plays; the Poems and Sonnets; a Record of Prosperous Years; Closing Years and Death.

Es handelt sich hier um ein sogenanntes populäres Unternehmen; alle aber, die mit entsprechenden Ansprüchen das Buch in die Hand nehmen, werden ihre Freude daran haben. Die Sprache ist frisch und

lebhaft und verfällt bei aller Gemeinverständlichkeit doch nie in den Ton fader Volkstümelei.

Wenn es im Titel heifst „the Story of his Life and Times“, so ist damit schon ausgedrückt, dafs der ganze Shakespeare hier nicht zu finden ist; auf die Würdigung der Werke des Dichters wird nicht eingegangen. Seine innere Entwicklung, den Umfang seines Geistes, seinen Charakter soll der Leser aus seinen Werken selbst erschliefsen. Auch über das äufsere Leben des Dichters wird gerade nichts Neues geboten; mancherlei wird man sogar vermissen, z. B. ein Wort über die Vermutung eines Aufenthalts Shakespeares in Italien und Deutschland. Auch wird mancher etwas über die sogenannte Bacontheorie zu finden erwarten. Mich hat es angenehm berührt, dafs der Verfasser dieselbe ganz unerwähnt läfst; es scheint mir das ein Zeichen zu sein, dafs diese Grille immer mehr aus der Welt verschwindet. Auch enthält das Buch ihre Widerlegung in sich. Die Fülle von zeitgenössischen Zeugnissen über das Ansehen und die Beliebtheit des Dichters werden die Anhänger der Theorie kaum glaubhaft beseitigen, und sie werden schwerlich nachweisen können, dafs die Entwicklung des Dichters unter den geschilderten Verhältnissen unmöglich war. Ten Brink in seinen Vorlesungen über Sh. (Strafsburg 1894) hält sie sogar für die denkbar günstigsten, und jeder Unbefangene wird ihm beistimmen. Die Ausstattung ist für den niedrigen Preis geradezu musterhaft. Auch die Abbildungen, welche meist Ortlichkeiten darstellen, die zu Sh. in Beziehung standen, gereichen dem Büchlein zur Zierde.

Neumünster in Holstein **O. Zschech.**

218-221) **A. Ohlert, Elementarbuch der engl. Sprache,** 90 S. 8.
Derselbe. Schulgrammatik der englischen Sprache, 102. S. 8.
Derselbe. Lesebuch für die oberen Klassen, 265. S. 8.
Derselbe. Englische Gedichte für die Oberstufe, 70. S. 8, für höhere Mädchenschulen. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1898.

Um den Wert dieser Bücher kennen und schätzen zu lernen, um nach ihnen mit Erfolg zu unterrichten, ist es nötig, des Verfassers „Methodische Anleitung für den englischen Unterricht“, welche sich über 15 Seiten erstreckt und in welcher noch mehrmals auf die adäquate „Method. Anleitung für den französischen Unterricht“ verwiesen ist, gründlich zu studieren.

push, book, could. Lautz. k (stimmlos); Schriftz. k, c, qu, cqu. Beisp. kill, call, liquor. — — Die Formenlehre nimmt 17 Seiten in Anspruch. Zu der Regel: „Das relative Fürwort im Accusativ wird stets ausgelassen“, wäre der Zusatz am Platze: Wenn keine Zweideutigkeit dadurch entsteht. The documents, he found, were of importance; und the documents which he found, were of importance (Rothwell) haben z. B. ganz verschiedene Bedeutung. — — In der „Anleitung“ ist genau vorgeschrieben, welche und wieviel Stücke einzuüben sind, ebenso wie die Grammatik traktiert werden mufs.

Nr. 2. Der Verfasser stellt sich in seiner Schulgrammatik streng auf den Standpunkt der Bestimmungen vom 31. Mai 1894, S. 24—25. Daraus folgert er: „Diese Beschränkung stellt an die Erfahrung wie an den pädagogischen Takt des Herausgebers gleich grofse Anforderungen, und daher will diese Grammatik in vielen Punkten mehr nach dem beurteilt sein, was sie nicht enthält, als nach dem, was sie enthält.“ Ob die Beschränkung jedoch keine zu grofse wird, ist eine andere Frage. Die „Zusammenstellung der Laute und der ihnen entsprechenden Schriftzeichen“ ist dieselbe wie in Nr. 1; dagegen hat Nr. 2 eine kurze Begründung über die Aussprache und Betonung.

Das Werk ist sehr übersichtlich und gut behandelt, ebenso die Syntax desselben. Bei dem Gebrauche von should wird man jedoch die Angabe der unpersönlichen Redensarten: it is natural, important, necessary, proper, etc. etc. vermissen. Aus der Regel in § 132, 4. Kap. „shall, should steht zur Übersetzung des deutschen Ausdrucks ‚sollen‘, um einen Befehl, eine Verpflichtung, eine Prophezeihung auszudrücken“, wird man kaum imstande sein, das abzuleiten. — Bei der Partizipialkonstruktion finde ich zu meiner Freude auch den Nebensatz der Einräumung vertreten. — Ungern vermisse ich die Angabe der verschiedenen Übersetzungen unseres „lassen“. Man kann sie ja aus der Lektüre ableiten; es dürfte aber unter Umständen lange dauern, bis man sie alle zusammen hat. — Wenn manche Grammatiken zu viel über den Gebrauch des Artikels bringen, so ist der Verfasser zu spärlich damit gewesen. — „Bei dem Ausdruck der Bekräftigung: nicht wahr?“ (§ 165) findet sich: You have gone to the theatre, have not you? Warum soll not hier vor das Fürwort kommen? Es ist doch blofs ein Gefragter vorhanden. Bei C. Massey „In the Struggle of Life“, fragt ein Mr. W. die Haushälterin von Lady E., welche letztere nicht anwesend ist und deshalb von ihm nicht gefragt werden

Mit einer Aufstellung kann ich mich nicht befreunden, dafs Sicherheit in der englischen Betonung nur in der praktischen Gewöhnung zu erwarten sei. Es befindet sich demgemäfs in keinem der vier Bücher ein Wortaccent. Verträgt sich das mit dem Ratschlage: „Die Schullektüre möge man nicht zu kurz bemessen und sie dadurch erleichtern, dafs man die Schülerinnen frühzeitig mit dem Gebrauche eines gröfseren Wörterbuches vertraut mache?" Alle mir bekannten englischen Wörterbücher, ob in England, Amerika oder Deutschland verlegt, geben den Wortaccent und meist auch die Aussprachebezeichnung an. Wenn dies für die englisch sprechende Bevölkerung für nötig erachtet wird, so liegt es wohl nahe, dafs man im Wörterverzeichnis eines für Deutsche bestimmten Lehrbuches ähnlich verfährt. Geben doch die italienischen Lexikographen nicht nur den Wortaccent, sondern auch das offene e und o und neuerdings überdies die entsprechende Bezeichnung für s und z dolce und aspra mit an. So Rigutini und Petrocchi, letzterer sogar in dem ganzen Texte seines Wörterbuches, ebenso in seinen für die studierende Jugend Italiens geschriebenen Anthologieen etc.

Und nun zu den Büchern! Nr. 1 enthält 38 S. Lektüre, 24 S. Wörterverzeichnis und 24 S. Grammatik, was sich im ersten Jahre gut bewältigen läfst. Die Lesestücke, abwechselnd Prosa und Poesie, sind recht ansprechend: The Lord's Prayer, Little Things*[1], Dressing, God sees all*, Breakfast, Work and Play*, The Cats at Tea*, Numerals, Lessons, School is over*, etc. Zuweilen ist derselbe Gegenstand in Prosa und Poesie behandelt: Time, Spring, Autumn. — In dem netten Theaterstückchen: Quite by ourselves, ist der Verfasser nicht angegeben. Das Wort tea-party findet man einmal mit, das andere Mal ohne Bindestrich geschrieben; auch ist das Wort, ebenso wie tea-cloth, nicht im Wörterbuch verzeichnet. — Einige Druckfehler: im Inhaltsverzeichnis the foulish ... statt foolish; p. 36, Z. 24, ist einmal time überflüssig; bei den Riddles fehlen zwei Fragezeichen. — Im Wörterbuch ist der Unterschied zwischen chemise und shirt vergessen; ebenso fehlt leave off, welches p. 19, Z. 9 vorkommt! — — Die Lautlehre erstreckt sich über 7 Seiten. Die Musterwörter sind im Chor zu üben. Zu diesem Zwecke ist eine Zusammenstellung der Laute und der ihnen entsprechenden Schriftzeichen angegeben. Als Probe: Lautz. und Schriftz. u, oo, ou; Beispiele put,

[1]) Die mit * bezeichneten Stücke sind Gedichte.

bush, book, could. Lautz. k (stimmlos); Schriftz. k, c, qu, cqu. Beisp. kill, call, liquor. — — Die Formenlehre nimmt 17 Seiten in Anspruch. Zu der Regel: „Das relative Fürwort im Accusativ wird stets ausgelassen", wäre der Zusatz am Platze: Wenn keine Zweideutigkeit dadurch entsteht. The documents, he found, were of importance; und The documents which he found, were of importance (Rothwell) haben z. B. ganz verschiedene Bedeutung. — — In der „Anleitung" ist genau vorgeschrieben, welche und wieviel Stücke einzuüben sind, ebenso wie die Grammatik traktiert werden mufs.

Nr. 2. Der Verfasser stellt sich in seiner Schulgrammatik streng auf den Standpunkt der Bestimmungen vom 31. Mai 1894, S. 24—25. Daraus folgert er: „Diese Beschränkung stellt an die Erfahrung wie an den pädagogischen Takt des Herausgebers gleich grofse Anforderungen, und daher will diese Grammatik in vielen Punkten mehr nach dem beurteilt sein, was sie nicht enthält, als nach dem, was sie enthält." Ob die Beschränkung jedoch keine zu grofse wird, ist eine andere Frage. Die „Zusammenstellung der Laute und der ihnen entsprechenden Schriftzeichen" ist dieselbe wie in Nr. 1; dagegen hat Nr. 2 eine kurze Begründung über die Aussprache und Betonung.

Das Werk ist sehr übersichtlich und gut behandelt, ebenso die Syntax desselben. Bei dem Gebrauche von should wird man jedoch die Angabe der unpersönlichen Redensarten: it is natural, important, necessary, proper, etc. etc. vermissen. Aus der Regel in § 132, 4. Kap. „shall, should steht zur Übersetzung des deutschen Ausdrucks ‚sollen', um einen Befehl, eine Verpflichtung, eine Prophezeihung auszudrücken", wird man kaum imstande sein, das abzuleiten. — Bei der Partizipialkonstruktion finde ich zu meiner Freude auch den Nebensatz der Einräumung vertreten. — Ungern vermisse ich die Angabe der verschiedenen Übersetzungen unseres „lassen". Man kann sie ja aus der Lektüre ableiten; es dürfte aber unter Umständen lange dauern, bis man sie alle zusammen hat. — Wenn manche Grammatiken zu viel über den Gebrauch des Artikels bringen, so ist der Verfasser zu spärlich damit gewesen. — „Bei dem Ausdruck der Bekräftigung: nicht wahr?" (§ 165) findet sich: You have gone to the theatre, have not you? Warum soll not hier vor das Fürwort kommen? Es ist doch blofs ein Gefragter vorhanden. Bei C. Massey „In the Struggle of Life", fragt ein Mr. W. die Haushälterin von Lady E., welche letztere nicht anwesend ist und deshalb von ihm nicht gefragt werden

Mit einer Aufstellung kann ich mich nicht befreunden, dafs Sicherheit in der englischen Betonung nur in der praktischen Gewöhnung zu erwarten sei. Es befindet sich demgemäfs in keinem der vier Bücher ein Wortaccent. Verträgt sich das mit dem Ratschlage: „Die Schullektüre möge man nicht zu kurz bemessen und sie dadurch erleichtern, dafs man die Schülerinnen frühzeitig mit dem Gebrauche eines gröfseren Wörterbuches vertraut mache?" Alle mir bekannten englischen Wörterbücher, ob in England, Amerika oder Deutschland verlegt, geben den Wortaccent und meist auch die Aussprachebezeichnung an. Wenn dies für die englisch sprechende Bevölkerung für nötig erachtet wird, so liegt es wohl nahe, dafs man im Wörterverzeichnis eines für Deutsche bestimmten Lehrbuches ähnlich verfährt. Geben doch die italienischen Lexikographen nicht nur den Wortaccent, sondern auch das offene e und o und neuerdings überdies die entsprechende Bezeichnung für s und z dolce und aspra mit an. So Rigutini und Petrocchi, letzterer sogar in dem ganzen Texte seines Wörterbuches, ebenso in seinen für die studierende Jugend Italiens geschriebenen Anthologieen etc.

Und nun zu den Büchern! Nr. 1 enthält 38 S. Lektüre, 24 S. Wörterverzeichnis und 24 S. Grammatik, was sich im ersten Jahre gut bewältigen läfst. Die Lesestücke, abwechselnd Prosa und Poesie, sind recht ansprechend: The Lord's Prayer, Little Things*[1], Dressing, God sees all*, Breakfast, Work and Play*, The Cats at Tea*, Numerals, Lessons, School is over*, etc. Zuweilen ist derselbe Gegenstand in Prosa und Poesie behandelt: Time, Spring, Autumn. — In dem netten Theaterstückchen: Quite by ourselves, ist der Verfasser nicht angegeben. Das Wort tea-party findet man einmal mit, das andere Mal ohne Bindestrich geschrieben; auch ist das Wort, ebenso wie tea-cloth, nicht im Wörterbuch verzeichnet. — Einige Druckfehler: im Inhaltsverzeichnis the foulish ... statt foolish; p. 36, Z. 24, ist einmal time überflüssig; bei den Riddles fehlen zwei Fragezeichen. -- Im Wörterbuch ist der Unterschied zwischen chemise und shirt vergessen; ebenso fehlt leave off, welches p. 19, Z. 9 vorkommt! — — Die Lautlehre erstreckt sich über 7 Seiten. Die Musterwörter sind im Chor zu üben. Zu diesem Zwecke ist eine Zusammenstellung der Laute und der ihnen entsprechenden Schriftzeichen angegeben. Als Probe: Lautz. und Schriftz. u, oo, ou; Beispiele put,

[1]) Die mit * bezeichneten Stücke sind Gedichte.

bush, book, could. Lautz. k (stimmlos); Schriftz. k, c, qu, cqu. Beisp. kill, call, liquor. — — Die Formenlehre nimmt 17 Seiten in Anspruch. Zu der Regel: „Das relative Fürwort im Accusativ wird stets ausgelassen", wäre der Zusatz am Platze: Wenn keine Zweideutigkeit dadurch entsteht. The documents, he found, were of importance; und The documents which he found, were of importance (Rothwell) haben z. B. ganz verschiedene Bedeutung. — — In der „Anleitung" ist genau vorgeschrieben, welche und wieviel Stücke einzuüben sind, ebenso wie die Grammatik traktiert werden mufs.

Nr. 2. Der Verfasser stellt sich in seiner Schulgrammatik streng auf den Standpunkt der Bestimmungen vom 31. Mai 1894, S. 24—25. Daraus folgert er: „Diese Beschränkung stellt an die Erfahrung wie an den pädagogischen Takt des Herausgebers gleich grofse Anforderungen, und daher will diese Grammatik in vielen Punkten mehr nach dem beurteilt sein, was sie nicht enthält, als nach dem, was sie enthält." Ob die Beschränkung jedoch keine zu grofse wird, ist eine andere Frage. Die „Zusammenstellung der Laute und der ihnen entsprechenden Schriftzeichen" ist dieselbe wie in Nr. 1; dagegen hat Nr. 2 eine kurze Begründung über die Aussprache und Betonung.

Das Werk ist sehr übersichtlich und gut behandelt, ebenso die Syntax desselben. Bei dem Gebrauche von should wird man jedoch die Angabe der unpersönlichen Redensarten: it is natural, important, necessary, proper, etc. etc. vermissen. Aus der Regel in § 132, 4. Kap. „shall, should steht zur Übersetzung des deutschen Ausdrucks ‚sollen', um einen Befehl, eine Verpflichtung, eine Prophezeihung auszudrücken", wird man kaum imstande sein, das abzuleiten. — Bei der Partizipialkonstruktion finde ich zu meiner Freude auch den Nebensatz der Einräumung vertreten. — Ungern vermisse ich die Angabe der verschiedenen Übersetzungen unseres „lassen". Man kann sie ja aus der Lektüre ableiten; es dürfte aber unter Umständen lange dauern, bis man sie alle zusammen hat. — Wenn manche Grammatiken zu viel über den Gebrauch des Artikels bringen, so ist der Verfasser zu spärlich damit gewesen. — „Bei dem Ausdruck der Bekräftigung: nicht wahr?" (§ 165) findet sich: You have gone to the theatre, have not you? Warum soll not hier vor das Fürwort kommen? Es ist doch blofs ein Gefragter vorhanden. Bei C. Massey „In the Struggle of Life", fragt ein Mr. W. die Haushälterin von Lady E., welche letztere nicht anwesend ist und deshalb von ihm nicht gefragt werden

kann: Has Mr. Brown moved again? if so, cannot you give me his new address? — Ebenso: How old are you? — Nineteen, is it not? Der gewöhnliche Sprachgebrauch ist: are you not? — Die Grammatik enthält 11 Seiten deutsche Übungssätze, zu welchen ein Schlüssel erschienen ist.

Nr. 3 umfafst folgende Abschnitte: „Geography" (im weitesten Sinne; 43 S.), „History" (44 S.), „English Society" (26 S.) und „Tales in poetry and prose" (64 S.). Das Wörterbuch hat 88 Seiten. Die Auswahl der Stücke ist sehr gut getroffen. Den Schülerinnen wird die beste Gelegenheit geboten, englisches Leben gründlich kennen zu lernen.

Nr. 4 enthält englische Gedichte, welche für die drei Jahre des Unterrichts bestimmt sind, sowie Bemerkungen zur englischen Verslehre und schliefslich Biographical Sketches (16) der hervorragendsten Dichter. Die Auswahl verdient dasselbe Lob wie von Nr. 3.

Die Ausstattung der Bücher ist in jeder Beziehung musterhaft.

Speyer. **Wilhelm Dreser.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 10. September. Nr. 18, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

222) **Sophokles' Oidipus auf Kolonos**, für den Schulgebrauch herausgegeben von **Fr. Schubert.** Mit 5 Abbildungen. 2. verbesserte Auflage. Leipzig, G. Freytag, 1897. S. XVII u. 85. Gr. 12. ℳ 0.60.

Die 2. Auflage des von Schubert herausgegebenen Oed. Col. schliefst sich in Form und Ausstattung den 2. Auflagen der anderen Tragödien des Sophokles an. In der Einleitung werden der Ursprung und die Entwicklung der Tragödie, das Leben und die Werke des Dichters, die Oekonomie der Tragödie, der Mythus und der Gang der Handlung des Ödipus besprochen. Den Schlufs bilden eine Übersicht über die Metra und den Bau der Tragödie, kritische Bemerkungen und ein Anhang über das Theaterwesen in Athen. Die Abbildungen sind die Statue des Sophokles im Lateran (als Titelbild) und im Anhang: die Ansicht des Theaters zu Aspendos, die Elfenbeinstatuette eines Schauspielers und eine tragische Gesichtsmaske mit ὄγκος nach einem Wandgemälde. Die Textgestaltung

ist durch die Aufnahme zahlreicher Konjekturen von Blaydes, Gleditsch u. a. etwas willkürlich geworden. Die eigenen Vermutungen des Herausgebers sind in Kürze folgende: V. 278 wird ansprechend *μηδένων* statt *μηδαμῶς* gelesen. Das offenbar durch Abirrung auf V. 378 verschriebene *Ἄργος* V. 380 wird durch *αὐτόν* ersetzt. Aber im Anschlufs an die Participia *καθέξων* (denn so ist im L. überliefert) und *βιβῶν* wird der Nomin. erfordert. Ref. glaubt durch *αὐτίχ' οὕτως* die ursprüngliche Lesart hergestellt zu haben. Vgl. Emendatt. Soph., Berlin, Weidmann, 1878, S. 40f. Dann ist auch des Herausg. *ταφῇ* st. *τιμῇ* im folg. V. überflüssig. Ob V. 589 das überlieferte *ἀναγκάζουσι* oder des Herausg. *ἀναγκάσουσι* gelesen wird, ist ziemlich gleichgültig. Mit Beziehung auf V. 917 ist V. 940 *οὔτε δούλην* statt *οὔτ' ἄβουλον* mit Recht aufgenommen. Aber mit Unrecht ist V. 1021 *ἡμῶν* in *εἴργων* verändert, während, wie auch Nauck anerkannt hat, *ἡμῶν* aus *ἡγεμών* verkürzt ist. Stellt man *ἡγεμών* und *αὐτός* um und streicht die Präposition in *ἐκδείξῃς*, so ist die Stelle geheilt. V. 1068f. sind die Änderungen *μετὰ ἀμπυκτηρίων* überflüssig, wenn statt *καναχῆς* mit dem Ref. *ἱπποσόας* ergänzt wird. Vgl. Pind. Pyth. II, V. 119 und Isthm. V, v. 39. Im Anschlufs an O. R. V. 1430 *τοῖς ἐν γένει* wird V. 1135 sehr unwahrscheinlich *οὖσιν ἐν γένει* statt *ἐμπείροις βροτῶν* verwendet. Die V. 1411 sqq. durften nicht angetastet werden. Gut ist V. 1526 der Indic. *κινεῖται* in den von *ἐξάγιστα* abhängigen Infin. *κινεῖσθαι* verwandelt.

Saargemünd. **Heinr. Müller.**

---

223) **Griechische Epigramme und andere kleine Dichtungen in deutschen Übersetzungen des XVI. u. XVII. Jahrhunderts.** Mit Anmerkungen und ausführlicher Einleitung herausgegeben von M. Rubensohn (Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen, herausgegeben von A. Sauer 2—5). Weimar, Felber, 1897. CCLXXVI u. 210 S. 8. ℳ 10.

R. hat mit erfolgreicher Bemühung Übersetzungen von Hunger, Held, Weckherlin, Opitz, Schirmer, Schoch, Rittershausen, Weidner, Köler, Czepko, Tscherning, Gryphius und Rivinus für eine beträchtliche Anzahl von Gedichten der Anthologie zusammengebracht, über die der 1. Index: Verzeichnis der Übersetzungen (183—193) sowohl nach den Nummern der Anth. (B. V—VII, IX—XII) als auch (189 ff.) nach den Verfassern orientiert. Aufs übersichtlichste ist das Register nicht überall angelegt. So

findet man unter II (Andere Dichtungen) bei Kallimachos I, 94ff. einen Hinweis auf Weckherlin 5. Die arabische Ziffer zeigt an, dafs es sich nicht um eine in den Text der Sammlung (S. 1—73) aufgenommene Übersetzung, sondern um eine Erwähnung in den über Textgestalt tung, Vermittelung (meist durch lateinische Übersetzungen), ähnliche Motive und fragmentarisch erhaltene oder übersetzte Gedichte orientierenden Anmerkungen handelt. Man kann also in den Seiten 74—161 (dann folgen Nachträge) mit ihrem ewigen Titelkopf: „Anmerkungen" (statt Hunger I–VII etc.) blättern. Wäre es nicht einfacher gewesen, die Seitenzahl anzugeben?

In II: Verzeichnis der Personen und III: Varia verweisen gewöhnliche arabische Zahlen auf die mit römischen Ziffern paginierte Einleitung, kursiv gedruckte auf Anmerkungen und Nachträge. Aus III ist besonders der Artikel „Anthologie" zu erwähnen, da er (mit dem Verweis auf den Artikel „Übersetzerkunst") aus der Einleitung heraushebt, was den klassischen Philologen mehr als die von R. gefundenen Details der deutschen Litteraturgeschichte interessiert: „Überlieferung und Nachwirkung der Anthologie".

Die Länge der Einleitung verursacht zumeist der von R. „entdeckte" bayerische Dichter Wolfgang Hunger (S. I—CLX), der nicht eigentlich aus dem Griechischen übersetzte, sondern 1542 Alciatos lateinische Emblemata verdeutschte. Ich will unentschieden lassen, ob diese Einleitung im Hinblick auf die 41 Übersetzungen von H., die 14 Seiten einnehmen, nicht doch kürzer hätte gegeben werden können; geschmackvoller wäre sie jedenfalls, wenn das „zum erstenmale" weniger oft hervorgehoben würde. Auch die Wendung der Vorrede (vgl. S. CLXXXVII,1): „für Opitz konnte ich meine eigenen, im ‚Euphorion' veröffentlichten Untersuchungen benutzen, zugleich natürlich auch, wie für die übrigen Dichter des 17. Jahrhunderts, manche Vorarbeit anderer Forscher", dürfte von der herkömmlichen Reihenfolge abweichen.

Radautz. **Wilh. Weinberger.**

---

224) **Xenophons Anabasis.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von Adolf Matthias. Mit einer Karte und drei lithographierten Tafeln. 2. Aufl. Berlin, Julius Springer, 1897. II u. 172 S. 8.
Preis: ℳ 1.20.

Von der ersten Ausgabe, die ich in der „Philologischen Rundschau" Bd. V (1884), Sp. 1100ff. angezeigt habe, weicht die vorliegende 2. Auf-

lage nicht erheblich ab. Matthias ist auch in der Schreibung der Worte sehr konservativ; die nach der Schreibung der Inschriften von den meisten Herausgebern angenommenen orthographischen Veränderungen läfst er unberücksichtigt, er behält also *ἀποθνήσκω*, *ἀθροίζω*, *ἀθρόος* bei, selbst *συμμίξαι*, für das jedenfalls *συμμῖξαι* (Inschr. *συμμειξαι*) hätte aufgenommen werden müssen. Da die Schulgrammatiken neuerdings sich der inschriftlichen Schreibung anzuschliefsen beginnen, so werden auch Schulausgaben nicht umhin können, dem mafsvoll zu folgen.

Neu ist die Karte, die auch Griechenland mitumfafst und nur in der Anabasis vorkommende Namen enthält, diese aber ziemlich vollständig (ich vermisse Temnos in Äolis, Kastolos, den nicht sicher identifizierten Dardas-Flufs, ferner den Volksnamen Macrones und die östlich von Kotyora wohnenden Chalybes). Kalchedon ist zu weit östlich angesetzt. Auffallenderweise ist auch hier wieder, wie auf der Karte zur ersten Ausgabe, der Seeweg vom Hafen Kalpe nach Chrysopolis als Route der Griechen eingezeichnet; nur Kleander *ἀπέπλει* (VI, 6. 37), *οἱ δὲ στρατιῶται ἐξεπορεύοντο διὰ Βιθυνῶν*, ja, kehren unterwegs, um Beute zu machen, *μίαν ἡμέραν καὶ νύκτα* wieder um. — Auf der Skizze zu den syrischen Thoren ist ebenfalls nichts geändert: da die Thore nur 3 Stadien voneinander entfernt waren (höchstens 550 m), der Flufs aber ein Plethron breit (30 m), so ist dieser viel zu schmal gezeichnet.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

225) **Eranos, Acta Philologica Suecana** edenda curavit **Vilelmus Lundström.** Vol. I. II. Upsaliae apud editorem (Lipsiae, O. Harrassowitz), 1896/97. (Der Jahrgang zu 4 Heften ℳ 6.)

Zweck nachfolgender Zeilen ist es, auf diese neue schwedische Fachzeitschrift hinzuweisen, die nunmehr in zwei Jahrgängen vorliegt. Sie will, ohne auswärtige Mitarbeiter auszuschliefsen, vor allem Originalaufsätze nordischer Philologen bringen, um „die Forschungen der schwedischen Gelehrten auf diesem Gebiete innerhalb und aufserhalb ihres Vaterlandes bekannt zu machen“. Auf deutsche Leser scheint die Zeitschrift stark zu rechnen; von den 30 Aufsätzen der beiden Jahrgänge sind 16 deutsch geschrieben, 14 lateinisch. Das Deutsch ist freilich, wie erklärlich, nicht immer einwandfrei. Schwedisch geschrieben sind nur einige der Rezensionen, die in einer eigenen Appendix critica jedem Heft angefügt sind. Von dieser Seite steht also der Verbreitung des Blattes in

Deutschland nichts im Wege. — Von den Originalaufsätzen, die sich zum Teil dadurch empfehlen, dafs sie seither vernachlässigte Gebiete behandeln, sind nicht weniger als zwölf von dem Herausgeber selbst verfafst. Neben ihm ist am stärksten vertreten Danielsson (gleichfalls Professor in Upsala) mit folgenden Abhandlungen: Hesiodea, Zur argivischen Bronzeinschrift der Sammlung Tyskiewicz; Damia-Amaia und Azezia-Auxesia, Zu griechischen Inschriften. Erwähnt seien noch die Aufsätze von Paulson (Gothenburg), Anmerkungen zur Oidipus-Sage; Lindskog (Lund), Zur Erklärung der Accusativ- mit Infin.-Konstruktion im Latein.; Heisenberg (Lindau), Zwei wiedergefundene Handschriften des Georgios Akropolites. Von Abhandlungen des Herausgebers mache ich namhaft: Emendationes in Columellam (I—IV), Studien zu spätgriechischen und byzantinischen Chroniken; De codd. graecis olim Escorialensibus, qui nunc Upsaliae adservantur; Magostudien I; De Isidori Pelusiotae epistulis recensendis praelusiones, Zur Geschichte des Reims in klassischer Zeit. Diese letzte Abhandlung (Bd. II, S. 81—116) möge hier etwas eingehender betrachtet werden.

Die bewufste Anwendung des Reims durch die Dichter des Altertums ist seit W. Grimms bekannter Schrift „Zur Geschichte des Reims" (1851) von den einen mit Bestimmtheit behauptet, von den andern ebenso entschieden geleugnet worden; es handelt sich eben dabei mehr um eine Sache des Gefühls, als dafs ein strikter Beweis möglich wäre. Auffallend ist es immerhin, dafs zahlreiche Forscher gerade in ihren engeren Studiengebieten den Reim gefunden haben wollen, sich aber vor einer Verallgemeineruug scheuen. So glauben die Homeriker Im. Bekker, La Roche, Hentze an den Reim bei Homer, F. Ritschl fand ihn bei Sophokles, Usener, Brix und Lorenz bei Plautus, während z. B. Usener den Reim nirgends sonst anerkennen wollte. Man könnte ihm und Gleichgesinnten den Satz Lundströms (S. 86) entgegenhalten: „Läfst es sich blofs nachweisen, dafs auch nur ein einziger Verfasser, Grieche oder Lateiner den Reim zu künstlerischen Zwecken absichtlich benutzt habe, dann ist für die Gegner des Reims in klassischer Zeit das Feld verloren." Einen solchen Verfasser glaubt L., für den übrigens die Existenz des Reims auch ohne das feststeht, in Columella gefunden zu haben. Nachdem er von den Reimen bei Virgil gesprochen, zeigt er zuerst, wie genau Columella dessen Diktion nachgeahmt hat, indem er (S. 108) eine förmliche „Lautimitation" durch Zusammenstellung von Parallelversen aus beiden Dichtern nachweist. Schon hier jedoch geht L. viel zu weit; er schreibt z. B. (S. 108):

Verg. G. 4, 126. *Qua ni*ger humecta*t flaventia cul*t*a Galae*sus.

Colum. 10, 97. *can*d*i*d*a* leucoia e*t flaventia lu*mina *calthae.*

Als ob bei jedem Buchstaben an eine — bewufste oder unbewufste — Imitation zu denken sei! Immerhin ist eine weitgehende Nachahmung unbestreitbar. Und nun folgert L. so: Da Columella gerade in Äufserlichkeiten sich so eng an Virgil anschlofs, so wird, wenn er den Reim bei seinem Meister wahrnahm, er auch hierin jenen imitiert und womöglich überboten haben. Und in der That führt er zahlreiche leoninische und Endreime aus Columella an. Bei manchen Fällen wird man freilich Widerspruch erheben müssen, so wenn V. 45 *palae* mit *Musae* in V. 40 über vier dazwischen stehende Hexameter hinweg reimen soll, oder wenn L. zweisilbige, überschlagende Reime in folgenden Versen erblickt:

278. *Hinc nullae insidiae nymphis, non ulla rapina,*
Casta fides nobis colitur sanctique Penates.
Omnia plena iocis, securo plena cachinno
Plena mero, lactisque vinent convivia pratis.

Viele andere Fälle dagegen können als sicher gelten, und namentlich ist V. 79 f. *profundo—hirundo* ein musterhafter Reim. Wenn jedoch L. glaubt, dafs er nunmehr den Streit endgültig entschieden habe („an der Hand von Columellas kleinem Gedicht kann man die Hauptfrage als erledigt betrachten“ S. 116), so ist das ein starker Optimismus.

Auch der Reim bei den griechischen Tragikern erfährt (S. 95 ff.) eine ausführliche Besprechung, und auch hier zeigt sich, dafs L. in der Annahme des Reims weiter geht als irgendein neuerer Forscher. Er glaubt nicht nur an Reimpaare und Reimverschlingungen (a b a b), sondern auch an den Typus a b b a, ja an die kunstvollst verschlungenen Strophen nach den kompliziertesten Schematen wie a b c b c b c a u. ä. In ausdrücklicher Polemik gegen des Ref. Bedenken, ob man annehmen dürfe, dafs der auslautende Gleichklang über ein dazwischen stehendes Reimpaar hinweg festgehalten und empfunden worden sei, betont L., dafs wir ja auch in moderner Poesie einen Reim über zwei, drei und noch mehr Verse festzuhalten vermöchten, obgleich wir, im Gegensatz zum Altertum, weit mehr gewohnt seien, Dichter zu lesen als zu hören. Mir scheint der Vergleich mit den Modernen hier nicht angängig. In einer durchweg und regelmäfsig gereimten Dichtung kann dem Hörer ein Festhalten des Gleichklangs eher zugemutet werden, da er an der bestimmten Stelle den Reim mit Sicherheit erwartet, und gerade beim Lesen wird der Reim der Auf-

merksamkeit entschieden weniger leicht entgehen als beim Hören. L. führt folgende Stelle aus Euripides an (S. 92): Heraclid. 423 ff.

ΔΗ. ... οὐ γὰρ τυραννίδ᾽ ὥστε βαρβάρων ἔχω·
ἀλλ᾽ ἢν δίκαια δρῶ, δίκαια πείσομαι.
ΧΟ. ἀλλ᾽ ἦ πρόθυμον οὖσαν οὐκ ἐᾷ θεὸς
ξένοις ἀρήγειν τήνδε χρῄζουσαν πόλιν.
ΙΟ. ὦ τέκν᾽, ἔοιγμεν ναυτίλοισιν, οἵτινες
χειμῶνος ἐκφυγόντες ἄγριον μένος
εἰς χεῖρα γῇ συνῆψαν, εἶτα χερσόθεν
πνοαῖσιν ἠλάθησαν εἰς πόντον πάλιν.
οὕτω δὲ χἡμεῖς τῆσδ᾽ ἀπωθούμεσθα γῆς
ἤδη πρὸς ἀκταῖς ὄντες ὡς σεσωσμένοι.
οἴμοι· τί δῆτ᾽ ἔτερψας ὦ τάλαινά με
ἐλπὶς τότ᾽, οὐ μέλλουσα διατελεῖν χάριν;
συγγνωστὰ γάρ τοι καὶ τὰ τοῦδ᾽ εἰ μὴ θέλει
κτείνειν πολιτῶν παῖδας, αἰνέσαι δ᾽ ἔχω
καὶ τἀνθάδ᾽· εἰ θεοῖσι δὴ δοκεῖ τάδε
πράσσειν ἔμ᾽, οὔτοι σοί γ᾽ ἀπόλλυται χάρις.

„Diese 16 Verse“, sagt L., „zerfallen dem Inhalte nach sehr natürlich in vier Abteilungen von je vier Versen, und das Ende jeder Abteilung hat der Dichter mit einem Gleichklange markiert. Euripides hat also den Zuhörern zugemutet, über vier Verse hinweg einen Gleichklang vernehmen zu können.“ Wirklich? L. möge einmal einem Unbefangenen, etwa einem vorgeschrittenen Studenten, der seine Abhandlung nicht kennt, die ganze Stelle vorlesen; selbst wenn er ihn vorher darauf aufmerksam gemacht hat, auf die Reime zu achten, wird der Hörer nicht imstande sein, solche zu entdecken. Und bei den Alten wird das gewifs nicht anders gewesen sein.

An den Bakchen des Euripides will L. fortlaufend nachweisen, wie weit innere Gründe den Dichter in der Anwendung des Reims leiteten, welch grofse Rolle jenes Kunstmittel in der Technik des Dramas gespielt habe. So machen ihm die vereinzelten Reime im Eingangs-Monolog den Eindruck, „als ob der Verfasser durch die Reime den Zuhörer die Länge des Monologs vergessen machen wollte“. Das klingt nicht gerade sehr glaublich, und noch kühner ist die Bemerkung zu den Worten des Teiresias V. 204 ff.: „Der religiös-ethische Grundsatz, der die Voraussetzung des ganzen Stückes bildet, ist vom Dichter in diesen reimreichen Versen

kräftig hervorgehoben.“ So geht L. das ganze Stück durch, indem er überall die künstlerische Wirkung des Reims inbezug auf den Inhalt darthun will und sich am Schlufs zu der Bemerkung versteigt (S. 102), mit herrlicherer ästhetischer Wirkung habe kaum ein moderner Dichter den Reim benutzt als Euripides an manchen Stellen. Doch findet sich neben diesen Übertreibungen manche beachtenswerte Notiz. Die vom Ref. früher mitgeteilte Beobachtung, dafs bei den Alten wie bei Shakespeare und Schiller oft der Schlufs eines Abschnitts gereimt sei, erweitert L. (S. 95) dahin, dafs häufig nicht die letzten Zeilen, sondern die vorletzten gereimt seien und die Schlufszeile wie eine Klausel dastehe. Hierbei erinnere ich daran, dafs sich auch hierzu bei Shakespeare (Macbeth V, 1. 2) und Schiller (Tell 2926 ff.) Analogieen finden. Den von ihm aus Aischylos angeführten Beispielen (Choëph. 845 f. 999 f.; Prom. 1036 f. u. a.) füge ich noch Agam. 69 ff. 88 ff. hinzu.

Zum Schlusse sei mir noch ein Wort in eigener Sache gestattet. L. kommt in seinem historischen Überblick über die einschlägige Litteratur auch auf meine Schrift verwandten Inhalts zu sprechen und sagt dabei (S. 83 f.): „Besonders brach der Streit los, nachdem Dingeldein sein kleines Buch ‚Der Reim bei den Griechen und Römern‘ im Jahre 1892 herausgegeben hatte; das Buch, obgleich durchaus kein Meisterwerk und in den meisten Fällen auf dem, wie es scheint, fast vergessenen Buche Dörrs fufsend, rief eine Menge von Rezensionen hervor und wurde natürlich von den verschiedenen Seiten auch sehr verschieden beurteilt. Im allgemeinen kann man sagen, dafs das Verdienst des Buches ist, die gesunde Vernunft in dieser Frage wieder ins Leben gerufen und gegen das künstliche Theoretisieren die empirisch sichtbaren Thatsachen hervorgehoben zu haben.“ So dankbar ich die letzte Anerkennung acceptiere, und so sehr ich mir bewufst bin, kein „Meisterwerk“ geliefert zu haben, so entschieden mufs ich gegen den auch an anderer Stelle (S. 95) angedeuteten Vorwurf allzu grofser Abhängigkeit von Dörrs kleinem, jetzt in der That und mit Recht vergessenem Schriftchen protestieren. Als ich das Büdinger Gymnasialprogramm von 1888 schrieb, das bereits alle Grundzüge der später erweiterten Abhandlung enthält, war mir Dörrs Schrift überhaupt noch nicht bekannt. L. kann versichert sein, dafs, wo ich mit Dörr übereinstimme, dies nur geschieht, weil ich eben zu gleichen Resultaten gelangt war. Jener Vorwurf L.s ist um so befremdlicher, als er selbst in sehr starkem Mafse gerade auf meiner Abhandlung „fufst“. Das geht so weit,

dafs zahlreiche Wendungen und ganze Sätze auffallend an meine Ausdrucksweise anklingen. Man vergleiche wenige Proben, die ich aus vielen ausgelesen habe:

Dingeldein.	Lundström.
S. 5. Leugnen läfst sich nicht, dafs Grimm seine Mifserfolge dadurch zum Theil selbst verschuldet hat u. s. w.	S. 84. Dadurch hat es seine vielen Unglücke (!) bei den Rezensenten zum Teil selbst verschuldet.
S. 17. Freilich schiefst dabei (bei der Suche nach Reimen) gerade Fuchs weit über das Ziel hinaus.	S. 82. Sogar W. Grimm hat bei der Suche nach Reimen weit über das Ziel hinweggeschossen.
Ebd. Kein Wunder, wenn ein solches Verfahren die Reimjägerei in Mifskredit brachte.	Ebd. Derartige Übertreibungen brachten alle, die noch an die absichtliche Benutzung des Reims in klassischer Zeit glaubten, in Mifskredit.
S. 8. Dafs der Reim nicht als vollendetes Gebilde dem Kopfe irgendeines dichtenden Zeus entsprungen sein kann, sondern sich vielmehr aus embryonischen Keimen allmählich entwickelt hat u. s. w.	S. 103. Der Reim wird ebenso wenig wie irgendein anderes grofses Kunstmittel fertig wie eine neue Pallas aus dem Kopfe des schaffenden Gottes geboren.

Das sind doch, namentlich im letzten Fall, sehr auffällige Übereinstimmungen! Im übrigen empfinde ich den Vorwurf L.s, in der Annahme des Reims allzu zurückhaltend gewesen zu sein, fast als Lob, da ich anderen Kritikern gerade zu weit gegangen bin. Sollte ich das als kleinen Beweis ansehen dürfen, dafs ich der rechten Mitte einigermafsen nahe gekommen bin?

Büdingen. **O. Dingeldein.**

---

226) **P. Albert Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte.** Einsiedeln, Waldshut und Köln, Druck und Verlag von Benziger & Co., 1896/97. Lief. 8—12. à ℳ 2.

Obwohl nach dem Prospekt das Manuskript zu diesem prächtig ausgestatteten Werk bis auf die Behandlung der neuesten Zeit abgeschlossen ist, schreitet das Erscheinen derselben doch sehr langsam vorwärts, was wohl mit der Herstellung der zum Teil sehr schönen Originalabbildungen

zusammenhängt. Ein rascheres Tempo wäre aber in jeder Hinsicht sehr zu wünschen.

Was zum Lobe des Werks in der ersten Anzeige (1896, S. 30 f.) gesagt worden ist, können wir hier wiederholen; auch das Einseitige des Standpunkts des Verfassers macht sich in der Fortsetzung nicht besonders störend geltend. Auf die Schönheit nackter weiblicher Statuen jedoch müssen die Käufer dieses Buches ohne Erbarmen verzichten. Die Bilder stehen leider oft von der Stelle ihrer Erwähnung im Text ziemlich weit getrennt, was sich im ganzen wohl vermeiden liefse, zum Teil aber auch in der Anlage des Buchs begründet ist, wonach ein Teil der Abbildungen aus verschiedenen Perioden schon dem ersten allgemeinen Teil zugewiesen wird, während die Hauptmasse erst bei der Einzelbehandlung eingefügt ist. In den vorliegenden Lieferungen ist die antike Plastik und Malerei, einschliefslich des Kunstgewerbes und der Vasenmalerei zum Abschlufs gebracht, so dafs die Geschichte der antiken Kunst jetzt vollendet vorliegt.

Im einzelnen wärè manches gegen den Verfasser zu erinnern. Ist ihm auch im ganzen zuzugestehen, dafs er die Ergebnisse der kunsthistorischen Forschung geschickt zu verwerten und darzustellen versteht, so sieht man doch überall, dafs er wenigstens auf dem Gebiet der antiken Kunstgeschichte kein selbständiger Forscher ist und zuweilen mehr seinem Geschmack als den sicheren Ergebnissen der Wissenschaft folgt. Ich erinnere nur daran, dafs er z. B. noch die Gruppierung des Apollo von Belvedere mit der Artemis von Versailles und Athena festhält. Überhaupt giebt er sich hie und da eine Blöfse, die auf seine wissenschaftliche Vorbildung ein bedenkliches Licht wirft, so wenn er (z. T. wiederholt) Nikien, Hyppokampen, Philoktetos schreibt, wiederholt von der Schlacht am Issus spricht u. dgl. Auch ist er nicht selten hinter der neuesten Forschung zurückgeblieben: das sogen. Theseon ist ihm immer noch der wirkliche Theseustempel, von den Erymata vor der Statue des Zeus in Olympia (= Deckwand der Querbalken S. 166) hat er offenbar eine ganz verkehrte Vorstellung. Der Münchener Alexander (S. 215) ist ihm eine sitzende Statue. Ebendort wird der Kopf des sogen. sterbenden Alexanders in mifsverständlicher Weise als „unecht" bezeichnet. Die Erklärung des Mittelbildes am Ostfries des Parthenon [S. 173] läfst er unentschieden.) Auch sonst ist der Ausdruck oft ungeschickt. S. 168 ist z. B. die Rede von der „mythologischen Sage". S. 125: „Eine ähnliche Frage beschlägt das griechische Profil." S. 188 oben: „Der Marmor, auf den

die Göttin tritt, ist als Luft zu denken." S. 191: „Die Übersicht dieser Totendenkmal-Skulpturen macht einen sehr erquickenden Eindruck." S. 276: „Eine weitere Gruppe umfafst der Dipylonstil, so benannt nach einem Thore in Athen, wo die Dipylonvasen und überhaupt in der Umgegend der Stadt in neuester Zeit häufig in Gräbern gefunden wurden." S. 242: „Die Klagefrauen drücken alle Empfindungen des Schmerzes aus — bis zur übermächtigen Erregung, welche das Antlitz verzerrt —, was aber der hellenische Plastiker nicht mehr darstellt, sondern dann die Metamorphose eintreten läfst oder das gequälte Antlitz verhüllt, was auch hier bei einer Gestalt geschieht!" S. 252: „Eine Stütze für diese Hypothese ist das über den Felsen gelegte Pantherfell, nicht das Löwenfell des Herakles." Solche unbeholfene Wendungen möchte man zumal in einem Werk, das sich an einen gröfseren Leserkreis wendet, vermieden wissen, um so mehr, als sie sich bei sorgfältiger Durchsicht des Textes leicht vermeiden lassen. Den Ausdruck Hellenismus, der gewöhnlich das Griechentum nach seiner Ausbreitung über den Orient, in den Zeiten seit Alexander d. Gr. bedeutet, gebraucht der Verfasser wiederholt für das Griechentum überhaupt, z. B. S. 125.

Seltsam berührt es, in der Geschichte der Malerei den Begriff des griechischen Mittelalters eingeführt zu finden, der bei der Geschichte der Baukunst und Plastik nicht angewendet war; noch eigentümlicher, dafs das griechische Mittelalter von 500—338 v. Chr. gerechnet wird, indem man es doch gewöhnlich mit dem Jahre 500 abschliefst.

Einen vorteilhafteren Eindruck machen die Lieferungen, die sich mit der altchristlichen, byzantinischen, islamitischen Kunst befassen; hier scheint sich der Verfasser erst recht in seinem Element zu fühlen. Klare Gliederung des Stoffs und feine Beobachtung der merkwürdigen Verbindung von Altem und Neuem, der glücklichen und zum Teil auch unglücklichen Weiterbildung des Überkommenen, besonnene Abwägung des Urteils über den ästhetischen Wert der verschiedenen neuen Leistungen zeichnen diese Teile des Werkes aus, das hiermit bis an die Schwelle des romanischen Stils geführt ist. Hier sehen wir der Fortsetzung wirklich mit Spannung entgegen und können darum zum Schlusse nur auf den eingangs ausgesprochenen Wunsch zurückkommen, dafs das Werk, allerdings unbeschadet einer gleich gut bleibenden Ausstattung mit vortrefflichen Abbildungen, in einem rascheren Tempo ausgegeben werden möchte.

Calw. **P. Weizsäcker.**

227) **Serafino Ricci, Epigraphia latina.** Milano, Ulrico Hoepli, 1898. 480 S. 8. Lire 6. 50.

Es dürfte kaum irgendein Gebiet der Wissenschaft geben, auf dem Deutschland so unbestritten die Führung hat, wie auf demjenigen der römischen Epigraphik, und nirgends könnten Lehrer höherer Schulen und andere Leute von ähnlicher Vorbildung der Wissenschaft soviel Nutzen bringen als hier — wenigstens im Westen unseres Vaterlandes — durch Sammlung und vorläufige Bearbeitung des Materials möglich wäre. Und doch fehlt in Deutschland noch ein für weitere Kreise berechnetes Handbuch, aus dem man die erste Anleitung schöpfen könnte. Wohl besitzen wir seit einigen Jahren Hübners treffliche Arbeit, aber ihre praktische Verwendbarkeit ist für den Anfänger doch nur sehr beschränkt, weil die erläuternden Beispiele, die durch die zahlreichen Hinweise auf das C. I. L. für ihn nicht ersetzt werden, fehlen. Die Franzosen sind uns hier zuvorgekommen, denn die zweite Auflage von Cagnats „Cours d'épigraphie latine" dürfte den meisten Ansprüchen gerecht werden. Neuerdings ist nun auch ein italienisches Werk erschienen, das an Brauchbarkeit das französische in vieler Beziehung noch übertrifft, nämlich Riccis „Epigraphia latina". In einem Punkte steht es jenem allerdings bedeutend nach: so vornehm wie Frankreich pflegt weder Deutschland noch Italien seine Handbücher auszustatten, aber dafür kostet Riccis fast 500 Seiten starkes mit 65 Tafeln ausgestattetes Buch gebunden nur 6½ Lire! Seinem Inhalte nach zerfällt es in sechs Teile, von denen die zwei ersten eine kurze Geschichte der lateinischen Epigraphik nebst „allgemeinen Bemerkungen" enthalten. In Teil III bis V werden die Inschriften nach der Chronologie, nach Inhalt und Zweck und nach dem Materiale besprochen, Teil VI handelt vom Ergänzen und Datieren derselben. Den Kern des Ganzen bilden die Teile IV und V. Nach einleitenden Bemerkungen, in denen sich der Verfasser vielfach an Hübner angeschlossen hat, folgen in der Regel „praktische Übungen", d. h. Beispiele der betreffenden Inschriftengattung nebst erläuternden Bemerkungen. Sie sind mit glücklicher Hand aus den gröfseren Werken von Wilmanns, Dessau u. a. — überall mit genauer Quellenangabe — ausgewählt. So erhält der Leser nebenbei Kenntnis von vielen der wichtigsten Inschriften aus den verschiedensten Zeiten. Z. B. finden sich unter den Weihinschriften grofse Bruchstücke von den „acta fratrum Arvalium", unter den Grabschriften diejenigen des Livius (?) und des jüngeren Plinius, aus später Zeit die

zu Ehren des Stilicho, aus früher die berühmten Scipioneninschriften; ferner sind abgedruckt die Senatsbeschlüsse gegen die Tiburtiner und gegen die Bacchanalien, ein Teil der neulich aufgefundenen Akten über die im Jahre 17 v. Chr. stattgehabte Feier der „ludi saeculares“, Fragmente der „fasti Capitolini“ u. v. a. Selbstverständlich fehlt es nicht an typischen Beispielen für einfachere Inschriften, wie sie dem Anfänger am häufigsten aufstofsen. Was für diesen Riccis Werk aber besonders brauchbar macht, sind die vielen (17) „Appendices“, welche über das ganze Buch zerstreut sind. So ist den Weihinschriften ein (allerdings nur kurzer) Anhang über die häufigst genannten Gottheiten, ihre Namen und Attribute, beigefügt, den Grabinschriften ein solcher über die römische Namengebung; zwei andere, die dem Kapitel über die Ehreninschriften eingefügt sind, verbreiten sich über die Ämterfolge bei Männern des Senatoren- und des Ritterstandes. Besonders wertvoll werden für viele Leser die sorgfältigen Tabellen S. 231—269 sein, worin die Titel der Kaiser und ihrer Familienmitglieder, sowie die für die Datierung wichtigsten Zeitangaben übersichtlich zusammengestellt sind; die auf den Münzen vorkommenden Titel haben dabei mit Recht eingehende Berücksichtigung gefunden, doch fällt es auf, dafs das häufige P. F. (z. B. IMP. CARAVSIVS. P. F. AVG.) von dem Verf. *P(ii) f(ilius)* gelesen wird statt *p(ius) f(elix)*. Den Schlufs bilden zwei alphabetisch geordnete Listen der üblichsten Abkürzungen; hier wäre wohl die Zusammenziehung in eine einzige Liste zweckmäfsiger gewesen. Die Tafeln enthalten zahlreiche gute Schriftproben, meist nach Ritschls „Prisc. lat. mon. epigr.“ oder nach Hübners „Exempla scr. epigr.“ Sie scheinen erst nachträglich angefertigt zu sein, denn sie stehen fast in gar keiner Beziehung zum Text; die Erläuterung ist in der Regel auf der Tafel selbst gegeben, manchmal fehlt sie freilich ganz. Was überall fehlt, ist Angabe des Mafsstabes der Verkleinerung. Doch das sind verhältnismäfsig unbedeutende Ausstellungen, im ganzen kann man sich über das Buch nur lobend aussprechen und den Wunsch hegen, dafs es dem Verfasser recht bald vergönnt sein möge, in einer zweiten Auflage die S. 447 versprochene Erweiterung eintreten zu lassen.

Mainz. **Körber.**

---

228) **Walther Böhme, Ein Jahr Unterricht in der lateinischen Grammatik** (Lehraufgabe der Untertertia). Berlin, Weidmann, 1898. 110 S. 8°. Geh. ℳ 1.80

Das Buch ist nicht für den Schüler, sondern für den Lehrer, namentlich den jüngeren, herausgegeben worden und will zeigen, wie der lateinische Unterricht in III[b] gemäfs den amtlichen Lehrplänen betrieben werden kann. Es zerfällt in 110 Abschnitte, der für ein Jahr angenommenen Zahl Stunden entsprechend, nimmt in der 1. bis 86. Stunde den Lernstoff zum ersten male, in der 87. bis 97. Stunde zum zweiten male durch und widmet die Abschnitte 98—110 der Wiederholung der Gesamtaufgabe. Jeder der Abschnitte 1—86 ist in zwei Teile zerlegt, von denen der eine der Wiederholung dient (während der einen Hälfte der Stunde), der andere das Neue darbietet (in der anderen Hälfte der Stunde). Jener enthält Paraphrasen zunächst aus Livius V, von der 10. Stunde an im Anschlufs an Caes. b. g. I—IV 19, wobei jedoch die Kapitel I 30—54 wegen der sprachlichen Schwierigkeiten erst nach der 80. Stunde verwertet sind; es werden darin die gelernten Regeln immer wieder eingeübt. Der das Neue bietende Teil besteht aus Einzelsätzen, deren Inhalt aus der Lektüre genommen, und deren Wortschatz den Schülern bekannt ist; aus ihnen soll die neue Regel entwickelt werden. Der grammatische Lernstoff wird in dieser Folge behandelt: inf., acc. c. inf., abl. abs., gerund., supin., dum, simulac, postquam, consecutio temporum, Indikativ, Absicht-, Folge-, Temporal-, Konzessiv-, Vergleichs-, Relativ-, Fragesätze, Pronomen. — Die Umschreibung des Lesestoffes erscheint recht gewandt, nicht selten etwas schwierig, die Auswahl der Einzelsätze zweckmäfsig, die ganze Arbeit ungemein fleifsig und sorgfältig. Diese wird sich für den Unterricht zweifellos als sehr dienlich erweisen, wennschon die gleiche Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Stunden in Wirklichkeit sich schwerlich wiederholen dürfte.

Eupen. **W. Wartenberg.**

---

229) **F. Bleskes Elementarbuch der lateinischen Sprache.** Formenlehre, Übungsbuch und Vokabularium. Für die unterste Stufe des Gymnasialunterrichts bearbeitet von **Albert Müller.** Elfte Auflage. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1897. VII u. 148 S. 8. ℳ 1.40

Diese Arbeit erscheint recht dankenswert und verdient unbedingt die weiteste Verbreitung, die leider das Bleskesche Elementarbuch trotz zahl-

reicher, anerkannt trefflicher Eigenschaften lediglich aus dem äufserlichen Grunde nie erlangt hat, weil es für keine einzelne Klasse bestimmt schien. Vielleicht hätte der verdiente Bearbeiter auch jetzt mehr im Interesse des augenblicklichen buchhändlerischen Vertriebes gehandelt, wenn er schon auf dem Titelblatt die leicht mifsverständliche Bezeichnung: „Für die unterste Klasse des Gymnasialunterrichts" in die einfachere: „Für Sexta" umgewandelt hätte, doch ist dies eine Frage von untergeordneter Bedeutung.

Das Buch entspricht in seiner vorliegenden Gestalt allen Anforderungen der heutigen Methodik und insbesondere den Bestimmungen der neuen preufsischen Lehrpläne, da der Unterrichtsstoff entschieden recht geschickt ausgewählt und angeordnet ist, namentlich aber durch gediegene zusammenhängende Lesestücke fortwährend belebt wird. Diese letzteren gehen von Verhältnissen aus, die dem Sextaner schon von Hause aus bekannt sind, und entlehnen dann ihren Stoff weiter der den Knaben so willkommenen griechischen Mythologie und alten Geschichte, jedoch nicht ausschliefslich, so dafs auch die deutsche Geschichte, wenigstens in den Abschnitten XIX: „Die alten Deutschen" und XXVI: „Kaiser Wilhelm I.", und die Fabel in den Übungsstücken XCII: „Der Lügner" und XCIII: „Der Mensch und der Tod" gebührende Berücksichtigung finden.

Die Vokabeln stehen nicht mehr, wie in den ersten acht Auflagen über den Lesestücken, sondern sind am Ende der beiden Hälften des Lehrbuches abgedruckt, so dafs sich die erste Wörterzusammenstellung auf die Übersetzungsaufgaben I bis L, die zweite auf LI bis CII bezieht. Daneben ist in das Buch mit Recht noch ein sogenanntes „erstes und zweites Vokabularium" aufgenommen, welche beiden Verzeichnisse nicht in alphabetischer Weise, sondern lediglich sachlich nach Begriffen geordnet die wichtigsten vorgekommenen Wörter enthalten, in der Art, dafs das zweite die notwendige Ergänzung des ersten ist und die nicht gerade ganz unentbehrlichen Wörter, namentlich viele Verben bietet. Die dabei zugrunde gelegte recht praktische Auswahl der Begriffe ist: „Gott, Mensch, Körper (Leib), Lebensalter, Name, Kleid, Familie, König, Gesetz, Kunst, Schule, Spiel, Stadt, Krieg, Jäger, Acker (Feld), Tier, Baum, Wasser, Zeit, Welt, Luft, Feuer, Erde (Land), Weg, Sache, Farbe, Metall." Das erste Vokabularium bringt zum Schlufs eine Zusammenstellung der wichtigsten Adjektive nebst ihren Gegensätzen und Verben aller vier Konjugationen, sowie ein besonders dankenswertes Verzeichnis der im Sextapensum am

häufigsten vorkommenden Imperfekta und Perfekta, während das zweite an derselben Stelle einzelne wichtige Perfekta und die hauptsächlichsten Adverbien aufzählt. Dafs die Paradigmen der Imperfekta und Perfekta Aktivi und Passivi schon früh angeführt sind, ist sehr zu billigen, da der Schüler auf diese Weise die genannten Zeiten auch bei den verschiedensten Verben ohne Rücksicht auf ihre Tempusbildung verwenden lernt. Man wird selbstverständlich diese als Einzelformen zu lernende und vom Verf. auch als solche bezeichneten Zeiten nicht auf ihr Präsens zurückführen. Warum derselbe übrigens auf S. 2 von der zweiten Konjugation *(mones)* ausgeht, wird nicht jeder Lehrer sofort erkennen; Ref. sieht den Grund dieser eigenartigen, aber wohl überlegten Auffassung darin, dafs gerade die Verben *doceo, taceo, mordeo, pareo, doleo, rideo, iaceo* und *valeo* der kindlichen Sphäre ganz besonders geläufig sind.

Die Sätze und Übungsstücke haben dem Ref. durchgängig wohl gefallen. Die Präpositionen und die Lehre von der Bildung und Komparation der Adverbien hat Verf. an den richtigen Stellen eingeschaltet, nämlich erstere nach dem Hilfsverbum *sum*, letztere nach der vollständigen zweiten Konjugation.

Wollstein. **Löschhorn.**

---

230) **H. Quayzin, Premières Lectures à l'usage des écoles supérieures** de jeunes filles. 3ᵉ édition. Stuttgart, Paul Neff. 252 S. 8. ℳ 2.

In schmuckem Gewande, in schöner Ausstattung nach jeder Richtung tritt dieses Lesebuch für Mädchenschulen vor uns. Aber auch nach seinem innern Gehalte verdient es alle Anerkennung; die Auswahl von Erzählungen, Beschreibungen und Gedichten ist trefflich und besonders darum lobenswert, weil so viel Lesestoff darin ist, der als herzbildend bezeichnet werden darf. Allzu sehr wird ja leider vielfach im Schulunterricht jetzt diese Art der Bildung vernachlässigt; der Herausgeber hat unzweifelhaft recht, wenn er in der Vorrede sagt: „la jeune fille, devenue éducatrice à un degré quelconque, . . . retrouvera, croyons-nous, dans les souvenirs de ses leçons de lecture plus d'une belle et précieuse pensée qui lui sera utile dans la vie“. Recht lebendig tritt auch bei genauerer Prüfung dieses Lehrmittels dem denkenden Lehrer die Wahrheit entgegen, wie viel besser es ist, zumal auf der Anfangsstufe, im sprachlichen Unterricht ein gutes Lesebuch zugrunde zu legen, statt der Lektüre vollständiger Werke. Bei

ersterem Verfahren ist es eben viel besser möglich, wirklich das Beste auszuwählen (und auch dieses ist ja für die Jugend nur gut genug); ferner ist so der Unterricht viel weniger einer schädlichen Einseitigkeit ausgesetzt. Möchte in dieser Beziehung die Praxis bald wieder in bessere Bahnen einlenken!

Wenn wir dem Büchlein einen Wunsch auf den Weg zu geben hätten, wäre es zunächst der, dafs die Auswahl der Stücke etwas beschränkt würde, damit der (zwar nicht hohe) Preis noch einigermafsen erniedrigt werden könnte. Da nämlich jetzt einerseits die grammatischen Lehrbücher meist viel umfangreicher und teurer sind als früher, und man anderseits doch auch gerne noch etwa zu einem zusammenhängenden Textwerk (z. B. geschichtlicher Art) greift, so darf man dem Schüler für das Lesebuch nicht zu viel Ausgaben zumuten. Es liefsen sich übrigens auch leicht einige der märchenhaften Sachen, oder zu fern abgelegenen Stoffe (wie z. B. I, 3, 15, 23, 24, 28 oder II, 6, 7, 8, 15, 24, 30, 32—34) entbehren. Ferner wäre wünschenswert, dafs die Stücke etwas mehr nach ihrer Schwierigkeit, also namentlich nach der Zahl der darin vorkommenden (dem Schüler voraussichtlich) unbekannten Wörter angeordnet würden. Als ein grofser Vorzug endlich wäre es zu erachten, wenn wenigstens für den I. Teil eine Präparation beigegeben, also das Wörterbuch nicht alphabetisch, sondern nach Stücken zusammengestellt wäre. Das Vokabelaufsuchen ist auf dieser Stufe noch zu ermüdend, zu zeitraubend, zu wenig fruchtbar; der Fortschritt in der Lektüre wird dagegen wesentlich gefördert, der ganze Unterricht kann gewinnbringender werden (namentlich auch wegen des genauen Memorierens der Vokabeln), wenn jene Einrichtung besteht. Wird das Werklein so in didaktischer Weise noch etwas verbessert, so wird es zu den besten Lehrmitteln seiner Art zählen.

Lörrach (Baden). **J. Gutersohn.**

---

231) **Clemens Klöpper, Beiträge zur französischen Stilistik.** Heft IV der Neusprachlichen Abhandlungen, herausgegeben von **Clemens-Klöpper-Rostock.** Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung, 1898. 47 S. 8.

Das Heft ist eine Fortsetzung der als Heft I derselben Sammlung erschienenen Beiträge zur Stilistik; während das I. Heft die Wiedergabe der deutschen Adjektive, Adverbien, Verben und Präpositionen im Französischen behandelte, sind die Gegenstände des IV. Heftes die Wiedergabe

„des deutschen Substantivs“, „Stilistische Eigentümlichkeiten aus der Kasuslehre“, und der „deutsche bestimmte und unbestimmte Artikel dem Französischen gegenüber“. — Das erste dieser drei Kapitel betrachtet in Sonderheit die Fälle, in denen es sich um Vertauschung, Ersatz, Zerlegung, Wegfall und Umschreibung der deutschen Substantive im Französischen handelt: Der Wechsel subjektiver und objektiver Bedeutung, die Vertauschung abstrakter und konkreter Ausdrucksweise, der Gebrauch des Singulars als Kollektivum, des französischen Plurals statt des deutschen Singulars, die Hinzufügung eines französischen Substantivs im Gegensatz zum Deutschen und der Wegfall eines deutschen Substantivs im Französischen, der deutsche Substantivbegriff ausgedrückt durch ein französisches Verbum und zusammengesetzte französische Formen wiedergegeben durch ein deutsches Verbum, die Übersetzung des deutschen zusammengesetzten Substantivs, der Ersatz des deutschen Substantivs durch Verbalwendungen, alles das sind Dinge, die durch eine Fülle wohlgewählter Beispiele trefflich erläutert werden. Allerdings hätte ich wohl gewünscht, dafs die Fälle genauer unterschieden wären, in denen die gegebene oder angedeutete Übersetzung allein möglich ist, wo also die angeführte Regel ganz haarscharf zutrifft, von denen, wo sich die gegebene Übersetzung wohl empfiehlt, wo aber auch gerade so gut eine wörtliche gewählt werden könnte. So wäre eine solche Unterscheidung namentlich p. 14 und p. 24 am Platze gewesen; p. 9 könnte man espérances sehr wohl auch deutsch mit dem Plural wiedergeben, colères mit Zornausbrüche übersetzen; auch der Plural Anfänge (p. 10) ist mir nicht ungeläufig; cultiver son e s p r i t, se rendre respectable aux y e u x de qn. (p. 12) lassen sich auch wörtlich übertragen u. a. Doch wozu die Ausstellungen? im ganzen mufs man sich der Arbeit freuen, die einen aufmerksam macht auf eine elegante idiomatische Übersetzung französischer Schriftsteller, die man wohl beim Lesen des Textes richtig versteht, die aber einem erst so durch genaue Vergleichung des französischen Ausdrucks mit dem der Muttersprache dankenswerte Anregung zu sprachvergleichenden Studien gewähren. Vielleicht hätte Verf. bei den Beispielen, wo er Schriftstellernamen anführt, namentlich bei den poetischen Citaten, genauere Angaben über die Fundstellen machen können, behufs leichterer Nachprüfung; ich weifs zwar wohl, dafs die lebende Sprache es nicht nötig hat wie die toten, bestimmte Redewendungen auf die Autorität eines einzelnen Schriftstellers zu begründen; wenn aber schon einmal ein Name genannt wird, warum dann nicht auch wenigstens

noch das betreffende Werk des Autors? — Recht unklar ist der Satz zu Beginn des zweiten Absatzes auf p. 1: er kann unmöglich richtig sein in der Fassung. p. 13, Z. 1 v. u. sagte man wohl besser „in Abrede stellen" (statt „nehmen"). Auch zwei Druckfehler sind mir aufgefallen, die das Verzeichnis nicht giebt: p. 19, Z. 8. v. u.: prise statt brise; p. 32, Z. 19 v. o.: préscrit statt prescrit.

Das zweite Kapitel, welches, wie gesagt, stilistische Eigentümlichkeiten aus der Kasuslehre behandelt, umfaſst die Seiten 34—40. Namentlich Teil b), das Verzeichnis einiger Substantive mit ihren Komplementen sowie d) enthalten eine Fülle recht beachtenswerter idiomatischer präpositionaler Wendungen, die namentlich der Anfänger gut thut, sich recht fest einzuprägen, wozu ihm Klöppers Schrift Anregung und Gelegenheit geben dürfte; schade nur, daſs die Menge der Beispiele nicht irgendwie geordnet ist. p. 37, Z. 12 v. o. muſs es répugnance (mit é) heiſsen.

Das dritte Kapitel, das über den bestimmten und unbestimmten Artikel handelt, umfaſst nur fünf Seiten und strebt ebenso wenig wie die beiden vorhergehenden eine erschöpfende Behandlung des Stoffes an, wie die Schrift sich denn ja auch nur als Beiträge zur Stilistik bezeichnet; aber auch hier wird unter Ausschluſs alles Stoffes, den die Grammatiken eingehend zu behandeln pflegen, eine Reihe sehr interessanter stilistischer Bemerkungen gegeben. Hübsch sind namentlich die Beispiele p. 45 für die dem bestimmten Artikel seiner Abstammung gemäſs noch innewohnende demonstrative Kraft.

Was das Typographische angeht, so hätte ich folgenden Wunsch: wenn ein Absatz mehrere Betrachtungen unter demselben Gesichtspunkt behandelt und dann Beispiele für jede einzelne dieser Betrachtungen giebt, so würde es die Übersichtlichkeit wesentlich erhöhen, wenn schon durch den Druck die verschiedenen Reihen der Beispiele voneinander getrennt würden, etwa so, daſs gleichartige Beispiele jeder Reihe durch Kommata, die Reihen selbst aber durch je ein Semikolon geschieden würden. Zu diesem Wunsche hat mich namentlich der zweite Absatz auf p. 1 angeregt.

So ist denn die Schrift Klöppers wegen der knappen und klaren Behandlung der besprochenen Fälle und wegen der Reichhaltigkeit des sorgfältig gesammelten Sprachmaterials jedem Neuphilologen zu empfehlen als ein praktisches Hilfsmittel bei seiner Arbeit und als eine Anregung zu ähnlichen Studien.

Görlitz. **Max Krüger.**

---

232) **The Works of Geoffrey Chaucer,** edited by **Alfred W. Pollard, H. Frank Heath, Mark H. Liddell, W. S. Mc Cormick.** London, Macmillan & Co., 1898. (Globe Edition.) 3 s 6 d.

Mr. Pollard deserves well of all students of Chaucer. As recently as 1894 appeared his Eversley Edition of the Canterbury Tales; in 1895 his Chaucer Primer appeared, and now the long expected Globe Edition of the poet's complete works appears. It is true, this work is not due only to the industry and enthusiasm of Mr. Pollard: other men, well-known in the philological world, have shared his labour, but he has been the leader, and has provided the book with an interesting preface and a concise biography of the poet.

From the preface we learn that as early as 1864 a "Globe" Chaucer was planned which, owing to various causes, was delayed till the present year. There can be little doubt that we ought to be grateful for this delay: our knowledge of the poet's life and works has increased so greatly that an edition like the present must have gained enormously by what has been published in the interval between its planning and its execution. In answer to those who should consider the Globe Edition "superfluous or even intrusive" after the Oxford Chaucer and the Student's Chaucer, the editor observes "I am so good a Chaucer-lover as to hope that in the near future the student may have not merely two texts from which to choose, but half a dozen. So long as each editor does his work afresh, each new attempt must add something to the common stock".

A plan such as that upon which the Globe Chaucer has been edited has both its advantages and its drawbacks. While on one hand the various pieces are entrusted to men who have bestowed much time upon them and are perhaps specialists, on the other hand a certain unity of purpose and execution is wanted, especially when "each goes his own way". Fortunately however, the present editors "in the main essential have been from the first in entire agreement", and the minor points, on which each has stuck to his own ground, are not of a nature to endanger the harmony of the book, although we may wish that on these too agreement had prevailed.

As has been said, Mr. Pollard's life of Chaucer is concise and contains in its small compass all the outcomes of recent investigation. I regret to say that the style is not always smooth. The introduction to the Canterbury Tales is also from his hand, as is natural after the Eversley

Edition. Here he explains the plan upon which the various readings have been introduced. Students will certainly differ as to the use of such indications as H^2, H^6, the former of which denotes that the reading of H is backed by the agreement of one other MS., probably the Petworth. It is this "probably" which renders the indication virtually useless.

In a scholarly edition such as the present the editor should not suffer a personal dislike to the forms *hise*, *evere*, and *nevere* to lead him to alter them throughout to *his*, *ever*, *never*. The text of the C. T. as in the Eversley Edition — is based upon the Ellesmere Manuscript. There is some difference in the punctuation of the two editions; as far as I can see, the advantage is on the side of the present one.

Besides the General Introduction and the C. T., Mr. Pollard is also responsible for the Legende of Good Women, and the Glossary. The latter is of some importance, as the notes at the bottom chiefly contain variants, rarely explanations; hence the beginner has to refer to the glossary for the elucidation of any difficulty he may meet on his way. I am afraid the glossary is too slender. Not only that it does not contain all the obsolete words — in 800 lines of Troilus and Criseyde I find the following omissions: *poured*, *awhaped*, *refus*, *assure*, *unskilful* — but obscure phrases and expressions have been left unexplained. We must not grumble but bear in mind how much is given for not quite four shillings; yet here and there an additional note explaining an expression for which there is no room in the glossary, would have been a good thing.

The division of labour among the other editors has been as follows: "Prof. Liddell (of Texas) has taken the *Boece*, the *Treatise on the Astrolabe*, and the *Romaunt of the Rose*; Prof. *Mc Cormick*, *Troilus and Criseyde*; Dr. Heath, the *Hous of Fame*, *Parlement of Foules*, and all the shorter pieces". It is a pleasure to state that each of the editors has done his work carefully and well: the introductions are short but to the point, and the text has received much attention.

It is somewhat difficult to see for what class of readers the book is intended. It is so well edited that it will serve as a handy book of reference to the student of Middle English language and literature. The Globe Edition however is meant for a more general class of readers: all I can say is that if Chaucer ever becomes popular (about which I have my doubts) the general reader will find the present book for all its simple methods too scientific. Among those however who, without being students

of Middle English literature, have some acquaintance with the poets of that period, the book will find a ready acceptance.

Almeloo. **A. E. H. Swaen.**

233) **Charles Dickens und seine Werke** von R. Wülker. Hochschul-Vorträge für jedermann. Heft VIII. Leipzig, Dr. Seele & Co., 1898. 21 S. 8. ℳ 0.50

Prof. Wülker beginnt seinen Vortrag mit einer kurzen Schilderung der äufseren Lebensverhältnisse Dickens'; er kommt sodann auf seine Bedeutung als Schriftsteller zu sprechen, um am Schlusse mit einigen Worten des Dichters hervorragendste Werke (die Pickwickier, das Weihnachtsmärchen und David Copperfield) in ihren Hauptzügen zu kennzeichnen. Der durch Einfachheit in der Darstellung sich auszeichnende Vortrag erreicht seinen Zweck, in aller Knappheit eine Vorstellung von dem Leben und Wirken des Dichters zu geben, der als Humorist nicht nur das Gelächter der Leser erregen will, dessen Streben vielmehr darauf gerichtet ist, neben den zahllosen Schwächen und Lächerlichkeiten der Menschen ein naturgetreues, packendes Bild der die menschliche Gesellschaft untergrabenden Laster, in erster Linie der Heuchelei, des Geizes und des Stolzes, vorzuführen, um die Menschen zu bessern und die Vertreter der einzelnen Bevölkerungsschichten miteinander zu versöhnen. Möge der kurze Vortrag manchen veranlassen, zu Dickens' Meisterwerken zu greifen, um durch eigene Lektüre den edlen Realismus des Dichters auf sich wirken zu lassen.

Münster i. W. **H. Hoffschulte.**

234) **Rudolf Dammholtz, Deutscher Übungsstoff** zum Ersten Teil von Ebener-Dammholz: Englisches Lehr- und Lesebuch. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1898. S. 8.

Dieser deutsche Übungsstoff ist bis auf die vier freien Erzählungen am Ende durchaus dem Inhalte und Wortschatze der sechzehn Kapitel des Ebener-Dammholtzschen Lehrbuchs entnommen und soll „zur Einübung der in diesen Kapiteln gelernten Grammatik dienen“. Diesen Zweck mag er erfüllen; im ganzen aber machen die Einzelsätze einen recht monotonen Eindruck und erinnern bedenklich an die alten Zeiten im Betriebe des fremdsprachlichen Unterrichts. Hier und da sind sie mit Erfolg in einen gewissen Zusammenhang untereinander gebracht, vgl. Kap. XIII; das konnte in noch reichlicherem Mafse geschehen. Besser nehmen sich

die letzten vier freien Erzählungen aus, wenn uns auch die Wahl von Nr. 3: „Prinz Albert und seine Kinder" nicht übermäfsig geschmackvoll erscheinen mag. Wenn der alte Mann sein Essen mit dem Messer aufnimmt, braucht das der Prinz ihm zu Liebe noch nicht mitzumachen. Da dem Übungsstoff ein deutsch-englisches Wörterverzeichnis beigegeben ist, so sehen wir nicht ein, warum noch einzelne englische Wörter in den Text gesetzt sind, z. B. S. 9, Satz 16: to say und to leave. Sie gehören eben in das Wörterverzeichnis; im Texte wirken sie, und das gilt besonders von den zusammenhängenden Stücken, die sehr reichlich von ihnen durchsetzt sind, durchaus störend. Tausend, als Substantiv gebraucht, wird nach Duden grofs geschrieben, also „Tausende von Menschen wurden getötet, und Tausende starben" etc., vgl. S. 29.

Döbeln. **Ernst O. Stiehler.**

---

235) **Altenglands Unterrichts- und Schulwesen** von **Johannes Leitritz.** Neusprachliche Abhandlungen, herausgegeben von Clemens Klöpper, 3. Heft. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlag, 1898. 32 S. 8.

Die Arbeit will die ältesten Epochen der englischen Unterrichts- und Schulgeschichte in ihrer geschichtlichen Entwicklung zum Gegenstande der zusammenhängenden Darstellung machen. Dies thut der Verfasser, indem er an der Hand eines reichen litterarischen Materials nachweist, wie auch die Geschichte des englischen Unterrichtswesens mit der Geschichte der christlichen Kirche verknüpft ist, eine Thatsache, die ja nicht nur für England zutrifft, die auch nicht verhindert, dafs einerseits die Kirche gegen die weltlichen Schulwissenschaften und gegen alle heidnische Litteratur grofse Abneigung zeigte, und dafs andrerseits schon unter der Römerherrschaft in Britannien Schulen vorhanden waren, die nicht mit der Kirche und den Klöstern in Verbindung standen. Das Schriftchen behandelt in vier Abschnitten (Schulen und Unterricht vor dem siebenten Jahrhundert; Bekehrung der Angelsachsen; die Schulen vor der normannischen Eroberung; Schulen und Unterricht vom siebenten Jahrhundert bis zur Zeit Bedas) die früheste englische Schulgeschichte, wobei dann freilich auch der ältesten Geschichte der englischen Kirche ein ziemlich breiter Raum gestattet ist. Den Freunden der Geschichte des gelehrten Unterrichts kann die fleifsige Arbeit wohl empfohlen werden.

Krefeld. **Johannes Ellenbeck.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 24. September. Nr. 19, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

236) **G. Brambs, Studien zu den Werken Julians des Apostaten.** I. Teil. Programm. Eichstätt, 1897. 58 S. 8.

Nachdem der Verf. im ersten Kapitel die Sprache Julians nach ihren verschiedenen Seiten hin im allgemeinen charakterisiert hat, geht er im zweiten zu seinem eigentlichen Thema über, zur Betrachtung der Art und Weise, wie Julian Dichterstellen in seinen Werken verwertete. Dabei zeigt er zuerst an gut gewählten Beispielen, wie Julian bei Verwertung von Dichterstellen in seinen Werken verfahre und welche Gesichtspunkte infolgedessen für die Beurteilung dieser in Betracht kommen müssen. Im ganzen mufs man sagen, dafs Julian in jeder Hinsicht, sowohl was die sprachliche Form als auch was Dichter und Fundstätte anlangt, leichtfertig und ungenau ist und daher mit grofsem Mifstrauen behandelt werden mufs. Dann giebt der Verf. eine genaue Übersicht über die von Julian verwerteten Dichter und Dichterstellen; es ist an erster Stelle Homer, besonders die Ilias, dann Hesiod, aufserdem Orakel- und Fabelsammlungen; dazu kommen die Lyriker und Theokrit; von den Dramatikern endlich ist Euripides benutzt, aber nur die Stücke Bakchen, Phönissen und Orestes,

sowie die Komiker. Infolge seiner fleifsigen und sorgfältigen Sammlungen war es dem Verf. möglich, die bisher vorhandenen Verzeichnisse der Entlehnungen bedeutend zu vermehren; dafs dabei auch manches für die Kritik Julians abfiel, braucht man kaum besonders anzuführen. Die Arbeit G. Brambs ist ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis der Sprache und schriftstellerischen Art Julians; mögen die folgenden Teile dem ersten bald folgen!

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

237) **Die Oden und Epoden des Q. Horatius Flaccus.** Für den Schulgebrauch erklärt von **Emil Rosenberg.** 3. Aufl. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. VI, 260 S. 8. ℳ 2.25.

Das Erscheinen der 3. Auflage des Rosenbergschen Horaz-Kommentars beweist, dafs dieser für den Schulgebrauch, für den er bestimmt ist, bereits in weiten Kreisen der Schulmänner als geeignet befunden wird; und dafs er die freundliche Aufnahme, welche man ihm vielerorts bereitet hat, in steigendem Mafse zu rechtfertigen bestrebt ist, davon kann ein Vergleich dieser Auflage mit ihren Vorgängerinnen auf jeder Seite erfreuliche Proben liefern. Namentlich werden alle Kollegen, die mit dem Verfasser die Bemerkung gemacht haben, dafs die Kenntnisse der Schüler immer lückenhafter werden, es mit Freuden begrüfsen, dafs bei den am meisten gelesenen Gedichten die Hilfen nicht unbeträchtlich vermehrt worden sind.

Eines weiteren empfehlenden Wortes glaube ich überhoben zu sein. Wenn ich statt dessen auf einige kleinere, formelle Mängel den Finger zu legen mir erlaube *(Egregio inspersas reprendas corpore naevos!)*, so möchte ich darin eine Bethätigung meines Interesses für die fortschreitende Vervollkommnung des Buches gesehen wissen. 1. Ich sehe keinen rechten Grund, warum Herr R. von dem althergebrachten Brauche, neue Kola als solche typographisch (durch Einrücken nach rechts) für das Auge zu kennzeichnen, abgegangen ist. Nach meiner Erfahrung wird dadurch dem Schüler eine nicht zu verachtende Unterstützung zum raschen und sichern Erkennen der Strophenform entzogen. 2. In den Kommentar haben sich ungebührlich zahlreiche Druckfehler eingeschlichen, die — zumal in einem Schulbuche — unangenehm berühren und bisweilen auch den Schüler verwirren müssen. So steht z. B. S. 58 *licentia,* während im Text der Ode *Licentia* gedruckt ist; S. 70 findet sich nebeneinander *Pythagoreer* und *-räer,* S. 132 *uexet* und *diuo,* während man im Odentexte darüber

vexet und *divo* liest. Der S. 194 herangezogene Ausspruch Lessings ist arg mifshandelt. S. 224 wird der Schüler, wenn er auf das Wort *georgika* stöfst, mit Recht unwillig ausrufen: „Aber das steht ja garnicht im Horaz!" 3. Kurze Fassung der Anmerkungen ist gewifs wünschenswert; aber diese dürfen doch nicht durch ihre Knappheit dem Schüler Rätsel aufgeben oder ihn direkt in Irrtum führen. Was soll S. 53 der Schüler anfangen mit den „Bacchantinnen, Maenaden, Thyiaden"? was gleicherweise S. 105 mit den „Galliern, Celten u. s. w."? Was denkt er S. 61 bei „*namque:* so", 154 „*post:* wörtlich", 175 „*que:* wo"? Wie wird er II 3 *rebus in arduis* übersetzen, wenn der Kommentar sagt: „*arduis* schwierige Bahn"? Mufs er nicht stutzen, wenn er S. 212 in der Vorbemerkung zur Lollius-Ode liest: „Drum will ich dir ein Ruhmeslied singen ... Äufsere Veranlassung: Lollius war von den Sygambern geschlagen worden"? Übertriebenes Streben nach Kürze verrät sich auch in der öfter begegnenden Schreibweise wie S. 92 „*versatur* geschüttelt" st. „wird geschüttelt", wohl auch in der in dieser Form offenbar falschen wiederholten Behauptung S. 87: „Körperteile werden in der Übersetzung in den Sing. gesetzt" und in der sonderbaren Bemerkung S. 152: „Die Alten löschten keine Lampen aus." 4. Einige sonstige Ungenauigkeiten des Ausdrucks. S. 7: „der Accus. steht beim Part. Perf. Pass. oft in medial. Bedeutung" st. „das P. P. P. steht oft u. s. w." S. 102: „*imbres, nubibus:* des Plurals wegen Thränenfluten". Der Schüler wird sich zunächst fragen: „Soll ich nun *imbres* oder *nubibus* oder beide Worte zusammen mit ‚Thränenfluten' wiedergeben?" Und wenn er dahinter kommt, so wird nach Anleitung des Kommentars seine Übersetzung lauten müssen: „Nicht immer entströmen Thränenfluten den Wolken." So aber ist's wohl nicht gemeint. S. 159: „*nitor* würde nicht einmal in Prosa Adjektiv sein", was besagen soll, dafs an der betr. Stelle auch die Prosa des Substantivs, nicht des Adj. sich bedienen würde. Die Vorbemerkung zu IV 14 beginnt: „An Tiberius Nero." Aus der folgenden Inhaltsangabe geht dann aber sofort hervor, dafs die Ode garnicht an Tib., sondern an Augustus gerichtet ist. S. 247: „*opima praeda,* Umschreibung für Mävius, der dadurch garnicht einmal als Person betrachtet wird." S. 54: „Würden wir ... übersetzen, so müfsten wir ..." S. 114 lautet die Nachbemerkung zu II 14: „Der Schlufs lehrt, wie frisch dieses Gedicht von der Unentrinnbarkeit des Todes [vgl. „Vorbeugung der Gefahr"] geschrieben ist, und dafs er [Horaz] einem Postumus ... die

Unterwelt ... schwarz malt, damit er [Post.] ..." 144: „wie wir für den Gott im Himmel den donnernden Juppiter glauben gelernt haben." S. 123: „im Kriege nicht minder wie im Frieden." S. 149: „die sich um andere Dinge kümmerte, wie [!] die Römerin." S. 87: „lieber als Tragiker wie als Geschichtschreiber".

Ich hoffe nicht, dafs man diese Ausstellungen pedantisch finden wird; Lehrer und Lehrbuch werden sich einer peinlichen Akribie in sprachlichen Dingen befleifsigen müssen, wenn sie nicht an das bekannte Wort vom grünen und dürren Holze erinnert sein wollen.

Meppen. **K. K. Küster.**

---

238) **Tacitus' Germania.** Für den Schulgebrauch erklärt von **Ed. Wolff.** Mit einer Karte. Leipzig, B. G. Teubner, 1896. XXVI u. 110 S. 8. ℳ 1. 35.

Die vorliegende Ausgabe gehört zu den besten erklärenden Bearbeitungen der taciteischen Schrift. Die 22 Seiten umfassende Einleitung schildert zunächst die politischen Verhältnisse Roms zu den Germanen zur Zeit des Todes Nervas, setzt sodann Trajans Politik auseinander und wendet sich demnächst zu der eingehenden Besprechung des Zweckes der Germania. Hierbei versucht W. die zuerst von Müllenhoff begründete Ansicht, Tacitus habe seine Landsleute über die Germanen aufklären wollen, um den längeren Aufenthalt des Kaisers dort und seine Politik zu rechtfertigen, zu widerlegen. Nach Wolff trägt die Germania wie die übrigen taciteischen Werke (mit Ausnahme des Agricola) ihren nächsten Zweck in sich selbst: „Tacitus schuf sie aus eignem Trieb nach Wahrheit, aus Lust am künstlerischen Gestalten, denkenden, gereiften Lesern zur Belehrung und Freude." Die Einleitung beschäftigt sich dann ferner mit den Quellen der Kenntnis der Römer über die Germanen und mit den Vorgängern des Tacitus in der Berichterstattung (wobei gleich bemerkt sein mag, dafs auch der Kommentar an zahlreichen Stellen auf das Verhältnis des Tacitus zu früherer Überlieferung hinweist) und betrachtet endlich die Darstellungsweise und den logischen Aufbau der Schrift. W. bemerkt ganz richtig (S. XXIV): die Schilderung geht vom Rhein aus, folgt dem Stromlaufe, wendet sich dann ostwärts bis zur kimbrischen Halbinsel. Wenn er aber dann fortfährt: „Hier, wo die geographischen und ethnologischen Quellen unsern Autor im Stiche liefsen, weckt ihm der blofse Name des ‚jetzt kleinen' Volkes Erinnerungen aus ferner Vor-

zeit, und es tritt, gleichsam als Ersatz (!), ein geschichtlicher Rückblick an die Stelle der erwarteten Beschreibung von Land und Volk", so möchten wir doch daran erinnern, dafs dem inhaltreichen 37. Kapitel wohl eine bedeutsamere Stellung in dem Gedankengange der Schrift einzuräumen ist, als der Verf. sie hier annimmt. — Eine übersichtliche schematische Disposition schliefst die Einleitung.

Für den Text ist C. Halms vierte Ausgabe (Leipzig, Teubner 1883) zugrunde gelegt, von der W. an etwa 30 Stellen abgewichen ist, die er in einem Anhange (teilweise mit kurzer Begründung) zusammenstellt. Bei der Behandlung des Textes zeigt sich W. als verständiger und besonnener Kritiker, der darauf ausgeht, an der handschriftlichen Überlieferung, wo nicht durchaus zwingende Gründe entgegenstehen, festzuhalten.

Der Kommentar macht fortlaufend auf Inhalt und Gedankengang aufmerksam. Namen und Sachen werden mit reichlicher Heranziehung der altdeutschen Sage und Poesie und mit historischen Belegen eingehend erläutert. Auf die Betrachtung der Sprache des Tacitus wird grofses Gewicht gelegt, eine gründliche Worterklärung, nicht selten eine treffende Übersetzung gegeben, auf das Rhetorische bei Tacitus hingewiesen. Und besonders in dieser sprachlichen Behandlung läfst die Ausgabe den tüchtigen Tacituskenner erblicken. Auch wird der grofse Schatz der Germanialitteratur, die dem Verf. geläufig ist, sorgsam verwertet. Die zur Erläuterung des Sprachgebrauches beigebrachten Parallelstellen erscheinen vielleicht öfters zu zahlreich, wie denn überhaupt der reichhaltige Kommentar mitunter den Durchschnitt der Schüler, wie sie nach den Neuen Lehrplänen ausfallen, etwas belasten mag. Aber für reifere Schüler wird die Ausgabe ein vortreffliches Hilfsmittel sein und auch manchem Lehrer als bequemes und ausgiebiges Handexemplar Dienste leisten.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

239) **Harvard studies in classical philology.** Volume VIII. Boston, Ginn & comp. Leipzig, O. Harrassowitz, 1897. VI, 190 S. 8. Geb. 6 sh.

Der neue Band, welchen leider die Todesanzeigen des Jubilars G. M. Lane und des trefflichen Fr. Allen eröffnen, enthält vier Dissertationen. I. George Willis Botsford, Der Prozefs der Alkmeoniden und die kleisthenischen Verfassungsreformen (p. 1—22): Die Hypothese Belochs, der Prozefs habe nicht vor Solon, sondern erst nach der Ver-

treibung der Pisistratiden stattgefunden, wird zurückgewiesen, und dabei der Konflikt des Isagoras und Kleisthenes erörtert; die Arbeit ist vor Busolts zweiter Auflage unternommen, berücksichtigt jedoch dieselbe. II. Frank W. Nicolson, Der Saliva-Aberglaube in der klassischen Litteratur (p. 23—40). Das weite Gebiet des antiken Aberglaubens ist bekanntlich noch sehr wenig erforscht; um so mehr bedauere ich, dafs sich der Verfasser gerade einen bereits behandelten Punkt ausgesucht hat. Wenn er den reichhaltigen Artikel „Aberglauben" (Riefs) in der Wissowaschen Encyklopädie eingesehen hätte, würde er aus Sp. 87/8 erfahren haben, dafs ich über die abergläubische Bedeutung des Speichels in den „Gebärden der Griechen und Römer" S. 116—121 gehandelt habe. Dieser Passus wird von ihm allerdings nach der medicinischen Seite ergänzt; besonders interessiert ihn die angebliche Wirkung des Speichels auf Schlangen, aber die Belege müssen hier anders geordnet werden. Vom Geruche des Speichels reden Agatharchides (Plin. nat. hist. 7, 14) und Nikander (Ther. 86), vom Spucken in den Mund der Schlangen Aristoteles (Hist. an. 2, 24) und Opilius (Plin. 28, 38), wozu ein anderer Gewährsmann des Plinius noch das Moment der Nüchternheit des Spuckenden beifügt (7, 15. 28, 35). Durch das einfache Anspucken werden die Aspis (Aelian. hist. an. 9, 4), das Skolopendron (ders. 4, 22; Marcion bei Plin. 28, 38), die rubeta und andere Froscharten (Marcion a. a. O.) geschädigt, durch den Speichel eines Nüchternen der Skorpion (Aëtios 2, 107, woraus natürlich Habdarrahman geschöpft hat). Als Gegengift dient der Speichel der Ophiogenes (Varro bei Plin. 7, 13, den Habdarrahman abschreibt; vergl. p. 28). III. Richard Norton, Griechische Grabreliefs (p. 41—102). Diese Arbeit trägt die Jahreszahl 1895, wodurch vermutlich angedeutet werden soll, dafs sie vor P. Gardners Sculptured tombs of Hellas (London 1896), der denn auch nicht citiert wird, verfafst ist. Den Anfang machen Bemerkungen über die mykenischen Grabreliefs in Zusammenhang mit Homer; Reichel und Tsuntas werden nicht benutzt. Dann bespricht der Verfasser die bekannten altspartanischen Grabreliefs, die er für „eine Art von Altarbild" erklärt; da er sich dieselben aber im Totenkultus verwendet denkt, ist mir die Berechtigung dieses Namens ebenso zweifelhaft wie die des Vergleiches „to those in modern churches, before which prayers and offerings are made to the Virgin". Dagegen leuchtet ein, dafs in Sparta die Grabreliefs vom Totenkult ausgingen und erst, indem die eigentlichen Votivreliefs sich loslösten, ihre Besonderheit

gewannen. Der zweite Abschnitt befafst sich mit den attischen Grabreliefs; die leitenden Grundsätze dürften die richtigen sein. Danach sind an den Grabsteinen nicht die Verewigten, sondern die Personen im Leben dargestellt. Nur darf man nicht vergessen, dafs im vierten Jahrhundert schon die blofse Statur nicht selten eine idealisierende, d. h. apotheosierende Auffassung zeigt; wir möchten besonders die junonischen Gestalten der Athenerinnen erwähnt haben. IV. George Davis Chase, Der Ursprung der römischen Praenomina (p. 102—184) ist die umfang- und stoffreichste Abhandlung des Bandes. Von dem durch Fick festgestellten indogermanischen Namensystem sind bekanntlich keine sicheren lateinischen Reste übrig (über Publicola u. ä. s. S. 107; füge dazu das S. 109 erwähnte Unimanus). Die Reste der Verkürzungen alter Composita (wie etwa Lucius neben *Λεύκιππος* u. s. w.) sind noch nicht näher geprüft. Bekanntlich dominiert in Italien der Grundsatz der Benennung durch attributive Wörter; nach dem Sinne und den Endungen hat man diese schon früher geordnet (vergl. Joh. Heifs, Über die römischen Personen-Namen, Programm v. Straubing 1873, wo S. 4, Anm. 3 ältere Litteratur verzeichnet ist). Die Entwickelung des lateinischen Namenssystems ist aber nicht, wie es sonst wohl scheinen mochte, eine Begleiterscheinung des römischen Staatsrechtes, sie hängt vielmehr auf der einen Seite mit der Bevölkerungsmischung zusammen. Die Namen anderer italischer Stämme bleiben in ihrer alten Heimat noch nach der Latinisierung, aber sie wandern auch aus, z. B. nach Rom und über das Meer in die Kolonieen, geradeso wie italische Ortsnamen die Kolonisten begleiten. Zweitens ist wegen der Notwendigkeit einer Verdeutlichung der verhältnismäfsig wenigen Einzelnamen bald dieser bald jener Weg beschritten worden. Die griechische Manier, den Vaternamen im Genetiv oder Adjektiv beizufügen, ist nicht mehr rein erhalten; dagegen bilden sich, wie im oströmischen Reich, Beinamen, die zuerst rein adjektivisch oder individuell (z. B. Hostius, Sohn des Hostus, wie *Νηλήϊος*) sind, dann aber sich vererben und so Familiennamen werden. So ergiebt sich das Zweinamensystem mit der umbrischen Variante, welche dem russischen Brauche entspricht: Ner. T. (Vatername) Babr. (Beiname). Jetzt erst beginnen Praenomen und Nomen sich zu scheiden. Schliefslich will der Vorname durch noch einen weiteren Namen vor den gewöhnlichen Menschen deutlich gekennzeichnet sein. Man sieht a priori und findet durch zahlreiche Beispiele bestätigt, dafs dasselbe Wort z. B. ein praenomen und ein cognomen

abgeben kann. Der Verfasser ist diesen oder doch ähnlichen Gedanken gefolgt und hat reiches Material, besonders aus Inschriften, zusammengebracht. Abgeschlossen ist diese Untersuchung freilich nicht; sie konnte es schon deswegen nicht werden, weil das italische Namensystem (vor allem das etruskische) noch gründlich zu untersuchen ist. Wir müssen es aber sehr loben, dafs der Verfasser die Wichtigkeit der Vergleichung erkannt hat.

Schliefslich einige Nachträge! Lar (p. 135): Zu erwähnen war die Form Lartes; Vel. (p. 136): Nach dem archaischen Lautwandel ve—vo entsprechen Volusus, Volero, Volumnius. Numerius (p. 138): Samnite Numerius Decimius (Livius 22, 24, 11). Nicht besprochen ist der Lautwandel des italischen s in lateinisches r; Numisius war altlateinisch (Livius 8, 11, 6). Trebius (p. 139) gehört mit Trebellius, Trebonius, Trebia, Trebium, Trebula zusammen. Mesius (p. 140) kann Messius (Volsker Liv. 4, 28,3) sein, wie OPIVS (p. 140) „Oppius" zu transkribieren war. Plautus (p. 141): Die Vermutung, Plautus sei der umbrische Vorname des Dichters gewesen, ist ganz hübsch, doch mufsten auch die Ansichten der Vorgänger berücksichtigt werden. Zu Nero (p. 142) vgl. den Stadtnamen Nerulum. Agrippa (p. 147) heifst der König von Albalonga auch bei Dionysios (1, 71, 2. 3). Lucius (p. 156): Lucumo wird bei seiner Übersiedlung Lucius umgenannt (Liv. 1, 34, 10). Besondere Schwierigkeiten macht das System der weiblichen Namen. Der Verfasser hat viele Beispiele von Namenpaaren gesammelt; es wäre ihm förderlich gewesen, wenn er die mit Angabe des Vaters oder Herrn ausgestatteten Namen nach der Stellung (Salvia M. l. Servia oder Vibia Sullia L. f.) geordnet und die abgekürzten, also ganz sicheren Vornamen (p. 172 Sec., 173 Q., 175 C., 176 L., 177 P., 178 M., N., V., Sp., Ap., A.) hervorgehoben hätte.

Würzburg. **Sittl.**

---

240) **La grammaire appliquée** ou série synoptique de thèmes grecs et latins sur un chapitre de Montesquieu par **L. E. Chevaldin.** Paris, Librairie C. Klincksieck, 1897. II u. 218 S. 8.

Das Büchlein gibt sich als ein einfacher praktischer Wegweiser für angehende Philologen. Der Hauptinhalt des Werkchens ist die Übersetzung eines Kapitels von Montesquieu in die zwei alten Sprachen und geht im ganzen, wie der Verfasser pietätvoll bemerkt, auf Notizen zurück, die er dem bei Benoist gehörten lateinischen, bei Croiset gehörten griechi-

schen Kolleg verdankt. Das Werkchen zerfällt in drei Teile: eine Einleitung S. 1—25 handelt: Du Thème en général, Du Thème grec, Du Thème latin, Du Thème grec et du Thème latin comparés. Der Leser wird mit den Grundregeln des Übersetzens aus dem Französischen ins Griechische und Lateinische bekannt gemacht und ebenso mit dem nötigen Handwerkszeug. Da werden unter den empfehlenswerten griechischen Grammatiken die von Curtius genannt sowie die von Koch, traduite de l'allemand par M. l'abbé Rouff, superbe ouvrage de 700 pages in 8°. In diesem Teile findet man manche feinsinnige Bemerkung, überraschenderweise jedoch auch Mahnungen z. B. de distinguer entre les génitifs féminins pluriels *αἰτιῶν* (substantif) et *αἰτίων* (adjectif): cf. *λυσασῶν, λυθεισῶν,* mais *λυομένων, λελυμένων.* Auch bei den Auseinandersetzungen über das lateinische Thema werden die lateinischen Stilistiken von Nägelsbach und Berger, die Palästra Ciceroniana von Seyffert, die lateinische Phraseologie von Meifsner u. a. bei uns gebrauchte Bücher als hervorragende Hilfsmittel angeführt.

Der zweite oder Hauptteil des Büchleins reicht von S. 28-99. Diese Série synoptique de thèmes grecs et latins enthält je eine über die ganze Zeilenbreite herüberreichende Periode aus den Considérations sur les causes de la grandeur des Romains etc. Daran reiht sich in gespaltener Zeile die griechische und dieser rechts gegenüber die lateinische Übersetzung derselben und ebenso abgeteilt die zugehörigen sprachlichen Bemerkungen. S. 33 heifst es z. B.:

Les maisons étaient placées sans ordre et très petites; car les hommes, toujours au travail ou dans la place publique, ne se tenaient guère dans les maisons.

Αἱ δὲ οἰκίαι ἀτάκτως τε ᾠκοδόμηντο καὶ ἐλάχισται ἦσαν, ὡς τῶν ἀνδρῶν, διὰ τὸ συνεχῶς ἐν ἔργοις ἢ κατὰ τὴν ἀγορὰν διατρίβειν, σχεδὸν οὐκ οἰκουρούντων.

Domus autem inordinatae erant ac perexiguae; viri enim, cum semper operibus aut foro distinerentur, in domibus parum diu sedebant.

5. *ὡς τῶν* ... hellénisme à remarquer: cas d'extension du genitif de cause.

6. *ἀνδρῶν* par opposition à *γυναικῶν.*

4. viri, non homines comme en grec *ἀνδρῶν,* non *ἀνθρώπων.*

10. sedebant, plus harmonieux ici que versabantur, à cause de distinerentur.

Was diese bemerkenswerte echt griechische Wendung anlangt *ὡς τῶν* . . ., so dürfte sich Verfasser im Irrtum befinden. Dieses *ὡς* mit dem gen. abs. bedeutet immer ein „in der Meinung, in der Ansicht, in dem Gedanken". Es könnte nur stehen, wenn der Satz etwa lauten würde: *Ἀθηναῖοι παρήγγελλον τοῖς τέκτοσι σφίσι τὰς οἰκίας ταπεινὰς παρασκευάζειν ὡς τῶν πολιτῶν τὰ πλεῖστα κατὰ τὴν ἀγορὰν διατριβόντων* = *νομίζοντες τοὺς πολίτας . . . διατρίψειν.* (Vgl. Xen. Hell. VIII. 5. 20: *παρήγγειλεν αὐτοῖς παρασκευάζεσθαι ὡς μάχης ἐσομένης*). Jedenfalls gehört auch vor diesen gen. abs. mit *ὡς* ein persönliches Subjekt des Satzes. So ist der Gebrauch in attischer Prosa immer, und auch das einzige Beispiel, das Stephanus beibringt, Aesch. Eum. 675 *Ὡς τοίνυν ὄντων τῶνδέ σοι μαθεῖν πάρα·* ist wegen des *σοι* anderer Natur, nämlich gleich *μαθεῖν δύνασαι.* — Die Übersetzung von hommes würde ich nicht mit viri und *ἄνδρες*, sondern mit *ἄνθρωποι* und homines bewerkstelligen, da ja die Frauen und Kinder sowie die Sklaven auch das Haus bewohnten und dort auch nicht blofs safsen, sondern irgendwie thätig waren. Daher halte ich auch den Begriff *οἰκουρεῖν* und noch mehr sedere für zu eng. Den Satz würde ich griechisch etwa folgendermafsen gestalten:

Τὰς δὲ οἰκίας ἀτάκτους τε ᾠκοδομοῦντο καὶ ἐλαχίστας οἱ ἄνθρωποι ἅτε ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ ἐν ἔργοις ὄντες ἢ ἐν ἀγορᾷ, ἀλλ' οὐ κατὰ τὰς οἰκίας διατρίβοντες.

Auf S. 40 und 41 wird der Satz . . . ils ont toujours renoncé à leurs usages sitôt qu'ils en ont trouvé de meilleurs übersetzt: *ἀεὶ τῶν ἰδίων ἐθῶν ἀφεῖντο ἄν* und in den Anmerkungen hingewiesen auf Xen. Anab. II. 3. 3 *εἴ τις αὐτῷ δοκοίη βλακεύειν, ἔπαισεν ἄν.* Dieser Indikativ des Präteritums der unbestimmten Wiederholung, wie ihn Koch § 131. 5. A. 1 nennt, vgl. dort § 118. 3. A. 1 heifst nach Koch: „so schlug er wohl gelegentlich einmal zu", oder nach Englmann-Rottmanner § 69. 1. A. 3 „gelegentlich, manchmal, dann und wann". Dieses „manchmal" aber verträgt nicht den Zusatz von *ἀεί*, der sich bei dem Verfasser findet.

S. 55 unten glaube ich würde der Satz: Mais le peuple, devenu d'abord plus hardi, renversa l'une et l'autre monarchie griechisch besser angeknüpft werden nicht mit *δέ*, sondern wegen der als irrig zu beseitigenden Vorstellung Mais d. h. „aber es ging ganz anders": *οὐ μὴν ἀλλ' ἀμφοτέρων οἱ πολῖται, τολμηρότεροι εὐθὺς γενόμενοι, τὰς μοναρχίας κατέλυσαν.*

S. 60 lese ich *τοσούτους* (= soit tot ou tam multos, soit tantos). Für das tam multos sagt wohl der Grieche regelmäfsig, wenn der zweite

Begriff betont werden soll: *οὕτω πολλούς*. Dort findet sich auch *αὑτός* für *αὐτός*, wie überhaupt der Spiritus lenis mit dem asper noch öfter verwechselt ist oder fehlt z. B. S. 53 *Ρώμην* oder *οἱ ... συγγραφεῖς*, ferner S. 60 steht noch *οὐδένος* mit falschem Accent.

S. 61 heifst es: Les places que la postérité donne sont sujettes, comme les autres, aux caprices de la fortune. Die Übersetzung: *Εἰς ἣν γάρ τις τάξιν ὑπὸ τῶν ἔπειτα νέμεται, αὕτη, ὥσπερ καὶ τἄλλα, τῇ τύχῃ ἐνέχεται ποικίλῃ* klingt nach meinem Gefühl etwas hart, und zudem erscheint der Begriff caprices mit *ποικίλῃ* nur unvollständig wiedergegeben. Ich würde daher vorschlagen: *Τἄλλα γὰρ καὶ κατὰ τὸ ἀξίωμα, ἐν ᾧ ἐσμεν (ὑπὸ τῶν ὕ. ἐ) παρὰ τοῖς ὕστερον ἐπιγιγνομένοις, ἥσσονές ἐσμεν τύχης εὐμεταβόλου οὔσης.*

Als Anhang folgt von S. 102—119 die Übersetzung einer Pfingstpredigt von Bossuet ins Griechische: hier wird ebenfalls Satz für Satz, ja Wort für Wort durchgenommen, das Gewicht jeder einzelnen Vokabel sowie ihrer Stellung geprüft: die Übersetzung geht den Anmerkungen voraus, die infolgedessen mehr einen apologetischen Charakter tragen.

Als zweiter Anhang ist dem Büchlein eine Korrektur eines lateinischen Themas (aus Montesquieu) beigegeben von S. 120—130.

Als dritter Anhang folgen Winke für die Übersetzung ins Lateinische, S. 130—150, als vierter solche fürs Übersetzen ins Griechische, S. 151 bis 163.

Ein alphabetisches Register führt die in den Anmerkungen berücksichtigten griechischen Wörter bis S. 175 auf, die lateinischen Wörter bis S. 187, die französischen bis S. 202. Dann kommt ein alphabetisches Register der in den Bemerkungen behandelten grammatischen Einzelnheiten, endlich noch bis S. 215 eine Übersicht über die genannten Schriftsteller, Werke und Herausgeber. Eine Druckfehlertafel schliefst das Ganze.

Aus dem Angeführten, auf das ich mich wegen der Kürze der mir zu Gebote stehenden Zeit beschränke, läfst sich ein Urteil über das Werkchen schöpfen. Man wird darin eine ebenso umsichtige als fleifsige Arbeit erkennen, praktisch angelegt auch wegen der in kleine, aber doch ein gutes Teil des Sprachgebiets umfassende Teile zerlegten Stoffe, welche zu intensiver Betrachtung und Wertung des verwendeten Sprachgutes zwingen. Das Büchlein wird nicht nur in den Händen junger Franzosen, sondern auch bei unsern zweisprachigen Landsleuten an der Westgrenze

sich als ein nützliches Hilfsmittel zur Erlernung der alten Sprachen erweisen.

Ansbach. **Schleussinger.**

241) **J. Bruns, Das litterarische Porträt der Griechen im fünften und vierten Jahrhundert v. Chr.** Berlin, W. Hertz, 1896. X u. 594 S. 8. ℳ 9. —

Es ist ein dankbares und äufserst interessantes Thema, das der Verf. gewählt hat, zu untersuchen, wie die Griechen bei der Schilderung der Persönlichkeit verfuhren, inwieweit sie ein einheitliches Gesamtbild derselben entwerfen wollten und konnten. Er hat sich dabei auf das fünfte und vierte Jahrhundert v. Chr., also auf die attische Zeit, beschränkt; aber innerhalb dieses Zeitraumes hat er so ziemlich alle Litteraturgattungen für seinen Zweck verwertet. Nur das Enkomion hat er ausgeschlossen, weil ihn dieses, wie er sagt, auf Simonides und Pindar und damit in Vorstellungskreise geführt hätte, die von der attischen Kultur im engeren Sinne weit abliegen. Die Darstellung des Verf. ist manchmal etwas breiter und weitschweifiger, als es sein Gegenstand gerade erfordert hätte; auch fehlt es nicht an Stellen, die zum Widerspruch reizen; im ganzen bietet das Buch aber eine solche Fülle von Belehrung und Anregung, dafs es kaum jemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Das erste Buch (S. 1—144) behandelt die Geschichtschreiber, die ja an erster Stelle dazu berufen sind, die handelnden Persönlichkeiten wahrheitsgetreu dem Leser vor Augen zu führen. Dieses Buch ist dem Verf. entschieden am besten gelungen. Er weist nach, wie Thukydides bei seiner Vorliebe für das Generelle überall das Individuelle zurückdrängt, worin ihm Xenophon in den „Hellenika“ gefolgt ist, trotzdem Stesimbrotos und Ion zeigen, dafs die Technik der individuellen Schilderung damals in Athen schon bekannt war. Auch der Vorgänger des Thukydides, Herodot, entwirft keine einheitlichen Gesamtbilder der Persönlichkeiten; dazu ist er noch zu abhängig von seinen Quellen und zu unfrei in seinem Urteil. Im vierten Jahrhundert schafft Isokrates in seinem Euagoras ein Mustervorbild für individuelle Charakterisierung, das in der Folgezeit vielfach nachgeahmt wurde. Nach ihm richtet sich Xenophon in seinem Agesilaos und teilweise auch in seiner Anabasis.

Im zweiten Buche geht der Verf. zur Komödie über. Diese hat nicht, wie die Geschichte, den Zweck, ein wahrheitsgetreues Bild der Persönlich-

keit zu entwerfen; ihre Schilderung des Individuums verhält sich zu der geschichtlichen wie die Karikatur zum Porträt. Dies hebt der Verf. mit Recht hervor. Wenn er aber dann bei der Durchmusterung der von Aristophanes gezeichneten Personen zu dem Ergebnis gelangt: „Aristophanes hat in den Wolken das Bild des Sokrates gezeichnet, das sich die meisten der Mitlebenden und noch geraume Zeit nach seinem Tode ein nicht unbeträchtlicher Teil der Nachwelt von ihm gemacht hat", so kann ich ihm nicht beistimmen. Meiner Meinung nach hat Aristophanes nur die Auffassung des Sokrates als Sophisten bei seinen Mitbürgern vorgefunden; alles Weitere ist sein Werk, und daſs gerade die Art und Weise, wie er ihn als Sophisten schilderte, ganz wesentlich zur Beurteilung des Philosophen vonseiten seiner Mitbürger und damit zu seiner Verurteilung beigetragen habe, läſst sich nach den Andeutungen in Platons Apologie kaum in Abrede stellen. Mehr kann ich mich mit der Ansicht befreunden, die der Verf. im dritten Buch über die Zeichnung des Sokrates durch Platon in den sokratischen Dialogen, die Xenophon nachahmt, ausspricht, obgleich es mir auch hier als wenig wahrscheinlich erscheinen will, daſs Platon von der Verklärung und Idealisierung, die er mit der Person des Sokrates vornahm, nichts gemerkt haben soll. Was von den sonst bei Platon auftretenden Philosophen, Sophisten, Dichtern und Staatsmännern gilt, läſst sich nicht ohne weiteres auf Sokrates übertragen, und wenn diese auch wirklich bei Platon nur als das erscheinen, was sie waren, so folgt daraus nicht, daſs dies auch bei Sokrates der Fall ist, der in einem ganz anderen Verhältnis als jene zu Platon stand.

Am schwächsten ist das vierte Buch, das sich mit den Rednern beschäftigt. Der Verf. sucht hier nachzuweisen, daſs sich um das Jahr 350 v. Chr. ein Umschwung in der Behandlung des Gegners vor Gericht vollzogen habe; bisher habe man nämlich das persönliche Element zur Verdächtigung des Gegners nur spärlich und vorsichtig beigezogen, von jetzt an aber sei es in maſsloser, unerhörter Weise geschehen, und derjenige, der es am buntesten getrieben habe, sei Demosthenes gewesen. Wenn irgendetwas, so ist dieser Angriff auf Demosthenes ungerecht; denn er hat nichts anderes gethan, als alle anderen zu seiner Zeit auch. Wenn er vermöge seiner rednerischen Gewandtheit den anderen darin überlegen war, so berechtigt dies den Verf. nicht, daraus zu schlieſsen, daſs er sich von Natur und Charakter gerade zu dieser Seite der Beredsamkeit besonders hingezogen fühlte. Übrigens läſst sich der von dem Verf. angenom-

mene Umschwung nicht aufrecht erhalten; auch bei Lysias und Andokides finden sich derartige persönliche Angriffe. Aus Aristophanes, Platon und Aristoteles folgt, dafs diese Sitte von Anfang an in der Gerichtsrede herrschte; nur nahm dieses Element mit der Zeit, wie es ja natürlich ist, an Umfang und Heftigkeit zu.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

242) **Molière, Les Femmes Savantes,** für den Schulgebrauch bearbeitet von **J. Mosheim.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. 8. (Text, Kommentar und Wörterbuch.)

geb. ℳ 1. 50.

Das Meisterwerk Molières, die „Femmes Savantes“, in dem der Dichter wie in den „Précieuses ridicules“ das gezierte, der Natur entfremdete Pretiösentum verspottet und im Gegensatz zu der Unnatur desselben ein Idealbild des echten Weibes, das sich nur als Gattin und Mutter wahrhaft glücklich fühlen kann, aufstellt, kann gerade in unseren Tagen ein besonderes Interesse beanspruchen, wenn auch nicht zu leugnen ist, dafs die Bestrebungen der modernen Frau mit denen der gezierten, schöngeistigen Zeitgenossinnen Molières nicht identisch sind und einer gewissen Berechtigung nicht entbehren mögen. Auf den oberen Klassen unserer Knaben- und Mädchenschulen wird das hinsichtlich seines Baues, der Sprache und Charakterzeichnung vorzügliche Werk Molières sicherlich mit grofsem Nutzen gelesen werden können.

Die bei Perthes erschienene Ausgabe der „Femmes Savantes“ enthält aufser dem Texte und einem Wörterverzeichnis eingehende treffliche Erläuterungen, die, wie nur zu loben ist, nicht unter dem Texte sich befinden, sondern demselben folgen. Aufserdem bietet der Herausgeber eine recht geschickte und ziemlich ausführliche Einleitung über das Leben und die Werke Molières, über des Dichters Bedeutung für die französische Komödie, über die „Femmes Savantes“ insbesondere und das Versmafs des Stückes. Der kleine Abrifs über den französischen Alexandriner wird unseren Schülern, denen das Lesen desselben durchaus nicht so leicht fällt, gewifs besonders willkommen sein.

Besondere Anerkennung verdient es, dafs der Text genau nach Mesnard hergestellt und somit möglichst zuverlässig ist. Er greift aber auch der etwaigen Auswahl des Lehrers nicht vor, da er ganz vollständig ist, während manche Schulausgaben ihre Abkürzungen dem Lehrer aufzwingen.

Die Ausgabe entspricht in ganz vorzüglicher Weise den Anforderungen, die man an eine gute Schulausgabe stellen mufs, und wir können sie deshalb zum Gebrauche auf den Oberklassen unserer höheren Schulen nur dringend zur Benutzung empfehlen. An der Hand dieser Ausgabe lernt der Schüler den hervorragendsten Lustspieldichter der Franzosen, dem wir Deutschen auf dem Gebiete des Lustspiels keinen völlig ebenbürtigen Dichter gegenüberstellen können, kennen und vermag ohne erhebliche Schwierigkeit in das Verständnis eines seiner bedeutenderen Werke einzudringen.

Im einzelnen möchten wir noch Folgendes bemerken. Die Anmerkung, dafs im Verse I, 135 que mit dem Konjunktiv zum Ausdrucke des Wunsches steht, dürfte vielleicht fehlen. Auch vermögen die Schüler wohl selbst herauszufinden, dafs im V. I 162 en und la sich auf das vorhergehende la morale beziehen, dafs im V. I 10 de dégoûtant von dem vorangehenden ce que abhängt. Im V. IV 183: Le savoir garde en soi son mérite éminent ist soi auch nach dem heutigen Sprachgebrauche noch zulässig, während danach in V. V 265 statt à soi-même die Regel à lui-même verlangt. Wie der Herausgeber auch hervorhebt, weicht die Wortstellung vielfach von der jetzt herrschenden ab, so im V. I 176, me donnez moyen, III 428, et le considérez, III 439, l'avertissez, in II 325, pour ne m'en a gager pas, V 57 de ne vous point aimer, V 303, pour ne vous charger point. In V. I 10 Un tel mot à l'esprit offre de dégoûtant möchte à l'esprit wörtlich zu übersetzen sein, da die prüde Armande, die ja der Ansicht ist, dafs man nur die Bedürfnisse des Geistes pflegen müsse, offenbar sagen will, wie die folgenden Ausdrücke étrange image und sale vue andeuten, dafs das Wort „mariage" dem geistigen Auge ein widerliches Bild vorführt.

Das Adverb hautement in V. I 94, que Clitandre ait pour moi hautement soupiré würde ich nicht durch „frei heraus", „öffentlich" wiedergeben; hautement bedeutet häufiger avec vigueur, in hohem Grade, sehr; so in V. I 177 travailles hautement.

V 332 Par un prompt désespoir souvent on se marie
Qu'on s'en repent après tout le temps de la vie.

Ein Gegensatz des Nebensatzes zu dem Hauptsatze liegt wohl nicht vor. Entweder ist der Nebensatz konsekutiv zu fassen, oder man mufs etwa übersetzen: „Es kommt oft vor, dafs man sich verheiratet und es später bereut." An Druckfehlern und sonstigen kleineren Versehen ist mir noch Folgendes aufgefallen:

In der Anmerkung zu II, 300 lies pouvoir st. pourvoir; in III 339 plaît; in III 195 mépris für mérisp; S. 3 Gassendi st. Cassendi: S. 122 sein Ansehen; S. 120 fehlt de bei audessus.

Andernach. **H. Aschenberg.**

243) **Francisque Sarcey: Le Siège de Paris. Impressions et Souvenirs.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Erich Meyer.** Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. Band V. IV u. 100 S. 8. (S. 1—65 Text, 67—100 Anm.) Mit zwei Karten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. Geb. ℳ 1.40. Wörterbuch ℳ 0.20.

Die Verlagshandlung hat mit vollem Recht Sarceys interessante Beschreibung der Belagerung von Paris in die Sammlung französischer Schulausgaben aufgenommen, denn schon seit langer Zeit wird gerade Sarcey mit Vorliebe auf den Lektüre-Kanon für die oberen Klassen gesetzt. Der Herausgeber hat zwar den Text erheblich gekürzt, noch mehr als dies z. B. bei der Rengerschen Ausgabe der Fall ist; doch ist die getroffene Auswahl gut, auch bietet die Kürze des Auszuges den Vorteil, dafs das Buch bequem in einem Semester — auch auf dem Gymnasium — bewältigt werden kann, so dafs noch vollauf Zeit übrig bleibt, um den mannigfachen anderen Aufgaben des französischen Unterrichts gerecht werden zu können. Die Anmerkungen sind in sachlicher wie in sprachlicher Hinsicht gut und zuverlässig, die sprachlichen vielleicht zu zahlreich, da manches erwähnt ist, was ein Schüler der oberen Klassen unbedingt wissen mufs, z. B. 3, 12; 6, 1; 35, 21; 49, 28; 60, 14; 64, 9. Im einzelnen ist zu berichtigen bezw. hinzuzufügen: 1, 16: houspiller de la belle façon heifst: tüchtig heruntermachen, 3, 19 ist besser zu übers.: ich sah, dafs die Thür ... u. ..., 5, 25 tel quel aufs Geratewohl, 7, 10 à tous crins ist bildlich aufzufassen: echt. 8, 25 konnte des besseren Verständnisses halber Cousin-Montaubans Sieg bei Palikao erwähnt werden, 10, 4 Anmerkung und Wörterbuch stimmen nicht überein; bei 30, 13 le rappel bat war auf 31, 8 on bat le rappel hinzuweisen, 61, 25 aussi: daher auch. Bazaine ist 1888 gestorben; Versailles liegt südwestlich von Paris. Die Aussprache von nombril konnte angegeben werden; die von suspect ist verschieden. Einer Erläuterung bedurften die Ausdrücke: 3, 1 à n'en pas douter, 3, 3 avec des alternatives diverses (das Wörterbuch läfst hier im Stich; „mit wechselndem Erfolg"). 28, 28 à quoi bon, 29, 1

toucher quelques mots des Bellevillois, 42, 18 car il en fallut venir à cette extrémité, vgl. 43, 12 u. 43, 25; 49, 32 au dépourvu, 47, 20 il y avait beau temps, 61, 26 je ne saurais trop le redire. — Das Wörterbuch hat denselben Mangel wie alle Sonderwörterbücher, d. h. es enthält viel zu viel. Es wäre schlimm mit den Kenntnissen unserer Secundaner und Primaner bestellt, wenn sie die Bedeutung von maladie, usage, habile u. dergl. erst aufsuchen müfsten; so ist denn auch beispielsweise vom Buchstaben h sicher die Hälfte der Wörter zu streichen. Im übrigen ist das Wörterbuch zuverlässig; nachzutragen bezw. zu ändern wäre: animation Erregtheit, Aufregung, approvisionnement, Plur.: Vorräte, boutade komischer, sonderbarer, seltsamer Einfall, dénouement Ausgang, disposer anordnen, einrichten, égratigner ritzen, embarras auch Mühe, former des conjectures Vermutungen aufstellen, grossier roh, ne-guère que fast nur, imperméable wasserdicht, intelligence, Plur.: Einverständnis, geheime Verbindung, lestement flink, schnell und leicht, lugubre unheilverkündend, parti Streifcorps, pose Effekthascherei, ravitaillement Wiederversorgung, tendre reichen, tracer des jardins Gärten anlegen (eigentl.: abstecken), traiter auch: unterhandeln. Die gu anlautenden Wörter stehen an falscher Stelle. — Die Zahl der Druckfehler ist gering; der Text fast fehlerfrei; 1, 23 les Grecs, 5, 21 mais de songer (so im Original!), 50, 17 aspect, Seite 73 zu 10, 4 être, 75 zu 12, 6 c'était, 79 zu 18, 19 sac, im Wörterbuch alternative, prompt, die Aussprache von quolibet ist besser: kolibè, rage, tranquille. — Die beigegebene Karte der Umgebung von Paris ist klar und deutlich; es mufs hier St. Maur heifsen, der Name Mont Avron hatte noch bequem Platz. In der Skizze von Paris sind leider die Zahlen meist unleserlich, auch finden sich hier eine ganze Reihe von Druckfehlern (Champs-Elysées, Pré St. Gervais, Can. de l'Ourcq, Boul. St. Jacques, Pantin.)

Die Ausstattung der Ausgabe ist recht gefällig, Druck und Papier sind gut, der Preis angemessen.

Waldenburg i. Schl. **L. Klinger.**

---

244) **J. Bierbaum, Lehrbuch der französischen Sprache.** I. Teil, 8. Auflage, 1897. Mk. 1.65. Dasselbe, II. Teil, 5. Auflage, 1896. Mk. 1.75. Dasselbe (Lehr- und Lesebuch), III. Teil. Vierte vermehrte Auflage, 1897. Mk. 3.75. Leipzig, Rofsberg.

B. huldigt in seinem Unterrichtswerk der neueren, „direkten“ Methode und legt daher den Schwerpunkt auf eine grofse Anzahl und gute

Auswahl von Lesestücken, die geeignet sind, den Mittelpunkt („Zielpunkt“, wie O. Jäger sagt) des Unterrichts zu bilden: mannigfaltige mündliche und schriftliche Übungen lassen sich zwanglos an sie anschliefsen. Das Werk ist in seinen drei Teilen nach demselben wohldurchdachten Plan aufgebaut. Es bietet im Anschlufs an die Lesestücke Exercises (französisch abgefafst) zu grammatischen Einübungen, Übungsstücke zum Übersetzen ins Französische, Darstellung der im vorangehenden Sprachstoff zur Anschauung gelangten Grammatik, Wörterverzeichnis (in III. alphabetisch und zweiteilig), und je einen Liederanhang. Dem III. Teile sind zwei Pläne von Paris und in einem besonderen Heft 16 gut gewählte Ansichten von Paris beigegeben, die viel zur Belebung des Unterrichtes beitragen werden, wie das z. B. von Scheffler in Dresden genugsam betont worden ist. Die ersten beiden Teile sind auf ungefähr drei Jahre berechnet, dürften aber an preufsischen höheren lateinlosen Schulen, dem grammatischen Stoff nach, nur für zwei Jahre reichen. Dann werden manche der in grofser Fülle gebotenen Lesestücke und eingestreuten Gedichte fallen müssen; auf diese Weise ist der Lehrer nicht jedes Jahr auf dieselben Lesestücke angewiesen. Für die folgenden drei Jahre wäre dann der III. Teil bestimmt. Gemäfs seinem Titel enthält dieser Teil aufser dem Lehr- noch ein 200 Seiten umfassendes, aus Prosa- und poetischen Stücken abwechselungsreich zusammengesetztes Lesebuch. Die Lesestücke sämtlicher drei Teile bieten einen in sich abgeschlossenen Inhalt dar, der in Teil I und II dem kindlichen Anschauungskreise angepafst ist, ohne läppisch zu werden, und der besonders im III. Teile neben der Kenntnis der Sprache auch die fremde Kultureigenart aufs glücklichste vermittelt. Die deutschen Übungsstücke sind (in I. II.) Umbildungen der fremdsprachlichen oder berühren sich doch (in III.) mit deren Gedankenkreise; sie sind keine eigentlichen Fortsetzungen, was ich für einen Vorteil erachte. Dem grammatischen Teile kann der Vorwurf erspart werden, dafs er zuviel, mehr nebensächliche Erscheinungen anführe; er ist knapp und klar gehalten. Nur hätte ich die Einteilung der Lehre vom Konjunktiv (III, 171f.) übersichtlicher gewünscht, mehr nach der alten Art (I. Konj. in Substantivsätzen mit que, a) nach Verben des Wünschens, Wollens, b) der Gemütsbewegung, c) des Sagens, Denkens, d) nach unpersönlichen Verben, II. in Relativsätzen, III. nach zusammengesetzten Konj.). Ferner könnte die Stellung der persönlichen Fürwörter nach bejahendem Imperativ ausdrücklich hervorgehoben werden, trotzdem sie in

der III. 185 c) gegebenen Hauptregel mit enthalten ist. Auch vermisse ich I, 81 die volle Deklination des Teilungsartikels (du vin, de vin, à du vin, du vin etc.), wie sie bei Banner, Strien u. a. m. angeführt ist, wodurch allein beim Schüler volle Klarheit in diesem Punkte geschaffen wird. Schliefslich würde es von Vorteil sein, wenn alle drei Teile hindurch mehr Gleichmäfsigkeit in Anwendung der grammatikalischen Terminologie herrschte, wenn also neben den französischen nur die lateinischen Bezeichnungen gebraucht würden, nicht „Fürwort" neben „Pronomen" u. s. f. — Für den Lehrer wird es immer von Nutzen sein, sich die vertiefte Darstellung der Grammatik, wie sie z. B. Soltmann in seinen vortrefflichen Büchern (Lehrbuch der französischen Sprache, Syntax des französischen Zeitworts) giebt, gegenwärtig zu halten, für den Schüler aber ist die einfachere und im ganzen durchsichtige Fassung, die B. bietet, vorzuziehen. — Die Ausstattung des Werkes ist gut, der Druck sorgfältig. An Druckfehlern notiere ich nur: toujouis statt toujours II, 32, und vous avez aussi **des** leçons statt **de** leçons II, 72. — Das Bierbaumsche Unterrichtswerk ist in der Hand des nach der neueren Methode unterrichtenden Lehrers und bei verständiger Auswahl des reichlich gebotenen Stoffes recht brauchbar; es kann zur Einführung aufrichtig empfohlen werden.

Weifsenfels. **Rudolf Fischer.**

---

245) **Margaret Gatty, Parables from Nature.** Herausgegeben von **Adolf Müller.** Leipzig, G. Freytag, 1897. 80 (136) S. 8.
Teil I: Einleitung und Text.
Teil II: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. ℳ 1.25.

Fünf sehr hübsche Parabeln von Mrs. Gatty, der Mutter der als Schriftstellerin rühmlichst bekannten Horatia Ewing. Es sind humor- und gemütvolle Erzählungen, die, mit feiner Beobachtung der Natur geschrieben, nach ihrer ganzen Art und den ausgesprochenen Ansichten echt englisch, gesund und wahr sind, und deren jede ihre Moral eindringlich, aber nie aufdringlich redet. Von den fünf haben mir Daily Bread — die Abenteuer der Schildkröte und des Rotkehlchens, welches im Gegensatz zur Schildkröte jeden Tag seines Daseins freudig geniefst und ruhig die Zukunft erwartet — und Not Lost, but Gone Before — die reizende Reise der Libellenlarve mit dem 'Honoured' Frog in die unbekannte Welt, wohin sie Neugierde und Sehnsucht treiben — ganz besonders gefallen. Die übrigen sind: A Lesson of Faith, Kicking und Ghosts; die zwei letzteren lehren Unterwürfigkeit und Gehorsam.

Die fliefsende Sprache dieser vielfach in Dialogform geschriebenen Parabeln ist reich an idiomatischen Wendungen und Ausdrücken des täglichen Lebens, und insofern ist das Buch für die Schule vorzüglich geeignet. Jedoch kann es nach seinem Inhalt eigentlich mehr für Erwachsene oder doch für reifere Schüler in Betracht kommen, zumal es auch eine Reihe stilistisch durchaus nicht leichter Abschnitte enthält. Man würde oft nur langsam vorwärts rücken können, und dann würden solche Parabeln — die Gefahr liegt an sich schon nahe — erst recht ermüden. Ich würde es für gut befunden haben, einige schwierige oder zu „hohe“ Stellen zu streichen; das brauchte dem Reiz des Ganzen keinen Abbruch zu thun. Wir tragen doch bei deutschen Büchern diesem pädagogischen Prinzip Rechnung; warum sollen wir hier ängstlich alles abdrucken?

Die Anmerkungen im zweiten Teile beschränken sich auf ein bescheidenes Mafs, sind aber für mich immer noch zu viel. Grammatische Erklärungen, bei denen dann konsequenterweise auch das 'would' in he would sit u. s. w. hätte gegeben werden müssen, überlasse man dem Lehrer; ihm auch, die kicking-straps zu zeigen; die Abbildung eines ganzen Pferdes ist dafür nicht nötig. — Das Wörterbuch ist zuverlässig, wenngleich mir hier wie sonst oft die Anlage desselben für eine Lektüre, die nur für die höheren Klassen bestimmt sein kann, wenig gefällt. Wozu soll man die einfachsten Wörter wie *but, as, between, bread, cold, away* u. s. w. gewissenhaft aufführen? In einer schwierigeren oder neuen Verbindung mögen sie kommen; sie sind ja im übrigen ganz unnützer Ballast. Es schadet an sich nichts, wenn sie dastehen; aber wir sollen doch überall zum eigenen Nachdenken anregen. *Trembling* brauchte nicht neben *to tremble* besonders gegeben zu werden, *unnatural* oder *unnoticed* ergeben sich ohne weiteres, wenn *to notice* und *natural* verzeichnet sind; *bound* „verpflichtet“, sollte bei *to bind,* überhaupt alles Zusammengehörige *(strange, -r; rule, -r; triumph, -ant)* auch äufserlich eng zusammenstehen; *excuse* braucht nicht doppelt als Substantiv und Verb aufgeführt zu werden. Der Gebrauch gerade eines solchen Spezialwörterbuchs kann nur zu leicht mechanisch werden. Bei *to practise* würde ich aus demselben Grunde nicht „spielen“ angeben; diese Bedeutung sollte sich beim Lesen aus „ausüben“ ergeben.

Abgesehen von einigen Druckfehlern (der Accent fehlt bei *to endure* und *detail;* die Bezeichnung des *i* ist falsch in *whither*) sei mir erlaubt, Folgendes hinzuzufügen. Für *I declare* (etwa im Sinne von *I say*) reicht

„erklären“ nicht aus; *I do not care* = „ich will nicht“ giebt nicht ganz das Richtige; *to be sure* kann man selten gut durch „sicherlich“ geben, meist ist das steif. Besser „natürlich, ja auch, allerdings, freilich“ (*there was the Tom cat to be sure* u. s. w.). Es ist ferner *dandeli'on* zu betonen; *front* wird fast überall *frŏnt,* nicht *frŏnt* gesprochen; *in'stinct* ist das Substantiv, *instinct'* dagegen das Verbum; *clothes* „Kleider“ wird einsilbig, ohne *e*, ausgesprochen.

Bremen. **A. Klippenberg.**

246-248) **J. Bube, Elementarbuch der englischen Sprache für deutsche Schulen.** Stuttgart, Paul Neff, 1894. VIII, 224 S. 8. ℳ 2.50.

J. Bube, Schulgrammatik der englischen Sprache für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Stuttgart, Paul Neff, 1896. VIII, 201 S. 8. ℳ 2.50.

J. Bube, Englisches Übungsbuch. Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische und methodische Anleitung zur Anfertigung von englischen Aufsätzen für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Stuttgart, Paul Neff, 1897. VII, 164 S. 8. ℳ 2.50.

Das vorliegende Elementarbuch stellt die Lektüre mit Recht in den Mittelpunkt des Unterrichts. Es zerfällt in zwei Teile, deren erster das Notwendigste aus der Formenlehre sowie einige syntaktische Regeln enthält, welche zum Verständnis der dem kindlichen Alter durchweg gut angepafsten Lesestücke erforderlich sind. Ein besonderes Gewicht glaubt die Verfasserin mit Recht auf die Aussprache legen zu müssen. Sie giebt freilich keine eigentliche Lautlehre, sondern beschränkt sich hauptsächlich auf Vorführung von Mustersätzen, meist Sprichwörtern oder Versen aus bekannten Gedichten und Liedern, zur Einübung der Aussprache und Erläuterung der Aussprachebezeichnungen. Hierbei hat die Verfasserin sich des Walkerschen Ziffersystems bedient, mit Hinzufügung zweier neuer Zeichen (ə für den dumpfen Laut in unbetonten Silben und ʳ für das stumme r). Man sieht nicht recht ein, warum gerade jenes auch in England weniger gebräuchliche und fast veraltete System zur Anwendung gebracht wird, da wir doch an klaren und genauen Lautbezeichnungen, die für den Schüler viel verständlicher sind als jene Ziffern, wahrlich keinen Mangel haben. Vergl. die Bezeichnungen in Flügels Wörterbuch oder in

dem Lesebuche von Vietor und Dörr. — Die Lesestücke, mit denen der erste Teil beginnt, sind durchaus praktisch ausgewählt. Sprüche, kleine Gedichte, einfache Erzählungen und Gespräche wechseln in angenehmer Reihenfolge miteinander ab. Der Phraseologie ist schon gleich vom ersten Abschnitte an gebührend Rechnung getragen, so dafs der Schüler nach Vollendung des Elementarbuches eine ganze Fülle von idiomatischen Redensarten gelernt hat. Wir möchten dies als einen besonderen Vorzug des Buches bezeichnen. Mit Recht hat Verf. auf einzelne Übungssätze nicht verzichtet, da diese besser als ein zusammenhängendes Stück bestimmte Regeln zur Anwendung bringen können. Da das Lehrbuch besonders praktischen Zwecken dienen soll, so hätte man wohl erwarten dürfen, dafs bei der Konjugation die mit thou gebildeten Formen nicht ins Paradigma aufgenommen worden wären. So finden wir z. B. im V. Abschnitt thou hast, thou hadst, ferner he gave thee, Formen, die, wie die Verfasserin richtig angiebt, nur in Gebeten und Gedichten vorkommen. Weshalb soll man den Schüler nicht lernen lassen I have, you have, etc., und dann in einer Anmerkung auf thou hinweisen? Auch auf die Questions im zweiten Teile wollten wir gerne verzichten. Zuletzt giebt die Verfasserin eine Zusammenstellung der wichtigern Synonyma (25 Gruppen), eine kurze Beschreibung von Grofsbritannien und Irland, sowie eine Übersicht über die englische Geschichte. Nach unserem Urteile mufs das Elementarbuch, das übrigens an den Schüler keine geringen Anforderungen stellt, als eine tüchtige und recht brauchbare Arbeit bezeichnet werden.

Die Schulgrammatik ist nach denselben Grundsätzen wie das Elementarbuch bearbeitet, d. h. sie will die Schüler mit der englischen Sprache, so wie sie jetzt geredet und geschrieben wird, bekannt machen. Bei der Fassung der Sprachgesetze strebt das Lehrbuch, wie im Vorwort angegeben, nach Korrektheit und Klarheit und, um die gedächtnismäfsige Einprägung der Regeln zu erleichtern, so viel wie möglich nach Einfachheit und gedrängter Kürze. Eine nähere Durchsicht giebt zu folgenden Bemerkungen Veranlassung.

Seite 11 „Stummes e wird vor ing ausgestofsen". Ausgenommen to dye färben, dyeing färbend [dying sterbend]. — S. 18 Anm. 7. hinzuzufügen learned (zweisilbig) Adj. gelehrt. — S. 22 fehlt die Pluralform pennies. Bei twopence, threepence hätte auf die Aussprache nochmals hingewiesen werden können, die freilich im Elementarbuch S. 202 angegeben ist. Statt Chinese wird im Singular fast regel-

mäfsig Chinaman gebraucht. — S. 31 fehlt of whom nach whose. — Die Übersetzung von „zufällig“ durch to happen hätte S. 57 angegeben werden müssen. — Im Abschnitt 15 vermifst man die Regel, dafs bei most gewöhnlich der bestimmte Artikel fehlt. — Zu S. 99 Nr. 13 ist hinzuzufügen: by dozens dutzendweise. — S. 121 „Thou, thy, thine kommt nur noch in der Bibelsprache, in der Poesie und im Gebete vor“. Hinzuzufügen: und bei den Quäkern. — Wertvoll für die Zwecke der Schule ist die Zusammenstellung von Wörtern, deren Orthographie Schwierigkeiten bietet. 60 Gruppen der gebräuchlichsten Synonyma bilden nebst einem zuverlässigen Sachregister den Schlufs des empfehlenswerten Buches.

Das Übungsbuch zerfällt in zwei Teile, enthaltend Stoffe zum Übersetzen ins Englische und English Composition Exercises. Da die Übungen, wie die Verfasserin im Vorwort betont, nicht sowohl zur Einübung der Grammatik dienen, als vielmehr zu einer gründlichen Erlernung und sicheren Handhabung der lebenden Sprache führen sollen, so ist von Einzelsätzen im Anschlufs an bestimmte Regeln oder Abschnitte aus der Grammatik ganz abgesehen. Während die beiden ersten Abschnitte der zusammenhängenden Übungen (Erzählungen, Gespräche, Stoffe aus der Naturkunde) den Schüler mit der Umgangssprache der Engländer vertraut machen sollen, dient der 3. Abschnitt (Bilder aus der Geschichte und Geographie) dazu, die Schriftsprache zur Geltung zu bringen. Es läfst sich nicht leugnen, dafs die Stoffe recht geschickt ausgewählt und auch ihrem Inhalte nach für den Schüler von Interesse sind. — Die Anleitung zur Anfertigung von englischen Aufsätzen bietet den Stoff in 8 Abschnitten dar: I. Fables and Stories, II. Letters, III. History and Biography, IV. Geography, V. Science, VI. Abstract Subjects, VII. Literary Subjects, VIII. Poetry. Bei jedem Thema macht die Verfasserin ausführliche Angaben über die Bearbeitung. Jeder Gruppe sind mehrere verwandte Themata ohne Disposition beigegeben. Der 2. Abschnitt (Letters) enthält neben der Anleitung zwei ausgeführte Briefe (Model Letters), eine Reihe von Short Notes und durchaus praktische Rules for Letter-Writing. Man kann darüber streiten, ob solche Übungen im Aufsatzschreiben, da, wo sie gefordert werden, sich nicht besser an die Schullektüre anschliefsen. Wer den hier eingeschlagenen Weg billigt, wird der Verfasserin für ihre Arbeit dankbar sein. Ein reichhaltiges Verzeichnis von Vokabeln und Redensarten zu den deutschen Übungssätzen bildet den Schlufs des Buches.

Es erübrigt noch zu sagen, dafs die Verlagsbuchhandlung von Paul Neff die hier besprochenen Lehrbücher in ganz vorzüglicher Weise ausgestattet hat. Sie seien hiermit allen Herren Fachkollegen zur Kenntnisnahme angelegentlichst empfohlen.

Aachen. **Heinrich Schmitz.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 8. Oktober. Nr. 20, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

249) **Sophokles' Aias.** Für den Schulgebrauch erklärt von **R. Paehler.** Zweite, verbesserte Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. X u. 112 S. 8. ℳ 1. 50.

(Ausgabe a: Kommentar unterm Text;
Ausgabe b: Text und Kommentar getrennt.)

Da die vorliegende zweite Auflage in ihrer ganzen Anlage der vor neun Jahren erschienenen ersten gleich geblieben ist, der Verf. bei zahlreichen Einzelheiten die bessernde Hand angelegt hat, so kann der Berichterstatter sein Urteil, das er in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1890, Nr. 36) abgegeben hatte, nur wiederholen und die Paehlersche Ausgabe den Fachgenossen von neuem aufs wärmste empfehlen. Der Text ist nur wenig geändert; nur an drei Stellen hat sich der Herausgeber zu Korrekturen veranlaſst gesehen, die ansprechend und nicht unbegründet sind. Der Kommentar hat nach wie vor seinen Hauptvorzug in der Beleuchtung des dichterischen Sprachgebrauchs und der Anschauungsweise des Tragikers und seiner Zeit, zeugt aber überhaupt durch seine Einzelerklärungen, die den Schüler wohl bei keiner Schwierigkeit im Stich lassen, wie durch

Hinweise auf den fortlaufenden Zusammenhang und den Aufbau der Tragödie von dem feinen ästhetischen Urteil, der eingehenden Kenntnis und dem pädagogischen Blick des Verfassers. Viele erläuternde Bemerkungen sind in dieser Auflage hinzugefügt, andere erweitert und ergänzt, wieder andere gekürzt oder präciser gefaſst oder als weniger belangreich ausgelassen. Die eingeschalteten Fragen, die den Schüler zum eigenen Nachdenken anregen sollen, sind etwas seltener geworden, nicht zum Nachteil des Ganzen; denn manche waren wohl früher dem die Ausgabe benutzenden Anfänger als Fragen stehen geblieben.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

250) **Ch. M. van Deventer, Platonische Studiën.** Amsterdam, S. L. van Looy, 1896. IV und 316 S. 8.

Das Buch enthält 10 Aufsätze: Der zweite Hippias S. 1—16. Protagoras S. 16—50. Euthydemus S. 50—90. Euthyphron S. 90—113. Symposion S. 113—152. Phädrus S. 152—192. Lysis S. 192—216. Der Tyrannenwahnsinn S. 216—236. Macht und Recht S. 236—275 und Tugend und Wissen S. 275—316. Die acht ersten dieser Aufsätze waren, ihrem Hauptinhalte nach, bereits früher veröffentlicht, nur hatten einige von ihnen z. B. Symposion (vgl. S. 112 Anm.) früher eine, aus bestimmten Anlässen hervorgegangene, mehr polemische Form. Mit richtigem Blick hat Verfasser diese Polemik in dieser Sammlung fortgelassen; er hat auch zwischen die einzelnen Abhandlungen eine gewisse Verbindung eingeschoben, wodurch das Ganze einen fortschreitenden Zusammenhang erhält. Der leitende Gedanke dieses Fortschrittes ist, zuerst eine Vorstellung von der platonischen Begriffslehre, dann von seiner Ideenlehre zu geben; indes tritt dieser Gedanke nirgends aufdringlich hervor, sondern Verfasser erscheint als tüchtiger Lehrer, der seine Schüler (die Leser) klaren Auges auf die genannten bestimmten Ziele hinführt, ohne diese Absicht erst lang und breit anzukündigen. Inhaltlich bieten diese Aufsätze manche, auch für die strenge Plato-Wissenschaft beachtenswerte Aufstellungen, doch liegt hierin weder die Stärke noch offenbar auch die Absicht des Verfassers. Er will vielmehr seinem geliebten Plato ein gröſseres Publikum gewinnen und ihn dem zünftigen und halbzünftigen Publikum verständlicher machen; er wendet sich vorzugsweise an das philologisch gebildete Publikum überhaupt. Voraussetzung ist ihm Bekanntschaft mit dem Inhalte des betr. Dialogs; darauf fuſsend giebt dann Verfasser seine, stets analytisch angelegten

und von modernem Empfinden ausgehenden Betrachtungen, welche das allseitige und greifbare Verständnis des Dialogs an sich und stellenweise auch in seinem Zusammenhange mit den andern zum Ziel haben. Diese Art des Vorgehens verleiht den Aufsätzen durchweg eine grofse Frische und macht die Lektüre angenehm. Mit den Gesamtauffassungen des Verfassers kann man durchweg einverstanden sein, ohne deshalb im einzelnen seine Ansichten ändern zu müssen, weil Verfasser ja, wie schon gesagt, nur das Gesamtverständnis erreichen will. Erfreulich und auch für den Plato-Forscher sehr fördernd ist die unbefangene, klare Art, wie Verfasser überall den gesunden Menschenverstand zur Geltung bringt. Da werden modern psychologische und nationalökonomische u. dgl. Kenntnisse geschickt verwertet, um die antike Welt anschaulich zu machen. Referent weifs sehr wohl, dafs beim Lesen dieser Zeilen einigen Altphilologen eine Gänsehaut überläuft ob solcher Erklärung der Antike aus der Gegenwart heraus, aber es wird den Herren nichts helfen können: gesunder Menschenverstand mufs zu allen Zeiten der Welt vorhanden gewesen sein; also müssen seine Forderungen auch für die Antike gelten, und wir dürfen mit seinen Forderungen getrost an die Antike herantreten: das Bild wird immer wahrer in sich selbst werden. Recht gefreut haben den Referenten einzelne gelegentliche Bemerkungen des Verfassers, wie z. B. die auf S. 43/44: „Indien men alles wilde lezen, wat over Plato geschreven is, vóór men zelf over een dialoog ging spreken, men zou heel wat tijd verliezen, die nuttiger had kunnen besteed zijn aan iets anders en beters, ik bedoel aan de poging om door herhaalde en nauwkeurige lezing van den dialoog zelf de eenheid er uit op te delven, en uit Plato zelf te leeren wat hij bedoelde."

Weniger nach unserm Geschmack ist die Gepflogenheit des Verfassers, häufig am Ende seiner Aufsätze sich mit den Ansichten von Grote auseinanderzusetzen, doch mag das für sein holländisches Publikum nützlich oder vielleicht notwendig gewesen sein. Die äufsere Ausstattung des Buches ist gut.

M.-Gladbach. **P. Meyer.**

---

251) **Ausgewählte Reden des Demosthenes.** Für den Schulgebrauch erklärt von **J. Sörgel.** Erstes Bändchen in fünfter, zweites Bändchen in dritter Auflage neu bearbeitet von A. Deuerling. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1897 bezw. 1895. 8. ℳ 1.20 resp. ℳ 1.80.

Die von Sörgel-Deuerling besorgte Ausgabe derjenigen Reden des Demosthenes, welche den eisernen Bestand der Schullektüre bilden, hat

sich in weiten Kreisen durch ihre Wissenschaftlichkeit und durch die nach richtigen pädagogischen Gesichtspunkten getroffene Auswahl der Anmerkungen viele Freunde erworben und ist wohl die in Schulkreisen am meisten benutzte Ausgabe.

Über die von Sörgel abweichenden neuen Gesichtspunkte hat sich Deuerling im Vorwort zur vierten und fünften Auflage des ersten, wie auch zur dritten Auflage des zweiten Bändchens näher ausgesprochen. Die Gliederung der sehr sachgemäfs und für den Schüler verständlich gehaltenen Einleitung wird gewifs überall Beifall finden. Nur ist nicht recht einzusehen, warum der Herausgeber zwar die Rede über die Symmorien, die erste Philippische und die drei olynthischen Reden in dem Zusammenhang dieser Einleitung erwähnt, dagegen die andern in den beiden Bändchen enthaltenen Reden nicht. Es wird sich weiter fragen, ob nicht die Einfügung auch anderer besonders wichtiger Reden in die Einleitung angebracht wäre. Dadurch erhielte der Schüler eine allgemeine Übersicht über die Demosthenischen Reden, deren Gesamtzahl mit Einteilung in *Φιλιππικοί*, *συμβουλευτικοί*, *δικανικοί* überhaupt angegeben sein dürfte.

Eine wichtige Neuerung Deuerlings besteht in der Eruierung der „rhetorisch-technischen Bestandteile der Dem. Reden“, damit der Schüler ein Verständnis „des Aufbaus und des kunstvollen Gefüges“ der Reden erhalte. Diesem Zwecke dienen die dispositiven Übersichten, die den einzelnen Abschnitten der Reden vorausgeschickt sind. Es ist nun allerdings mehr als bisher möglich und darum notwendig, dafs der Schüler einen Ein- und Überblick über die Komposition gelesener Reden erhalte. Die Frage ist nur das Wie? Eine Annäherung an die Erkenntnis der rednerischen Komposition sind wohl die „dispositiven Inhaltsübersichten“, die Deuerling, auf E. Bottek fufsend, gegeben hat, und gewifs mufs und wird jeder Lehrer am Schlufs gröfserer Abschnitte oder der ganzen Rede das Gelesene disponierend zusammenfassen. Nur mufs unserer Meinung nach die Disposition aus dem Unterricht herauswachsen; sie mufs erarbeitet und darf nicht von vornherein gegeben werden; sonst verliert sie ihren Wert. Wird sie gegeben, so ist man daran gebunden, was nicht ohne Bedenken ist. Kommt man im Unterricht zu anderen Resultaten, was sehr leicht möglich, so leidet mindestens e i n e Autorität, entweder die des Buches oder die des Lehrers. Es kann nun hier nicht der Ort sein auf Einzelheiten einzugehen, aber die Verschiedenheit der Auffassung

soll doch gezeigt werden. In der Rede *περὶ εἰρήνης* schicke ich allgemein voraus: das *προοίμιον* pafst nicht recht zu der Rede, weil es sich nicht um die Wiedergewinnung des Verlorenen handelt. Das *προοίμιον* ist nicht aus den thatsächlich vorliegenden Verhältnissen entstanden, sondern wahrscheinlich als schon fertiges Stück an die Spitze der Rede gestellt worden, wie das zu der ersten Philipp. Rede, das sich ja auch in der Proömiensammlung findet. Disposition: 1. Schwierigkeit der Lage, welche liegt a) in den politischen Verhältnissen, b) in dem Charakter der Athener, α) weil sie erst nach den Ereignissen beraten (Epimetheus — Prometheus), β) weil sie denen Beifall zollen, die nur die gemachten Fehler tadeln, aber nicht zur Verbesserung der Lage mitwirken, wodurch sie nicht zum Handeln kommen. 2. Trotzdem will er jetzt direkte Vorschläge machen [1]). „Person der Zuhörer", „geht aus von sich selbst", finde ich zu allgemein. Ferner mufs man in dem Satz: „Er glaubt trotz der schwierigen Lage heilsame Ratschläge erteilen zu können" den Ausdruck „schwierige Lage" auf die Zeitverhältnisse beziehen, thatsächlich liegt aber die Schwierigkeit in den oben unter a) und b) bezeichneten Punkten. Bei dem Proömium der ersten Philippischen Rede sage ich eben zur Erkenntnis der rhetorischen Technik zu allererst: Es ist eine in einen grofsen Satz zusammengefafste Nachbildung des Proömiums im Archidamos des Isokrates, der überhaupt in rhetorischer Beziehung auf Demosthenes Einflufs geübt hat; ferner dafs dies Proömium als erstes in der Proömiensammlung steht, wo es freilich viel umfangreicher ist (wird vorgelesen) [2]). Bei Deuerling ist aber der wichtige letzte Satz gar nicht berücksichtigt, und doch spielt das *τὰ δέοντα* — *ἔδει* hier und in der ganzen Rede eine grofse Rolle.

Auch in § 2—12 derselben scheint mir die Dispositionsübersicht zu allgemein. Es ist ein allgemeiner Gesichtspunkt aufzustellen, unter welchen die einzelnen subsumiert werden. Ohne dafs in letzterer Beziehung genau verfahren wird, ist eine klare Einsicht in den Gedankengang nicht möglich. Ich würde die Disposition so gestalten: § 2—12: Die Unthätigkeit der Athener hat Philipp grofs gemacht. Ermunterung zum Handeln.

1) *ἂν ἐθελησητε τοῦ θορυβεῖν καὶ φιλονικεῖν ἀποστάντες ἀκούειν* kann sich dem Zusammenhang nach nur auf Äufserungen des Mifsfallens beziehen.

2) Mit der Inhaltsangabe des Proöm. selbst kann man im allgemeinen einverstanden sein. Ich hebe aber hier mehr den Gegensatz zwischen einem neuen Gegenstand und dem öfter verhandelten hervor. Bei jenem würde der Redner nicht zuerst das Wort ergreifen, bei diesem werden die Zuhörer entschuldigen, wenn er es thue.

1) οὐκ ἀθυμητέον, denn die gegenwärtige Lage ist Folge eurer Unthätigkeit. Hoffnung auf Besserung nur möglich bei richtiger Haltung (§ 2).

2) ἐνθυμητέον: Entschlossenheit hilft, Sorglosigkeit verdirbt alles. Beweis: Euer energisches Auftreten im korinthischen Krieg gegen Sparta hat Erfolg gehabt, euer Verhalten gegen Philipp trägt die Schuld an der gegenwärtigen Lage (§ 3).

3) Der Wert entschlossenen Auftretens ist ersichtlich aus dem Beispiel Philipps, der durch rasches Zugreifen wichtige Plätze den zaudernden Athenern entrifs (§ 4—6).

4) Neue Thatkraft wird euch den verlorenen Besitz wiederbringen und Vergeltung an Philipp möglich machen (Mifsstimmung der Verbündeten, § 7 und 8).

5) Unaufhörlicher Übermut Philipps, daher Notwendigkeit für die Athener sich endlich aufzuraffen. Erregung des Zorns und der Scham (ἐγὼ μὲν οἴομαι τοῖς ἐλευθέροις μεγίστην ἀνάγκην τὴν ὑπὲρ τῶν πραγμάτων αἰσχύνην εἶναι). Gesichtspunkte des Thatsächlichen, Möglichen und Notwendigen. Der Begriff der rhetorisch-technischen Komposition ist aber mit Disposition und Figuren durchaus nicht erschöpft. Es ist natürlich unmöglich, im Schulunterricht bis zur metrischen Analyse der Kola fortzuschreiten, tiefer aber als bisher in den Ausgaben geschehen, mufs mit der Zeit in die vielgestaltige Kompositionsweise des Demosthenes eingedrungen werden. Es ist so, wie Cicero im orator § 136 sagt: „Et vero nullus fere ab eo locus sine quadam conformatione sententiae dicitur. In jedem Satz steckt bei Demosthenes irgendeine künstlerische Form. Näher kann jedoch hier darauf nicht eingegangen werden. Das wird an einer anderen Stelle geschehen. Da ich nun aber vorhin über die künstlerische Gestaltung des Proömiums der ersten Philipp. Rede etwas bemerkt, so will ich erwähnen, dafs ein Moment der Komposition z. B. die von Cicero or. § 164 hervorgehobene Konzinnität [1]) ist: εἰ γὰρ ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου τὰ δέονθ' οὗτοι συνεβούλευσαν, οὐδὲν ἂν ὑμᾶς νῦν ἔδει βουλεύεσθαι. Hier hat von εἰ γάρ an jedes Wort des Vordersatzes seine Responsion im Nachsatze. Ebenso § 2: ὃ γάρ ἐστι χείριστον ἐκ

1) *Sed finiuntur aut compositione ipsa et quasi sua sponte aut quodam genere verborum, in quibus ipsis concinnitas inest; quae sive casus habent in exitu similes, sive paribus paria redduntur, sive opponuntur contraria, suapte natura numerosa sunt, etiamsi nihil est factum de industria.*

τοῦ παρεληλυθότος χρόνου, τοῦτο πρὸς τὰ μέλλοντα βέλτιστον ὑπάρχει. Auf solche Kunstgebilde, deren es bei Demosthenes in den verschiedensten Formen unzählige giebt, kann auch der Unterricht aufmerksam machen. Zur Zeit aber finden diese Quisquilien der Komposition, so oft auch die Philippischen Reden schon herausgegeben sind, noch wenig Beachtung. Ohne genaueste Ausbeute der alten Rhetoren, nicht zum mindesten Ciceros, ist eine Erkenntnis der technischen Komposition des grofsen Redners nicht möglich.

Von einer näheren Besprechung der erklärenden Anmerkungen sehe ich ab; sie sind schon öfter durch das Feuer der Kritik gegangen und haben die Probe bestanden. Die Zahl der Figuren dürfte noch vermehrt werden; so finde ich die von Gorgias zuerst angewendete Antithese nicht erwähnt, auch nicht die Paronomasie. Der Gebrauch der Synonyma hat bei Demosthenes verschiedene Gründe; nicht hervorgehoben finde ich bis jetzt, dafs der Grund auch rein formell, nämlich rhythmisch sein kann. Das der Ausgabe beigegebene antiquarische Verzeichnis kann dem Schüler nützlich sein.

Was die von Deuerling vorgenommenen Textänderungen betrifft, so hebe ich zwei Stellen heraus. Er hält *περὶ εἰρήνης* § 24: *πρὸς δὲ τοὺς θρασέως ὁτιοῦν οἰομένους ὑπομεῖναι δεῖν καὶ μὴ προορωμένους τὸν πόλεμον* „offenbar für verderbt“. Wenn aber irgendeine Stelle richtig ist, so ist es diese, sobald man nur den Zusammenhang und die Tendenz der Rede genau im Auge behält. Demosthenes will den Frieden; darauf ist seine ganze Rede aufgebaut. An unserer Stelle spricht er nun gegen diejenigen, welche in frevelhafter Weise den Krieg heraufbeschwören möchten, also: gegen diejenigen, die in kühner Weise (ohne Bedenken) alles auf sich nehmen wollen, ohne den Krieg vorauszusehen, will ich folgende Erwägung geltend machen. Während in anderen Reden den Athenern oft genug der Vorwurf gemacht wird, dafs sie nichts thun, ist die Friedensrede gegen diejenigen gerichtet, welche im Zorn über den abgeschlossenen Frieden ohne Besinnen alles Mögliche auf sich nehmen wollen. Das scheint uns über allen Zweifel klar. Wir müssen deshalb Deuerlings Konjektur als verfehlt bezeichnen.

περὶ τῶν ἐν Χερρ: § 21 schreibt Deuerling *βούλομαι τοίνυν ἡ μ ᾶ ς μετὰ παρρησίας ἐξετάσαι τὰ παρόντα πράγματα τῇ πόλει.* Schon Sauppe wollte *ἡμᾶς* schreiben, was aber nirgends angenommen wurde. Wir möchten glauben, dafs sich *ἡμᾶς* durch den Zusatz *μετὰ παρρησίας* von selbst

verbietet, da man doch nicht sich selbst, sondern nur einen anderen mit Freimut fragen kann. Beachtenswerter scheint uns *πρὸς ὑμᾶς* Vind. 1. Weim. Fel. Vor Euch will ich die gegenwärtigen Verhältnisse prüfen. Das pafst um so besser, als das Folgende nicht eigentlich eine Frage an die Zuhörer, sondern eine Darlegung der bestehenden Verhältnisse ist, bei welcher der Redner erst seinerseits eine Frage den häufigen Fragen der Athener entgegenstellt (*ὑμεῖς μὲν τοίνυν εἰώθαθ᾽ ἑκάστοτε τὸν παριόντ᾽ ἐρωτᾶν, τί οὖν χρὴ ποιεῖν; ἐγὼ δ᾽ ὑμᾶς ἐρωτῆσαι βούλομαι, τί οὖν χρὴ λέγειν;*). Doch ist unnötig, von der Vulgata abzugehen. Zu der von Deuerling in der Anmerkung angenommenen Anticipation *βούλομαι ἡμᾶς . . . σκέψασθαι, τί ποιοῦμεν* dürfte es ihm schwer fallen ein Beispiel beizubringen. Ganz gebräuchlich ist *ἐξετάζειν τινά τι* (Plat. Gorg. 515[b]: *ἐάν τίς σε ταῦτα ἐξετάζῃ·* Zu übersetzen ist also: Ich will euch nun über die bestehenden Verhältnisse fragen und in Erwägung ziehen etc.

In der Weglassung der Zusätze zu der dritten Philippischen Rede folgt Deuerling der Mehrzahl der Herausgeber und wohl mit Recht, nur ist kaum anzunehmen, dafs, wie Deuerling in der Einleitung zu der Rede meint, die Zusätze alle demosthenisch seien. Das zeigt sich ganz besonders § 46. Was hier gewöhnlich im Text steht, ist unmöglich demosthenisch, sondern wie Christ „die Attikusausgabe des Demosthenes" S. 54 sagt, die ungeschickte Amalgamierung zweier Bearbeitungen durch einen dritten. Auf diese ganze Frage kann aber hier nicht weiter eingegangen werden.

Ferner dürfte es an der Zeit sein, auf Grund des Aufsatzes von U. Köhler (Berliner Sitzungsberichte vom 28. Mai 1891) in den Ausgaben genauer festzustellen, wie es sich mit der Zerstörung der 32 chalkidischen Städte verhält. Trogus sagt z. B. Prol. des 8. Buches: *interiectumque huic bello Phocensi bellum, quod Philippus cum Chalcidicis urbibus gessit, quarum clarissimam delevit Olynthon.* Nach Trogus ist also Olynth allein zerstört worden. Politisch wurden wohl die chalkidischen Städte zerstört, aber nicht spurlos vernichtet. Köhler sagt, es seien adelige Grofsgrundbesitzer aus Makedonien mit nicht adeligen Pächtern dahin gesendet worden, während die Chalkidier selbst nach den barbarischen Grenzlanden verpflanzt worden seien. Es ist also hier etwas Ähnliches geschehen wie in Irland, wo das Land durch Cromwell in die Hände des englischen Adels kam. „Die Einäscherung einiger Städte und die Verwandlung der übrigen in offene Ortschaften hat Demosthenes die Ver-

anlassung zu der oratorischen Hyperbel (dritte Philipp. Rede § 26) gegeben, die Städte der chalkidischen Halbinsel — denn in diesem kollektiven Sinn ist die von dem Redner genannte Zahl 32 offenbar zu verstehen — seien von Philipp spurlos vernichtet worden. Die besitzlos gewordenen Chalkidier wurden von Philipp in den barbarischen Grenzlanden angesiedelt (Köhler).

Der Druck ist sauber und korrekt. Kleinere Fehler fand ich nur: Erstes Bändchen, Vorwort zur 5. Auflage steht 3. Olynth. *πλὴν μικρόν* zu § 34 verzeichnet st. 35. — Phil. *α* § 27 *Δῆμνον* st. *Λῆμνον*. — *περὶ εἰρ.* § 1 Anm. steht *πάντες καὶ ταὐτὰ ἡγοῦνται* st. *κατὰ ταὐτά*. — § 11 Anm.: „Er stellt aber nur eine kürzere Ausdrucksweise der“ st. dar. — § 16 Anm.: *τοῦς βοηθοῦντας* st. *τοὺς*. Chers. § 70 Anm.: *εἴ τις ἔφοιτο* st. *ἔροιτο*. — Phil. *γ* § 1 Anm.: Einheit thunst. Einhalt thun.

Durlach. **J. May.**

---

252) **Nové Kritické a Exegetické Prispevky k Vergiliove Aeneide.** Napsal Dr. **Jan Kvícala.** V Praze, Nákladem České Akademie Císaře Františka Josefa Pro Vedy, Slovesnost a Umení.

Der Verfasser hat, das internationale Latein verschmähend, seine Abhandlung über einzelne Stellen der Aeneis in czechischer Sprache geschrieben und um der Mehrzahl der Virgilleser, die dieses Idioms unkundig sind, den Inhalt seiner Schrift nicht vorzuenthalten, einen deutschen Auszug anfertigen lassen, der allein hier Gegenstand der Besprechung ist. Ausreichend freilich ist dies Verfahren nicht: denn an nicht wenig Stellen läfst dieser Auszug uns im Stiche, so z. B. wenn zu II, 134 gesagt wird: „Der Verfasser begründet diese Vermutung eingehend“ oder zu VIII, 209: „Ferner werden für raptor noch andere Gründe geltend gemacht“. Ähnliches findet sich vielfach.

Was den Inhalt dieser Abhandlung anbetrifft, so mufs derselbe als ein vielfach anregender bezeichnet werden auch in den Fällen, wo man den Aufstellungen des Verfassers nicht beitreten kann. Überall verrät die Arbeit den gründlichen Virgilkenner. Mit Vorliebe zieht der Verf. die in früheren Arbeiten behandelte Allitteration heran. Die Behandlung der Stellen ist teils exegetischer, teils kritischer Art; die Kritik bezieht sich teils auf die Empfehlung oder Ablehnung von Wortkonjekturen, teils auf

die Annahme oder Abwehr von Athetesen. In vielen Fällen wird gegenüber einer oberflächlichen Neigung zu Änderungen durch Eingehen auf die Individualität des Dichters das Richtige gefunden. Um aus der Fülle der Stellen einige hervorzuheben, wählen wir besonders solche, die sich auf Wortkonjekturen beziehen. Hier können wir z. B. nicht beistimmen der Verbesserung von II, 62: *seu servare dolo se aut certae occumbere morti.* Die beiden Möglichkeiten sind doch, entweder den listigen Anschlag durchzuführen (*versare dolos*), oder den gewissen Tod zu erleiden. Dafs die erste Möglichkeit auch die Rettung zur Folge hat, ist nebensächlich und durch den Gegensatz genügend ausgedrückt. Auch VII, 284 ist doch wohl *talibus donis dictisque Latini* am natürlichsten als absoluter Ablativ aufzufassen, zumal da *dictis* ja Partizipialform ist: die metrisch harte Konjektur *a donis* erscheint also unnötig. Sehr unwahrscheinlich erscheint uns auch die vorgeschlagene Tilgung des Halbverses VII, 439, wodurch *Juno,* des natürlichen Prädikates beraubt, mit dem spät erst nachschleppenden *exercet* verbunden werden müfste. Auch VII, 703 möchten wir *ex agmine* nicht in *examine* ändern: der Gegensatz zwischen *acies* und *agmen* ist doch hier gerade sehr am Platze. Wenn man VIII, 209 ff. mit Peerlkamp *raptos occultabat* verbindet und *versisque viarum indiciis* dem *tractos* subordiniert, so scheint die von dem Verfasser empfohlene Vermutung Wakefields unnötig. Auch VIII, 346 würde ich an *testaturque locum* festhalten: er führt den Ort als Zeugen an: schlechtweg „berühmt“ heifst doch auch *testatus* an den als Beleg angefürten Stellen aus Cicero und Ovid nicht, sondern „durch Zeugen belegt“. IX, 282 scheint mir die von Ribbeck aufgenommene Lesart und Interpunktion des Servius zwar ungewöhnlich, aber nicht unmöglich, dann aber dem verlangten Sinne entsprechend. IX, 490/92 sehe ich keinen Grund, an der handschriftlichen Lesart zu rütteln. Auch XI, 809 würde ich nichts ändern. Das durch die Handschriften gegebene *pavitantem caudam* giebt das Bild des Dichters plastischer wieder als das mehr abstrakte *pavitans.* Dagegen scheinen mir erwägenswert die Konjektur II, 169 *res Danaum*; ebenso die zu II, 576 vom Verf. empfohlene Vermutung Hoffmanns (nach Ribbeck des Valesius) *sceleratae sumere poenas.* Ansprechend ist VII, 215 *regiove* für *regiones,* VIII, 352 ist gewifs die vom Verf. gebilligte Interpunktion *ego poscor; Olympo* die charakteristischere. Auch das *domitorem poscit Olympi* IX, 83 erscheint nicht unwahrscheinlich. Dafs die Stelle IX, 485, so wie sie gelesen wird, unhaltbar ist, geben

wir zu: doch möchten wir hier der Burmannschen Konjektur *tristia funera* den Vorzug geben. Der Verbesserung *generis* X, 89 stimmen auch wir bei; X, 279 ff. scheint uns die Zurückweisung Klouceks ebenso gerechtfertigt, wie die Erklärung des Verfassers zu billigen. X, 362 ist die Schwierigkeit des *quis quando* zu schwer zu beseitigen, als dafs wir nicht mit dem Verf. der einfachen Konjektur Madvigs *aquis* zustimmen müfsten. In XI, 567 sehen wir mit dem Verf. keinen Grund zu Änderungen und halten es endlich für durchaus korrekt, wenn bei der Besprechung der Stelle XI, 587 der Grundsatz geltend gemacht wird, dafs manche Unvollkommenheit in der Äneis der mangelnden letzten Durchsicht durch den Dichter selbst zuzuschreiben ist. Im Anhange sind zahlreiche Konjekturen von Novak beigefügt, ohne mit Gründen belegt zu sein.

Hamburg. **Heinrich Bubendey.**

---

253) **William J. Woodhouse, Aetolia,** its Geography, Topography, and Antiquities. With maps and illustrations. Oxford, Clarendon Press, 1897. XVI u. 398 S. 8. 21 s.

„Ätolien ist seit Leakes in den Anfang des Jahrhunderts fallenden Reisen meines Wissens nur einmal wieder für archäologische Zwecke durchwandert worden, von Bazin“, sagt Kiepert in den Erläuterungen zu Blatt XV seiner Formae orbis antiqui. Es ist daher in der Identifikation alter Örtlichkeiten mit jetzigen Ruinenstätten sehr viel Unsicherheit geblieben und Ätolien ein dankbares Feld für weitere eingehende Forschung. Diese Lücke füllt in hervorragender Weise das vorliegende Werk des Engländers Woodhouse aus. Das umfangreiche Buch, das auf gründlichen Untersuchungen an Ort und Stelle beruht, macht uns mit so vielen Einzelheiten des Gebietes vertraut, dafs man mit Recht sagen darf, manches geschichtlich wichtigere Stück des alten Griechenland kann sich nicht einer so sorgfältigen Darstellung rühmen. Vorzüglich geratene Lichtbilder fördern das Verständnis, so z. B., um nur eins hervorzuheben, das der berühmten Klisura, der gewaltigsten Felsenkluft Griechenlands im westlichen Arakynthos-Gebirge.

Es ist selbstverständlich, dafs auf diesem fast jungfräulichen Gebiete viele neue Ergebnisse den Lohn für die Mühe der Forschung geboten haben: W. weicht in den Identifikationen von seinen Vorgängern zum Teil ganz erheblich ab. Sehr lehrreich sind dafür die von W. wiedergegebenen Kärtchen Leakes, Beckers und Bazins über den Feldzug Phi-

lipps (218 v. Chr.) am Trichonis-See: sie weichen untereinander, noch mehr aber von Woodhouse ab. Im Vergleich mit Kieperts Formae haben viele Orte bei W. einen neuen Platz bekommen; ich führe davon an: Thermum, Pamphia, Phytaeum, Trichonium, Lysimachia, alle in der Nähe des Trichonis-Sees; ferner im Küstenland des ozolischen Lokris und dem anstofsenden Gebiet der Apodoti: Erythrae, Eupalium, Potidania, Tichium Manche Ruinenstätten mufste auch W. namenlos lassen; hier kann nur ein glücklicher Zufall Aufklärung geben, der eine entsprechende Inschrift finden läfst.

W. behandelt aufser den „Antiquities“ auch die moderne Topographie und die geologischen Verhältnisse. Am Schlusse giebt er aufser einem guten Index auch ein Verzeichnis der nicht identifizierten Stadt- und Bergnamen, die Inschriften von Skala und eine Liste der benutzten Quellen.

Wenn auch weitere Detailforschungen einige Ergebnisse umstofsen werden, für Ätolien wird W.s Buch ein standard work bleiben.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

254) **M. Heynacher, Lehrplan der lateinischen Stilistik für die Klassen Sexta bis Prima.** 3. Aufl. Paderborn, F. Schoeningh, 1897. 8. 50 ₰

Wenn sich für eine lateinische Schulstilistik wie die Heynachersche trotz der 1892 erfolgten Beschränkung des grammatischen Betriebes wieder eine neue Auflage nötig macht, so ist das sicher ein Beweis dafür, dafs sich das Buch beim Unterricht bewährt hat. In der That zeigt es grofse Vorzüge: die Beispiele sind gut gewählt, der Stoff sorgfältig abgegrenzt, das Ganze trefflich gegliedert; denn einmal sind besondere Abschnitte für die einzelnen Klassen gemacht und sodann innerhalb derselben wieder die einzelnen Redeteile voneinander geschieden. Kleinere Mängel lassen sich allerdings nicht wegleugnen. Dafs Wiederholung nicht überall vermieden worden ist, giebt der Verf. selbst zu. Ab und zu vermifst man auch die Gleichmäfsigkeit der Behandlung: In mehreren Fällen ist die aufgestellte Regel begründet worden, z. B. S. 13, während dies sonst nicht geschieht. Auch ist nicht einzusehen, warum in jedem Klassenpensum der Wortstellung ein besonderer Abschnitt gewidmet und diese dann doch mehrfach unter anderen Rubriken behandelt worden ist, wie S. 9 unter „Konjunktionen“ oder S. 27 nr. 13 unter „Pronomina“;

ebenso wenig, warum die Stellungsregeln den Lernstoff der Sexta eröffnen, den der übrigen Klassen aber abschliefsen.

Auch sonst findet man vereinzelt Ungenauigkeiten: S. 12 unten ist *petunt, ut obsides sibi reddantur* übersetzt: „um Rückgabe der Gefangenen bitten“ statt: „sie bitten um ...“, im nächsten Satze aber *per eos* unübersetzt gelassen. S. 14 kann durch die Fassung der Regel: „Sage nicht *duo anni* und *duobus annis post*, sondern *biennium* und *biennio post*“ das Mifsverständnis hervorgerufen werden, dafs auch *duo anni post* oder *biennium post* möglich wäre. Klarer und einfacher wäre es zu sagen: „Zwei Jahre heifst *biennium* und zwei Jahre später *biennio post*“. So befolgt man auch den altbewährten Grundsatz, dem Schüler nicht erst das Falsche zu sagen, sondern gleich das Richtige zu bieten. S. 15 nr. 8 ist zu dem Beispiele *Themistocles de servis suis, quem habuit fidelissimum* die Regel gegeben: „Der Lateiner zieht den Superlativ in den erklärenden Relativsatz. Gleich darauf folgen ohne weitere Bemerkung Sätze wie *simulacra, quibus nihil in illo genere vidimus perfectius,* in denen doch gar kein Superlativ vorhanden ist. Hier war es geboten, vom Deutschen auszugehen und auf die verschiedene Behandlung hinzuweisen, die unser von einem Relativsatze begleiteter Superlativ im Latein erfahren hat, je nachdem er in der Apposition steht oder nicht. Mehrfach läfst sich auch etwas streichen, z. B. wird *ter tantum* das Dreifache, und *quater tantum* das Vierfache (S. 14) einem Schüler im Unterrichte kaum begegnen, am allerwenigsten einem Tertianer. Auch die Formen der Präteritio u. s. w., die am Schlusse zusammengestellt werden, haben seit dem Wegfalle des lateinischen Aufsatzes in einer so kurzen Schulstilistik wenig Berechtigung; denn die Hoffnung, dafs „der tote Freund“ wieder lebendig werde, dürfte sich wohl nicht so bald erfüllen.

Eisenberg (S.-A). **O. Weise.**

---

255) **Eugène Rambert, Les cerises du vallon de Gueuroz. La batelière de Postunen.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **M. Pfeffer.** I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Leipzig, G. Freytag, 1898. X u. 202 S. 8. Geb. ℳ 1.60.

Über die Verwendbarkeit litterarischer Erzeugnisse von Schweizer Autoren in der Schule besteht, seitdem sich Toepffers „Nouvelles Genevoises“ so trefflich bewährt haben, kein Zweifel mehr. Ein glücklicher Gedanke

war es also, uns in Rambert einen zweiten, bisher noch unbekannten, aber deshalb nicht minder beachtenswerten Schriftsteller der französischen Schweiz vorzuführen.

Eugen Rambert, so heifst es in dem biographischen Vorwort, ist in Frankreich wenig und in Deutschland noch weniger bekannt, und dabei steht er seiner ganzen Geistesrichtung nach uns näher als jenen, in deren Sprache er schrieb. Als einer der bedeutendsten gehört er zu der kleinen Zahl derjenigen Schriftsteller seiner Heimat, welche, zwar unter dem Eindrucke der französischen Litteratur stehend, doch eine gewisse litterarische Selbständigkeit erreicht haben. Wir verdanken ihm neben trefflichen Arbeiten auf dem Gebiete der litterarischen Kritik und Geschichte eine ganze Reihe anziehender Beschreibungen von Land und Leuten seiner engeren Heimat. In Schilderungen und Naturmalereien oder in novellistisch gehaltenen Erzählungen führt er uns in seine heimatlichen Berge und Thäler; er entwirft vor uns frische und wahrheitsgetreue Bilder von seinen Landsleuten; er macht uns bekannt und vertraut mit den Sitten, Gebräuchen und Anschauungen der Bewohner jener Berge, mit ihrer Eigenart, ihrem Empfinden, Fühlen und Denken. Die Form der Novelle hat er in den beiden Erzählungen gewählt, deren Besprechung uns hier obliegt und um deren Herausgabe sich Pfeffer ein unstreitiges Verdienst erworben hat.

In dem entlegenen Thale von Gueuroz, nicht weit vom Einflufs des Trient, eines kleinen Alpenflusses, in den Rhône, unter den Holzflöfsern, die hier ihrer gefahrvollen und wenig einträglichen Beschäftigung nachgehen, spielt die erste Erzählung. Der Schauplatz der zweiten ist die belebtere und auch bekanntere Gegend am Fufse des Rigi. Hier lebt und liebt die Heldin, die reizende Schifferin von Postunen. Sie ist wegen ihrer Schönheit und Anmut von allen jungen Burschen umworben. Die besten Aussichten zu einer reichen Heirat, zu einer sorgenfreien, glänzenden Zukunft bieten sich ihr. Doch sie teilt Körbe aus. Sie liebt ihren Sergeanten Elias Kamenzind, ihn will sie heiraten und mit ihm glücklich sein.

Wie anziehend die Lektüre dieser beiden Erzählungen nun auch sein mag, für den Gebrauch in der Schule scheint mir trotzdem nur die erstere ohne Einschränkung geeignet. In ihr sind Stoff und Darstellung gleich gut. Lebendig und frisch schreitet die Erzählung fort, ein tiefer sittlicher Ernst und eine wohlthuende Wärme des Gefühls durchweht die

Schilderung. Mit Spannung wird die Jugend das Schicksal der armen Flöfserswitwe und ihres einzigen geliebten Sohnes, dessen Zukunft seiner Mutter stete Sorge ist, verfolgen; bis zum letzten Augenblick wird die Aufmerksamkeit und das Interesse rege gehalten. Die zweite Novelle teilt mit der ersten die formalen Vorzüge. Allein ihr Inhalt scheint uns von zweifelhaftem Bildungswert. Nicht etwa, dafs sich in sittlicher Hinsicht Bedenken dagegen erheben liefsen. Fraglich ist uns nur, ob ein 15jähriger Schüler oder eine gleichalterige Schülerin das richtige Verständnis für die Einfalt und anheimelnde Natürlichkeit dieser Novelle gewinnt. Die kleine harmlose Liebesgeschichte wird auch bei Schülern unstreitig Interesse erregen, das wirklich Wertvolle in ihr aber werden doch nur wenige herausfinden und begreifen. Auf jeden Fall bedarf sie bei der Lektüre in der Schule einer feinfühligen taktvollen Behandlung vonseiten der Lehrenden. Nur dann wird sie einigen bildenden Wert gewinnen.

In sprachlich und stilistischer Beziehung läfst sich gegen Rambert nicht das Geringste sagen. Er hat im Gegenteil mancherlei Vorzüge und kann, obgleich Schweizer, als Schulschriftsteller ohne Bedenken empfohlen werden. Er schreibt ein nach Form und Stil durchaus einwandfreies Französisch. Sein Ausdruck ist klar und gewandt. Der durch die Art des Stoffes bedingte Gebrauch einzelner dialektischer Ausdrücke kann die Verwendbarkeit in keiner Weise beeinträchtigen. Von einigen selteneren Wörtern abgesehen, ist die Sprache so leicht, dafs schon ein Tertianer sich ohne jede Schwierigkeit damit abfinden wird. Als erste zusammenhängende Lektüre würde sich das Bändchen deshalb sprachlich recht gut eignen.

Ein Hauptvorzug der Ausgabe liegt in dem sorgfältigen und umfassenden Kommentar. In ihm ist besonderer Wert auf die gründliche Erschliefsung des Inhaltes gelegt. Die Realien sind daher mit jeder für das Verständnis der Stelle erforderlichen Vollständigkeit erklärt. Es ist dies bei den vorliegenden Novellen besonders nötig, da es sich oft um Dinge handelt, die als rein lokale Eigentümlichkeiten entweder unbekannt sind oder zu deren Kenntnis man nur durch schwer zugängliche Quelle gelangt. Zur Erzielung einer gröfseren Anschaulichkeit und zur weiteren Förderung des Verständnisses dienen zwei Kartenskizzen und zwei Bildchen.

Die sprachlichen Erklärungen sind grammatische, logische und lexikographische. Von synonymischen Erörterungen hat der Herausgeber der Klassenstufe entsprechend, für welche das Bändchen bestimmt ist, mit

Recht abgesehen. Schwierigere Stellen sind übersetzt; es bleibt dem Lehrer überlassen, den Bedeutungswandel zu entwickeln. Leider giebt der Kommentator in sprachlicher Hinsicht des Guten zu viel. Er macht eine geistige Schulung, die sich ja gerade an das Herausfinden einer sinngemäfsen treffenden Übertragung anschliefsen soll, vielfach unmöglich. Der Kunst des Übersetzens wird Reiz und Wert genommen. Und selbst die Erwägung, dafs die Erzählungen als erster zusammenhängender Lesestoff gedacht sind, kann eine solche allzu weit gehende und zu wenig voraussetzende Annotation nicht entschuldigen. Schon auf der Mittelstufe sollte eine sprachliche Erklärung nur da eintreten, wo eine besondere Schwierigkeit vorliegt, oder wo es sich um eine eigenartige Ausdrucksweise des Schriftstellers handelt. An folgenden Stellen beispielsweise bedurfte es unseres Erachtens keiner besonderen Erklärung oder Übersetzung: p. 4, 5 écoliers en vacances = Schüler auf der Ferienreise; p. 4, 7 une cerise de la plaine = eine Kirsche aus der Ebene, eine in der Ebene gewachsene Kirsche; p. 4, 16 à peu de distance = in geringer Entfernung; p. 5, 16 nul doute que = unzweifelhaft; p. 7, 26 par tradition = durch mündliche Überlieferung; p. 17, 10 les jours ordinaires = an den Wochentagen; p. 15, 21 il y a quelques années = vor einigen Jahren. Diese Beispiele mögen genügen, unsere Behauptung zu erhärten. Es wäre ein leichtes, die Zahl derselben beliebig zu vergröfsern.

Manches Syntaktische bedurfte ebenfalls kaum einer besonderen Erwähnung, da systematische Werke die Schüler hinreichend darüber aufklären. Z. B. p. 16, 8 aussi = „daher auch“ verlangt die absolute Fragekonstruktion; p. 6, 11 en = d'elle; p. 9, 29 Ersatz einer Konjunktion durch que im Falle der Wiederholung. — Eine Reihe von Wörtern wiederum gehörte in das Wörterbuch. Z. B. remettre = zurückstofsen; délices = Genüsse (steht in den Anmerkungen und im Wörterbuch); prendre = sich aneignen u. ähnl.

Im Ton der Anmerkungen hat der Herausgeber das Richtige getroffen. Dem Standpunkt der Mittelstufe wird vollauf Rechnung getragen. Die Haltung ist zwar wissenschaftlich, aber nicht derart, dafs sie sich zu einer rein fachwissenschaftlichen trockenen Gelehrsamkeit verstiege, durch welche die Schüler oft so abgestofsen werden, dafs sie sich mit den Anmerkungen nur ungern befassen und aus ihnen irgendwelche Belehrung nicht entnehmen.

An die sachlichen und sprachlichen Anmerkungen schliefst sich eine Bezeichnung der Aussprache an nach Hatzfeld und Darmesteter,

Dictionnaire général de la langue française. Sie erscheint uns durchaus unnötig. In dem Wörterverzeichnis selbst nämlich ist nur bei vier Wörtern (clef, ennui, oeuil, oeuf) die Aussprache in Klammern hinzugefügt. Wegen dieser vier auch sonst nicht so ganz unbekannten Vokabeln braucht man dem Schüler zu der Aussprachebezeichnung oder phonetischen Umschreibung, die er aus seiner Grammatik oder aus dem Anfangsunterrichte her kennt, nicht noch eine neue abweichende beizubringen oder auch nur vorzuführen.

Das Wörterduch ist fast engherzig gewissenhaft angefertigt. Es bringt viele Vokabeln, die man Schülern, die mit der zusammenhängenden Lektüre beginnen, als bekannt voraussetzen darf: dîner, assez, après, écouter, église, école, donc, pour, petit, guerre u. a. m.

Der Druck des Textes und des Beiheftes ist grofs, deutlich und sorgfältig durchgesehen. Unerhebliche Versehen sind uns aufgefallen p. 23, 1 que; p. 59, wo die Seitenzahl fehlt und wo Zeile 12 schlecht gedruckt ist; p. 124, 31 gliss jusqu' eaux für glisse jusqu' aux.

Der Einband des Werkchens ist geschmackvoll und dauerhaft.

Essen (Ruhr). **M. Prollius.**

---

256) **Lovera, Lectures et exercices français.** Französisches Lese- und Sprechbuch. Stuttgart, Muth, 1898. 83 S. 8.

Preis: ℳ 1.—.

Dieses Buch ist für die Mittelklassen höherer Lehranstalten bestimmt; es bietet den Stoff für die Lektüre und die im Anschlufs daran anzustellenden Sprechübungen. Die 50 Lesestücke, alle in gutem Französisch geschrieben, sind mannigfachen Inhalts. Ein grofser Teil davon hat den Zweck, die Schüler mit Land und Leuten unseres Nachbarvolkes bekannt zu machen, während andere Abschnitte das tägliche Leben und die uns umgebende Natur in ihren verschiedensten Erscheinungen berücksichtigen. Mit der Auswahl des Stoffes erkläre ich mich im ganzen einverstanden. Nur scheint es mir, als ob der Verfasser in seinem Bestreben, möglichst viele Verhältnisse des Lebens heranzuziehen, zu weit gegangen sei. So ist z. B. Stück 48, das Le pétrole betitelt ist, wegen seiner vielen ungewöhnlichen Vokabeln als wenig geeignet zu bezeichnen. An die ersten Lesestücke schliefst sich ein „questionnaire“ an, bei den späteren folgen aufserdem noch „exercices“, mit deren Hilfe der im französischen Text gebotene Stoff in mannigfacher Weise verarbeitet werden kann und

in denen dem Schüler reiche Gelegenheit gegeben wird, sich im mündlichen Gebrauch der Sprache zu üben. Das Buch verdient also mit Recht die Bezeichnung eines Lese- und Sprechbuches. Den Lesestücken folgen zwei Wörterverzeichnisse. In dem ersten sind die in den einzelnen Abschnitten vorkommenden Vokabeln nach Wortklassen geordnet. Jedoch hat der Verfasser dieses Prinzip mit Recht durchbrochen, wenn es sich um Wörter desselben Stammes handelt. Das zweite, zum Nachschlagen für den Schüler bestimmt, ist alphabetisch geordnet; bei den einzelnen Wörtern stehen die Zahlen der Lesestücke, in denen dieselben zum erstenmal vorkommen. Die Ausstattung und das Papier sind gut, die Lettern deutlich zu lesen. Das Buch kann zur Einführung wohl empfohlen werden.

Seehausen i. A. **Witt.**

---

257) **Lovera, Livre du maître.** Schlüssel zu den Lectures et exercices français. Nebst Exercices supplémentaires für die Hand des Lehrers. Stuttgart, Muth, 1898. 52 S. 8. Preis: ℳ 1,80.

Dieses Buch ist, wie auch der Titel besagt, für den Lehrer bestimmt. Es ist aber nicht ein bloſser „Schlüssel", wie er jetzt für die meisten neusprachlichen Lehrbücher existiert. Der Verfasser will vielmehr dem Lehrer Stoff für mündliche und schriftliche Übungen der verschiedensten Art bieten. Diesen Zweck hat er auch meines Erachtens vollkommen erreicht. Das Büchlein ist eine brauchbare Ergänzung der „Lectures et exercices français" desselben Verfassers.

Seehausen i. A. **Witt.**

---

258) **A. R. Levi, Storia della Letteratura inglese dalle origini** al tempo presente. Vol. I°: Dal periodo celtico alla morte di Elisabetta (55 av. C. a 1603). Palermo, Alberto Reber, 1898. 583 S. 8. L. 7. —

Es wäre zu wünschen gewesen, daſs der Verf. der vorliegenden Litteraturgeschichte über den speziellen Zweck seines Werkes und den Leserkreis, welchem er dasselbe bestimmt, in einem kurzen Vorwort sich ausgesprochen hätte. Der Leser des Buches befindet sich nämlich dieser Frage gegenüber thatsächlich in einiger Verlegenheit. Haben wir es mit einem „populären" für weite Kreise berechneten Werke zu thun, wozu dann die zahlreichen Fuſsnoten und lateinischen Citate im Texte selbst? Der Ver-

wendung als „Lehrbuch“ für Schule oder gar Universität steht anderseits die allzu grofse Lückenhaftigkeit der Darstellung als gewichtiges Bedenken entgegen.

Dies gilt insbesondere von den älteren Perioden, der alt- und mittelenglischen Litteratur. Ist, um nur das Wichtigste hervorzuheben, eine wenn auch noch so kurz zusammengefafste Schilderung der angelsächsischen Dichtung denkbar ohne die Erwähnung Cynewulfs? Und fast ebenso ungern wie die charakteristische Gestalt des Dichters des „Christ“ und der „Elena“ wird man weiterhin den Namen Aelfrics vermissen.

Müssen diese Auslassungen schon in hohem Grade überraschen, so steigert sich das Befremden bei der Betrachtung der mittelenglischen Litteratur. Von der umfangreichen und litterarhistorisch interessanten „Ritterdichtung“ dieses Abschnittes fehlt in der Darstellung des Verf. jede Spur, sofern wir nicht die auf anderthalb Zeilen sich erstreckende Erwähnung des „Havelock“, des „King Horn“, des Alexanderliedes und der „poemi del ciclo d'Arturo“ als solche gelten lassen wollen.

Dieser „Zurückhaltung“ gegenüber erscheint die an anderer Stelle beliebte Ausführlichkeit fast als Platzverschwendung. So, wenn uns in einem besonderen Abschnitt (Kap. V) die Schicksale des Königs Richard Löwenherz, seine Teilnahme am Kreuzzuge, die Gefangenschaft in Deutschland und sein Tod, in einem folgenden seine Dichtungen im Zusammenhange mit den Gestalten der „outlaws“ (des Robin Hood und seiner Trabanten) in behaglicher Breite geschildert werden. Ein umfangreiches Kapitel ist ferner den „bardi del paese di Galles, della Scozia e dell' Irlanda“ gewidmet, obschon die bedeutendste unter den in diesem Abschnitt besprochenen Dichtungen — John Barbours „Bruce“ — einschliefslich einer im Original und in der Übersetzung gegebenen Textprobe auf einer halben Seite abgethan ist. Gegenüber den 28 Seiten dieses Abschnittes mufs sich Chaucer mit 26 begnügen, während anderseits Lord Bacon 32 Seiten zur Verfügung stehen.

Es versteht sich von selbst, dafs das Schwergewicht der ganzen Darstellung auf die Betrachtung Shakespeares gelegt ist [1]). Und in der That umfafst denn auch, sofern man die einleitende Bemerkung über die

1) Der Verf. hat es sich angelegen sein lassen, schon in den ersten Abschnitten seines Buches die Lear- und Makbethsage — bezw. den historischen Hintergrund der letzteren — im besonderen Hinblick auf Shakespeare hervorzuheben.

Entwickelung des englischen Dramas und die Vorgänger Shakespeares hinzurechnet, der dem letzteren gewidmete Raum nicht viel weniger als die Hälfte des gesamten Bandes. (S. 309—583).

So sehr in diesem Falle natürlich die Ausführlichkeit der Darstellung zu billigen ist, so schwer ist es einzusehen, weshalb der Verf. es nicht vorgezogen hat, die Betrachtung der Shakespeareschen Werke in diesem ersten Bande zu Ende zu führen. Zwar soll sich nach der Angabe auf dem Titelblatte der Inhalt dieses Bandes nur bis zum Tode der Königin Elisabeth erstrecken. Dafs indes dieser Umstand für die Trennung nicht mafsgebend gewesen sein kann, zeigt ein Blick auf das letzte Kapitel dieses ersten Teiles, welches unter der Überschrift „Shakespeare e l'antichità classica“ mit den drei Römerdramen, sowie dem „Timon“ und „Troilus und Kressida“, durchweg also [1]) mit Werken der späteren Schaffensperiode des Dichters, sich beschäftigt, während anderseits eine Reihe von Dramen, welche nach der allgemeinen (vom Verf. geteilten) Ansicht entschieden vor 1603 (dem Todesjahr der Elisabeth) entstanden sind, wie „Romeo und Julia“, „Hamlet“, sämtliche Lustspiele, in dem vorliegenden Bande (mit Ausnahme der „Irrungen“ und der „bezähmten Widerspenstigen“) noch keine Stelle gefunden haben.

Gegenüber den im Vorstehenden gemachten, nicht zu vermeidenden Ausstellungen kann mit um so gröfserer Genugthuung konstatiert werden, dafs sich der Verf. bei der Beurteilung des Shakespeareschen Genius in seiner Gesamtheit, wie bei der Analyse der einzelnen Dramen durchaus auf der Höhe seiner Aufgabe zeigt. Dies mufs vor allem von den im vorletzten Kapitel „Shakespeare e il medio evo“ [2]) dargestellten sogenannten „Königsdramen“ gelten. So kann man z. B. die psychologische Bedeutung des von Shakespeares Meisterhand in der Gestalt Richards II. entworfenen Charakterbildes m. E. kaum schärfer und zutreffender hervorheben, als dies vom Verf. mit folgenden Worten geschehen ist: „È difficile, quasi impossibile, sul textro, indurre il pubblico a sentire pietà e amore per un miserabile. Questo miracolo drammatico lo Shakespeare

---

1) Zumal der Verf., allerdings der gewöhnlichen Annahme entgegen, auch die Entstehung des „Julius Cäsar“ erst ins Jahr 1607 versetzt.

2) Nur beiläufig sei auf die vielleicht nicht ganz glückliche Wahl dieser Kapitelüberschrift hingewiesen, welche eher eine Darlegung des Verhältnisses Shakespearescher Weltanschauung zu derjenigen des Mittelalters als eine blofs äufserliche Bezugnahme auf die Zeit der in jenen Dramen dargestellten Handlung erwarten läfst.

l'ha compiuto col Riccardo II. Lo stesso individuo che egli ci ha insegnato a schernire e odiare ne primi atti, s'impadronisce più tardi di tutta la nostra commozione e di tutto il nostro affetto. Noi cominciamo col compiangerlo e finiamo con l'amarlo."

An dem günstigen Gesamturteil über diesen Teil seines Werkes kann die Thatsache natürlich nichts ändern, dafs man der Ansicht des Verf. nicht überall so unbedingt wie in dem eben angeführten Falle wird zustimmen können. Dies gilt z. B. von folgendem Urteil über „Coriolan": „Il Coriolano dello Shakespeare non vuole nè lodi, nè ricompense, perchè nessuna lode e nessuna ricompensa egli crede adeguata al suo valore e alla sua virtù."

Nein, nicht weil er sich über alles Lob erhaben dünkt, sondern ganz einfach, weil er seiner aristokratischen Gesinnung entsprechend die von ihm verrichteten Heldenthaten als etwas Selbstverständliches ansieht, entzieht sich Coriolan dem Anhören der ihm höchst überflüssig erscheinenden Lobeserhebungen. „Noblesse oblige" und „ein jeder wird besteuert nach Vermögen", das sind gewissermassen die Leitmotive seines Handelns.

Was die vom Verf. herangezogene Litteratur betrifft, so ist namentlich hinsichtlich der angelsächsischen Zeit die geringe Berücksichtigung neuerer, insbesondere deutscher Werke auffallend. Neben den Namen verdienter älterer Forscher wie Ettmüller, Heine, Grein, sind, soviel ich sehe, Zupitza und ten Brink gar nicht, Wülker nur einmal (S. 32 Anm.) erwähnt. Bei der Zusammenstellung der Litteratur über Shakespeares Sonette (S. 439 Anm. 1) hätte Fr. Krauss: Shakespeares Selbstbekenntnisse (Weimar 1882) kaum fehlen dürfen. Und wenn der Verf. (S. 417) James Walter [1]) „il nuovo e recentissimo biografo del grande inglese" nennt, so mufs man doch fragen, ob die Werke von Brandl und Brandes mit oder ohne Absicht „totgeschwiegen" sind.

Zum Schlufs mag noch auf einige Schreib- und Druckfehler der Ordnung wegen kurz hingewiesen werden. S. XIV Z. 5 v. u. steht Enrico VI st. IV. S. 167f. ist zweimal irrtümlich 1461 anstatt 1471 als das Todesjahr Heinrichs VI. angegeben. S. 461 ist von Heminge und Condells „famosa edizione in folio del 1609" die Rede, während an einer anderen Stelle das Jahr 1623 richtig angegeben ist. Ben Jonsons be-

1) „Shakespeare's True Life" (London 1890).

kanntes Urteil über Shakespeares „Schulweisheit" findet sich auf S. 453 nicht ganz korrekt so wiedergegeben: „small latin and no greek".

Bedeutsamer als diese kleinen Unrichtigkeiten ist ein Versehen, welches dem Verf. bei Besprechung der „Canterbury Tales" untergelaufen ist. Es heifst dort (S. 165 oben): „Uguale varietà nei racconti, — alcuni de' quali son tolti dal Boccaccio, singolarmente la storia di Griseide che tentò e sedusse tanti scrittori", und in einer Fufsnote dazu: „Vedi il Filostrato di Boccaccio, poema in ottava rima, ove son narrati gli amori di Troilo e Griseide". Es handelt sich hier also um eine Verwechselung der Griseldis (Boccaccios „Griselda"), mit der Cressida (Griseide) zwei Frauengestalten, welche so ziemlich die Gegenpole weiblichen Empfindens darstellen. Les extrêmes se touchent, hier wenigstens in Bezug auf die Ähnlichkeit der Namen, welche offenbar zu der Verwechselung Anlafs gegeben hat. Übrigens citiert der Verf. an derselben Stelle die ersten Verse von Chaucers „History of Patient Grisilde" ganz korrekt.

Hoffentlich wird der zweite (bereits im Druck befindliche) Band, welcher die englische Litteratur bis 1898 (also im eigentlichen Sinne „up to date") fortführen soll, einen Gesamtindex für beide Teile bringen.

Stuttgart. **F. v. Westenholz.**

---

259) **K. Deutschbein, Stoffe zu englischen Sprechübungen.** Vokabel- und Hilfsbuch für die Lektüre und Vorkenntnisse des täglichen Lebens mit besonderer Berücksichtigung englischer Verhältnisse. Mit einer Karte von England, einem Plane und 16 Bildern von London und Umgegend. Cöthen, Verlag von O. Schulze, 1898. 158 S. 8.

Vorliegendes Buch, eine Umarbeitung der „systematischen Konversationsschule" des bekannten Verfassers englischer Lehrbücher, hält, was der ausführliche Titel verspricht, und ist namentlich für solche Schulen zu empfehlen, deren englische Lehrbücher noch nicht den Anforderungen der sogenannten neuen Methode entsprechen. In der Frage der Reform nimmt Deutschbein eine vermittelnde Stellung ein. Er kann die Sprechfertigkeit weder als das höchste Ziel des Sprachunterrichts auf unseren höheren Schulen anerkennen, wie es die extremen Reformer thun, noch will er „die Sprechübungen so betrieben wissen, dafs sie zu gleicher Zeit die Grundlage für die grammatischen Kenntnisse der Schüler

abgeben können". — „Beide Forderungen" — und das ist auch unsere Meinung — „entsprechen nicht dem Wesen und Charakter der höheren Schulen, die nach wie vor auf eine geistige Schulung das gröfste Gewicht legen müssen." — Das Buch zerfällt seinem Inhalte nach in 9 gröfsere Abschnitte: The School, the Church, the Family, the House, the Town, the Country, Time, the State, London and its Environs. Besonders dankenswert ist dabei immer der Vergleich deutscher Verhältnisse mit englischen. So heifst es S. 35 (Divine Service): Morning service begins generally in Germany at 9 o'clock, in England at 11 o'clock. Oder es wird eine interessante Parallele zwischen deutschen und englischen Universitäten gezogen, wie S. 31 ff. Diese 9 genannten Abschnitte behandeln nun in ihren einzelnen Lektionen die mannigfachsten Stoffe, immer vom Einfachen zum Schwierigen aufsteigend. So umfafst der Abschnitt F. In the Country z. B. die Unterabteilungen: The Village, the Farmyard, the Garden, the Field, the Meadows, the Wood, Field-sports, Mountains, Plains and Waters, On Minerals. Spaziergänge durch London nach Abschnitt J werden an der Hand der vortrefflichen 16 Abbildungen aus dem Werke Round London, Verlag von George Newnes, London, den Schülern sicher viel Vergnügen bereiten, ganz abgesehen von dem Plane von London und der Karte von England, die heute in keinem guten englischen Lehrbuche mehr fehlt. Und doch mufste Referent noch vor 8 Jahren in seiner Broschüre: „Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts" die Forderung, dem Lehrbuche mindestens eine Karte des Landes und einen Plan der Hauptstadt beizugeben, ausführlicher begründen. Sind ja jetzt die Griechen und Römer aus gewissen neusprachlichen Lehrbüchern noch immer nicht ganz verschwunden. Besonders zu loben ist auch die Berücksichtigung der Geographie und Geschichte, S. 18—27, wobei wir auf die Stammtafel der englischen Könige, S. 125, ausdrücklich aufmerksam machen wollen. — Ein geschickt angelegtes Verzeichnis von Wort- und Sacherklärungen erleichtert auch dem Lehrer die Benutzung des Deutschbeinschen Buches. Wiewohl am Schlusse ein englisch-deutsches Wörterbuch zu den einzelnen Lektionen den Stoffen angefügt ist, hat doch der Verfasser noch als besonderes Heft auch ein „Alphabetisches Wörterbuch" zum Preise von 40 Pfg. erscheinen lassen. Somit scheint nichts aufser acht gelassen, was den Wert der „Stoffe zu englischen Sprechübungen" beeinträchtigen könnte. Die Aussprachebezeichnung bei Deutschbein verdient Lob wegen ihrer Klarheit und Einfachheit. Die Ausstattung

des Buches ist gediegen. Wir empfehlen das Werk der Beachtung aller Fachgenossen. Es eignet sich übrigens auch vortrefflich zu schriftlichen Übungen, z. B. Diktaten und Extemporalien.

Döbeln. **E. Stiehler.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. **E. Ludwig** in **Bremen.**
Druck und Verlag von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha.**

Gotha, 22. Oktober. Nr. 21, Jahrgang 1896.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

260) **Aristotelis** πολιτεία Ἀθηναίων iterum edidit **Fridericus Blass.** Leipzig, B. G. Teubner, 1895. XXXI u. 123 S. 8. ℳ 1.50

Diese zweite Ausgabe bewegt sich natürlich ganz in den guten und sicheren Geleisen der ersten. Von einer, gleich zu berührenden durchgreifenden Änderung abgesehen, haben wir im ganzen die erste Ausgabe, nur, wie sich das von selbst versteht, auf die Höhe des heutigen Wissens gehoben und in allen Punkten — sogar bis in die kleinsten Einzelheiten hinein — sorgfältigst neu durchgearbeitet. In der praefatio ist, abgesehen von den durch Vermehrung der Litteratur bedingten Änderungen p. XXII den Einwendungen Bruno Keils gegen die bekannten Blassschen Rhythmen eine Auseinandersetzung gewidmet. Ferner wird, weil im apparatus criticus dazu kein Raum war, p. XXIV sq. ausführlicher über 6, 9 (*χαινομένην*), über 19, 22 und 71, 15 gehandelt. In dem S. 1—93 gebotenen zusammenhängenden Text ist der Bestand des papyrus nach neuester, wiederholter Lesung aufs sorgfältigste gegeben. Fast keine Zeile findet sich, die nicht in irgendeinem Buchstaben oder Lesezeichen irgendwie ge-

ändert erschiene. Die wenigen Druckfehler der ersten Ausgabe sind beseitigt. Die neuen Lesarten sind zahlreich, doch solche, die durchgreifend den Sinn änderten, kaum zum Vorschein gekommen. Die bedeutendsten Änderungen bringen S. 94—108, wo die Fragmente von p. XXXIII ab eine teilweise ganz andere Anordnung erhalten haben. Diese Anordnung ist heute nicht nur allgemein bekannt, sondern auch (z. B. in der soeben erschienenen dritten Ausgabe von K. W.) angenommen. Die Epitome Heraclidis und die Fragmenta S. 104—109 sind unverändert geblieben. Der Index S. 110—118 ist neu durchgearbeitet.

M.-Gladbach. **P. Meyer.**

---

261) **Demosthenes, Select private orations** Part. I with introd. and engl. commentary by **R. F. A. Paley,** with supplementary notes by **F. E. Sandys,** 3. ed. Cambridge, University press, London, C. J. Clay & Sons (Leipzig, F. A. Brockhaus), 1898, XX u. 295 S. 8. geb. 6 s.

In den letzten fünfzig Jahren ist eine recht stattliche Reihe von Schriften erschienen, welche die unter Demosthenes' Namen überlieferten Privatprozefsreden ausschliefslich oder doch zum Teile betreffen. Zumeist handelt es sich darin um die Echtheit der einzelnen Reden oder der eingelegten Urkunden, wobei naturgemäfs sowohl das Sprachliche als das Sachliche, namentlich chronologische und Rechtsfragen, Gegenstand der Erörterung sind. Aber nur wenige jener Reden sind mit regelrechten Kommentaren versehen worden, in denen man die Ergebnisse der verschiedenen Untersuchungen zusammengefafst findet. Westermann nahm in seine Sammlung die Rede gegen Konon (54) und die gegen Eubulides (57) auf. Einen guten Kommentar ohne den Text hat G. Hüttner für die Rede für Phormio (36), F. de Haan für die Lakritea (35) geliefert. Für alle anderen Demosthenischen Privatreden aufser den vier genannten würden wir somit noch immer lediglich auf irgendeine Bearbeitung des Schäferschen apparatus exegeticus angewiesen sein, hätten nicht vor beiläufig 24 Jahren zwei tüchtige englische Philologen sich vereint, ein Dutzend jener Reden, je sechs in einem Bande, für Unterrichtszwecke zu bearbeiten.

Wenn die Select private orations nun bereits in 3. Auflage erschienen sind, so mag dieser gute Erfolg allerdings zum Teile von dem angedeuteten Mangel an Konkurrenz herrühren, hauptsächlich aber ist er der mit jeder neuen Auflage wachsenden Tüchtigkeit der Leistung selbst zu verdanken.

Wie schon die erste Auflage (1874—75), so stand auch die zweite (1886) auf der Höhe der Zeit, und dasselbe ist auch mit der neuen der Fall.

Der uns vorliegende erste Teil — die Reden gegen Phormio (34), Lakritos (35), Pantaenetos (37), Boeotos (39. 40) und Dionysodoros (56) umfassend — war der Hauptsache nach von Paley bearbeitet worden. Da Paley inzwischen (1888) gestorben ist, so hat Sandys allein die neue Auflage besorgt. Die Einrichtung ist die gleiche, wie in Sandys' Ausgabe der Leptinea und der Philippischen Reden, die wir früher in dieser Rundschau besprochen haben (Jahrg. 1890, S. 306 und Jahrg. 1898, S. 2). Der Text ist dem von Blafs in der Teubnerschen Ausgabe angepafst worden, nach dem Urteil des Ref. etwas mehr als rätlich war. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde Blafs selbst an Sandys' Stelle von seinem früheren Texte etwas weiter abgegangen sein. Auffällig ist, dafs der sonst so umsichtige englische Herausgeber die gediegene Dissertation F. de Haans, Annotationes ad Demosthenis quae fertur orationem Lacriteam (Leovardiae ap. Eckhoff 1892) ebenso übersehen hat, wie der junge holländische Gelehrte, dem sonst kaum etwas von der einschlägigen Litteratur entgangen ist, doch auch seinerseits von der englischen Bearbeitung der Lacritea nichts gewufst zu haben scheint. De Haan hält die Rede für unecht. Sandys spricht sich darüber nicht aus, wie er denn überhaupt betreffs der Echtheitsfrage überall mit seinem eigenen Urteil sehr, wir dürfen wohl sagen, allzu sehr zurückhält. Jeden Mitforscher interessiert in einer so strittigen Frage das Urteil eines gewiegten Kenners, wie es Herr Sandys ist.

Feldkirch. **W. Fox.**

---

262) **C. Iulii Caesaris commentarii de bello Gallico.** Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von **Rudolf Menge.** 1. Bd.: 1.—3. Buch, 8. Aufl.; 2. Bd.: 4.—6. Buch, 7. Aufl.; 3. Bd.: 7. u. 8. Buch, 5. Aufl.; Anhang, 5. Aufl. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898, bezw. 1897, 1896, 1893. Jeder Band *M* 1. 30. Anhang *M* 0. 60.

Zweck und Erklärungsgrundsätze der Bibliotheca Gothana im allgemeinen sind der Lehrerwelt hinreichend bekannt, Menges Cäsar-Ausgabe im besonderen, deren 1. Bändchen in 8. Auflage erscheint, ist so volljährig und mündig, dafs sie selbst für sich reden kann. Nur an wenigen Stellen hat der Herr Herausgeber auf Grund des handschriftlichen Materials und der Ergebnisse der neueren Forschung Veränderungen vor-

genommen, über die er Bd. I, S. 53 u. 54 berichtet. Was den Kommentar betrifft, so ist er von vornherein bemüht gewesen, das „Übersetzungsdeutsch“ aus dem Schulleben zu verbannen, und auch in dieser neuen Auflage macht sich das Bestreben, dem deutschen Ausdrucke immer mehr zu seinem Rechte zu verhelfen, in erfreulicher Weise bemerkbar, obgleich er bekennt, dafs es nicht seine Absicht sei, „eine Übersetzung zu erreichen, die sich anhört wie das Erzeugnis eines modernen Schriftstellers“. Mit Recht warnt er des öfteren vor Redewendungen, die nur dem Wörterbuche ihr Dasein verdanken, und zieht selbst an mehreren Stellen gleichwertige Ausdrücke unserer Armeesprache zu sinngemäfser Übersetzung heran, z. B. I, 12, 2; II, 10, 3. 27, 4; III, 2, 3; IV, 14, 1. 38, 3 u. ö. Wenn man einmal diesen Grundsatz billigt, — und vernünftigerweise läfst sich doch nichts dagegen einwenden, das Altertum auf diese Weise, um mit B. G. Niebuhr zu reden, ans Leben und an die Wirklichkeit heranzubringen —, dann wird man in vielen Fällen einen einfachen und ungezwungenen deutschen Ausdruck zur Wiedergabe des lateinischen verwenden können. Vado transire (I, 6, 2) z. B. entspricht genau dem militärischen Terminus „durchfurten“; pontem facere in ... (I, 13, 1; IV, 17, 2 u. ö.) darf man unbedenklich durch „überbrücken“ wiedergeben; für bellum inferre (I, 44, 6; IV, 7, 3 u. ö.) bieten unsere militärischen Veröffentlichungen die Ausdrücke „den Krieg erklären“ und „die Initiative, die Offensive in Feindesland hinein ergreifen“. Weitere Beispiele anzuführen verbietet die Rücksicht auf den mir zur Verfügung stehenden Raum; wer sich für diese pädagogische Frage interessiert, findet das Genauere in meiner Abhandlung: Unsere Armeesprache im Dienst der Cäsar-Übersetzung (Leipzig, A. Dürr, 1898). — Die den einzelnen Bändchen angefügten stilistischen Belehrungen sind an sich gewifs sehr nützlich; für den Unterricht selbst können sie aber meines Erachtens nur dann fruchtbar gemacht werden, wenn das Lateinische wieder mit der Stundenzahl im Lehrplane angesetzt wird, deren es sich in früherer Zeit mit Recht erfreute.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

---

263) **Erwin Rohde, Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen.** Zweite verbesserte Auflage. 2 Bände. 8. Freiburg in B., Verlag von J. C. B. Mohr, 1898.

Nach der in dieser Zeitschrift 1895, Nr. 6 gegebenen Besprechung der zweiten Hälfte der ersten Ausgabe dieses Werkes kann sich Referent

bei der so bald notwendig gewordenen zweiten Auflage auf eine kurze Anzeige beschränken. Über den Unterschied dieser von der ersten hat sich der Verfasser in dem Vorwort vom 27. November 1897 selbst ausgesprochen. Inzwischen ist er selbst hinübergegangen in den Kreis jener Seelen, deren mannigfaltiges Los, wie es sich in der Vorstellung der gröfsten Denker wie des Volkes der Griechen gestaltete, er uns in dem reifsten Werke seines Lebens so trefflich dargestellt hat. Wenn er uns darin auch den wahren Sinn des: de mortuis nil nisi bene enthüllt hat, so müfste ein Referent, der es wagen wollte, diesem Werk etwas Übles nachzusagen, befürchten, die Schuld eines *κακολόγος* auf sich zu laden. Und wenn ein altes Gesetz befahl, die Toten selig zu preisen, so hat er uns diese Aufgabe leicht gemacht angesichts dessen, was er in seinem Leben seinen Schülern und seinen Lesern gewesen ist und durch seine Werke noch ist. Auch beklagen dürfen wir nicht ihn, sondern nur uns, dafs er seinem irdischen Wirken, das nach menschlichem Ermessen noch so manche köstliche Frucht versprach, allzu früh entrissen wurde. Es wäre in der That vermessen, auch nur zum Lobe des vorliegenden Werkes, das — eine seltene Erscheinung — auch über die zünftigen Kreise hinaus zahlreiche Leser und Verehrer gefunden hat, noch weitere Worte zu verlieren. Ref. begnügt sich daher, auf das Erscheinen dieser zweiten Auflage, die der Verfasser mit vollem Recht selbst als eine verbesserte bezeichnen konnte, aufmerksam zu machen, und alle, die es noch nicht kennen sollten, zum eingehenden Studium desselben einzuladen. ζ.

---

264) **Alex. Conze, Pro Pergamo.** Vortrag, gehalten in der Berliner archäologischen Gesellschaft am 9. Dezember 1897. Berlin, Georg Reimer, 1898. 32 S. 8°.

Als ich im Sommer 1890 mit Hiller von Gärtringen unter dem gastlichen Dache Humanns in Smyrna weilte, beklagte sich dieser bitter, dafs man in Deutschland den Ausgrabungen in Pergamos so wenig Interesse zuwende. Die Zahl der Besucher jener Stätte sei aufserordentlich gering, und auch in der Presse liefse sich Teilnahme kaum wahrnehmen, während Schliemanns Ausgrabungen in Troja überall gröfste Beachtung fänden. Nun ist ja allerding Hissarlik leichter zu erreichen als Pergamos, und die trojanische Frage ist von Natur angethan, gröfseres Interesse zu erregen, auch in weiteren Kreisen. Auf der anderen Seite aber ist die trojanische Ausgrabungsstätte so beschaffen, dafs, wenn man nicht die

Führung von Schliemann oder Dörpfeld genofs, man keine deutlichen Anschauungen erhielt, während die pergamenischen Ausgrabungen für jeden eine verständliche Sprache reden, der sich einigermafsen mit Kulturgeschichte befafst hat. Auch ist die Reise nach Pergamos, wenn auch etwas umständlich, so doch auch lohnend, denn man wird in eine grofsartige Landschaft geführt und zugleich mitten in das türkisch-griechische Leben hinein versetzt. Aber die Teilnahme für Pergamos erstreckte sich thatsächlich nicht über enge Kreise hinaus. Mir hat es aber scheinen wollen, als ob man „oben“ selbst mit daran schuld gewesen sei, indem man die Geheimthuerei, die ja anfangs ganz am Platze gewesen war, in gewisser Weise weiter fortsetzte. Wurde es den Besuchern doch verboten, an Ort und Stelle Photographieen aufzunehmen, ohne dafs etwa „amtliche“ Bilder verkauft worden wären. So mufste man wieder scheiden ohne Erinnerungszeichen. Das „Reich“ veröffentlichte seine Abbildungen nur in kostbaren Werken, die gewöhnlichen Sterblichen nur in den Lesezimmern der Bibliotheken zuhänden kommen. Von Troja und seinen Ausgrabungen besitze ich mehrere Dutzend Photographieen, von Pergamos nicht eine. So war und ist der Besucher dieses alten grofsartigen Herrschersitzes gar nicht in der Lage, in seinen Bekanntenkreisen ein lebhafteres Interesse für Pergamos hervorzurufen. Über Troja habe ich nach meiner Reise manchen Vortrag gehalten, über Pergamos nicht einen, weil das Anschauungsmaterial fehlte. So konnte keine lebhafte Teilnahme für die Lösung der in Pergamos übernommenen Aufgabe erwachen und, ohne dafs man sich sonderlich darum in weiteren Kreisen gekümmert hätte, kamen die Arbeiten zum Stillstand. Und das ist schade. Es ist deshalb erfreulich, dafs Conze, der nächst dem genialen Humann besonders grofse Verdienste um die Ausgrabungen in Pergamos hat, jetzt durch Veröffentlichung seines Vortrags „Pro Pergamo“ wieder allgemeineres Interesse für die dort halbgelöste Aufgabe wachrufen will. Möge er Erfolg haben! Es handelt sich ja um etwas kulturgeschichtlich aufserordentlich Wichtiges, um die Aufdeckung eines Herrschersitzes aus der Zeit nach Alexander, aus einer Zeit also, die mitteninne liegt zwischen der Blüte von Griechenland und der Weltherrschaft Roms. Auf das alte Pergamos will man sich beschränken und von der römischen Stadt absehen; ja man will sich begnügen, einige bestimmte durch die Reste antiker Bebauung und ihre Lage dazu auffordernde Punkte blofszulegen. Je gröfseres Interesse dieser Aufgabe entgegengebracht wird, um so leich-

ter werden die nötigen Mittel flüssig werden. Vorläufig ist Conze in der Lage, mitzuteilen, dafs die königliche Akademie der Wissenschaften die Mittel bewilligt hat, eine neue photographische Aufnahme der Stadt Pergamos und ihrer nächsten Umgebung zu beschaffen. Die Tagesblätter haben auch bereits gemeldet, dafs vom 1. August ab zu diesem Zwecke Conze mit dem Premierlieutenant Berlet in Pergamos weilen wird und im Oktober von Dr. Schuchhardt in Hannover abgelöst werden wird. Ausgrabungen sind vorläufig nicht geplant, würden aber gewifs bei wachsender Teilnahme des gebildeten Deutschland auch in Aussicht genommen werden.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

---

265) **Ivo Bruns, Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten.** Untersuchungen zur Technik der antiken Historiographie. Berlin, Wilhelm Hertz, 1898. 8. VIII und 102 S. ℳ 2.40.

Die antiken Historiker folgen in der Personenbehandlung entweder der subjektiven Methode, ohne Umwege ihre Ansicht über einzelne Menschen auszusprechen und den überlieferten Stoff unverändert zu bieten als unmittelbar verwendbares Material, oder der indirekten und künstlerischen, ihr Urteil in die Erzählung der Ereignisse zu verstecken und den Stoff zu diesem Zwecke durch einen Beisatz von Erfindungen umzuformen. Xenophon ist in der Anabasis Subjektivist; Thucydides hat die indirekte Darstellungsart ausgebildet, und Xenophon ist ihm in den Hellenika gefolgt. In acht Kapiteln sucht die vorliegende Schrift die beiden Methoden klarzulegen, vor allem dadurch, dafs zwei Vertreter dieses Gegensatzes verglichen werden, Polybius und Livius. Bei Livius ist uns die Behandlung des älteren Africanus vollständig erhalten, und bei Polybius haben wir umfangreiche Erörterungen über diesen Mann, namentlich den Excurs 10, 2—5. Bei Polybius sind die Erwägungen zahlreich, die er in eigener Person über Scipios Charaktereigenschaften und Thaten vorträgt. Livius dagegen läfst sein Urteil in der Erzählung verschwinden; auch 26, 19, 3—9 ist ein organischer Bestandteil der Erzählung. Das Urteil, das diese und wenige ähnliche Stellen über Eigenschaften Scipios enthalten, wird als sichere Thatsache vorgetragen. Die kritischen Einlagen des Polybius hat Livius niemals reproduziert, weil sie seiner Methode widersprachen. Dafür arbeitet er mit drei Hauptmitteln, den günstigen und ungünstigen Stimmen von Zeitgenossen über Scipio (des Indibilis, Hannibal, Fabius

Cunctator), der Wirkung seiner Person auf sie (die Empörer bei Sucro, Masinissa, das Volk bei seinem Prozefs) und Aussprüchen des Helden (zur Frau des Mandonius, zu Allucius), sowie ganzen Reden (an die spanischen Veteranen, gegen Fabius, zu Masinissa).

Die Anwendung der gleichen Mittel wird bei Livius auch inbezug auf auswärtige Feldherren nachgewiesen, zumal in der Darstellung des Hannibal. Diesem aber wird mit Vorliebe die richtige Würdigung römischer Feldherren in den Mund gelegt; namentlich ist er der Spiegel, der das Bild des Fabius gegenüber der Verkennung bei den Römern rein reflektiert. Es wird auch verfolgt, wie Thatsachen, die Polybius einfach erzählt, von Livius zurechtgestutzt werden. Er konnte z. B. Polybius' Reflexionen über die Alpen 3, 48 nicht direkt wiedergeben; er verarbeitete aber den Hauptinhalt derselben in die Rede Hannibals an der Rhone.

Livius befolgte also in der Darstellung von Persönlichkeiten konsequent die indirekte Methode, auch wo seine Vorlage direkt charakterisierte. Durch die Reflexe, die er wirft, kann aber nur gezeichnet werden, wer längere Zeit in bedeutender Stellung thätig erscheint. Für Männer, denen eine kurze Rolle zufiel, tritt ein Ergänzungsmittel der indirekten Methode hinzu, charakterisierende Vermerke bei ihrem Hervortreten, die in ihrer ruhigen Objektivität lediglich die Wirklichkeit abzuschreiben scheinen. Wenn aber Livius auch die Erklärungen dargestellter Handlungen meistens mit aller Sicherheit vorträgt, so waren doch die Abweichungen in den Quellen zuweilen so grofs, dafs er seine Zweifel nicht verbergen konnte und ihnen in kritischen Anmerkungen Ausdruck gab, so beim Scipionenprozess 38, 55, 8 — 57, 8. Eigentliche Ausnahmen, direkte Charakteristiken, finden sich nur bei Papirius Cursor und Cato. Direkt und ohne Deckung spricht Livius auch in den Elogien, den Schlufsbetrachtungen über grofse Männer (Servius Tullius, Camillus, Fabius Cunctator, Africanus, Attalus, Aemilius Paulus, Masinissa, Sertorius, Cicero). Es sind aber keine Charakteristiken, und sie beruhen auf dem Bedürfnis, die Bedeutung grofser Männer bei ihrem Abscheiden ins Licht zu rücken. Livius wendet diese direkte Methode selten an und mit grofser Zurückhaltung, wie Bruns durch die Vergleichung der Elogien des Attalus bei Polybius und Livius zeigt.

Das siebente Kapitel handelt von Tacitus. Auch dieser hat die indirekte Methode auf die Hauptpersonen (Augustus, Germanicus, Tiberius) angewandt. Geringere Personen, die sich dieser Behandlung entziehen,

werden bald durch kurze Züge, bald mit abgeschlossenen Bildern, immer aber mit jener dem Tacitus eigenen Kunst charakterisiert. Vortrefflich stellt Bruns aus den einzelnen Angaben des Tacitus den Charakter des Tiberius zusammen. „Es ist ebenso das Prinzip des Tacitus, wie es das des Thucydides war, den Leser in seine psychologischen Voruntersuchungen keinen Einblick thun zu lassen. Die Akten über Tiberius' Charakter sind geschlossen, das Urteil gefällt.“ Tacitus enthält sich einer direkten systematischen Beurteilung, operiert mit dem motivierten Einzelfall, verwendet gern das Urteil anderer, widmet dem Tiberius ein Elogium nach dem Muster des Livius.

Noch einmal wird von Polybius gesprochen. Mit bewundernswerter Klarheit trennt er zwischen Forschung und Verwertung der Forschung. Sorgfältige Erwägungen gingen der Wahl der Quellen voraus, auf die er sein Urteil über Menschen gründete. Bei ihm haben wir den Einblick in die Vorarbeiten, den nur der subjektive Stilist gewährt, während bei objektiver Darstellung alle diese Untersuchungen dem Leser verschlossen bleiben. Auch Polybius enthält sich der Gesamtcharakteristiken und beurteilt nur die einzelnen Thaten. Ein psychologisches Gesamtbild der menschlichen Erscheinung, zumal wenn sie widersprechende Züge aufweist, ist zu sehr auf gewaltsame Kombination angewiesen, als dafs es der wissenschaftlichen Exaktheit genügte.

Das ausgezeichnete Büchlein von Bruns frägt nicht darnach, woher Livius den Stoff nahm, sondern nach welchen Gesetzen er ihn formte. Der Satz aber, auf den die Quellenuntersuchungen in letzter Zeit aufgebaut wurden, dafs Livius ziemlich wortgetreue Excerpte mosaikartig aneinanderfügte, ist unhaltbar; Livius änderte den ihm vorliegenden Stoff nach seinen Prinzipien um.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

266) **Jul. Disselhoff, Die klassische Poesie und die göttliche Offenbarung.** Kaiserswerth, Diakonissenanstalt, 1898. 562 S. 8. ℳ 7.50.

Das vom Verf. druckfertig hinterlassene Manuskript ist vom Sohne herausgegeben als erster Teil einer gröfseren Arbeit über die religiös-sittliche Bedeutung der klassischen Poesie. Behandelt werden 1. die Lieder der Iranier, 2. die Poesie der indischen Arier, 3. Hellas und 4. die römische Poesie. Die griechische Poesie nimmt den breitesten Raum ein,

es werden nacheinander erörtert die homerischen Gedichte, Hesiod, die kleinen Lyriker, Pindar und die dramatische Poesie (Äschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes), woran sich noch ein Abschnitt schliefst: „Die Arbeit und die Frucht der hellenischen Philosophie". Von den Römern werden nur Virgil und Horaz behandelt. Der Titel schon läfst die Richtung ahnen, in welcher diese ganze vorchristliche „klassische Poesie" behandelt ist, und eine vorausgeschickte Einleitung („Was ist und was will die Poesie") betrachtet die Dichtung von dem höchsten Standpunkte als die natürlichste und wahrste Aussprache des Menschen über sich selbst, weshalb ihr Wesen im letzten Grunde nicht ästhetisch, sondern sittlich religiös ist. Aus ihr soll die Antwort gefunden werden auf die Frage nach der Wahrheit der göttlichen Offenbarung, natürlich nicht so, dafs sie diese (christliche) vollkommen enthielte, aber doch wohl im Sinne des λόγος σπερματικός. Indessen ist dieser Punkt doch nicht ganz klar, denn es kommen auch Wendungen vor, wo auf das Unvermögen der auf sich selbst gestellten Vernunft, ohne göttliche Einwirkung, hingewiesen wird. Man könnte dadurch auf die Vermutung kommen, es sei die eigentliche Absicht, die Mangelhaftigkeit der religiös-sittlichen Ideen des klassischen Altertums zu erweisen, indem an sie einfach der Mafsstab der absoluten Religion und Sittlichkeit, wie sie im Christentum verwirklicht sind, gelegt wird. Jedenfalls ist zu bedauern, dafs nicht auch der Nachweis geführt ist, der natürlich in diesem vorliegenden Bande nicht geführt werden konnte, wie im einzelnen sich das Vollendete in Religion und Sittlichkeit entwickelt. Es ist nämlich nicht ausgeschlossen, dafs die „Offenbarung" auch als ein unlebendiger, mechanisch wirkender Begriff gedacht wird, der ein psychologisches Verständnis unmöglich macht. Indessen dürfte man mit solcher Meinung doch dem Verf. Unrecht thun; man vergl. z. B. das Wort S. 199: „Die von Pindar geahnte Erkenntnisquelle ist also dieselbe, welche das Christentum wirklich aufgedeckt hat: die vom Geist und Gewissen des Einzelnen voll und frei angeeignete göttliche Offenbarung und geschichtliche Entwickelung." Es spricht sich bei allem scharfen Hervorheben des Mangelhaften doch gerade in der Behandlung der griechischen Poesie solche Liebe und Freude am hellenischen Geiste aus, dafs man die eingehenden Ausführungen mit grofsem Interesse lesen wird. Und mehr als das; wenn auch im Grunde niemand unseren religiös-sittlichen Standpunkt einem hellenischen opfern will, so ist es doch gerade für den, der von der bleibenden Bedeutung der altklassischen Litteratur

für die Bildung aller Zeiten durchdrungen ist, heilsam, die Grenzen dieser Bedeutung scharf zu ziehen.

Nachdem in der epischen und lyrischen Dichtung bis auf Pindar der fortschreitende Geist gezeigt ist, wird in den grofsen Dramatikern der Geisterkampf vorgeführt, in dem das religiöse und sittliche Erbteil der Väter aus allem Feuer der Anfechtung neu geläutert als hoher Siegesgewinn hervorgetragen wird, bis ein jüngeres Geschlecht, das nur ein Auge hat für die durch alle geistigen Prozesse nicht zu entfernenden Schlacken am alten Erbteile, mit jenen zugleich dieses selbst fortzuwerfen anfängt, um aus eigenen Mitteln sich bessere und reinere Güter zu erwerben, ein Beginnen, dem als verderbenbringender Thorheit sich die Kinder der alten Zeit kraftvoll, aber vergebens entgegenstemmen. Das Alte geht verloren, und das Neue vermag das Alte nicht zu ersetzen. Ein geistiger Bankerott ist das unvermeidliche Ende." Es würde hier entschieden etwas vermifst werden, wenn der Besprechung der grofsen Tragiker und des Aristophanes sich nicht ein Überblick über die griechische Philosophie angeschlossen hätte. Bei Betrachtung der Philosophie liegt der Schwerpunkt natürlich in Platon, und es ist lobenswert, wie das tief Religiöse seines Charakters hervorgehoben wird, zumal da daneben das intellektualistische Wesen seiner Ethik und Politik scharf getadelt wird. — Die römische Dichtung interessiert den Verf. nur in den zwei genannten Vertretern, Virgil mit seinem lebendigen Vorsehungsglauben, und Horaz, dem Dichter des von Gott losgelösten selbstgenügsamen Humanismus. — Das mit eingehendem Verständnis und warmer Liebe zum Christentum wie zum Altklassischen geschriebene Buch bietet vielfache Anregung.

Buxtehude. **E. Pansch.**

---

267) **J. Schapeler, Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische** in fortlaufendem Anschlufs an Vergils Aeneis. Erstes Heft (Verg. lib. I u. II). Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1898. 32 S. 8. ℳ 0.30.

Hier ist der glückliche Versuch gemacht, in den Kreis der zu Übersetzungsaufgaben zu verwertenden Schriftsteller auch die auf den Oberstufen der Gymnasien gelesenen Dichter hereinzuziehen (was bisher, soviel ich sehe, nur vereinzelt in gröfseren Aufgabensammlungen geschehen ist). Verfasser hat in 22 fortlaufenden Erzählungen den Inhalt der beiden ersten Bücher der Aeneis so verarbeitet, dafs jede Vorlage ein in sich abge-

schlossenes Ganze bildet (freilich oft für eine Aufgabe zu lang), worin alles in formaler wie sachlicher Weise Wichtige der einzelnen Dichterstelle verwendet ist. Die Sprache ist in gutem, lesbarem Deutsch gehalten, die für Stilistik und Grammatik gestellten Anforderungen sind im ganzen der Stufe, für welche die Aeneis bestimmt ist, angemessen, und so bieten die Vorlagen zur Verwertung der Dichterlektüre zugleich mit zwangloser Verarbeitung der wichtigeren Partieen des grammatischen Klassenpensums ein geeignetes und bequemes Hilfsmittel.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

268) **Pariser Skizzen und Erzählungen aus Les vrais riches par François Coppée.** Herausgegeben in Auszügen mit Anmerkungen von **A. Krause.** Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1897. 101 S. u. 44 S. Kl. 8.

Zu diesem Umschlagstitel fügt der innere Buchtitel noch zwei weitere Quellen hinzu: Contes tout simples und Vingt Contes nouveaux; die Angabe der vierten Quelle: Contes en prose fehlt überhaupt. Warum nicht die Titel einheitlich gestalten und auf die Aufzählung der Fundorte gänzlich verzichten, zumal diese im Inhaltsverzeichnis angeführt sind? — Dem Texte ist eine mehr als sieben Seiten lange Biographie des Dichters vorgedruckt, die, gestützt auf das Werk von Lescure, über den Lebensgang und das poetische Schaffen dieses augenblicklich bedeutendsten Jüngers des französischen Parnafs zwar ganz vortrefflich unterrichtet, doch in ihrer ausführlichen Breite, mit ihrem liebevollen Eingehen auf alle einzelnen Erzeugnisse dieses schöpferischen Geistes wohl mehr Wert für den Lehrer als für den Schüler hat, für den bei seinen im allgemeinen mangelhaften litterarischen Kenntnissen eine kurze Biographie nebst scharf umrissener Charakteristik des Schriftstellers mehr als genügt. Weniger wäre in diesem Falle mehr gewesen.

Die sechs zu einem Bändchen vereinigten, fesselnd geschriebenen Erzählungen bieten in stofflicher wie formeller Beziehung eine willkommene Lektüre für die Obersecunda, sowohl durch die reichen Einblicke, die sie in das Leben und Treiben der verschiedenen Pariser Bevölkerungsschichten gewähren, als auch durch das ausgedehnte Material an Ausdrücken der Umgangssprache, das aus ihnen gewonnen werden kann.

Drei derselben (3, 4, 6) sind bereits bei Renger in „Ausgewählte Erzählungen von F. Coppée, erklärt von Gundlach“ erschienen; Ref. steht

indessen nicht an, vorweg zu erklären, dafs, abgesehen von der prinzipiell verschiedenen Anlage des Kommentars, an Genauigkeit in der Worterklärung und in den sachlichen Angaben die Ausgabe von Krause ihm den Vorzug zu verdienen scheint. Man vergleiche z. B.: *champs lépreux* (N. 4); G: unfruchtbare F.; K: schmutzige F.; *à la crasse* (N. 6); G: für die Armen; K: in den Schmutz. — *en mettant du blanc à son procédé* (N. 6); G: kreidete das Queue an; K: *le procédé* das Lederstückchen am Ende des Q. — G redet von dem Derbyrennen (N. 4) in Exeter statt Epsom in Surrey, setzt das Geburtsjahr von Du Guesclin 1320 statt 1314 an, verwechselt Châtillon in der Côte d'or mit Ch. bei Paris, giebt bei Isaac van Ostade (N. 3) ungenaue Daten u. s. w. — Wie bereits bei der Besprechung von Guerre de 1870—71, kann Ref. hinsichtlich der Bearbeitung des Kommentars und des Lexikons die Sorgsamkeit und Genauigkeit der Worterklärung, die ansprechende Wiedergabe echt französischer Wendungen, die willkommenen Hinweise auf stilistische Eigentümlichkeiten und die eingehenden sachlichen Erläuterungen nur rühmend hervorheben. Die folgenden Bemerkungen sollen dies Lob nicht schmälern.

Entsprechend dem Programm dieses Verlages für Schulausgaben und der eigenen Ansicht des Herausgebers über die Nützlichkeit grammatischer Bemerkungen besonders für Gymnasialschüler (vgl. Z. f. G., Dez. 1897, Besprechung von Deux contes populaires) finden sich grammatische Hinweise in angemessener Zahl. Ref. hält den Nutzen derselben für ziemlich zweifelhaft und glaubt, dafs jegliche Erörterungen der Art besser der mündlichen Besprechung überlassen bleiben; doch sei darüber hier nicht weiter gestritten. Es sind dann folgende Fälle hier noch nachzutragen: S. 5, 24: *il est heureux que;* vgl. dazu 78, 8: *ce fut même heureux que* (die Übersetzung: es ist ein Glück, dafs findet sich weder im K. noch im L.). 5, 28: *après sa besogne finie.* 17, 21: *avant que* mit *ne.* 38, 30: *heureusement que.* 53, 17: *toutes relations* ohne *les.* 84, 32: *j'étais fier qu'il me tapât.* 98, 21: *devoir* statt des Futurum (in L. fehlt die Bedeutung: werden). Sachliche Hilfen hat Ref. vermifst: 2, 7: *pièce de 40 sous.* 3, 6: *le Raphaël.* 6, 17: *Mirabeau* (in L. als Redner erwähnt). 25, 9: *Pompadour* (in L. ist die Zeit allgemein angegeben). 14, 6 ist bei *que voulez-vous?* (Übersetzung fehlt in L. und K.) hinzuweisen auf 53, 24. 41, 4 fehlt in K. die Aussprache von *emmitoufler.* 64, 1 ist *à pic* steil besser durch senkrecht zu ersetzen. 67, 7 fehlt

ist die letztgeborene Tochter eines zügellos lebenden Landedelmannes, die fast ohne jede weibliche Hilfe und Anleitung wild aufgewachsen ist — die Mutter war bei der Geburt dieses Kindes gestorben — und von ihrem Vater erst beachtet worden ist, als sie ihm und einer Schar gleichgesinnter Naturen durch allerlei Teufeleien, durch Fluchen und Schwören, als vollendete Reiterin und kühne Jägerin imponiert und sich zur Beherrscherin, zum Liebling und Spielzeug der ganzen übel beleumundeten Schar gemacht hat. Dafs sich aus der häfslichen Raupe der prächtige Schmetterling entwickelt, ist nicht weniger wunderbar, als dafs aus dieser „vixen" sich das herrlichste Weib gestaltet, das mit allen körperlichen Reizen, strotzender Gesundheit und Rüstigkeit ausgestattet, doch so sanft, hingebend, edel, barmherzig, verständig und liebevoll wird, dafs sie auch nach dieser Verwandelung alle, mit denen sie zusammenkommt, bezaubert, entzückt und gefangen nimmt. Obwohl sie dem Helden des Romans als Gattin prädestiniert ist, was an den verschiedensten Stellen durchblickt, so will er sich doch, weil er sie vor der Verwandelung in Knabenkleidern inmitten ihrer wilden Schar gesehen hat, von ihr fern halten, wie er sich das als zukünftiges Haupt eines grofsen Hauses schuldig zu sein glaubt, trotz der sonderbaren Unruhe, die er bei ihrem Anblicke gefühlt hat. Sie mufs ihm sogar unwiederbringlich durch eine glücklicherweise nur kurze Verheiratung mit einem alten lieben Verwandten, verloren gehen, um dann schliefslich im Sturm von ihm genommen zu werden und mit ihm das schönste und glücklichste Paar zu bilden, das man je gesehen hat oder sich denken kann.

Der Roman ist recht lesbar und interessant geschrieben, und ich glaube nicht, dafs man ihn unbefriedigt aus der Hand legen wird. Die an passenden Stellen eingeschobenen altertümelnden und selbst gesuchten Wendungen und Ausdrücke verleihen dem Gemälde das richtige Kolorit. Die selten vorkommenden Amerikanismen stören nicht und sind der Verfasserin nicht zu verübeln, da sie England so früh verlassen hat. Die Charakterzeichnung ist gut. Selbst die gar zu tugendhaft und vorteilhaft dargestellten Hauptpersonen, die um so gröfser erscheinen, als sie weniger lobenswerten entgegengestellt worden sind, werden uns doch menschlich nahe gerückt und fesseln unsere Aufmerksamkeit bis zuletzt.

Da die Verfasserin erst im 49. Jahre steht, dürfen wir vielleicht noch andere ebenso lesenswerte Werke von ihr erwarten.

Borna (Sachsen). **Teichmann.**

Dörfern verkündet der Glocken eherner Mund endlich die frohe Kunde. „Der junge Erbe hat wahrscheinlich deshalb seine Ankunft verzögert, weil die Eltern, die selbst Muster von körperlicher Schönheit, sittlicher Reinheit und Vollkommenheit sind, so viel Schönheit, Weisheit und Kraft von ihm erwarten. Nichts als Liebe, ehrenhaftes und edles Wesen sollen ihn stets umgeben, so dafs er einst ein edler Herr werde, der mit seiner Auserwählten, gleich seinen Eltern, auch geliebt und geehrt werden soll."

Damit ist auch der Grundgedanke des Buches gegeben, das vielleicht insofern eine Lösung der sozialen Frage mit sein soll, als es in unaufdringlicher Weise zeigt, wie der wohlerzogene und gebildete Grofse das Glück vieler fördern und zugleich dem Staate dienen kann, wenn er ein offenes Herz und Verständnis für die Bedürfnisse seiner Untergebenen hat.

Der Herzog von Osmond hatte sich, obwohl einer der reichsten Grofsgrundbesitzer, der wie seine Ahnen dem Königshause manchen Dienst geleistet hat, frühzeitig nach seiner Verheiratung vom Hofe, dessen Treiben ihn anwiderte, zurückgezogen. Seine Landsitze, zu denen Sportsleute, schöne Frauen, Gelehrte, Kunstsinnige u. a. selbst von London gern gepilgert kamen, und wo zugleich die edelste Schlofsherrin Hof hielt, boten ihm reichen Ersatz und ein reiches Feld der Thätigkeit als Grofsgrundbesitzer, der für das Wohl seiner Untergebenen aufopfernd sorgt. Die häufigen Besuche der Edelsten und Bedeutendsten der Nation und die Gespräche, die infolge derselben in der Kinderstube geführt werden, haben einen günstigen Einflufs auf die Erziehung des frühreifenden, wohlbeanlagten Knaben.

Es würde zu weit führen, wollten wir den Helden der Erzählung auf seinem ganzen interessanten Lebenswege verfolgen, wie er auf der Universität, auf der er sich auszeichnet, ohne Bücherwurm zu sein, an dem lockeren Leben der Altersgenossen keinen Gefallen findet; wie er infolge seiner vollendeten Schwimmkunst und aufserordentlichen Körperkräfte beim Baden zufällig eine ganze überfröhliche Hochzeitsgesellschaft vom Tode des Ertrinkens rettet; wie er bei Hofe höchstes Verständnis für politische Angelegenheiten und aufserordentliche Charakterstärke zeigt und „nicht mit der Liebe spielt, weil das noch nicht gekommen ist, was das Leben ihm zum Himmel machen würde, obwohl gar manche bei seiner Annäherung errötende Schönheit ihn zu gewinnen sucht".

Das Mädchen, in welchem er endlich sein Ideal verwirklicht sieht,

ist die letztgeborene Tochter eines zügellos lebenden Landedelmannes, die fast ohne jede weibliche Hilfe und Anleitung wild aufgewachsen ist — die Mutter war bei der Geburt dieses Kindes gestorben — und von ihrem Vater erst beachtet worden ist, als sie ihm und einer Schar gleichgesinnter Naturen durch allerlei Teufeleien, durch Fluchen und Schwören, als vollendete Reiterin und kühne Jägerin imponiert und sich zur Beherrscherin, zum Liebling und Spielzeug der ganzen übel beleumundeten Schar gemacht hat. Dafs sich aus der häfslichen Raupe der prächtige Schmetterling entwickelt, ist nicht weniger wunderbar, als dafs aus dieser „vixen" sich das herrlichste Weib gestaltet, das mit allen körperlichen Reizen, strotzender Gesundheit und Rüstigkeit ausgestattet, doch so sanft, hingebend, edel, barmherzig, verständig und liebevoll wird, dafs sie auch nach dieser Verwandelung alle, mit denen sie zusammenkommt, bezaubert, entzückt und gefangen nimmt. Obwohl sie dem Helden des Romans als Gattin prädestiniert ist, was an den verschiedensten Stellen durchblickt, so will er sich doch, weil er sie vor der Verwandelung in Knabenkleidern inmitten ihrer wilden Schar gesehen hat, von ihr fern halten, wie er sich das als zukünftiges Haupt eines grofsen Hauses schuldig zu sein glaubt, trotz der sonderbaren Unruhe, die er bei ihrem Anblicke gefühlt hat. Sie mufs ihm sogar unwiederbringlich durch eine glücklicherweise nur kurze Verheiratung mit einem alten lieben Verwandten, verloren gehen, um dann schliefslich im Sturm von ihm genommen zu werden und mit ihm das schönste und glücklichste Paar zu bilden, das man je gesehen hat oder sich denken kann.

Der Roman ist recht lesbar und interessant geschrieben, und ich glaube nicht, dafs man ihn unbefriedigt aus der Hand legen wird. Die an passenden Stellen eingeschobenen altertümelnden und selbst gesuchten Wendungen und Ausdrücke verleihen dem Gemälde das richtige Kolorit. Die selten vorkommenden Amerikanismen stören nicht und sind der Verfasserin nicht zu verübeln, da sie England so früh verlassen hat. Die Charakterzeichnung ist gut. Selbst die gar zu tugendhaft und vorteilhaft dargestellten Hauptpersonen, die um so gröfser erscheinen, als sie weniger lobenswerten entgegengestellt worden sind, werden uns doch menschlich nahe gerückt und fesseln unsere Aufmerksamkeit bis zuletzt.

Da die Verfasserin erst im 49. Jahre steht, dürfen wir vielleicht noch andere ebenso lesenswerte Werke von ihr erwarten.

Borna (Sachsen). **Teichmann.**

270) **Nesfield, English Grammar Past and Present.** London, Macmillan and Co., 1898. VIII und 470 S. 8.

Ein ungeheuer fleifsiges und sorgfältiges Werk, die Frucht vieljähriger Erfahrung und Lehrthätigkeit des Verfassers in Indien, "where English is studied with extraordinary keenness, and every effort is made to find out the best means of teaching it". Nesfield, "M. A., Late Director of Public Instruction, north-western provinces and Oudh, India" giebt auf 461 sehr eng, doch deutlich gedruckten Oktavseiten eine vollständige Darstellung der englischen Grammatik von sonst und jetzt in drei grofsen Teilen. Teil I, S. 1—146, enthält Modern English Grammar; Teil II, S. 147—220, behandelt Idiom and Construction; Teil III, S. 221—434, giebt das Historical English: Word-Building and Derivation. Dazu kommen noch als Anhänge S. 435—461: Prosody and Poetry, Figures of Rhetoric, Synonyms, Changes of Meaning und eine Note über Names of Vocalic Sounds by Prof. Skeat. Zwei Sachregister bilden den Schlufs dieser eigenartigen Grammatik. Dem Referenten ist bisher kein ähnliches, englisch geschriebenes Werk zu Gesicht gekommen, das in gleicher Ausführlichkeit, Genauigkeit und Sachkenntnis die gesamte englische Grammatik nebst ihren idiomatischen Eigentümlichkeiten auf einem immerhin verhältnismäfsig knappen Raum zu einer so klaren Darstellung brächte. Für das Historical English hat sich der Verfasser an die besten englischen Autoritäten gehalten, namentlich Skeat, Wright, Sweet, Murray, Trench, Mason und Rhys, ein Umstand, der das Buch entschieden nur brauchbarer machen wird; die Arbeiten deutscher Gelehrter scheint er aufser denen Brugmanns wenig herangezogen zu haben. Die Hoffnung allerdings, dafs das Buch auch auf "Ladies' Colleges" von Nutzen sein könne, vermögen wir nicht mit dem Verfasser zu teilen; für derartige "institutions" ist es doch zu umfangreich angelegt, selbst wenn daselbst "Historical as well as Modern English is made an object of study". Das historische Studium auf Ladies' Colleges wird sich immer in bescheidenen Grenzen halten müssen; nach des Referenten Ansicht würde eine gründliche Durcharbeitung des Nesfieldschen Werkes in regelrecht dazu angesetzten Grammatikstunden mindestens drei Jahre in Anspruch nehmen, wenn anders das Ganze nicht blofs hinuntergewürgt, sondern wirklich verdaut werden soll. Greift man allerdings nur einzelne Kapitel heraus, z. B. aus dem 3. Teil, Kapitel XXI: Historical Outline, so läfst sich das Buch in der That mit Nutzen auch auf Ladies' Colleges verwenden. Überhaupt hält es der

Berichterstatter nicht für ein Schulbuch, eben seines Umfanges wegen; dagegen ist es dem Studenten der englischen Philologie, englischer oder fremder Nation, zur Durcharbeitung sehr warm zu empfehlen. Und auch hier ist noch Vorsicht geboten: der Student wird gut thun, das Werk in gemeinsamer Arbeit mit einem Kommilitonen und immer nur in nicht allzu grofsen Portionen durchzuarbeiten: sonst möchte er, des naturgemäfs etwas trockenen Inhalts halber, leicht den Geschmack an dem Studium des Werkes verlieren und dasselbe, kaum begonnen, wieder in den Winkel werfen. Die Energie, welche zur Durcharbeitung des Buches gehört, scheint der Verfasser zu unterschätzen, und für Schulzwecke wird eine derartige Grammatik in den allermeisten Fällen in England wie auf dem Kontinent zu umfangreich sein. Dagegen lassen sich bei geschicktem pädagogischen Betriebe in der That eine stattliche Anzahl von Kapiteln für die Schule mit Nutzen verwerten. Wie wäre es, wenn die Verleger sich entschlössen, einen wirklich brauchbaren Schulauszug daraus herstellen zu lassen? Es wäre dies in der That ein verdienstvolles Unternehmen; das Werk würde dadurch breiteren Schichten zugängig gemacht werden können. Dafs dasselbe nicht rein theoretisch oder systematisch verfahren will, zeigen die jedem Teile angefügten Questions, die den "London Matriculation Papers" entnommen und von 1879—1897 von den "London Matriculation Examiners" gestellt worden sind. Sie sollen den Studenten in stand setzen, selbst zu kontrollieren, inwieweit er sich die grammatischen Kenntnisse zu eigen gemacht hat. Dies soll er einmal zeigen durch Beantwortung bestimmter Fragen, zum andern durch Verbesserung oder Rechtfertigung gegebener Sätze, die in irgendeiner Hinsicht einen Fehler enthalten oder zu enthalten scheinen. Da heifst es z. B. S. 142, Nr. 70: "What is meant by the case of a noun? How did the word come to be used in such a sense?" "Correct or justify the following". S. 144, Nr. 3: "Who do you speak to?" Auch sonst stofsen wir hie und da auf solche Angaben, so beim Kapitel der Interpunktion, wo z. B. die Zeichensetzung bei einem gegebenen Text verlangt wird (S. 133. 135. 137). Jedenfalls wird dadurch der praktische Wert des Buches nur erhöht. Über den Umfang des Werkes läfst sich, wie gesagt, streiten; so erscheint uns der 1. Teil, Modern English Grammar, doch allzu spezialisiert. Dadurch leidet die Übersichtlichkeit. Auch können wir dem Einteilungsprinzipe des Verfassers nicht immer zustimmen. In § 13 unterscheidet er acht Redeteile; die Artikel sind nicht darunter auf-

genommen, denn er meint: "The articles are not a distinct part of speech, but merely adjectives." Ebenso reiht er die Zahlwörter unter die Adjektive ein. Aber er verläfst selbst sein Einteilungsprinzip, wenn er dann in § 17 noch Double Parts of Speech unterscheidet. Daselbst heifst es: "Besides the eight parts of speech shown in § 13, there are four more which must be called double, or two parts of speech in one: 1. A Participle: This is a verb and adjective combined. — 2. A Gerund: This is a verb and noun combined. — 3. An Infinitive: This too is a verb and noun combined. — 4. A Relative Pronoun or Adverb: A Relative Pronoun, such as who, which, etc., or a Relative Adverb, such as where, when, etc., has the character of a pronoun or adverb combined with that of a conjunction." — Mit dieser Einteilung wird er wohl ganz vereinzelt dastehen; Referent wenigstens kennt keine wissenschaftliche Grammatik, in welcher sie in dieser Weise durchgeführt wäre. Offenbar hat sich hier Nesfield in dem Bestreben, streng logisch vorzugehen, zu weit führen lassen, und er verwechselt nun die einfache Bezeichnung für die Redeteile selbst mit dem ihnen innewohnenden Charakter. Der Infinitiv gehört als Redeteil dem Verb an; er kann aber den Charakter eines Substantivs annehmen; dies thut er jedoch nicht immer. In dem Satze "I saw the sun rise" hat doch der Infinitiv rein verbalen und in keinem Falle substantivischen Charakter. Später, § 187, S. 66, erklärt der Verfasser selbst den Infinitiv als Teil eines Verbs, und so geschieht es auch mit dem Participium und Gerundium. Wollte er konsequent nach diesem Einteilungsprinzipe verfahren, dann müfste er auch die meisten Präpositionen unter die Double Parts of Speech rechnen, denn die allerwenigsten sind ursprünglich einfacher Natur; man denke nur an be-tween, a-mong, not-with-standing u. s. w.; er müsste den ursprünglich verbalen Charakter von considering, concerning u. dergl. betonen, kurzum, es wäre gar nicht abzusehen, wohin wir mit einem derartigen Einteilungsprinzipe kämen. Aus solchen Erwägungen heraus müfste Nesfield z. B. auch mit dem Begriffe "Case" für das Englische brechen. Ganz richtig sagt er S. 16, Anmerkung 1: "Since English nouns have lost every case-ending but one (the Possessive), the term case is etymologically inappropriate. We retain it, however, to denote grammatical relation as well as change of form." Die letzte Stelle zeigt deutlich, dafs er die äufsersten Folgerungen bezüglich der Änderung grammatischer Termini technici nicht zu ziehen wagt, weil er dadurch ohne

Not eine vollständige Begriffsverwirrung hervorrufen würde. — Sonst ist das Buch eine wahre Fundgrube für den Sprachforscher, und manche alte Unrichtigkeit, die sich selbst in guten Grammatiken „wie eine ewige Krankheit forterbt“, ist hier berichtigt. Hier sieht man einmal das seltene dormouse, plur. dormice (S. 20), grouse und cod (S. 21), (womit natürlich nicht gesagt sein soll, dafs diese Ausdrücke etwa in unsere englischen Schulgrammatiken aufgenommen werden sollen); hier liest man auch im Gegensatze zu vielen unserer deutschen Grammatiken der englischen Sprache den Plural advices in der Bedeutung information neben dem Singular advice=counsel. Vielgebrauchte deutsche Lehrbücher der englischen Sprache, wie Deutschbein, behaupten bekanntlich unentwegt, dafs advice abweichend vom Deutschen nur einen Singular habe, und selbst neuere und neueste Grammatiken, wie Thiergen, reden ihnen dies nach; so verweist Thiergen § 239 advice unter die Singularia tantum. Es wäre angebracht, wenn unsere deutschen Grammatiker Nesfields gründlicher Arbeit ihre Aufmerksamkeit schenken wollten, um mit Hilfe dieses verdienstvollen Werkes eine mitteleuropäische englische Normal-Grammatik herzustellen, die sich frei von gewissen Wunderlichkeiten darstellte, wie wir sie alle Jahre wieder zu sehen bekommen. Das Kapitel vom Gebrauche des Numerus der Substantive, S. 18—25, verdient besondere Beachtung. — Wie wir auch immer die einzelnen Kapitel durchmustern mögen, überall dieselbe peinlich genaue Gewissenhaftigkeit, streng logische Anordnung, die oft geradezu staunenswerte Reichhaltigkeit neben vollkommener Übersichtlichkeit und Klarheit. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs Nesfields Definitionen bei weitem genauer sind als diejenigen, die wir in unseren landläufigen Grammatiken treffen. Mit Recht weist er z. B. (S. 88) die gewöhnliche Erklärung des Adverbs zurück: "An adverb is a word used to qualify a verb, adjective, or other adverb", indem er sagt: "But this is evidently wrong, since an adverb may, and very often does, qualify Prepositions and Conjunctions" und führt für beide eine Anzahl interessanter Beispiele an, wie: "He was sitting almost outside the door" und: "I wish to know precisely how it happened." So giebt er uns denn eine Menge gediegener Belege, bei denen auch das Seltene nicht fehlt, z. B. S. 89: "The then king = the king then reigning", "the above account = the account given above".

Der 2. Teil: Idiom and Construction ist gewissermafsen eine Vertiefung des ersten. Wie genau Nesfield auch hier wiederum verfährt, sei

nur an einem Beispiele bei den Präpositionen gezeigt. § 372 giebt er "Relations denoted by Prepositions". Da heifst es z. B. unter 7, S. 179: With: denotes by, near, among, also against as in Anglo-Saxon. Its uses are enumerated below:

1. He lives with his mother	Union in place.
2. Frogs begin to croak with the rainfall	Union in time.
3. His views do not accord with mine	Agreement.
4. One king fought with another	Opposition.
5. I parted with my friend yesterday	Separation.
6. He is not popular with his pupils	Point of reference.
7. With all his wealth he is discontented	In spite of.
8. He killed the snake with a stone	Instrument.
9. He looked upon them with anger	Manner.

Sehr dankenswerth ist auch § 374: Words followed by Prepositions, S. 182. Es ist dies ein noch wenig angebautes Kapitel; die Übersichten, welche unsere landläufigen Grammatiken geben, sind meist unzulänglich, am dürftigsten beim Substantiv. Auch die Wörterbücher, selbst die besseren, lassen uns hier ja oft im Stiche. Und doch ist hier eine Angabe gerade sehr nötig. "Particular words, sagt Nesfield, are followed by particular prepositions, although there may be several other prepositions, that have the same meaning. This is purely a matter of idiom . . . . Thus we say, 'He died of fever' . . . Again, though we always say 'die of fever', we never say 'sick of fever', but always 'sick with fever', where with and of are both used in the sense of cause." Dies zeigt recht deutlich, wie notwendig eben ein erecht ausführliche Tabelle der Präpositionen nach Substantiven, Adjektiven und Verben in unseren Grammatiken wäre, da der Gebrauch der jeweiligen Präposition eben "purely a matter of idiom" ist, da er erlernt werden mufs, aber nicht konstruiert werden kann. Nesfield vergifst hier selbst das Adverb nicht und giebt eine Anzahl Beispiele, wobei er vorausschickt: "Adverbs are followed by the same prepositions as the corresponding adjectives". Eine Quelle reicher und anregender Belehrung bietet auch das 20. Kapitel dieses Teiles: "Miscellaneous words, phrases, and constructions." Wir lernen da manchen feinen Unterschied kennen, den wir vergebens in unseren Grammatiken suchen, manche dunkle Redensart ist erklärt, manches als nicht gut zurückgewiesen, so S. 204 § 42 und S. 213, § 80b: "It's me, that's him". Auch die darauffolgende Erklärung gewisser grammatischer Ausdrücke, S. 213—217, wird

man mit Dank entgegennehmen, da sie sich nicht auf die landläufigen beschränken, sondern auch solche wie accidence, paronym, slang, solecism, tautology, verbiage in den Bereich ihrer Betrachtung ziehen.

Der 3. Teil, Historical English: Word-Building and Derivation, gewährt dem Studenten eine weitere Vertiefung. Besondere Beachtung verdient das 22. Kapitel: Borrowings; aus dem 26.: Accidence, wären Gender, S. 309—314, sowie Number, S. 316—322 besonders hervorzuheben. Vom 27. Kapitel: Compound Words sind hauptsächlich Section 3: Disguised Compounds, Section 4: Mistaken or Apparent Compounds und Section 5: Hybrid Compounds von allgemeinerem Interesse. Höchst wertvoll sind endlich die schon erwähnten Anhänge: Appendix I: Prosody and Poetry, App. II: Figures of Rhetoric; App. III: Synonyms; App. IV: Changes of Meaning; App. V: Note by Prof. Skeat: Names of Vocalic Sounds in Modern English. Der 4. Anhang, Changes of Meaning, beansprucht wiederum allgemeineres Interesse; er zeigt uns den Bedeutungswandel einer grofsen Anzahl englischer Worte im Laufe der Zeiten nach verschiedenen Richtungen: Elevating of meaning, degradation of meaning, narrowing of meaning, widening of meaning, shifting to some side-meaning. — Zwei genaue Indices am Schlusse des Ganzen erleichtern das Nachschlagen wesentlich und machen das Werk um so brauchbarer. So stellt sich denn, wie im Eingange unserer Besprechung schon gesagt worden ist, Nesfields English Grammar Past and Present als ein ungeheuer fleifsiges und sorgfältiges, in jeder Beziehung zuverlässiges Werk dar, das hoffentlich recht vielen Jüngern englischer Philologie ein gewissenhafter Führer zu werden bestimmt ist.

Döbeln. **Ernst O. Stiehler.**

---

271) **Andreas Schäffer, Englisches Hilfs- und Wiederholungsbuch.** Ein Repetitorium für Prüflinge. Strafsburg i. E., Schlesier u. Schweikhardt. 1898. 78 S. Kl. 8. geb. ℳ 0.80.

Der Verfasser giebt in 15 Kapiteln eine auf den geringsten Raum beschränkte Übersicht über Aussprache, Formenlehre, Wortstellung, Zeichensetzung (Interpunktion), grofse Anfangsbuchstaben, Übereinstimmung der englischen Syntax mit der französischen, Syntax (Verbum in 10, Redeteile in 7 Abschnitten), Germanismen und Anglicismen, Sprichwörter, geographische Namen, Vornamen und deren Abkürzungen, andere Abkürzungen (Buchstaben und Zeichen), Münzen, Mafse und Gewichte, Briefschreiben und die wichtigsten Synonyma. Das kleine sauber gedruckte Buch zeigt,

dafs es aus den Händen eines erfahrenen Lehrers hervorgegangen ist. Alles, was zur Wiederholung des behandelten Grammatikstoffes von Wichtigkeit erscheint, ist in geschickter Weise zusammengestellt. Dies gilt namentlich von der Liste der Synonyma, die sich so gewifs gut einprägen lassen.

Nur über folgende Punkte glaube ich Bemerkungen machen zu müssen: Im Kapitel „Aussprache“ ist für *housewife* die Ausspr. *házif* angegeben, während nach Muret und Vietor *haúswaif* das Gewöhnliche ist. Das a ist wohl Druckfehler für ɑ (Bezeichnung für den Vokal in *but*). Die Bezeichnung *ie* für den zweiten Vokal in *Sunday* ist nicht gut gewählt, sie erinnert an Diphthongierung. Beim Substantivum wäre die Angabe der unregelmäfsigen Plurale gewifs angebracht. Auffällig finde ich, dafs die Wortstellung ein besonderes Kapitel findet, anstatt in die Syntax mit aufgenommen zu sein. Der Abschnitt über die Rektion der Verben hat fälschlich die Nummer 9 statt 10. Im Kapitel „Geographische Namen“ steht *Wurtemberg (Wirtemberg) Wirtembergian.* Muret kennt nur *Würtemberg, Wirtemberg, Würtemberger.* Unter den Synonymen wäre bei *flesh* wohl besser zu sagen: „Fleisch im natürlichen Zustande“ statt: „Fleisch am Leibe“. Halten für wird gewöhnlich durch *to believe* und *to think* ausgedrückt, hier steht das seltenere *to take.*

Ich glaube, dafs das Büchelchen dem Zwecke, zu dem es geschrieben ist, sehr gut entsprechen kann.

Hildburghausen. **K. Pusch.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 5. November. Nr. 22, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

272) **Paul Cauer, Anmerkungen zur Odyssee.** IV. Heft. *τ—ω*. Berlin, G. Grote, 1897. V und 96 S. 8. Geb.

Mit vorliegendem Hefte schliefst dieser Kommentar zur Odyssee ab, dessen vorzügliche Brauchbarkeit für den Schüler wir schon bei Gelegenheit der Anzeige der ersten drei Teile wiederholt hervorgehoben haben. Dieser vierte Teil bildet einen würdigen Abschlufs, und wenn ich einige Punkte hervorhebe, die mir Veranlassung zu Ausstellungen geben, so geschieht es nur, weil ich wünsche, dafs bei einer neuen Ausgabe auch diese wenigen Mängel aus dem im ganzen so guten Hilfsmittel für die Odysseelektüre verschwinden.

In den Anmerkungen zu *τ* S. 9 erscheint es mir gewagt, aus dem Beiwort *τριχάικες* den Doriern eine andere Haartracht zu vindizieren als den übrigen Griechen; wenigstens sollte diese Auffassung als Vermutung gekennzeichnet werden. Zu *υ* S. 38 gehört die Übersetzung „Zwischen-

räume, Nischen" (nach den Odysseescholien und Hesychios) für μεσόδμαι einem überwundenen Standpunkte an, da das, was man nach Hippokrates, Art. p. 832 G., nach Galen, Lex. ed. Franz. p. 522 und in Comm. in artic. Tom. XVIII P. I. p. 738 ed. Kühn, ferner nach der eleusinischen Bauinschrift und der Inschrift zum Zeughause des Philon über das Wort μεσόδμη weiſs, darauf hindeutet, daſs damit Balken, wahrscheinlich die Längsbalken der Decke gemeint sind. — In φ S. 42 hätte wohl die von der homerischen Erzählung abweichende spätere Sage von Herakles und Iphitos erwähnt werden können. — Zu φ S. 44 giebt der Verfasser die Abbildung einer Axtform, die ihm besonders geeignet erscheint, um den so viel umstrittenen Pfeilschuss durch die zwölf Äxte zu erklären. Obwohl diese Axtform nicht die einzige ist, die eine plausible Erklärung bietet, will ich die Anführung gerade dieser einen nicht tadeln, da auch ich aus mehreren Gründen glaube, daſs bei den in der Odyssee zu dem Bogenwettkampf benutzten Äxten diese Form dem Dichter vorgeschwebt hat. Ein Irrtum aber liegt zugrunde, wenn der Herr Verfasser den Zusatz macht: Der durch das hintere Ende des Axtkopfes gebildete Ring diente wohl zum Aufhängen des Werkzeuges. Die den Ring bildende, nach unten gebogene Seite der Axt stellt nämlich nicht das hintere Ende des Kopfes, sondern gerade die Schneide dar; vgl. dazu Helbig, Das hom. Ep. aus den Denkmälern erkl. S. 352; auch Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen etc. im Lichte der heutigen Wissenschaft S. 351, bildet ein Bronzebeil ab aus dem Doppelgrabe zu Amyklä, dessen Schneidenteil ebenfalls durchbrochen ist. — In ω S. 89 bemerke ich, daſs der alte Knecht des Laertes, Dolios, wohl schwerlich derselbe ist, der als Vater des Melanthios genannt wird. — Schlieſslich mache ich noch auf die Anmerkung zu ω S. 89 aufmerksam, wo zu βοείας κνημῖδας gesagt ist: Die Stelle verrät, daſs κνημῖδες überhaupt nicht von Metall sind, sondern „Gamaschen". In dieser Fassung enthält die Bemerkung etwas geradezu Falsches und den Schüler Irreleitendes; denn die κνημῖδες der Ilias sind zweifellos, wie ausdrücklich gesagt wird, von Metall (Bronze oder κασσίτερος). Es hätte an der citierten Stelle nur heiſsen dürfen: — daſs κνημῖδες nicht immer von Metall zu sein brauchen, sondern daſs auch „Gamaschen" darunter verstanden werden (und vielleicht ursprünglich überhaupt verstanden wurden).

Vorstehenden Ausstellungen könnte ja nun eine lange Liste von besonders gut getroffenen und gefaſsten Erläuterungen gegenübergestellt wer-

den. Ich begnüge mich damit, zwei derartige Anmerkungen hevorzuheben: Erstens zu *υ* S. 26, wo *περὶ σκυλάκεσσι βεβῶσα* wiedergegeben wird: über die Jungen sich stellend (besonders wichtig, weil ähnliche Ausdrucksweisen in der Ilias mehrfach inbezug auf Krieger vorkommen, die einen Gefallenen schützen — Ausdrucksweisen, deren richtige Auffassung in den Erläuterungen ich meistens vermifst habe), und zu *φ* S. 43, wo ich mit wirklicher Freude zu dem Worte *ὄγκιον* die unselige „Hakenkiste" nicht gefunden habe, sondern einfach die Bedeutung „Kasten".

Ich schliefse meine Besprechung mit dem aufrichtigen Wunsche, dafs der nun vollendete Kommentar recht vielen Schülern das Eindringen in das Verständnis der Odyssee erleichtern möge.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

273) ΕΥΡΙΠΙΔΟΥ ΜΗΔΕΙΑ edited by **Clinton E. L. Headleam,** Cambridge at the university press, 1897. p. XXV, 122; 2s/6d.

Die vorliegende Ausgabe der Medea gehört zu einer Sammlung, welche den englischen Schulen sichere Grundlagen bei der Lektüre der fremden Klassiker bieten will. Als solche berücksichtigt sie, wohl in einer über die Zwecke der Schule hinausgehenden Weise, die einschläglichen Ergebnisse der gelehrten Forschung, ohne auf selbständige Bedeutung verzichten zu wollen. So beruht der Text derselben im wesentlichen auf der Ausgabe von Kirchhoff; anderseits hofft der Herausgeber, selbständig etwas zum Verständnis des Stückes beizutragen. Einen solchen Beitrag wird man höchstens in dem Hinweis auf eine sonst wohl recht unbekannte Bearbeitung der Medeasage durch den englischen Dichter Richard Glover (1761) finden können. Da es der englische Herausgeber für nötig hält, seinen Landsleuten eine Übersicht über die Handlung dieser „Medea" zu bieten, so sei im Folgenden ihr Inhalt kurz skizziert.

1. Akt: Medea kommt in Korinth an demselben Tage an, an welchem Jason sich mit Medea vermählen will.
2. Akt: Durch ein belauschtes Gespräch zwischen der Priesterin Theophano und Jason erfährt Medea des letzteren Absicht. Bei Medeas Anblick empfindet Jason Reue, wird aber von ihr mit Spott behandelt.
3. Akt: Medea fleht Hekate an, sie zu rächen. Diese erklärt, ihren Wunsch erfüllen zu wollen, doch sei dann Jasons Untergang unvermeidlich.

4. Akt: Nun bietet Medea Jason Verzeihung an: zu spät, Kreusa ist sein Weib.
5. Akt: Die Ermordung der Kinder durch Medea wird berichtet; dann stürzt sie selbst auf die Bühne, nahe daran, sich selbst zu töten. Juno hält die Rasende zurück und sendet sie auf ihrem Wagen fort.

Wir sehen, der Knoten wird in echt dramatischer Weise geschürzt, aber in noch stärkerer Betonung wie bei Euripides von einer Gottheit nicht gelöst, sondern zerschnitten. Neben dieser „Medea“ verdient in einer Übersicht über die neueren Bearbeitungen der Sage wohl auch die Trilogie von Grillparzer eine Erwähnung; doch man sucht sie bei dem Herausgeber vergebens: sollte sie in England noch unbekannter sein als die „Medea“ von Richard Glover? —

Schweinfurt. **Karl Weissmann.**

---

274) **Alexandri Lycopolitani contra Manichaei opiniones disputatio. Ed. A. Brinkmann.** Leipzig, B. G. Teubner, 1895. XXXI und 50 S. 8. ℳ 1.

Alexander von Lykopolis war Neuplatoniker; er schrieb gegen Ende des 3. oder Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr., stand also hinsichtlich seiner Lebenszeit seinem berühmten Landsmann Plotinos nahe. Seine Streitschrift gegen die Manichäer ist am besten im cod. Mediceus plut. IX No. 23 erhalten, der nach der überzeugenden Darlegung des Herausgebers eine Sammlung von Antimanichaea enthielt, die dem Kaiser Basilius gewidmet waren. Die erste Ausgabe besorgte Fr. Combefis zu Paris 1672; auf dieser beruht die Gallands Venedig 1768 und die Migne's Paris 1857, nur dafs der letztere einige offenkundige Druckfehler beseitigte und Kapitelbezeichnungen anbrachte. Der neue Herausgeber liefs es sich angelegen sein, einen möglichst fehlerfreien Text zu bieten, worin ihn Bücheler und Usener unterstützten. Was er im Vergleich zu seinen Vorgängern geleistet, verdient alle Anerkennung; trotzdem sind noch manche Schwierigkeiten übrig geblieben, deren Hebung der eingehenderen Beschäftigung der Gelehrten mit dieser Schrift vorbehalten bleibt, und diese wird um so weniger ausbleiben, als uns hier das älteste Denkmal der Kontroversen der Platoniker mit den Manichäern vorliegt, aus dem wir zugleich auch klar ersehen können, wie das Christentum zur Zeit seiner Abfassung vielen Verehrern der alten Götter erschien.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

275) **Lietzmann, Hans, Catenen.** Mitteilungen über ihre Geschichte und handschriftliche Ueberlieferung. Mit einem Beitrag von Prof. Dr. Hermann Usener. Freiburg i. B., Akad. Buchhandlung von Mohr, 1897. VI und 85 S. gr. 8. 4 *M*.

Catenen (*Σειραί*) sind exegetische Florilegien zu den biblischen Büchern. Nach langer Vernachlässigung ist auf deren Bedeutung hauptsächlich von Lagarde aufmerksam gemacht worden; jetzt sieht dieselbe jedermann ein. In der vorliegenden Zusammenstellung weist ihr Verfasser in sehr dankenswerter Weise auf diese ebenso wichtige wie unbenutzte Quelle altchristlicher griechischer Litteratur hin; giebt Winke zu ihrer methodischen Ausnutzung und Auszüge aus Pariser Catenenhandschriften zum Alten Testament und den Evangelien. Diese Auszüge (S. 38—89) sind von der Mutter des Verfassers kopiert; ein neues Beispiel für das noch zu schreibende Kapitel von den Verdiensten von Frauen um die theologische Wissenschaft. Der Beitrag von Usener S. 28—39 betrifft einen fälschlich dem Origenes zugeschriebenen Hiobkommentar, den Usener eben mit Hilfe der Catenen, als ein Werk und zwar das einzige uns bis jetzt zugängliche des Julian von Halikarnaſs erweist, der seit dem 6. Jahrhundert als Gegner des Chalkedonensischen Konzils und Führer der sogenannten Aphthartodoketen wohl bekannt ist. In dem Abschnitt, welcher uns die Geschichte und äuſsere Gestalt der Catenenhandschriften beschreibt, vermiſst Ref. nur eine Bemerkung über das erste Aufkommen dieser Sammelwerke, insbesondere einen Hinweis auf den Codex Ambrosianus der syrischen Hexapla, welcher mit seinen Scholien wohl das älteste erhaltene Exemplar einer Catenenhandschrift sein wird. Sehr gut ist ausgeführt, welchen Verderbnissen diese Art von Litteratur ganz besonders ausgesetzt war. Es ist ja wohl zu hoffen, daſs der vom Verfasser entwickelte Plan eines vollständigen Katalogs der vorhandenen Catenenhandschriften so oder so zur Ausführung kommen und dann ihre systematische Ausnützung ermöglichen wird. Vor allem für die alten griechischen Bibelübersetzungen wird diesen Catenen noch mehr zu entnehmen sein, als Montfaucon, Field, Pitra uns bisher geboten haben. — Die Ausstattung des Buches ist sehr gut; der Druck sehr sorgfältig; S. 62 letzte Textzeile lies *διαφορων*.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

276) **Freppel, Commodien, Arnobe, Lactance** et autres fragments inédits. Paris, Hachette & Cie. XII, 473 S. 8.

Das vorliegende Buch enthält einige fragmentarische Arbeiten aus der früheren Zeit Freppels, und diese sind mehr deshalb herausgegeben worden, dafs man aus ihnen den Autor, als dafs man durch den Autor die von ihm behandelten Gegenstände in einem neuen Lichte erblicken kann. Die vollständigen Titel der einzelnen Abschnitte lauten: 1) „Commodien, Arnobe et Lactance, fin du cours d'éloquence sacrée"; 2) „Étude critique sur les Lettres Pascales de saint Athanase"; 3) „Étude sur la Mystique chrétienne de Goerres"; 4) „Fragments sur l'histoire de l'École d'Alexandrie"; 5) „Rationalisme et raison"; 6) „Lettres à M. Bonnetty contre le Traditionalisme". — Für deutsche philologische Leser ist besonders Nr. 3 und 4 interessant: Nr. 3 erschien bereits im Jahre 1852, als Freppel erst 25 Jahre alt war, und giebt auch einige persönliche Angaben über Görres, während die Idee seiner christlichen Mystik, seine Anthropologie, seine Ansichten über das Kreuz u. a. eingehend behandelt werden. Nr. 4 ist ein Bruchstück aus Freppels „Cours de philosophie fait à l'école des Carmes de Paris, année 1850—1851" und hat zur Voraussetzung den lebhaften litterarischen Streit, der durch die in den vierziger Jahren erschienenen Schriften von J. Simon und M. Vacherot über die Schule von Alexandria wachgerufen worden war. (Über die franz. Philoforschung s. jetzt Herriot, Philon p. VII sqq.) Auch diese Arbeit setzt wie alle übrigen den Stoff als bekannt voraus und verzichtet auf allen gelehrten Apparat. Schon deswegen und in Anbetracht ihrer Erscheinungszeit kommt auch ihr lediglich ein biographisches Interesse zu. Doch wird jeder, der eine in fliefsender, gehobener Sprache geschriebene Behandlung der genannten Fragen sucht, in den nachgelassenen Vorträgen des ehemaligen Professeur d'éloquence sacrée à la Sorbonne sein Genüge finden.

Tauberbischofsheim. **J. R. Asmus.**

---

277) **Sancti Filastrii Episcopi Brixiensis Diversarum Hereseon Liber.** Recensuit **Fridricus Marx.** Pragae, Vindobonae, F. Tempsky; Lipsiae, G. Freytag, MDCCCLXXXXVIII. XXXIX u. 274 S. 8. ℳ 10.

Filasters Buch von unterschiedlichen Ketzereien erschien im Druck zuerst 1528 zu Basel, hergerichtet von J. Sichard nach einem recht

mittelmäfsigen Codex Trevirensis, von dem man seitdem nichts mehr gehört hat. In Galeards Ausgabe (1738) finden wir zuerst den Corbeiensis, j. Petropolitanus (s. IX A) benutzt, der freilich die Praefatio und Kap. 1 bis 28 nicht enthält. Für diese Stücke ist eine brauchbare Unterlage erst mit dem gleichaltrigen Vindobonensis (B) herbeigeschafft, der in Marx' Ausgabe zum erstenmale zur Textkritik herangezogen ist. Diese Handschrift ist dem verschollenen Trevirensis nahe verwandt (u. a. lassen beide dieselben sechs Abschnitte fort), aber in ihrer Textverfassung bedeutend korrekter und lesbarer gehalten. Ein weiteres Manuskript existiert nur noch für ein Kapitel (148) in dem Cheltenhamensis s. VIII (C). Der kritische Apparat ist also recht einfach. Der gewonnene Text repräsentiert aber, abgesehen von seinen Unvollkommenheiten im einzelnen, nur die Textrezension, welche das Buch anläfslich eines Konzils zu Rom im Jahre 430 erhalten hatte. In dieser neuen Form oder Auflage war nämlich das Buch ohne den Namen seines Verfassers herausgegeben, während Filaster sein Werk selbst bereits 383/4 veröffentlicht hatte und jedenfalls schon vor 397, dem Todesjahr des Ambrosius von Mailand, aus dem Leben geschieden war. Aber viel Staat konnte man u. E. auch mit dem revidierten und approbierten Katalog der Häresieen auf dem Konzil nicht machen. Denn Filaster, der auch Filastrius genannt wird, führte keine sehr gewandte Feder und brachte nur sehr einförmige Berichte über Abgöttereien und Sektierer zustande, wenn auch einzelne interessante Notizen über diesen und jenen Kult und Brauch sich in seinen Materialien finden. Häufig reifst ihm in der periodischen Darstellung der Faden ab, auch spielt ihm wohl die fremdländische Herkunft (Marx vermutet, dafs er aus Ägypten stammte), beim Gebrauch des lateinischen Idioms öfter einen Streich. So wenigstens möchten wir die Unebenheiten seines Ausdruckes und die abgerissenen Sätze seiner Darstellung erklären. Vielleicht darf man auch d a r i n eine Erklärung des wüsten Satzbaues finden, dafs bei der Durchprüfung des Buches für die Konzilsvorlage vielerlei Zusätze gemacht wurden, die dann nicht einheitlich verarbeitet sind. Marx sucht die Schäden, wie sie im Texte unserer Manuskripte zutage treten, auf ein lückenhaftes Zwischenglied der Überlieferung zurückzuführen und konstatiert Auslassungen in sehr grofser Zahl. Mag man nun die eine oder andere Erklärung des Thatbestandes annehmen, jedenfalls hat der Herausgeber durch Festlegung und Bezeichnung der verfahrenen Stellen und ihre verständige Ergänzung nach dem Gedankengang sich ein grofses Verdienst

erworben. Nicht minder verdient die Textbehandlung im einzelnen Anerkennung. Hier wird allerdings, wie erklärlich, noch manches verbessert werden, auch manche überlieferte Lesart, die angezweifelt oder beseitigt ist, in erneuter Nachprüfung wieder zu ihrem Rechte gebracht werden können; — und der neue kritische Apparat macht das Weiterarbeiten ja bequem. Nur eins haben wir an diesem auszusetzen, dafs die Urheber der ausgewählten Lesart nicht immer genannt sind. — Im Folgenden führen wir einige Stellen an, an denen wir mit Marxens Verfahren und Resultaten nicht einverstanden sind.

S. 2, 9 *ofitae qui dicuntur ⟨et⟩ Serpentini*] *et* ist entbehrlich und, weil unbeglaubigt, wieder zu streichen. — 12, 4 *Alia est heresis* ** *de Pythonissa quod ... sperabant*] die Annahme einer Lücke ist nach dem bezeichnenden *heresis* unberechtigt. — 15, 3 *angelos factos a ⟨se⟩ quibusdam sensibus de caelo praedito*] der Einschub *se* ist nicht erforderlich, wenn man das handschriftliche *praeditis* beibehält; in dem Z. 4 folgenden allgemein gehaltenen Bericht „*eosque fefellisse genus hominum*“ liegt u. E. kein Anlafs vor, eine Lücke nach *fefellisse* anzunehmen, in die Marx im Kommentar einen Gedanken wie ⟨*se cum de caelo descenderet et angelos fecisse*⟩ einzusetzen vorschlägt. — 41, 25 macht *mens accersitur* einen verdächtigen Eindruck, während Sichards *mens coercetur* (nach dem Trevirensis?) dem Zusammenhange einigermafsen entspricht. — 75, 17 lies *a provincia ... a Pagano* mit B, vgl. 76, 3 *(a Pagano)* und 4 *(ex Pag.)* und 16 *(a Greco)*. — 102, 9 ist *qui* (st. *quae*) zu schreiben; 104, 11 *auferretur* (st. *auferetur*). — 103, 23 wäre keine Lücke anzusetzen, wenn man *quid?* (als Interjektion) statt *quod* herstellte. — 111, 12 *id est XII dies post; ⟨post⟩ in quo*] Leichter ist folgende Änderung: *id est XII die; post in quo cet.* — 111, 20 kann *et* (Marx *ut*) bleiben, wenn man hier einen neuen selbständigen Satz beginnt. — 114,24 *secundum iussu regis*] doch wohl *iussum* oder *iussa,* da sich sonst bei häufigem Gebrauch dieser Präposition eine derartige Anomalie nicht findet. (Im Index steht die Stelle auffälligerweise nicht.) Zudem lassen sich derartige leichte Korrekturen bei der Eigenart dieser Handschriften wohl verantworten, und so wäre denn auch 77, 4 *a Mose* (st. *Mosen*), 77, 16 *sub Mose* (st. *Mosi*) herzustellen, zumal B an letzterer Stelle *Moyse* hat. Doch wir müssen hier abbrechen. Erwähnung verdient noch, dafs Marx das Buch mit sehr reichlichen Indices ausgestattet hat, die fast die Hälfte des Bandes ausmachen. Wer sich für spätere

Latinität interessiert, findet in dem Wortregister viel bemerkenswerte lexikalische, grammatische und stilistische Thatsachen gesammelt und teilweise auch gruppiert. Nur eins wünschte man allgemeiner durchgeführt, nämlich die Unterscheidung des biblischen und profanen Sprachguts, wie sie in einzelnen Angaben hie und da wohl gemacht ist; man vgl. S. 153 (s. *tempora*) die Notiz, dafs *dum quoad* bei Filaster nicht vorkommen, *donec* aber nur in Bibelcitaten.

---

278) **M. Schanz, Geschichte der römischen Litteratur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian.** 1. Teil: Die römische Litteratur in der Zeit der Republik. 2. Auflage. München, Becksche Verlagsbuchhandlung, 1898. (Auch u. d. T.: Handbuch der klass. Altertumswissensch. VIII, 1.) XVIII und 421 S. ℳ 7.50.

Noch ehe Schanz den vierten (Schlufs-) Band seiner Litteraturgeschichte fertig stellen konnte, hat er sich auf das Drängen der Verlagsbuchhandlung genötigt gesehen, den 1890 erschienenen, aber seit mehreren Jahren vergriffenen ersten Band neu zu bearbeiten. In welch umfassender Weise dies geschehen ist, zeigt schon das Anwachsen der Seitenzahl von 304 auf 409 und die Zugabe eines eingehenden alphabetischen Registers von 12 Seiten. Der eigentliche Text ist, wenn auch vielfach im einzelnen umgestaltet, so doch im ganzen und grofsen wenig vermehrt worden; daher hat auch die alte Paragraphierung beibehalten werden können. Um so stärker sind die in kleinem Druck beigegebenen Litteraturangaben und sonstigen zur Befriedigung des wissenschaftlichen Bedürfnisses dienenden Ausführungen angeschwollen; z. B. haben S. 6 die Anmerkungen einen Zuwachs von 29, S. 237 einen solchen von 38 Zeilen erhalten, ja S. 88 ist die Besprechung der Kommentare, der Scholien und der handschriftlichen Überlieferung des Terenz um eine ganze Seite erweitert. Dafs dabei überall die neuesten Veröffentlichungen des In- und Auslandes verwertet und namentlich auch Artikel aus wissenschaftlichen Zeitschriften in viel höherem Grade als früher herangezogen worden sind, verdient gelobt zu werden. Eine andere Frage wäre, ob der Verfasser in seinen Zuthaten nicht mitunter zu weit gegangen ist und den im Vorwort der ersten Auflage stark betonten Grundsatz der Knappheit unbeachtet gelassen hat. Wünschenswert bleibt jedenfalls, dafs unwesentlichen Schriftstellern, wie z. B. dem Geschichtschreiber Tanusius Geminus (S. 199f.) weniger

Platz eingeräumt wird. Dagegen ist mit Freuden zu begrüfsen, dafs mehr Citate hinzugefügt (z. B. S. 17 das Kultlied der Arvalbrüder oder S. 73 Belege aus Ennius) und öfter den angeführten Dichterstellen deutsche Übersetzungen beigegeben worden sind (z. B. S. 107, 171, 175, 233).

Die von uns (Jahrg. 92, nr. 5, S. 74) gerügten Mängel sind abgestellt bis auf die Vorliebe für überflüssige Fremdwörter; doch läfst sich auch in dieser Hinsicht ein Fortschritt zum Bessern wahrnehmen. Kurz, das Bestreben, ein recht brauchbares Handbuch zu liefern, tritt überall hervor, auch in den S. 405—409 gegebenen Nachträgen und Berichtigungen.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

---

279) **Paulys Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.** Neue Bearbeitung, herausgegeben von Georg **Wissowa.** 2. Band: Apollon-Barbaroi. IV und 2862 S. gr. 8. Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag, 1896. ℳ 30.

Der zweite Band der Neubearbeitung von Paulys Realencyklopädie, der eine ganze Anzahl umfangreicher Artikel historischen, litterarhistorischen, mythologischen und sakralrechtlichen Inhaltes aufweist, enthält, abgesehen von den doch wesentlich historischen Artikeln Argolis von G. Hirschfeld und F. Cauer, Asia von C. G. Brandis und Arkadia von G. Hirschfeld und F. Hiller von Gaertringen, nur zwei gröfsere Artikel griechisch-rechtlicher Natur, Archontes von Val. v. Schoeffer und Attika von A. Milchhöfer und W. Judeich, aber eine Fülle interessanter kleinerer Artikel. Diese haben zum gröfsten Teil, wie diejenigen des ersten Bandes, den ich in dieser „Rundschau“ 1896, Nr. 24, S. 380ff. besprochen habe, zu Verfassern E. Szanto und Th. Thalheim und sind durchweg mit anerkennenswerter Umsicht und Sorgfalt gearbeitet und auch mit der einer Encyklopädie angemessenen Beschränkung auf die Hauptthatsachen. Während Joh. Toepffer, der für den ersten Band aufserordentlich tüchtige Arbeiten geliefert hatte, durch einen allzu frühen Tod abberufen wurde, sind für das Gebiet der griechischen Staats- und Rechtsaltertümer neu eingetreten J. Oehler, V. v. Schoeffer und E. Ziebarth. Ihnen werden sich als neue Mitarbeiter vom dritten Bande an zugesellen E. Koch und Hch. Swoboda, so dafs von da an das Pensum des einzelnen Mitarbeiters auf diesem Gebiete eine jedenfalls nur heilsame Reduktion erfahren wird.

Im Folgenden notiere ich eine Anzahl teils ergänzende, teils berichtigende Bemerkungen zu einzelnen der Artikel, die ich genauer geprüft habe.

Unter Apollon Πατρῷος Sp. 63 (Wernicke) hätte aufser dem mythologischen namentlich das staatsrechtliche Moment schärfer betont werden sollen. — Apolloniatis 3), Phyle von Tegea, Sp. 118 (Szanto) kennen wir, was doch wohl Erwähnung verdient hätte, unter diesem Namen blofs durch Pausanias, während inschriftlich blofs die konkrete Bezeichnung Ἀπολλωνιᾶται bezeugt ist. — Unter Ἀπόλογοι Sp. 167 (Szanto) scheint eine Zeile ausgefallen zu sein; denn diese sind durch C. I. Gr. 2161 für Akragas, nicht für Thasos, bezeugt, für letzteres dagegen durch Cauer, del.[2] 527. — Zu Ἀπόῤῥητα Sp. 176 (Thalheim) trage ich nach 3) Staatsgeheimnisse, geheime Verhandlungen des Rates, bezeugt für Athen durch den Buleuteneid Lys. g. Phil. XXX, 31 und für Chersonasos (Taurica) durch den Bürgereid Z. 25—27 (B. Latyschew, Sitz.-Ber. d. Berl. Akad., 1892, S. 479ff.; Th. Reinach, Rev. des étud. gr. V [1892] S. 403ff.); vgl. O. Schulthefs, Rev. des étud. gr. VI (1893) S. 152. — Ἀποστασίου δίκη Sp. 181f. (Thalheim) liefse sich aus neuerer Litteratur, besonders U. v. Wilamowitz, Hermes XXII (1887) S. 109ff. ergänzen, nunmehr auch aus C. I. A. IV, 2, das aber wohl dem Verfasser noch nicht vorlag. — Unter Ἀποστολεῖς Sp. 182 (Szanto) sollte das Citat lauten C I A II, 809, b, 20, auch dürfte die Zeit der Inschrift, 325/24 v. Chr., angegeben sein. — Unter Ἀποτίμημα Sp. 188f. (Thalheim) sollte nicht blofs aufgezählt sein, wo ἀποτιμήματα üblich waren, sondern eine juristisch scharfe Definition versucht werden, die aber dann freilich nicht von Pollux 8, 142 ausgehen darf. Im Falle 1 und 2 ist kein Unterschied in der Natur des ἀποτίμημα. — Eine recht gute Übersicht über die ἀρχαί giebt Thalheim Sp. 433—435, nur dürfte der Stoff etwas besser geordnet sein. — Besonders sei auch hingewiesen auf den sehr schönen Artikel Architectura (Sp. 543ff.) von Puchstein, der durch Szantos Artikel ἀρχιτέκτων (Sp. 552) hübsch ergänzt wird. Zu Sp. 550, 43 füge ich noch bei den ἀρχιτέκτων von Eleusis C I A IV, 2, 1054b, 1054c, 1057b.

Der umfangreiche Artikel Archontes, Sp. 565—599, den statt des ursprünglich in Aussicht genommenen Bearbeiters Ad. Wilhelm V. v. Schoeffer bearbeitet hat, ist alles in allem genommen eine tüchtige Arbeit, für die allerdings auch treffliche Vorarbeiten besonders in den neuen Auflagen

der Handbücher von Busolt und Gilbert vorlagen. Der Artikel giebt einen klaren Überblick über das weitschichtige Material und zeichnet sich aus durch vorsichtige Betonung des Unsicheren in unserem Wissen von der Geschichte des athenischen Archontats. Eine dankenswerte Beigabe bildet die Archonten-Tafel, die ja, woraus Verfasser kein Hehl macht, viel Unsicheres enthalten mufs, da sie vielfach auf Kombinationen und Hypothesen beruht. Für die Jahre 336/5—299/8 haben wir nunmehr die zuverlässigeren Angaben des neuen Bruchstückes des Marmor Parium (Krispi und Wilhelm, Ath. Mitt. XXII [1897] S. 183ff.); jedoch ergiebt sich eine wesentliche Änderung blofs für Ol. 118, 1 (308/7 v. Chr.), indem der Archon dieses Jahres *Καίριμος* heifst, nicht Charinos, wie bei Diodor XX, 37 steht. Sp. 568, 20 ist zu lesen Aigiale, Sp. 573, 48 Lecoutère, Sp. 573, 49 *δημοτῶν*, Sp. 575, 67 *Ζεῦς ἑρκεῖος*. Sp. 580, 5 hängt *ἐπίτροπον αὐτὸν ἐγγράψαι* völlig in der Luft; es mufs also doch wohl nach Harpokr. p. 66, 24 vorher ergänzt werden *εἰς [ἐμφανῶν κατάστασ]ιν*, obgleich auch so die Konstruktion nicht so leicht verständlich ist, wie in der von Kaibel, Stil und Text d. *Ἀϑ. πολ.* S. 235 citierten Stelle 59, 2. — In den Artikel *Ἄρειος πάγος* Sp. 627—633 haben sich Thalheim für das Rechtshistorische und Wachsmuth für das Topographische geteilt, aber beide haben selbständig gearbeitet, so dafs zum Teil Widersprüche in ihrer Auffassung vorkommen, was übrigens nichts schadet. Zu teilweiser Ergänzung dient der Artikel von Reich, *Ἀργοὶ λίϑοι* Sp. 723ff.

Der Artikel Argolis Sp. 731—743 von Fr. Cauer enthält, wie schon erwähnt, im wesentlichen nur die Geschichte von Argos, diese in annalistischer Ausführlichkeit, während die Staatsverfassung in blofs 20 Zeilen (Sp. 736, 38—58) denn doch gar zu kurz dargestellt ist. Verfasser bezeichnet nach wie vor die *Ἀϑην. πολιτ.* als pseudo-aristotelisch. — Unter Arkadia behandelt G. Hirschfeld die Geographie dieser Landschaft mit meisterlicher Knappheit (Sp. 1118—1120), während, wie mir scheint, die Geschichte von F. Hiller von Gaertringen Sp. 1120—1137 fast ein wenig zu breit dargestellt ist. Übrigens ist gerade die sehr unsichere erste Periode bis 550 v. Chr. in ihren Hauptzügen sehr klar gezeichnet. Ergänzend kommt dazu des gleichen Verfassers Artikel über den Eponymos des arkadischen Stammes, Arkas Sp. 1157—1160. Besonders interessant ist das Wiederaufleben des arkadischen Bundes zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. nach einer noch nicht publizierten Inschrift von

Magnesia am Maiandros geschildert. Über die Organisation dieses Bundes hätte sich etwas mehr sagen lassen, als Verfasser uns bietet. — Der Artikel Asia, besonders 3. die römische Provinz Asia, Sp. 1538 bis 1562, eine ganz aus dem Vollen geschöpfte, lichtvolle Darstellung von Brandis, fällt insofern in den Kreis meiner Betrachtung, als er uns mit dem Fortleben griechischer Verfassungseinrichtungen, besonders griechischer Gemeindeorganisation, vertraut macht. Die schöne Studie von J. Lévy, Études sur la vie municipale de l'Asie Mineure sous les Antonins, Rev. des ét. gr. VIII (1895) S. 203—250 ist offenbar dem Verfasser zur Zeit der Ausarbeitung seines Artikels noch nicht zugänglich gewesen, sonst hätte er vielleicht doch seine Ansicht über die Gerusie einigermaſsen modifiziert.

Die Angabe unter *Ἀστρατείας γραφή* (Sp. 1797) von Thalheim, dieses Vergehen liege vor, *ἐάν τις μὴ παρῇ ἐν τῇ πεζῇ στρατιᾷ οὓς δεῖ παρεῖναι,* die Verfasser aus Lys. XIV, 6 herausgeschält hat, ist wegen *πεζῇ* zu eng und wegen *οὓς* grammatikalisch anfechtbar. — J. Oehler bietet uns unter *Ἀστυνόμοι* Sp. 1870—1872 eine übersichtliche und fleiſsige Zusammenfassung unseres Wissens, verunziert aber leider seinen Artikel durch einen grundverkehrten Ausdruck, indem er deshalb, weil bei den Astynomen Testamente deponiert werden konnten (Isaios I, 15), von einer „freiwilligen Gerichtsbarkeit" (!) derselben spricht. — Sehr schön hat Szanto Sp. 1879—1881 die *ἀσυλία* in staats- und sakralrechtlicher Hinsicht dargestellt. Während er mit Recht auf die an sich wertlose Aufzählung aller *ἀσυλία*-Verleihungen in den Inschriften verzichtete, hat er das Wesen dieser Institution sehr schön entwickelt und hierbei gewiſs das Richtige getroffen, wenn er die sakralrechtliche Bedeutung nicht aus der staatsrechtlichen herleitet, jene aber auch nicht als das Ursprüngliche faſst. Mehr äuſserlich, aber gerade darum eine gute Ergänzung zu Szantos Artikel ist der Artikel Asylon von Stengel Sp. 1881--1886. — Die Behandlung der *ἀτέλεια* Sp. 1911—1913 durch Oehler ist recht gut, nur fehlt ein Hinweis auf die ausführliche Darstellung von P. Monceaux, Les proxénies grecques (1885). — In seinem Artikel *ἀτιμία*, Sp. 2101—2104, zeigt Thalheim das Bestreben, die partielle Atimie, wo nicht zu leugnen, so doch der totalen stark zu nähern. Nur so ist der sonst viel zu weit gehende Satz an der Spitze des Artikels recht begreiflich: „der mit Atimie Belegte war aus der bürgerlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und des Anspruches auf den Schutz der Gesetze verlustig".

Ein prächtiger Artikel ist Attika Sp. 2184—2237, in den sich A. Milchhöfer und W. Judeich geteilt haben. Jener, der beste Kenner der Topographie Attikas, von dem wir ein abschliefsendes Werk über dieses Gebiet erwarten dürfen, schildert das Land in grofsen Zügen geologisch, oro- und hydrographisch, behandelt seine Bebauung und Bevölkerung, wobei er mit Vorbehalt Belochs Berechnung als Minimalziffer gelten läfst, sodann die Einteilung des Landes (solonische Parteien, kleisthenische Demenordnung und die Trittyen) und bietet uns ein Verzeichnis der 157 attischen Demennamen mit Angabe der Phyle, der sie zugehören (Sp. 2204 f.), während die einzelnen Demen von ihm unter ihren besonderen Stichworten ausführlicher behandelt sind. Darauf folgt eine topographische Übersicht, begleitet von einer Demenkarte, alles ungemein korrekt und mit scharfer Bezeichnung der Grenzen unseres gegenwärtigen Wissens. Nur kurz ist der kleisthenische Stadtbezirk behandelt (Sp. 2195 f.), da diesen Wachsmuth in dem bis zum Abschlufs der Ausgrabungen am Westabhange der Akropolis aufgesparten Artikel Athen eingehender behandeln wird (s. Sp. 2020 Anm. *). Milchhöfer besteht nicht starr auf seinen früheren Ansichten, sondern hat z. B. Loeper, Ath. Mitt. XVII verschiedene Zugeständnisse gemacht. Aufgefallen sind mir blofs folgende Kleinigkeiten. Auf der Karte steht unrichtig *ΙΙΙΠΟΤΑΜΑΔΑΙ* statt *ΙΠΠΟΤΟΜΑΔΑΙ*, wie der Text richtig hat Sp. 2192, 50 und 2205, 20. Statt der beiden Namen *ΑΛΑΙ* hätte ich auf der Karte die Benennungen *Ἁλαὶ Αἰξωνίδες* und *Ἁλαὶ Ἀραφηνίδες* vorgezogen, obgleich diese Doppelnamen nicht offiziell eingeführt waren. Sp. 2200, 59 ist zu lesen „der Artemis Tauropolos". Im Texte Sp. 2202, 13 heifst das Kloster Mendeli, auf der Karte Pendeli. Da Milchhöfer sonst mit Recht die griechische Namensform streng wahrt, so sollte Makronisi auch Sp. 2199, 40 nicht Helena, sondern Helene heifsen, wie richtig steht auf der Karte und im Verzeichnis Sp. 2206, 5. — Der geschichtliche Teil von Judeich (Sp. 2207—2237) ist eine durchaus selbständige Leistung des Verfassers, da wir noch keine Landschaftsgeschichte von Attika besitzen. In sechs Perioden bietet er uns einen „Abrifs der äufseren Entwickelung der Landschaft", wobei er natürlich seine Ausführungen auf das Wesentliche beschränkt und bei der unfruchtbaren Erörterung von Kontroversen nicht allzu lange verweilt, ohne deswegen da, wo er es für nötig erachtet, auf eingehendere Begründung seiner Behauptungen zu verzichten, wie z. B. bei der Verlegung des „theseischen Synoikismos" an den Anfang

des 1. Jahrtausends v. Chr. gegenüber dem fast allgemein angenommenen viel späteren Ansatze von U. v. Wilamowitz (Sp. 2217 f.). Vielfach konnte er sich auch auf andere Artikel, wie Archontes, Thesmothetai, Naukraroi, Drakon, Solon, Kleisthenes u. a. berufen. Besondere Anerkennung verdient das Betonen der wirtschaftlichen Faktoren in der Entwickelung Attikas. Dankenswert ist auch die Übersicht über die kleisthenische Demenordnung Sp. 2227—2230, die hauptsächlich auf den Forschungen von Milchhöfer, Loeper und v. Wilamowitz beruht und bei der die Unsicherheit zahlreicher Zuweisungen recht deutlich hervorgehoben ist. Selbstverständlich sind die älteren Perioden ausführlicher behandelt als die späteren seit Kleisthenes, da ja durch seine Reform die attische Verfassung im wesentlichen ihr endgültiges Gepräge erhalten hat und es von da an fast nicht mehr möglich ist, die Geschichte der Landschaft Attika von derjenigen der Stadt Athen und des attischen Reiches glatt loszuschälen. Die Korrektur des Artikels ist sehr sorgfältig besorgt; nur Sp. 2234, 59 ist zu lesen Antigonos v. Karystos und Sp. 2236, 53 zu citieren C I A III, 713 und doch wohl auch 716. — Im Artikel Bakchiadai von Toepffer ist Sp. 2785, 61 ἀδεῶς statt ἀδέως zu lesen.

Zum Schlusse wiederhole ich, dafs ich alle anderen Artikel aus dem Gebiete der griechischen Staats- und Rechtsaltertümer, zu denen ich keine Bemerkungen gemacht habe, sachgemäfs und durchaus genügend finde.

Frauenfeld. **Otto Schulthess.**

---

280) **F. Hoppe, Text zu den Bildern zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer.** Wien, C. Graeser, 1897. 38 S. *ℳ* 1.

Zu den Bildern (s. „N. Ph. R.", 1897, S. 237), hat F. Hoppe als Ergänzung einen Text herausgegeben, der recht geeignet erscheint, die Benutzung der Tafeln auch dem Lehrer leicht zu machen, der mit den einschlagenden Fragen der Kunst-Archäologie nicht so ganz vertraut ist. Verf. ist bei Zusammenstellung des Textes unter Übergehung ungelöster Streitfragen (wie z. B. der Frage nach Ergänzung und Deutung der Aphrodite von Melos, nach Ergänzung des Apollo von Belvedere und Deutung seiner Bewegung) bemüht gewesen, in knapper Form, das, was von den meisten anerkannt ist, darzustellen. Er benutzt dabei die Werke anerkannter Forscher wie Friederichs-Wolters, Brunns, Helbigs u. a., aus welchen er „mit einigen Änderungen Auszüge bringt". Bei jedem ein-

zelnen Artikel ist die Quelle genau benannt, und so ist jedem, der mehr von dem betreffenden Gegenstand zu wissen wünscht, die Möglichkeit gegeben, in dem gröfseren Werke sich Rat zu holen. Ausführlicher besprochen wird nur die Gemma Augustea des Kunsthistorischen Museums in Wien S. 15—19, die Laokoongruppe S. 22—26, der Zeuskopf von Otricoli S. 36—38. Die Anordnung des Textes ist rein alphabetisch, die Reihenfolge der Tafeln nach ihrem Erscheinen ist beigefügt.

Darmstadt. **L. Buchhold.**

---

281) **Augustin Filon, Mérimée.** Paris, Librairie Hachette et Cie., 1898. 177 S. 8. 2 Francs.

Dieses Buch bildet den 40. Band einer Biographieensammlung, die bei Hachette in Paris erscheint unter dem Titel „Les grands écrivains français, études sur la vie, les œuvres et l'influence des principaux auteurs de notre littérature". Jeder Band kostet nur 2 Frcs., hat 150—200 Seiten und ist mit einem Bildnis versehen. Als Zweck der Sammlung erscheint Popularisierung der Litteraturgeschichte in edlem Sinne. Die Namen der Verfasser bürgen dafür, dafs Gediegenes geboten wird. Wir nennen aus dem Verzeichnis: Victor Cousin von Jules Simon, George Sand von E. Caro, Thiers von P. de Rémusat, Mme de Staël von Albert Sorel, Stendhal von Edouard Rod. Die Biographie Mérimées enthält ein lebendiges Bild vom Lebensgange des Schriftstellers, dessen erste in die Zeit der Restauration hinaufreichende Anfänge von Goethe begeistert begrüfst wurden, und dessen Lebensabend durch den Sturz des zweiten Kaiserreichs verdüstert wurde. Goethe nahm aus dem Erscheinen der Klara Gazul Anlafs, in seinen Gesprächen mit Eckermann den Kulturzustand der Deutschen und Franzosen zu vergleichen, und er mufste Mérimée beneiden, der dank der ihn umgebenden Bildungsatmosphäre in seinem zwanzigsten Jahre so gute Stücke schreiben und so Reifes hervorbringen konnte. Gegenwärtige Biographie führt uns in trefflicher Weise in die Welt ein, in der Mérimée aufwuchs, schildert seinen Umgang mit den damaligen litterarischen Gröfsen, sein Verhältnis zu Victor Hugo, Stendhal, George Sand und seine Stellung zur Romantik. Wir erfahren, wie er unter dem Bürgerkönigtum ins Ministerium eintrat, wie er zuerst ein schlechter Beamter war, wie sich aber dann aus dem leichtsinnigen Dandy ein gewissenhafte Generalinspektor der historischen Denkmäler entwickelte, den keine Verdriefslichkeit abschreckte, dem keine Mühe zu viel war, so dafs er als Konservator von

Kunstdenkmälern geradezu vorbildlich geworden ist. Entscheidend für sein Leben wurde dann, dafs die Tochter seiner langjährigen Freundin, der Gräfin von Montijo, die Gemahlin Napoleons III. wurde. Die Entstehung seiner mustergültigen Novellen und seiner historischen Werke wird uns lebendig vorgeführt. Besonders interessant ist, dafs er einer der ersten war, die die russische Litteratur in Westeuropa eingeführt haben. Auch ihn fesselte in den letzten Jahren seines Lebens die Persönlichkeit Bismarcks, und da er in das Ränkespiel des französischen Hofes keinen rechten Einblick hatte, so hielt er Bismarck allein für den Urheber des Krieges von 1870. Wir dürfen uns nicht darüber wundern, dafs Augustin Filon hierzu die thörichte Bemerkung macht: „So urteilte Mérimée gleich in der ersten Stunde, wie die Geschichte urteilen wird.“ Im letzten Kapitel wird die Bedeutung der nach seinem Tode herausgegebenen Korrespondenz gewürdigt. Das Buch ist durchaus zu empfehlen, auch als angenehme Lektüre für solche, die nicht die Absicht haben, sich eingehender mit dem geschilderten Schriftsteller zu beschäftigen.

Linz a. Rh. **Zander.**

---

282) **M. A. John Earle, A Simple Grammar of English now in Use.** London. Smith, Elder and Co. 1898. 298 S. 8.

Der angesehene Verfasser des in Fachkreisen wohlbekannten Werkes „The Philology of the English Tongue“ und der nicht minder geschätzten Schrift „English Prose, its Elements, History, and Usage“ will mit dem vorliegenden Buche seinen Lesern eine einfache Schulgrammatik, keine gelehrte, sprachwissenschaftliche Arbeit in die Hände geben. Er entwirft darin ein Bild von der neuenglischen Sprache und ihrer Entwickelung innerhalb der vier letzten Jahrhunderte. Dabei geht er vom jetzigen Sprachgebrauche aus und greift bei einzelnen Erscheinungen auf die ältere Zeit zurück; öfters auch bespricht er Ausdrücke und Wendungen der früheren Sprache, welche jetzt veraltet und verschwunden sind. Dialektische Eigentümlichkeiten werden nur vereinzelt erwähnt. Leider ist keine strenge Scheidung der verschiedenen Schichten und Sprachperioden innerhalb des behandelten Zeitraumes durchgeführt worden.

Zu weit geht der Verfasser, wenn er p. 32 die Zählweise one and twenty, nine and twenty u. s. w. als „old-fashioned but not extinct“ bezeichnet und dazu bemerkt: „All the Numerals between 20 and 100,

except the tens, have a double system of phraseology, one in this archaic form, and the other modern." Die Formen one and twenty u. s. w. sind nicht so selten, gehen jedoch über die Zahl 50 nicht hinaus. Sie stehen besonders da, wo die Zahl nachdrücklich hervorgehoben wird. Auch Sweet bemerkt p. 362 seiner „New English Grammar": „... we still say five and twenty as well as twenty-five, but only with the lower ty-numerals; thus we hardly ever say he is five and fifty". Andrerseits werden Ausdrücke wie go a fishing, go a hunting, burst out a laughing, he fell a crying, welche in der jetzigen Sprache veraltet sind, noch als üblich angesehen, wenn es heifst „but they are rarer than they were" (p. 22). Auch die ungebräuchlichere Partizipialform forgot erscheint nach Earle p. 39 noch vollberechtigt: „In some verbs, both the original form and the shortened are still current, as forgotten and forgot. Sometimes the — en form is antiquated as gotten, by the side of got".

Neben der Formenlehre und Syntax findet die Verslehre eine ausführliche Behandlung. Dafs der Verfasser von „English Prose" dem Abschnitt über „Prose Composition, or how to write well" einen gröfseren Raum gewähren würde, stand zu erwarten. Und da giebt er denn recht schätzenswerte Winke. Überhaupt enthält das Buch eine Menge guter Bemerkungen zum heutigen Sprachgebrauch und kann namentlich Studierenden als anregende und nützliche Lektüre empfohlen werden.

Elberfeld **J. Klapperich.**

---

283) **Griebs Englisch-deutsches und Deutsch-englisches Wörterbuch.** 10. Auflage, neu bearbeitet von **Arn. Schroer.** Engl.-deutscher Teil. Stuttgart, P. Neff, 1894—1898. ℳ 14.

The many practical English Dictionaries which have appeared until now in Germany — even the best — have been but immense deserts, real wildernesses in which the student and the philologist have wandered about unsafe and helpless; not knowing which word to choose, and mostly choosing the wrong one: thus creating a nonsensical sentence, instead of a comprehensible phrase; being uncertain about the pronunciation, and thus pronouncing wrongly — to the dismay of English and American people. Besides, all these English Lexicons, beyond offering the student most unsurmountable obstacles in searching the correct word, have given him expressions, and idioms, and words which are not even understood to-day by thousands of Englishmen and

Americans! — words which have been copied from old dilapidated Lexicons! — words no more in use! — words which it would be folly and ridicule to speak or write to-day! — words, the meaning of which has changed from noble to low, or from vulgar to refined! Indeed, such words have crept into almost every English Dictionary in Germany, and there has been no warning for the student against choosing them; no notice to guard against such far-fetched, out-of-the-way, obsolete words! No; they have all found right of citizenship among the ranks of other words, and, of course, have been selected and used indiscriminately. In short, we have had until now a wilderness of words, without relief, without an oasis to rest our heated and weary brain; and I have often wondered, when I perused such Dictionaries, how students of the English tongue did not commit grosser errors and produce more ridiculous expressions in their conversation and in their translations.

Grieb's Dictionary, with the fine polish and finish which Professor A. Schröer has imparted to it, has rooted out all these parasite weeds; it has put, in their place, all the words that English and Americans use every day, and that Germans must therefore necessarily use, when they speak or write English. It has in every series of various significations of a same word, placed an oasis, so to speak, where the seeker can refresh his mind, and feel consoled and convinced that he has found the right word for the right place.

This beautiful and logical order of the meanings of words is all in a Dictionary! — it is a satisfactory help, a real treasure. Besides, the pronunciation given in Grieb's Dictionary is most correct, and undisputably the only one to be adopted to-day. Lastly, the value of Grieb's Dictionary is a thousand-fold enhanced by the intelligent way and the logical system it has been compiled in, and retouched by Professor Schröer: the arrangement, I repeat, and the derivation of the different meanings of each word follow in such perfect order, that the most inexpert student can find his way, and always choose the correct word he wanted, to express the meaning of his mother tongue. English Dictionaries have until now discouraged, and almost frightened out of continuing to learn English: the Dictionary was la bête noire, — to allow me a comparison — the bugbear of every linguist. Grieb's Dictionary has thrown off the mantle of pedantry, and has the smile of a friend in

every page of its text: it is a valuable acquaintance to possess in every library, as a monumental work of order, exactitude and deep interest. The student for pleasure, the engineer, the professional man, the merchant, the teacher and the pupil, every one will acknowledge in it an invaluable Lexicon to find what he requires. The reasonable price of it permits every purse to afford it, and the lovely clear print gives comfort to every eye when reading it. It is unique in its way and is indispensably necessary to every person who wishes to learn and to know English correctly.

I have adopted it at once, after perusal, in our "Ducal Polytechnicum" and for all my private pupils.

Braunschweig. **Walter Farmer.**

---

284) **A. Baumgartner, The International English Teacher.** First Book of English for German, French, and Italian Schools. Zürich, Artist. Institut Orell Füssli, 1898. 244 S. 8.

Das Buch verdankt seine Bezeichnung „international" wohl dem Umstande, dafs es englich geschrieben ist, demnach also in Schulen aller Länder zu gebrauchen wäre. Zunächst bestimmt ist es jedoch wohl für die Schweizer Schulen. Demgemäfs enthält auch das angehängte Wörterbuch die Bedeutung der angeführten Wörter deutsch, französisch und italienisch.

Als Wesen seiner Methode bezeichnet der Verfasser Vorr. p. V: „dem Schüler Gelegenheit zu geben, zuerst die fremde Sprache zu hören und dann sie sprechen zu lernen. Das Lesen kommt stets zuletzt und niemals vor dem Sprechen. Der Gebrauch der Muttersprache ist möglichst zu vermeiden, und deshalb sollen keine Übersetzungen aus ihr angefertigt werden". Inwieweit man diesen Thesen zustimmen kann, darüber läfst sich streiten. Die Art aber, wie der Verfasser seine Aufgabe zu lösen sucht, dürfte im ganzen als recht gelungen bezeichnet werden; nur scheint es uns, als ob er einerseits dem Lehrer zu wenig Freiheit vom Texte gönne: "the less he departs from it, the better", und als ob anderseits der Gedächtniskraft des Schülers zu viel und seinem Verstande zu wenig Arbeit zugemutet werde.

Den Hauptraum jeder Lektion nimmt das englische Lesestück ein, wenn man auch in Baumgartners Sinne eigentlich von einem Lesestück nicht sprechen dürfte. Es folgen dann allerlei Übungen über das Stück

(Fragen, Umformungen, Beispielsätze zu grammatischen Regeln, bei denen der Schüler das Wort hinanfügen mufs, auf das es ankommt, u. s. w.); daran schliefsen sich die Wörter und Redensarten des vorhergehenden Stückes in tabellarischer Anordnung und mit ähnlichen verknüpft. Dem Buche eigentümlich ist vor allem die Auswahl der englischen Stücke. Von den fünfzig Lektionen, in denen der ganze Stoff behandelt wird, enthalten die fünf letzten Gedichte. Bei sieben anderen ist der Stoff anekdotenhaft. Alle übrigen Stücke sind beschreibender Art; sie behandeln zunächst die Schule und das Leben in der Schule, dann andere Gebiete des täglichen Lebens, wie die Uhr, das Geld, das Wohnzimmer, das Schlafzimmer, die Kleidung; andere enthalten kurze Abhandlungen "on eating", "on drinking", "on smoking". Meines Erachtens haben diese Stücke alle das Gefährliche, dafs sie dem Anfänger zu viel an Vokabeln und Redensarten, und zwar teilweise recht seltenen, zumuten. Dem jugendlichen Alter, für das Verfasser das Buch bestimmt hat, dürften Abschnitte wie der über den Verdauungsprozefs, über die Wirkung des Alkohols oder des Nikotins auf den menschlichen Körper bald langweilig werden. Statt dieser vokabelreichen Erörterungen, die dem jugendlichen Geiste nichts bieten, wären einige frische Anekdoten entschieden mehr am Platze gewesen. Für Schüler, denen Sätze wie (L 40 unter dem Titel „Rules for young people"): Don't drum on the table; don't make a disagreeable gurgling when you are eating your soup; don't whistle in the presence of your elders — angemessen sind, dürfte ein Abschnitt wie L 42: If alcohol is habitually taken, it constantly overtaxes the natural resources of the blood from which the gastric juice is derived, and thus deteriorates the gastric juice, and impairs digestion — doch wohl zu hoch liegen. Und junge Leute, mit denen man solche Lesestücke ohne Bedenken behandeln kann, werden den „Rules for young people" entschieden wenig Interesse entgegenbringen. Die englischen Stücke sind also einerseits durch die Menge der Vokabeln überhaupt zu schwer, anderseits im Bezug auf die Fafslichkeit ihres Inhaltes nicht nach einheitlichem Gesichtspunkte ausgewählt.

Auf die englischen Stücke folgt eine Grammatik in Paradigmaten und Beispielen. Verfasser zeigt hier das anerkennenswerte Bestreben, den grammatischen Stoff möglichst zu beschränken; doch scheint mir, dafs er hierin teilweise zu weit geht. So dürften die Abschnitte über Deklination und Komparation einem Schüler, der sich daraus Rats holen wollte, wohl

kaum genug sagen. An die Grammatik schliefsen sich eine Aussprachetabelle sowie einige kurze Regeln über Rechtschreibung und Zeichensetzung. Das schon oben erwähnte Wörterverzeichnis am Schlufs des Buches giebt bei jedem Worte auch die Aussprache an. Erfreulich ist hierbei, dafs Verfasser ein Übermafs an diakritischen Zeichen vermieden hat. Die gegebene Aussprache entspricht im ganzen dem modernen Gebrauch. Zweifelhaft erscheint es, ob der Vokal a der letzten Silbe in Wörtern wie advantage, language einen verschiedenen Klang hat; man spricht doch wohl überall ein kurzes offenes i.

Baumgartners Buch ist im ganzen betrachtet ein mit Sorgfalt und Geschick verfafstes Lehrwerk und wird vor allem für reifere Schüler, besonders in Fortbildungs- und Handelsschulen, mit Erfolg benutzt werden können.

Flensburg. **Ernst Hansen.**

285) **H. Heine, Einführung in die englische Conversation** auf Grund der Anschauung nach den Bildertafeln von **Ed. Hölzel.** Mit einer kurzgefafsten Grammatik als Anhang. Für die Hand der Schüler bearbeitet. Hannover und Berlin 1898. Carl Meyer (Gust. Prior). Geh. ℳ 1.40; geb ℳ 1.50.

Die gute Aufnahme, die des Verfassers Büchern für die französische Konversation zuteil geworden ist, haben ihn zur Herausgabe eines englischen Gegenstücks ermutigt, dessen Erfolg kein geringerer zu werden verspricht.

Das Buch ist als alleiniges Lehrmittel für die ersten beiden Unterrichtsjahre gedacht. Die ersten Übungen schliefsen sich naturgemäfs an die nächste Umgebung des Kindes an, wie Körper, Kleidung u. dgl. Von nun an aber baut sich der Unterricht auf den Hölzelschen Bildern auf, von denen der Verfasser, um nicht seinem französischen Lehrbuche ins Gehege zu kommen, nur die vier Bilder: Sommer, Winter, Wirtschaftshof und Wald behandelt. Das Buch ist in 71 Exercises eingeteilt, von denen etwa die ersten 20 aufser einem aus einfachen und kurzen Sätzen bestehenden Text eine Reihe leichter Fragen und Antworten nebst Wortverzeichnis und Anweisung zur Anfertigung schriftlicher Arbeiten enthalten. Später fallen die Antworten auf die Fragen und vom dritten Bilde an auch diese selber fort. Überall tritt uns einfaches, aber korrektes und gesundes Englisch entgegen, und der Grundsatz des stufenweisen Fortschreitens vom

Leichten zum Schwierigeren ist aufs beste gewahrt. Auf Übersetzungen aus dem Deutschen ins Englische verzichtet der Verfasser; sie werden durch englische Beantwortung englischer Fragen und durch kleine freie Arbeiten aus dem mündlich durchgearbeiteten Lehrstoff ersetzt. Das Buch stellt sich also in den Dienst der direkten Methode.

Zur Belebung des Unterrichts sind neben einer Anzahl von kurzen Rätseln und Kinderreimen auch eine Reihe von Liedern beigefügt, die teilweise deutschen Melodieen untergelegt sind. Nicht jedem Lehrer wird ja dieses Heranziehen der Musik in den neusprachlichen Unterricht sympathisch sein, und den Kollegen, der etwas tiefer aus dem Schatz der Musik geschöpft hat, wird wahrscheinlich ein gelinder Schauder durchrieseln, wenn er eine Perle der Brahmsschen Lieder, Lullaby — Guten Abend, gute Nacht, das er vielleicht einmal aus der glockenreinen Kehle einer Nielsen gehört hat, hier von den ungeschulten Stimmen einer Knabenschar hören soll! Indes, die Lieder sind ja nur eine Beigabe und kein wesentlicher Bestandteil des Buches, welches sich, da auch ein kurzer, aber für diese Stufe völlig ausreichender Abrifs der Grammatik beigefügt ist, sicherlich seinen Weg bahnen wird, ganz besonders an lateinlosen Knabenanstalten und Mädchenschulen.

Dessau. **Bahrs.**

---

286) **E. H. Barnstorff, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache.** Flensburg, Aug. Westphalen. 2. verb. Auflage 1897. 239 + 48 S. 8. ℳ 1.80.

Die neue Auflage dieses Buches weist gegenüber der früheren einige Veränderungen auf, als deren wichtigste und nützlichste vielleicht die in den Abschnitten C neu zugefügten Übungsaufgaben (von Lektion 11 an in englischer Sprache) zu bezeichnen sind. Die Einzelsätze sind vermindert, aber nicht ganz weggelassen, was jeder verständige Lehrer nur billigen wird; sie sind eben für einen guten und gründlichen Schulunterricht trotz allem, was dagegen gesagt wird, nicht zu entbehren. Ob es eine Verbesserung ist, dafs die früheren Vorübungen weggefallen sind, ist zweifelhaft; die Art, wie sich der Verfasser nunmehr (nach der Vorrede) den ersten Unterricht denkt, wird nicht allgemein Zustimmung finden. Es ist unsere feste Überzeugung, dafs es gegen alle Regeln der wahren Pädagogik verstöfst, im Englischen so schnell mit zusammenhängenden Stücken zu beginnen. Wäre jedoch zu dem Buche — vielleicht auch ge-

trennt davon — eine Vorstufe vorhanden, zur allmählichen Einführung in die so schwierige englische Aussprache und Schreibweise, so könnte es wohl zu den bessern Lehrmitteln der neueren Richtung gezählt werden, indem es doch etwas langsamer und methodischer fortschreitet als manche anderen Bücher dieser Art. Gemeinsam mit mehreren derselben hat es übrigens auch, wenigstens in den späteren Lektionen, die grofse Masse des Lesestoffes und damit verbunden natürlich auch diejenige der zu erlernenden Vokabeln. In dieser Hinsicht wird hoffentlich für den neusprachlichen Unterricht bald eine kräftige und gesunde Reaktion kommen; es ist unglaublich, was jetzt da oft dem Schüler, wie dem Lehrer (zum Durchnehmen) zugemutet wird. Bedeutende Beschränkung nach dieser Richtung wird auch dem Lehrbuch von Barnstorff für die Zukunft nur nützen.

Lörrach (Baden). **J. Gutersohn.**

Entgegnung.

Auf die Besprechung meiner Schrift „Die eigene Weiterbildung im Französischen“ in Nr. 15 der N. Ph. R. gestatte ich mir folgendes zu entgegnen: Dieselbe ist nicht an „Lehrer in Amt und Würden“, sondern wesentlich an Studenten gerichtet; hat der Herr Rezensent also sich meine Bemerkungen „an den Schuhen abgelaufen“, so haben viele Studenten dies noch nicht gethan, wie mir mehrere Kundgebungen bezeugen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, werden seine Ausstellungen hinfällig, speziell die gegen die Accent-, Interpunktionslehre und Wortkunde gerichteten. Die weiteren einzelnen Beanstandungen sind zum Teil zu allgemein und unbestimmt, als dafs man darauf entgegnen könnte, zum Teil betreffen sie Fragen, deren objektive Richtigkeit nicht entschieden ist, so dafs jeder bei seiner Meinung bleiben darf, z. B. betr. muet (afz. muel). Dafs eine Bemerkung über den invertierten Konditionalsatz „schon“ in F. Kerns Deutscher Satzlehre sich findet, konnte mir kein Grund sein, sie zu unterdrücken.

Wolfenbüttel, im Sept. 1898. Prof. Dr. **G. Schmeding.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 19. November. Nr. 23, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

287) **Platons ausgewählte Dialoge** erklärt von **Hans Petersen.** Erster Teil. Apologie. Kriton nebst Abschnitten aus anderen Schriften. Berlin, Weidmann, 1896. V u. 114 u. 36 S. 8.
Geb. *ℳ* 1.50

Vorliegende Schulausgabe bietet auf 114 Seiten zusammenhängenden Text und in einem gesonderten, in das gebundene Buch praktisch eingesteckten Heftchen auf 36 Seiten Anmerkungen. Der Text bietet drei Abteilungen, I. Zur Charakteristik des Sokrates. 1. Sokrates beim Arginusenprozefs (Xen. Hell.). 2. Sokrates und die Dreifsig (Xen. Mem.). 3. Lobrede des Alkibiades auf Sokrates (Symp.). 4. Aus den Wolken des Aristophanes (92—104; 112—118; 218—225). 5. Über die Ideeenlehre und ihren Zusammenhang mit Sokrates (Ar. Met. I, 6. XII, 4). 6. Stellung des S. zu Anaxagoras (Phaedo 96 A — 98 D). 7. Die Maieutik des S. (Theaet. 150 B — 151 D). II. Apologie und Kriton. III. Ausgewählte Stücke: 1. Phaidon (57 A — 69 E, 114 D — 118). 2) Theaitetos (172 C — 177 C). 3. Politeia (514 — 518 B). 4. Menon (89 E — 94 E). 5. Phaidros (274 C — 277 A). Dann folgt noch ein Anhang (S. 110 bis 114), in welchem zu verschiedenen Stellen der Apologie und des Kriton erläuternde Schriftquellen gegeben werden, so z. B. zu Ap. 22 C *ἐνθουσιά-*

ζοντες Ion. 533E—534E, zu 23B πενίᾳ μυρίᾳ Eupolis inc. fr. 10 (Meineke) u. s. w.

Aus dieser nackten Inhaltsangabe sieht man schon, dafs mancher manches anders wünschen würde. Wozu der Anhang? Oder, um nicht gar zu streng zu sein, wozu die ganz kleinen Fetzen im Anhang? Werden die nicht besser einfach vom Lehrer an Ort und Stelle gegeben, anstatt dafs man nun jedesmal von der Mitte des Buches zum Ende zu sehen hat? Und dann: ein Hauptgrundsatz des Bräunig folgenden Herausgebers ist ja der, dafs der Kommentar „sich jeder sachlichen Erklärung enthalten“ soll!

Die dem eigentlich der Lektüre dienenden Text vorausgeschickte Sammlung von allerlei, für das Verständnis des Sokrates und der Apologie wichtigen Stellen ist, wenn auch nicht vollständig — wo bleibt Gorgias? —, gewifs sehr schön und dem Lehrer, der auch bei vollster facultas doch nicht immer alles zugleich im Kopf hat, auch sehr bequem, aber, ob der Schüler rechten Gewinn davon haben wird? Ich sehe davon ab, dafs einzelnes, wie Ar. Met. für jeden Gymnasiasten einfach unverständlich bleiben mufs, aber das glaube ich bestimmt sagen zu können, dafs auch bei einem sehr guten Schülerjahrgang eine zu grofse Zersplitterung eintreten würde, wenn man sich auf die Durchnahme dieser Texte einlassen wollte. Auch zur Erreichung der extemporalis facilitas eignen sich die xenophontischen Schriften geschichtlichen Inhaltes weit besser. Ferner ist kein rechter Trennungsgrund zwischen Abschnitt I und III zu sehen. Wenn Petersen für ganz gute Klassen und einzelne begabtere Schüler seine recht hübsch ausgewählten Stücke bringen wollte, so hätte er das m. E. passender zusammen in einem Anhange gebracht.

Doch das sind eigentlich alles nur Äufserlichkeiten. Der Text ist der von Schanz, selbstverständlich mit Änderungen, über welche ich nichts sagen will, da dergleichen notwendigerweise eine subjektive Färbung annimmt, nur S. 31, 23 (*οὐ τοῦ αὐτοῦ κτλ.*) scheint mir auch mit Hilfe der Anmerkungen noch nicht verständlich. Von Druckfehlern ist ein sehr störender der auf S. 32, wo Z. 32 an Stelle von Z. 29 geraten ist.

Die Anmerkungen (welche übrigens Abschnitt III nicht erläutern) halten, was die Vorrede davon verspricht; nur das überflüssige Suchen im Lexikon und die Möglichkeit, dann doch noch irre zu gehen, ist dem Schüler erspart, nicht die Arbeit.

Im ganzen wird sich die Auswahl mit ihren Anmerkungen mit Nutzen gebrauchen lassen.

M.-Gladbach. **P. Meyer.**

288) **Novum Testamentum Graece.** Praesertim in usum studiosorum recognovit et brevibus annotationibus instruxit **J. M. S. Baljon.** Volumen primum continens Evangelia Matthaei, Marci, Lucae et Johannis. Groningae, J. B. Wolters, 1898. XXIII, 318. 8.

Eine für Studierende praktisch eingerichtete textkritische Ausgabe des Neuen Testaments wäre entschiedenes Bedürfnis, da der dreibändige Tischendorf und der zweibändige Westcott-Hort für die meisten unerschwinglich ist; daher ist der vorliegende von Herwerden unterstützte Versuch ein guter Gedanke; aber schon das Titelblatt machte den Referenten bedenklich. Wer die drei Worte Novum | **Testamentum Graece** so gedruckt sehen kann, dafs die zwei zusammengehörigen Worte mit verschiedenen Typen in zwei Zeilen, die nicht zusammengehörigen mit gleichen Typen in einer Zeile stehen, der zeigt, dafs es ihm an der nötigen Achtsamkeit auf das Kleine fehlt. Ebenso kann die allerdings wünschenswerte Sparsamkeit es nicht rechtfertigen, dafs die Einteilung des Textes in sinngemäfse Abschnitte so wenig ins Auge fällt; vgl. z. B. die Bergpredigt; da hätte der Herausgeber von Westcott-Hort mehr lernen sollen. Im übrigen gefällt die Druckeinrichtung dem Unterzeichneten; die Typen sind zwar klein und die Zeilen sehr breit, aber der reichliche Durchschufs ist angenehm. Dafs bei den Seitenüberschriften besser nicht blofs der erste Vers, sondern auch der letzte genannt und dafür die Seitenzahl weggeblieben oder auf den inneren oder unteren Rand versetzt worden wäre, sei als einzige Äufserlichkeit noch bemerkt. Wie steht es aber mit der Hauptsache, der Genauigkeit des Textes und den Grundsätzen der Bearbeitung? Auch hier erweckt zunächst die Liste der Addenda und Corrigenda kein sehr gutes Zutrauen. Dafs Matth. 1, 16 durch den häufigen Fehler, den die Buchdrucker „eine Leiche", unsere Gelehrten Ausfall durch Homoioteleuton heifsen, sieben Worte fehlen, ist berichtigt, nicht aber dafs Matth. 5 die Bergpredigt anfängt: 3 *μακάριοι οἱ πραεῖς* etc., dann 4 *μακάριοι οἱ πτωχοὶ* ... 5 *μακάριοι οἱ πενθοῦντες*. Sehen wir die Anmerkung zu dieser Stelle an, so lautet sie: „4, 5 *μακ. οι πραεις ante μακ. οι πενθ. cum* CD, 33, ... *μακ. οι πενθ. ante*

μαχ. οι πραεις cum ℵBCEK ...“. Zum Fehler im Text kommt noch ein Fehler im Apparat, indem dieselbe Handschrift C für die entgegengesetzten Lesarten aufgeführt ist. Auch sonst ergaben Stichproben allerlei Fehler, sogar gegenüber von Tischendorf; und des letzteren Unrichtigkeiten sind einfach hinübergenommen; z. B. die vom Unterzeichneten inbetreff des wichtigen Codex D nachgewiesenen (Matth. 11, 21; 13, 29. Luk. 3, 16; 9, 9. 10; Joh. 5, 2; 6, 35 etc.). Auch die Einrichtung des Apparats giebt zu Ausstellungen Anlafs. Zur Textlesart *πορευθεὶς ἀνάπεσε εἰς τὸν ἔσχατον τόπον* lautet der Apparat Lc. 14, 10:

„*αναπεσε cum* ℵ*AB*EHKSUVΓΠ. αναπεσαι cum B³GLMXΔΛ. αναπεσον cum minusc. DClem. αναπιπτε*“.

Wichtiger als die Uncialenreihen wäre es gewesen zu sagen, dafs *DClem. πορευθεις* wegläfst und *εἰς τ. ἔσχ. τόπον* vor dem Verbum hat. Matth. 15, 5 heifst die Textlesart ὃ ἂν und der Apparat dazu *D*** 1 *legunt ο αν*; was in *D** und den übrigen Hdsch. steht, ist nicht ersichtlich. Nach diesen Stichproben wird zu sagen sein, es fehlte bei der Ausgabe die nötige Akribie. Aber auch das Prinzip, aus Tischendorf die langen Uncialreihen herüberzunehmen, ist verfehlt. Immerhin mag derjenige, dem die grofsen textkritischen Ausgaben nicht zur Verfügung stehen, an diese Ausgabe sich halten; und in einem Stück ist sie auch den Besitzern der grofsen Ausgaben zu empfehlen. Der Herausgeber hat mit grofsem Fleifs die Konjekturen zusammengetragen, zum Teil auch in den Text aufgenommen, welche namentlich in Holland in neuerer Zeit zum Text des Neuen Testaments vorgeschlagen wurden. Nach des Referenten Urteil ist freilich ein grofser Teil derselben völlig unnötig; immerhin ist es bequem, sie hier beisammen zu haben, und darum heifst er die Ausgabe willkommen und wünscht, dafs des Verlegers Entschlufs keine zu grofse Enttäuschung bringen möge. Aber öffentlich mufs es einmal gesagt werden, dafs es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge besser wäre, statt den Text des Neuen Testamentes zum neunhundert- oder tausend- und xten mal zu drucken, textkritische Untersuchungen anzustellen und zu irgendeiner der bestehenden Textrezensionen einen praktischen Apparat in einem eigenen kleinen Bande zu veranstalten.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

289) **Cornelii Taciti Annales.** Für den Schulgebrauch erklärt von **W. Pfitzner.** I. Bändchen: Buch I und II. Dritte, umgearbeitete Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898. 140 S. 8. ℳ 1. 20.

Die vorliegende Neubearbeitung liefert ein erfreuliches Zeugnis von der Rührigkeit und unablässigen Sorgfalt, die der verdiente Herausgeber seinem römischen Lieblingsschriftsteller widmet, namentlich auch von der Aufmerksamkeit, mit welcher er die neuesten Forschungen verfolgt hat. Zugleich ist Pf. bestrebt gewesen, und zwar mit bestem Erfolge, den Kommentar „elementarer und populärer" zu gestalten als in den früheren Auflagen; Winke und Beihilfen zum Zwecke einer treffenden, gut deutschen Übersetzung sind zahlreicher gegeben, überhaupt die Anmerkungen stark vermehrt, in der Form indessen so kurz und prägnant gehalten, dafs der Umfang des Bändchens trotz den vielen Bereicherungen des Kommentars nur um vier Seiten gegen die zweite Ausgabe zugenommen hat. — Um eine ungefähre Vorstellung von dem Mafs der Umgestaltung zu geben, will ich beispielsweise aus 5 Kapiteln des I. Buches diejenigen Stellen anführen, zu denen der Kommentar neue oder umgeänderte (verbesserte) Noten bringt: 13, 3 *artibus egregiis*, 5 *suffecturi*, 10 *circumventi sunt* „dahingerafft", 13 *caput rei publicae* „Dativ", 18 *flexit* „lenkte ein", 21 *curatissimis* „eindringlichsten", 14, 5 *anxius invidia* „voll Angst und Neid", *in deminutionem sui* „als Herabsetzung", 8 *proconsulare imperium*, 15, 2 *obstrinxit* „absolut", 7 *libens tenuit*, 16, 6 *eo principio*, 7 *discordare* „meutern", 10 *miscere coetus doctus*, 17, 1 *promptis iam et aliis ... ministris; velut contionabundus*, 4 *nutantem* „unsicher", 9 *trahi adhuc*, 21 *sibi adspici* = *a se*.

Auch hinsichtlich der Gestaltung des lateinischen Textes glaubte Pf., „wenngleich nicht immer mit vollster Überzeugung", den andern Annalenausgaben sich noch mehr als bisher annähern zu sollen. Und darin hat er m. E. recht gehandelt. Die Änderungen dieser Art erstrecken sich nicht nur auf Fälle wie I, 16 a. E. *di lapsis* statt des überlieferten *delapsis*, oder II, 11, 5 *di ducerent* (früher *deducerent* mit einer gezwungenen Deutung), wo in der Hs. augenscheinlich einer der allerhäufigsten Fehler vorliegt, sondern auch auf einige andere Stellen, die durch leichte Emendationen als geheilt zu betrachten sind. — I, 11, 1 liest Pf. jetzt *var ie disserebat*, indem er zur Erklärung auf die W. *suspensa et obscura ... implicabantur.* Nebenbei bemerkt, bietet sich für diese Charakteristik

von des Tiberius gewundener Redeweise eine psychologisch nicht uninteressante moderne Parallele bei Prosper Mérimée, Briefe an eine Unbekannte, II, S. 347, wo er den Briefstil Philipps II. schildert. — 76, 9 *in vulgum formidolosum* (Lipsius: *in vulgus*); II, 13, 14 *Intendit ea contumelia* (nach Andresens Kollation des Med.). Hier könnten einige Parallelstellen aus den Hist. und Ann. den betr. Gebrauch von *intendere* anschaulicher machen. — I, 8, 3 hat Pf. die Vulgata mit Recht verlassen und schreibt mit Nipperdey *nomen Augustum.* 10, 2 versucht er *Q. Pedii et Vedii Pollionis;* Pedius sei der im Dialog 17 als Mitkonsul des Augustus genannte Schwiegersohn Cäsars.

Die Emendation Murets 4, 14 *exul egerit,* erkennt der Herausgeber nicht als solche an und bleibt bei dem überlieferten *exulem egerit* „die Rolle eines Verbannten spielte". Allein Tib. war, wenn auch nicht förmlich, doch thatsächlich verbannt gewesen, und darauf kommt es im Zusammenhang wesentlich an. Das folgende *aliquid ... meditatum* läfst sich auch kaum erfolgreich verteidigen. — 28, 4 liest Pf. jetzt *pr. cessura, quae peragerent.* So würde jedoch Tac. nicht geschrieben haben, um auszudrücken, „es werde das, was sie durchführen wollten, einen glücklichen Fortgang haben". Ich möchte deshalb lieber bei *qua pergerent* bleiben, wenn nicht vielleicht der Ursprung der Korruptel in einer (alten) Verwechselung von *a* und der Abbreviatur für *per (p)* zu suchen und *quae agerent* herzustellen ist. Seyffert wollte *quae pararent* schreiben, was indessen diplomatisch nicht nahe genug liegt. 32, 14 *neque disiecti, nil p. instinctu (M).* Damit kehrt Pf., was ich nicht zu billigen vermag, zu der La. seiner ersten Ausgabe zurück, nachdem die zweite, sprachlich richtiger, paläographisch aber unwahrscheinlich, die umgekehrte Stellung der Negationen vorgezogen hatte. Grotius hatte doch wohl recht, *nil* durch *nec* zu ersetzen. — Auch 58, 2 bleibt der Herausgeber bei der Tradition: *Vetera in provincia,* wogegen sich nur sachliche Gründe geltend machen lassen.

Der Kommentar zeigt, wie bereits bemerkt, überall die deutlichen Spuren prüfender Thätigkeit, sowohl was den Inhalt, als auch was die Form der Anmerkungen betrifft. Man begegnet kaum einer Erklärung, die sich als überflüssig bezeichnen liefse, eher wird hier und da eine solche vermifst. Kleine Unvollkommenheiten erklären sich aus dem Bestreben des Verfassers nach möglichst knapper Fassung der Anmerkungen. So ist die Bemerkung zu I, 1, 11 „nach *postquam* setzt Tac. häufig Im-

stimmter: mit Dativ der Person, oft auch mit dem Neutrum eines Pronomens als Accusativobjekt (*eadem adstrepere*). — Pfitzners Interpunktion 43, 24 *contra Druso. proavus eques Romanus sqq.* ist aus stilistischem Grunde unwahrscheinlich. Allerdings wird die Verbindung *Druso proavus* durch solche Beispiele, wie *rex Hiberis,* nicht zureichend gerechtfertigt, und dafs die Form *Druso* als Dativ incommodi gedacht ist, lehrt der Zusammenhang, namentlich der Gegensatz zu *Germanico.* Mir scheint die Annahme eines Anakoluths am nächsten zu liegen: *Druso proavus eques R. oberat (claritudinem minuebat), quippe qui ... videbatur.* So etwa wollte Tac. schreiben, zog aber beide Sätze nach seiner Weise zusammen. — 20, 2 *astus* „Accusativ“ ist gewifs die nächstliegende und natürlichste Deutung; *vertebat* „suchte zu wenden“, würde ich hinzufügen. Die Stelle Agr. 37 *consilium Brit. in ipsos versum* spricht jedenfalls eher für diese Auffassung, als für die Andresens und anderer, die einen Subjektswechsel vermuten und demgemäfs *vertebat* intransitiv = „schlug aus“ erklären. Schon das Tempus des Zeitworts müsste hiergegen bedenklich machen. — Zum Schlufs sei noch auf eine interessante Aufgabe hingewiesen, die darin bestünde, nachzuforschen, durch welche Dichterstellen (von Äschylos, Gef. Prom. 1085 ff., bis zu Ovid und Seneca herab) möglicherweise die poetische Schilderung des Sturmes in der Nordsee (II. 23) beeinflufst worden sein mag. Es lohnte sich wohl, den Anteil, welchen Phantasie und dichterische Reminiszenzen an jener Darstellung gehabt haben, etwas genauer zu bestimmen und den der Wirklichkeit entsprechenden Rest auf das gebührende Mafs zurückzuführen.

Frankfurt a. M. **Eduard Wolff.**

---

290) **A. N. Jannaris, An Historical Greek Grammar** chiefly of the Attic Dialect as written and spoken from Classical Antiquity down to the Present Time, founded upon the Ancient Texts, Inscriptions, Papyri and Present Popular Greek. London, Macmillan and Co. XXXVIII u. 737 S. 8. 25 sh.

Eine historische Grammatik des Griechischen? Also hätte Paul Kretschmers „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache“ (s. o. 1897 S. 278—285) unerwartet rasch eine Fortsetzung gefunden? Leider ist dies nur in sehr verengertem Sinn der Fall. Der Verfasser beschränkt sich, wie er schon im Titel anzeigt, auf eine Darstellung des geschriebenen und gesprochenen attischen Dialektes von der Zeit des klassischen

gänzt „so dafs sie dem Segestes verzeihen sollten“. Das entspricht jedoch nicht notwendig dem Zusammenhang; vielmehr dürften die der Wahrheit näher kommen, welche lediglich den Satz *quod* — *viderint* als Objekt von *excusaturos* betrachten und unter Betonung der ursprünglichen Bedeutung des Wortes (als Frequentativ von *excutere;* vgl. *cogitata, opinionem exc.*) etwa so übersetzen: „sie würden niemals recht (ganz) den Gedanken (die schmachvolle Erinnerung) von sich abschütteln (loswerden) können, dafs ...“. Der Gegensatz liegt mehr in der vaterlandslosen Gesinnung des Segest, der eben nicht als echter Germane fühlt und denkt, daher drüben bei den Römern sich wohl fühlen mag. — 68, 6 *proruunt fossas* sucht bekanntlich Zöchbauer so zu interpretieren: „sie stürzen vorwärts nach den Gräben“ (in s. antikritischen Untersuchungen S. 13 hält er diese Auffassung fest), und Pf. schliefst sich ihm hierin an. Allein die Analogie von *irrumpere portam, castra* u. s. w. kann nicht für eine Konstruktion von *proruere* mit dem Akkus. der Richtung geltend gemacht werden. Vgl. übrigens zu II, 11, 11. Die Prägnanz des Ausdrucks *proruere fossas* findet eine gute Erläuterung in Liv. IX, 14, 9.

81, 2 *vix quicquam firmare ausim; f.* steht bei Tac. nicht für *adfirmare* „etwas Sicheres behaupten“. Ist das nicht etwas zu viel gesagt? Vgl. VI, 6. 28. 50. Hist. II, 9. Eine begriffliche Nüance wird hier ebenso wenig nachweisbar sein wie in zahlreichen andern Fällen, wo Simplex pro composito steht. — II, 5, 5 *celerandae victoriae,* wie XII, 46, 4 *obpugnationem celerare* = *accelerare* (sonst dreimal intransitiv), kommt sonst in Prosa vor Tac. nicht vor. — II, 9, 6 ist durch ein Komma hinter *permissum* die richtige Auffassung der Stelle in geeigneter Weise schärfer betont. — 10, 1 *diversi ordiuntur* möchte ich (statt mit „uneins“) lieber so wiedergeben: „Dann beginnen sie ihre entgegengesetzten Gesinnungen zu äufsern (zu entwickeln).“ Furneaux: in opposite strains. Vgl. 73 a. E. *diversi interpretabantur,* u. VI, 22, 2 *diversos reperies,* wozu Pf. bemerkt: „*div.* bezeichnet die ganz entgegengesetzten Ansichten der verschiedenen Philosophen“. — 11, 11 *densissimos irrumpens* „Accusativ“, s. I, 48 (*irrumpunt contubernia*). Diese Erinnerung scheint entbehrlich, um so mehr, als Tac. mit Ausnahme von Dial. 11, 16. Ann. VI, 16, 1 u. XI, 17, 2 wo *irrumpere* bildlich angewendet wird, die Präpos. nach diesem Verbum überhaupt nicht gesetzt hat. Zudem findet sich der transitive Gebrauch von *irrumpere* schon bei Cäsar und Sallust. — 12, 10 *adstrepere* „bei Tac. sowohl mit Accus. als mit Dativ“. Be-

stimmter: mit Dativ der Person, oft auch mit dem Neutrum eines Pronomens als Accusativobjekt (*eadem adstrepere*). — Pfitzners Interpunktion 43, 24 *contra Druso. proavus eques Romanus sqq.* ist aus stilistischem Grunde unwahrscheinlich. Allerdings wird die Verbindung *Druso proavus* durch solche Beispiele, wie *rex Hiberis,* nicht zureichend gerechtfertigt, und dafs die Form *Druso* als Dativ incommodi gedacht ist, lehrt der Zusammenhang, namentlich der Gegensatz zu *Germanico.* Mir scheint die Annahme eines Anakoluths am nächsten zu liegen: *Druso proavus eques R. oberat (claritudinem minuebat), quippe qui ... videbatur.* So etwa wollte Tac. schreiben, zog aber beide Sätze nach seiner Weise zusammen. — 20, 2 *astus* „Accusativ" ist gewifs die nächstliegende und natürlichste Deutung; *vertebat* „suchte zu wenden", würde ich hinzufügen. Die Stelle Agr. 37 *consilium Brit. in ipsos versum* spricht jedenfalls eher für diese Auffassung, als für die Andresens und anderer, die einen Subjektswechsel vermuten und demgemäfs *vertebat* intransitiv = „schlug aus" erklären. Schon das Tempus des Zeitworts müsste hiergegen bedenklich machen. — Zum Schlufs sei noch auf eine interessante Aufgabe hingewiesen, die darin bestünde, nachzuforschen, durch welche Dichterstellen (von Äschylos, Gef. Prom. 1085 ff., bis zu Ovid und Seneca herab) möglicherweise die poetische Schilderung des Sturmes in der Nordsee (II. 23) beeinflufst worden sein mag. Es lohnte sich wohl, den Anteil, welchen Phantasie und dichterische Reminiszenzen an jener Darstellung gehabt haben, etwas genauer zu bestimmen und den der Wirklichkeit entsprechenden Rest auf das gebührende Mafs zurückzuführen.

Frankfurt a. M. **Eduard Wolff.**

---

290) **A. N. Jannaris, An Historical Greek Grammar** chiefly of the Attic Dialect as written and spoken from Classical Antiquity down to the Present Time, founded upon the Ancient Texts, Inscriptions, Papyri and Present Popular Greek. London, Macmillan and Co. XXXVIII u. 737 S. 8. 25 sh.

Eine historische Grammatik des Griechischen? Also hätte Paul Kretschmers „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache" (s. o. 1897 S. 278—285) unerwartet rasch eine Fortsetzung gefunden? Leider ist dies nur in sehr verengertem Sinn der Fall. Der Verfasser beschränkt sich, wie er schon im Titel anzeigt, auf eine Darstellung des geschriebenen und gesprochenen attischen Dialektes von der Zeit des klassischen

Altertums bis auf den heutigen Tag. Dagegen ist an und für sich nichts einzuwenden: gerade diese Periode ist in einem grofsen Zusammenhang noch nicht wissenschaftlich dargestellt worden, und die Entwickelung des Attischen zur hellenistischen *κοινή*, sowie die Entstehung fast aller neugriechischen Dialekte aus dieser rechtfertigt die Zusammenfassung auch sachlich. Bedenken und Kopfschütteln mufs es aber erregen, wenn der Verfasser die Einschränkung seines Stoffes noch auf andere Weise begründet. Er fafst „historisch“ nicht blofs als „entwicklungs-geschichtlich“: er stellt seine „historische“ Grammatik in bewufsten Gegensatz zur „prähistorischen“ oder, was bei ihm gleichbedeutend ist, zur „unhistorischen“ der Indogermanisten. Diese sind ihm wieder einmal die wahren Erben der verderblichen Sprachphilosophen, spekulative Theoretiker, die sich nur mit der Rekonstruktion einer phantastischen Ursprache abplagen und von dem reichen Einzelleben der Sprachen oder gar von den Pulsschlägen einer lebendigen Sprache keine Ahnung haben. Ob der Verfasser bei diesen Behauptungen wohl daran dachte, dafs Gustav Meyer, der gegen Wilamowitz die Sache der „prähistorischen“ Sprachvergleicher verfocht, der zur „Bibliothek indogermanischer Grammatiken“ die griechische beisteuerte, den besten Kennern des Neugriechischen beigezählt wird? Dafs die Indogermanisten es früher als die übrigen dem *ἀπό* und andern Rebellen verziehen haben, dafs sie den Akkusativ zu sich nahmen? Dafs man von philologischer und anderer Seite den Junggrammatikern die Übertragung von Gesetzen der lebenden Sprachen auf die toten lange genug verdacht hat? Dafs Brugmanns Grundrifs von den Anschauungen durchtränkt ist, die in Pauls Prinzipien und in Sievers Phonetik zusammengefafst sind, Werken, aus denen einem der Hauch der lebendigen Sprache entgegenweht?

Freilich bei aller methodischen Förderung, die wir den lebenden Sprachen verdanken: sie können nicht die einzige Grundlage für die wissenschaftliche Erkenntnis der toten werden. „Unlike prehistoric or Indo-Germanic Greek, with its conjectural data“, betont der Verfasser mit Nachdruck, „modern Greek with its actual data forms a sure b a s i s for scientific or critical research.“ Niemand wird das Körnlein Wahrheit dieser Behauptung verkennen, aber welcher Sachverständige wagt zu leugnen, dafs die Arbeit der Indogermanisten (um von den lediglich altklassischen Philologen hier abzusehen) ein ganz anderes Licht auf die älteste bis auf die klassische Zeit der griechischen Sprache geworfen hat,

als die Rückschlüsse aus dem Neugriechischen es je vermögen werden? Kann der späte Enkel uns mehr vom Ahnen erzählen, als die indogermanischen Brüder desselben, die mit ihm aufwuchsen?

Dafs aber der Blick getrübt und das Urteil befangen wird, wenn man sich eigensinnig nur auf den Standpunkt einer modernen Sprache stellt, hat Jannaris selbst am besten bewiesen. Davon zeugen seine Ausführungen über die Aussprache und den Akzentcharakter des attischen Dialekts. Ich kann blofs ein paar Punkte hervorheben. Als entschiedener Neugrieche bekämpft er selbstverständlich die sogen. Erasmische Aussprache, obwohl er sich als deutscher Student eine Zeit lang zu ihr bekannt hatte; ausführlich wird besonders die mit den Akzentfragen verwickelte Frage der Vokalquantitäten behandelt, die Jannaris nicht blofs an gehöriger Stelle im Text S. 31 ff., sondern noch einmal in einem eignen Anhang S. 519 bis 540 erörtert. Veranlafst ist die ganze Auseinandersetzung offenbar durch die Thatsache, dafs das Neugriechische nicht mehr zwischen kurzen und langen Vokalen (im Sinne des Altgriechischen) unterscheidet, und dafs hier nur die exspiratorisch betonten Vokale etwas länger als die unbetonten gesprochen werden (A. Thumb, Handbuch der neugriechischen Volkssprache, Strafsburg 1895, § 5). Als Ausgangspunkt stellt der Verfasser S. 36 im Hinblick auf die durch Euklid offiziell gemachte Alphabetreform den Grundsatz auf: „as long as the vowel symbols *η* and *ω*, together with their combinations *ῃ* and *ῳ*, *ηυ* and *ωυ*, did not exist, they cannot claim a sound of their own.“ Mit dem gleichen Recht kann man aus der Schreibung *videre* oder *amorem* natürlich beweisen, dafs der zweite Vokal dieser Wörter im Lateinischen kurz war. Ganz und gar übersehen wird, dafs *η* und *ω* keineswegs blofs auf sekundären, einzelsprachlichen Kontraktionen beruhen, sondern dafs die Naturlänge vieler griechischer *η* und *ω* durch die verwandten Sprachen ausdrücklich als uralt bezeugt ist: die spätere regelmäfsige Schreibun gsolcher Stämme oder Suffixe mit *ω* oder *η* bliebe ganz unverständlich, wenn nicht ein ununterbrochener Zusammenhang zwischen der indogermanischsn und griechischen Quantität bestünde. Ich führe als Beispiele blofs ein paar Suffixe auf, den Nom. Sing. der *-ter*-Stämme auf **-tēr, *-tē*: *πατήρ* ai. *pitá* — *μήτηρ* ai. *mātá* lit. *motė̃, mótė* „Weib“; das Optativ-Suffix **-iiē-*, **-iē-*: *εἴησ* ai. *syās* alat. *siēs*; die 1. Sing. auf **-ō*: *φέρω* lat. *ferō* got. *baíra;* den Nom. Sing. der *-n*-Stämme auf **-ōn* und **-ō*: *κύων* ai. *śvā* lit. *szũ*-lat. *homō* ahd. *gomo* [1]). Bei seinem

1) Nach § 376 freilich scheint Jannaris unbekümmert um die andern Sprachen

wunderlichen starting-point kommt der Verfasser natürlich auch zu wunderlichen Schlufsresultaten, vgl. § 29e S. 42 und Appendix II, § 15 S. 535. Ich will nur ein Stück aus der ersten Stelle hier einrücken: Jannaris meint, die durch Euklid abgeschlossene Alphabetreform sei „originated not in the need of symbolizing pre-existing sounds, but in the need of symbolizing metrical phenomena (?). In other words, the new or scholastic spelling was not the result of previous phonetic growth, but the very cause of the subsequent (post-Eucleidian) phonetic system. It is therefore misleading to start from the assumption, for primordial Greek, of sounds which are not symbolized, and to treat them as concrete tests by the side of the old symbols for phonetic research is surely a false method."

Vom Akzent heifst es S. 511: diejenigen, welche behaupten, dafs das Griechische, und nur das klassische Griechisch, auf dem musikalischen Akzent begründet war, glauben an eine physiologische Unmöglichkeit oder wenigstens an eine einzig dastehende Erscheinung. Jannaris weifs selbst, dafs die jetzigen Verfechter eines vorwiegend musikalischen Akzentes im Altgriechischen und Altindischen eine naturgemäfs nebenher laufende, freilich sehr schwache exspiratorische Betonung ohne weiteres zugeben [1]), er möchte aber, im Bann des Neugriechischen stehend, die Theorie von der musikalischen Betonungsweise ganz und gar über Bord werfen. Seine positiven Beweise entnimmt er den sprachlichen Thatsachen der Kontraktion, der Synizesis, der Vokalreduktion und der Synkope (namentlich App. I, § 13—17, S. 512—514 und an den dort noch einmal beigezogenen Stellen des Textes): sie sollen alle nur unter wesentlich exspiratorischer (dynamischer) Betonung erklärbar sein. Aber die griechischen Kontraktionen begegnen uns ganz gleichmäfsig in betonten und unbetonten Silben, während beide Silbenklassen auf einen exspiratorischen Akzent doch wohl verschieden reagieren müfsten. Wenn ein solcher die Ursache wäre, wie sollten dann die durch eben diesen Akzent geschützten Vokale *α* und *ε* in *τιμάω*

---

urgriechische Nominative auf **-ĕrs*, **-ŏrs*, **-ĕns*, **-ŏns* vorauszusetzen (*πατήρ*, *ῥήτωρ*, *ποιμήν*, *δαίμων*).

1) J. Wackernagel, Beiträge z. Lehre v. griech. Akzent, Basel 1893, S. 28; P. Kretschmer, Der Übergang von der musikalischen zur exspiratorischen Betonung im Griechischen. K. Z. 30 (N. F. 10), S. 591—600; H. Hirt, Der indogermanische Akzent, Strafsburg 1895, S. 24ff.; K. Brugmann, Grundrifs, I², S. 59; J. Wackernagel, Altindische Grammatik, I, S. 284; H. Jacobi, Der Akzent im Mittelindischen. K. Z. 35, S. 563—578.

und *φιλέομεν* bei der Kontraktion gänzlich unterdrückt werden? In den meisten der unter dem Namen Synizesis (Gustav Meyer, Griech. Gramm. 1896[3], S. 196 und 219 ff.) zusammengefafsten Fällen sind zwar die Vokale *ι υ ε* bei gänzlicher Accentlosigkeit neben andern Vokalen zu Halbvokalen geworden, z. B. hom. *πόλιος* B 811, *θεοί* A 18, aber sie sind ursprünglich [1]), wie Jannaris ganz richtig sieht, unter dem Einflufs eines rascheren Sprechtempos entstanden [2]) und vom wechselnden Satz - d. h. Sinnakzent abhängig; wären sie in den Bannkreis eines exspiratorischen Wort- oder Silbenakzentes geraten, so müfste der Lautwandel, wie jeder andere, regelmäfsig eintreten. Jannaris hat sich hier ersichtlich wieder vom Neugriechischen verleiten lassen: hier verliert unter dem Einflufs eines stark exspiratorischen Akzentes jeder — und das ist das Wesentliche — *i* und *e* Laut, der im Innern eines Wortes mit einem ihm folgenden dunkleren Vokal zusammenstöfst, seinen Silbenwert und wird konsonantisch (Thumb l. c. § 11). (Schlufs folgt.)

---

291) **G. Adler, Die Sozialreform im Altertum.** Jena, Fischer, 1897. 98 S. 8. ℳ 2.

Diese Schrift ist ein Sonderabdruck aus dem zweiten Supplementband des Handwörterbuches der Staatswissenschaften, herausgegeben von Conrad, Elster u. s. w. Sie behandelt die sozialreformatorischen Bestrebungen bei den Juden, die erfolglos blieben, die erfolgreichen der Griechen, insbesonders des Solon, der Tyrannis, später des Agis und Kleomenes, die zur Revolution führenden der Gracchen sowie die verderbliche Sozialpolitik der Kaiser. Gelingen oder Mifslingen einschneidender Reformen dieser Art hält der Verfasser für bedingt durch die ethische Beschaffenheit der Volksmenge und ihre Fähigkeit, sich nachdrücklich für ihre Forderungen einzusetzen.

Der Aufsatz wird solchen, die sich bisher mit den wirtschaftlichen Fragen im Altertum nicht beschäftigt haben, manche Belehrung bringen und enthält auch einige gute Bemerkungen. Als eine wirkliche Darstellung der Sozialreform im Altertum kann er aber darum nicht gelten, weil der Verfasser nebst einer ad hoc erworbenen und nicht sehr eindringlichen Kenntnis der antiken Überlieferung, vorzugsweise aus einigen

---

1) Dafs sie nachher metri causa weitere Verwendung fanden, ist nicht mehr als natürlich.

2) Brugmanns „Allegroformen", vgl. Grundrifs, I[2], § 54, Anm. 1.

neueren darstellenden Werken und Spezialuntersuchungen schöpft, und wie das bei solchem Verfahren unvermeidlich ist, eine Anzahl arger Irrtümer begeht. Der Hauptirrtum seiner Darlegung ruht darin, dafs A. der Sozialreform Solons und der Peisistratiden eine dauernde Wirkung für den Bestand einer freien Bauernschaft zuschreibt, dafs er gar nichts davon weifs, dafs in dem Handels- und Industriestaat Athen seit dem peloponnesischen Krieg wiederum eine soziale Zerklüftung der Gesellschaft eingetreten ist, dafs es wie früher in den Händen des Adels Latifundien, so nun in denen der Bankhalter und Fabrikanten, die zum grofsen Teil ursprünglich Metöken waren, übergrofse Vermögen gegeben hat, dafs ferner die Reform Platons diesen unerträglich gewordenen Verhältnissen ihren Ursprung verdankt und durch die Hinüberführung der sozialen Reform auf das ethische Gebiet Abhilfe schaffen wollte. Nur diese Unkenntnis macht begreiflich, dafs der Verfasser von dem mit den sozialpolitischen Theorieen sich beschäftigenden Bande, der von R. Pöhlmanns Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus bis nun vorliegt, in dem gerade Platons Reformpläne den breitesten Raum einnehmen, hat sagen können, er sei für seinen Zweck ganz unbrauchbar und stellenweise irreführend. Ich bin zwar auch der Ansicht, dafs der noch ausstehende Band dieses Werkes, der die Geschichte der sozialen Kämpfe und Reformen enthalten wird, den Inhalt des vorliegenden besser verstehen lehren wird und darum die Reihe der Darlegungen hätte eröffnen sollen. Das Urteil Adlers über die verdienstliche Arbeit Pöhlmanns, der erst mit dem Vorurteil vieler philologischer und historischer Forscher über Platons und des Aristoteles Reformpläne hat aufräumen müssen, ist aber darum doch nicht gerechtfertigt, sondern beweist nur, dafs A. von Pöhlmann nicht gelernt hat, wie viel uns diese „Utopisten“ über die herrschenden sozialen Mifsstände ihrer Zeit lehren. Insbesonders mit Rücksicht auf des Verfassers Ansicht S. 90, dafs die Sozialreform in Attika lehre, wie Revolutionen, die von kräftig aufstrebenden Klassen getragen werden, auch dann im grofsen und ganzen die erstrebten wirtschaftlichen Resultate erzielen, wenn sie buchstäblich eine Teilung der unrechtmäfsig erworbenen Vermögen erzwingen, mufs doch betont werden, dafs die erträglichen Zustände in Athen durchaus nicht von langer Dauer waren und dafs die Sozialpolitik der Demokratie nur so lange sich als möglich erwies, als ein engherziges, die Bundesgenossen und Unterthanen ausbeutendes Verfahren die nötigen Geldmittel für Athen schuf.

Mit dem Regiment des Antipatros in Athen und mit Kleomenes Tod in Ägypten hörten allerdings bei den Griechen des Mutterlandes die sozialreformerischen Bestrebungen auf, allein an Stelle der alten Freistaaten treten nun die hellenistischen Reiche. Deren Geschichte bietet für eine Behandlung dieses Gegenstandes aufserordentlich reiches Material. Darüber findet sich bei A. gar nichts, und diese Lücke ist um so empfindlicher, als die Fäden immer deutlicher werden, die von den Diadochenstaaten nach dem römischen Kaiserreich sich hinüberziehen.

Die Überlieferung über die Geschichte Roms vor dem Zeitalter der punischen Kriege ist allerdings arg getrübt, aber doch nicht so hoffnungslos entstellt, dafs es unmöglich wäre, die sozialpolitischen Kämpfe dieser Zeit und die Mittel, die zu ihrer Lösung angewendet worden sind, darzustellen. Auch darüber findet sich bei A. kein Wort. Für die Beurteilung der gracchischen Reformen im Vergleich zu denen der solonischen Zeit und der imperialistischen Sozialpolitik der Peisistratiden kommt der von dem Verfasser nicht genügend betonte Unterschied der staatlichen Entwickelung Athens im Anfang des sechsten und jener Roms am Ende des zweiten Jahrhunderts sehr erheblich in Betracht. Eine so radikale Mafsregel wie die soziale Reform Solons war in den kleinen Verhältnissen Attikas durchzuführen, in dem geeinigten Italien der gracchischen Zeit unmöglich, von den durch die Nobilität vertretenen Interessen der Reichspolitik ganz abzusehen. In Rom hat eine auf die Grofsmachtstellung und auswärtigen Eroberungen Verzicht leistende und die kleinen Verhältnisse des griechischen Stadtstaates resigniert als Ideal hinstellende politische Theorie keinen Boden finden können, als die Gracchen es unternahmen, die sozialen Mifsstände zu beseitigen. Es ist also nicht blofs das Festhalten an den „traditionellen aber widergesetzlichen und staatsmörderischen Privilegien bei der Nobilität, und die Habgier und Charakterlosigkeit des niederen Volkes“, die den Versuch der Gracchen scheitern machten, sondern das Gelingen der Reform in dem einen, das Mifslingen in dem anderen Falle ist auch noch durch andere Umstände verursacht gewesen. Die Folgerung des Verfassers, dafs die auf Teilung des unrechtmäfsig erworbenen Besitzes abzielende Revolution Solons zum Ziele führte, weil sie von kräftig aufstrebenden Klassen gemacht wurde, dafs dagegen die gracchische scheiterte, weil sie nicht von einer kräftig aufstrebenden Masse getragen wurde, giebt keine zureichende Erklärung.

Die Diäten für den Besuch der Volksversammlung und die richter-

liche Thätigkeit der Geschworenen sowie das Theorikon in Athen stellt der Verfasser in Gegensatz zu den brutalen Schaustellungen der Römer, und sieht darin notwendige Konsequenzen der antiken Demokratie. Das ist richtig, aber nicht genug. Es mufste hinzugefügt werden, dafs trotz der Diäten und des Gerichtssoldes weder die Volksversammlung noch die Gerichtshöfe eine wirkliche Vertretung der athenischen Bürgerschaft waren, sondern dafs dadurch nicht blofs infolge der „Entartung“, sondern prinzipiell die Herrschaft der untersten Schichten im Staate etabliert und der Korruption Thür und Thor geöffnet worden ist. So ist es dem grofsen Kapital möglich geworden, auch in der extremen Demokratie seine Interessen wahrzunehmen, und so sind jene Zustände eingetreten, denen Staatsmänner und Philosophen, unter ihnen Platon und Aristoteles, haben abhelfen wollen.

Graz. **Adolf Bauer.**

292) **Antoine Benoist, Essais de Critique Dramatique.** Paris, Librairie Hachette & Co., 1898. 384 S. 8. Fr. 3,50.

Studien, wie die vorliegenden des Universitätsprofessors B., die, ohne vollständige Biographieen oder zusammenhängende Darstellungen sein zu wollen, das litterarische Wirken von Männern der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit in seiner Entwickelung verfolgen, es charakterisieren und schliefslich in eine Formel zu bringen versuchen, sind in Deutschland seltener als in Frankreich. Wir halten solcher Mühe vielfach nur unsere Klassiker für würdig. Dem Drange der Franzosen nach Klarheit entspricht es, dafs sie im allgemeinen früher als wir daran gehen, sich ein Gesamtbild von der Thätigkeit ihrer Schriftsteller zu machen, auf die Gefahr hin, das Bild später in einigen Zügen verändern oder auch ganz umgestalten zu müssen. Den verschiedenen Bedürfnissen entspricht die Zahl der bedeutenden Kritiker in beiden Ländern und auch das Ansehen, das sie in weiteren Kreisen haben.

Das oben genannte Buch, das wahrscheinlich aus Universitätsvorlesungen hervorgegangen ist, enthält fünf Aufsätze, die G. Sand, Musset, Feuillet als dramatische Dichter, ferner Augier und den jüngeren Dumas behandeln. Die fünf Namen führen uns von dem Zeitpunkte, wo das Publikum allmählich der Marionetten des bisherigen Bühnenherrschers Scribe müde wurde, bis in die Gegenwart, wo die Becque, Brieux, de Curel, de Porto-Riche, die Lavedan, Donnay und Rostand ihre Vorgänger ent-

thronen und zum alten Eisen werfen möchten. Des jungen Dumas „Dame aux Camélias", die 1849 verfafst, aber erst drei Jahre später von der Theaterzensur zur Aufführung freigegeben wurde, bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des französischen Dramas, ganz wie einst die „Précieuses Ridicules" und später „Andromaque". Der Romantismus war tot, aber durch nichts Neues bisher ersetzt worden, und dem klassischen Theater hatte der vereinzelte Triumph der „Lucrèce" kein frisches Leben geben können. So konnte denn Scribe mit seiner „Bataille de Dames" noch einmal einen grofsen Erfolg davontragen. Zwar waren ihm die Kenner bereits durch die lebendigen und schön geschriebenen ersten Stücke Mussets abspenstig gemacht worden; aber ein Einflufs auf das grofse Publikum oder die Entwickelung der dramatischen Kunst wurde durch diese Komödien noch nicht ausgeübt. Octave Feuillet sollte erst später seine ganze Originalität entfalten, ebenso wie Augier, dessen erste Stücke mehr die klassische Tradition zu verjüngen als neue Bahnen einzuschlagen schienen. Mit der „Kameliendame" kam endlich trotz aller in ihr noch enthaltenen romantischen Ideeen die Schilderung des wirklichen Lebens auf die Bühne, die, gleich weit von dem Marionettentum Scribes und dem späteren Naturalismus entfernt, Jahrzehnte hindurch das Ideal aller Bühnendichter war.

Benoist übt die Kritik nicht im Sinne Taines. Er bemüht sich nicht, die Dichter und ihr Werk aus ihrer Zeit heraus zu verstehen und ihre Bedeutung danach zu ermessen, ob und wie weit sie Spiegel und Chronik ihrer Epoche sind. Er bekümmert sich wenig um den Ursprung und die Entstehung des Werkes, sondern will das vorliegende klar erfassen, den Gedankengehalt darlegen, die Entwickelung der Handlung und der Charaktere aufzeigen und von einem zum anderen Stücke desselben Dichters verfolgen, welche Umwandelung in der Lebensauffassung, welche Fortschritte in der künstlerischen Darstellung sich zeigen. Es ist eine Freude, dem Verfasser in seinen Erörterungen zu folgen. Er versenkt sich so liebevoll in den Geist der Dichtung, weifs eine besonders gelungene Scene, ja ein glückliches Wort so ins rechte Licht zu setzen, Urteile früherer Kritiker zu ergänzen oder so geschickt zu bekämpfen, dafs man höchst selten zum Widerspruch kommt. Ein Schlufskapitel stellt gewöhnlich die in der jedesmaligen Untersuchung gewonnenen Resultate noch einmal kurz und übersichtlich zusammen und bemüht sich, den kürzesten Ausdruck für das Wesen des behandelten Autors zu finden. Auch hierin ist

der Verfasser meist überzeugend. G. Sand ist ihm eine so überwiegend epische Natur, dafs sie auf der Bühne, wo ihre Fehler, Mangel an Logik und Konzentration, zu klar hervortreten, nichts erreicht hat. Musset dagegen hat den dramatischen Instinkt in einem so hohen Grade, dafs gleich die ersten Stücke kleine Meisterwerke sind und sich sogar in seinen Gedichten oft ganz dramatischer Aufbau zeigt. Bei O. Feuillet steht die Idee selten einmal so hoch wie die Ausführung; er ist ein grofser Künstler, aber nur mittelmäfsiger Denker. Augier ist bei allem Geschick für die Bühne, sowohl was die Erfindung als was die Sprache anbetrifft, kein Schriftsteller ersten Ranges; seine Charaktere haben weder die Tiefe noch die Klarheit, die die grofsen Meister ihnen zu geben pflegen. Aber er ist ein angenehmer und im allgemeinen treuer Schilderer der Sitten seiner Zeit; er zeigt Geist und Feuer in seinen sozialen Satiren, und er kann sich den Vorwurf des „bourgeoisisme“ in dem Bewufstsein gefallen lassen, unter dem zweiten Kaiserreich die Prinzipien der alten Moral und die Sache des gesunden Menschenverstandes verteidigt zu haben. Dumas zeigt in allen seinen Stücken, die in unendlichen Variationen nur ein Thema, die Stellung der Frau, behandeln, einen gesunden Sinn für die Wirklichkeit, aber er ordnet stets die Ergebnisse seiner Beobachtungen der Idee unter, die das Werk eingegeben hat.

Der Verfasser hat sein Buch Sarcey gewidmet; die Aufsätze sind auch ganz im Sinne dieses Kritikers gehalten. Eine zuweilen etwas spiefsbürgerliche Auffassung und nüchterne Darstellung, viel Verständnis für die dramatische Handwerksgeschicklichkeit, z. B. für die „scène à faire“ Sarceys, Berücksichtigung auch des äufseren Erfolges eines Stückes, endlich eine in gelegentlichen Seitenhieben sich äufsernde Geringschätzung gegen neuere Bühnendichter sind beiden Kritikern gemeinsam.

Berlin. **Theodor Engwer.**

---

293) **The Intermediate Text-Book of English Literature.** Vol. I. (to 1580) by **A. J. Wyatt** and **W. H. Low.** Vol. II. (from the Accession of Elizabeth to the Restoration) by **W. H. Low.** Second edition. London, W. B. Clive, University Correspondence College Press. o. J. (1897). (The University Tutorial Series). VIII, 202; VIII, 204 S. Je 3 s. 6 d.

Die bald beängstigend grofse Zahl von Grundrissen und Lehrbüchern der englischen Litteraturgeschichte wird mit dem vorliegenden Bande um

ein Werk vermehrt, welches sich in erster Linie an solche Benützer wendet, die sich auf Universitätsexamina vorbereiten und sich dabei an einen zuverlässigen Leitfaden halten wollen. Die ganze University Tutorial Series, von der Lows Buch einen Teil bildet, verdankt ihr Entstehen der Absicht, die Studierenden mit Hilfsmitteln zu versehen, welche in möglichst knapper Form, aber in genügender Ausführlichkeit die wichtigsten Erscheinungen und Thatsachen der verschiedenen Gebiete der Wissenschaften in voller Übereinstimmung mit den neuesten Ergebnissen der Forschung behandeln. Sie legt weniger Gewicht auf Vollständigkeit in der Aufzählung der Einzelheiten, als auf eine zweckmäfsige Auswahl des Charakteristischen und Wichtigen und beabsichtigt damit dem Lernenden den Überblick und das Verständnis für den ihn interessierenden Zweig des Wissens zu erleichtern.

Diese Grundsätze befolgen auch Low und Wyatt, im ganzen, wird man wohl sagen dürfen, mit Erfolg. In sachlicher Darstellung, die aber doch nicht einer gewissen Wärme des Tones entbehrt, führen sie dem Leser die Entwickelung der englischen Litteratnr seit ihren ältesten Anfängen, die noch in die kontinentalen Zeiten der Angelsachsen zurückreichen, vor Augen. Mit Recht wird ein besonderer Nachdruck auf die grofsen Zusammenhänge und Strömungen der Litteraturgeschichte gelegt, das biographische Detail aber doch nicht vernachlässigt. Marginalnoten, Seitenüberschriften, chronologische Tafeln und Indices [1]) tragen zur Übersichtlichkeit das Ihrige bei, wenn auch die letzteren eine reichere Ausstattung vertrügen. Dem ersten Bande fehlt leider, wenigstens in meinem Exemplare, eine Inhaltsübersicht über die elf Kapitel, in welche er zerfällt; sie sei hier nachgeholt, damit der Leser durch sie einen Begriff von der Einteilung des Stoffes erhalte: 1) Before the Conquest S. 1—12. 2) From the Norman Conquest to Chaucer S. 13—26. 3) Chaucer S. 27—60. 4) Poets contemporary with Chaucer S. 61—89. 5) Fifteenth-century poetry S. 90—100. 6) Prose from 1350 to 1500 A. D. S. 101 bis 113. 7) The Birth of English Drama S. 114—123. 8) Survey of the years 1500 to 1579 A. D. S. 124—138. 9) Poetry from 1500 to 1579 A. D. S. 139—171. 10) Prose from More to Lyly (1500—1579

1) In den Indices haben auch die Namen einer Anzahl von Dichtern, welche im Text selbst nicht behandelt werden konnten, mit Beifügung der notwendigsten Notizen Aufnahme gefunden.

A. D.) S. 172—185. 11) The Tudor Drama, down to 1580 S. 186 bis 191.

Wie sich die auf dem Titel des ersten Bandes genannten beiden Verfasser in ihre Aufgabe geteilt haben, ist nicht ersichtlich; ein Vorwort, welches uns hierüber, wie auch über die benützten Quellen orientieren würde, fehlt. Es darf wohl angenommen werden, dafs etwa die erste Hälfte von Wyatt herrühre, der sich ja auf altengl. Gebiete schon früher bekannt gemacht hat.

Der zweite, von Low allein verfafste Band, schon 1893 zum erstenmale erschienen, jetzt in zweiter Auflage mit dem ersten in einem Umschlag vereinigt, erstreckt sich über die Zeit von der Thronbesteigung der Elisabeth (1558) bis zur Restauration (1660) [1]) und mufs demgemäfs manches von dem wiederholen, was im ersten Band schon gesagt war. So entspricht das Einleitungskapitel von Band II. nicht nur inhaltlich, sondern auch grofsenteils wörtlich dem achten Kapitel des ersten Bandes, ebenso decken sich Bd. II, S. 13 ff. in etwas veränderter Reihenfolge mit Bd. I, S. 161—164. 188—190. 164—166. 190 f. 160 f. 166 f. 184.; II, S. 33—36 mit I, S. 182—184; II, S. 95—99 mit I, 167—171 Wenn die verschiedenen Teile des Grundrisses ursprünglich auf den Einzelverkauf berechnet waren, mochte ein solches Übergreifen des einen Buches in das Gebiet des anderen vielleicht bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt sein; werden sie aber als einheitliches Ganzes ausgegeben, wie dies jetzt in der That der Fall ist, so war es doch Aufgabe der Verfasser, dieser Veränderung der Verhältnisse Rechnung zu tragen und an dem Aufbau ihrer Darstellung die nötigen Modifikationen vorzunehmen; zumal wenn in den doppelt vorhandenen Abschnitten sich Ungleichheiten finden, die, mögen sie auch an sich unbedeutender Art sein, doch stören, wie wenn z. B. der Angabe von II, S. 17 Gorboduc 1561 im Teil I. die richtige Datierung 1562 gegenüber steht; wenn in I. Painter, in II. aber Paynter geschrieben wird, oder wenn in I, 184 Lyly neun, in II, 36 aber acht Komödien beigelegt werden. Auch in wichtigeren Dingen treffen wir kleine Unterschiede, wobei die Lesarten des ersten Teiles meist den Vorzug verdienen; eine neue Durchsicht wird also da noch manchen Anlafs zur Besserung finden.

1) In den beigehefteten Ankündigungen des Verlegers wird auch ein dritter, die Zeit von 1660 bis 1798 umfassender Band erwähnt; dieser ist aber nicht zur Besprechung geliefert worden.

Zweck und Anlage des Buches bringen es mit sich, dafs wir keine neuen Ergebnisse eigener Forschung von ihm erwarten dürfen; wir müssen zufrieden sein, wenn die Verfasser, aus sekundären Quellen schöpfend, die heute im allgemeinen geltenden Ansichten klar und ansprechend wiederzugeben verstehen. Das dürfte ihnen im grofsen ganzen in befriedigender Weise gelungen sein; im einzelnen wird mancher abweichende Meinungen hegen; ein paar solcher Punkte darf ich vielleicht hier anmerken. I, S. 5 wird ohne weitere Begründung die der sonst verbreiteten Auffassung entgegenstehende, wenig wahrscheinliche Vermutung ausgesprochen, dafs die Darstellung des Beowulfliedes, welches den Sigemund, nicht den Siegfried den Drachen töten läfst, älter sei als die deutsch-skandinavische Form der Sage. Mit zu grofser Sicherheit wird S. 9 von der Bekanntschaft Miltons mit der ae. Genesis gesprochen. An die Behauptung S. 10, dafs der gröfste Teil der ae. Rätsel und der in christliches Gewand gekleideten Zaubersprüche und Segen von Cynewulf herrühre, werden nur wenige mehr glauben. S. 94 sind die Auslassungen über Hoccleves metrische Fertigkeit ungerecht, weil sie die Möglichkeit, das Versmafs durch Einführung von Formen mit noch nicht verstummtem Endungs-*e* aufzuhelfen, aufser acht lassen. Ebenso scheint mir das Urteil über Lydgate S. 95 doch wohl zu absprechend; ten Brink hat diesen fruchtbaren Autor gewifs richtiger erfafst. Eigentümlich berührt der völlig ablehnende Standpunkt des Verfassers den Volksballaden gegenüber (S. 100): "Ballads as a class of composition, hardly fall within the range of a sketch of the development of English poetry, because they are usually deteriorated remains of other classes of compositions, reduced to their present forms by nameless authors, often men of the highest talent, for presentation to popular audiences", womit das Wesen dieser Dichtungsgattung gewifs nicht richtig getroffen ist. Das Datum der Abfassung von Malorys „Morte d'Arthure" wird nun nach der Notiz A. T. Martins im Athenaeum vom 16. Juli 1898, S. 93 vielleicht zu modifizieren sein. Die Wertschätzung, welche Douglas und Sackville erfahren, übersteigt die sonst verbreitete ganz wesentlich. Die Autorschaft des Bischofs Still für Gammer Gurton's Needle (II, 13) ist neuerdings (Athenaeum 6. Aug. 1898, S. 204) auch von Bradley bekämpft worden, der einen gewissen William Stevenson als Verfasser der Komödie wahrscheinlich machen zu können glaubt. Die Annahme, dafs der Sommernachtstraum vor Romeo und Julia falle (II, 52), ist schwerlich begründet, und was über Miltons Metrik II,

160 f. gesagt wird, sehr anfechtbar. II, 153 wird der lange dauernde Streit über die Frage nach dem Verfasser von Eikon basilike doch etwas zu rasch und sicher entschieden mit der Behauptung: "its author was Dr. Gauden, bishop of Worcester".

Eine nicht gerade rühmenswerte Eigentümlichkeit der Darstellung besteht in der häufigen Aufnahme von Citaten aus litteraturgeschichtlichen Werken (in Anführungszeichen, aber ohne Quellenangabe), welche den Eindruck der Einheitlichkeit oft stören, mögen sie auch ganz kompetenten Autoren entnommen sein. Hin und wieder hat man auch das Gefühl, dafs die Speziallitteratur über gewisse Fragen nicht gründlich herangezogen worden sei, und dafs sich der Verfasser statt dessen mit der bequemeren Befragung der gröfseren zusammenfassenden Geschichtswerke begnügt habe. Dieser Verdacht wird durch die nicht seltenen Hinweise auf bekannte Autoritäten bestätigt; dafs dabei englische Werke in erster Linie mafsgebend gewesen sind, vor allem Courthope, Lang, Nichol, Churton Collins, Skeat und Ward, ist begreiflich; immerhin bleibt die ungebührliche Vernachlässigung der ausländischen Fachlitteratur bedauerlich, nur ten Brink und Jusserand sind öfter konsultiert; ganz aufser acht gelassen scheint Brandls me. Litteraturgeschichte in Pauls Grundrifs der germanischen Philologie. Die me. Periode ist überhaupt etwas stiefmütterlich behandelt worden, wichtige Erscheinungen, wie der Versroman, die Legenden, die Schriften der Mystiker, Richard Rolles und seines Kreises, werden gar nicht erwähnt oder kaum gestreift.

Trotz des engen Anschlusses an solche Gesamtdarstellungen findet man aber doch auch Proben erfreulicher Selbständigkeit des Urteils, namentlich im ersten Bande, wo z. B. gegen den sonst mit höchster Achtung genannten Courthope die Berechtigung zur Einbeziehung der ags. Zeit in die englische Litteraturgeschichte, der Zusammenhang zwischen vor- und nachnormannischem Englisch warm und gut verteidigt wird. Als einen Vorzug des Buches möchte ich auch das Bestreben ansehen, nicht auf reine Erzählung und Aneinanderreihung von Thatsachen, sowie auf die Formulierung ästhetischer Werturteile sich zu beschränken, sondern die Leser zu eigenem Studium anzuregen, und wenn da auch beim Appell an das patriotische Gefühl der Engländer gegenüber der für sie beschämend eifrigen Thätigkeit amerikanischer und deutscher Forscher auf dem Gebiete der ae. Litteraturgeschichte diesen letzteren ein nicht ganz freundlicher Seitenhieb versetzt wird, so mag das der begründeten

Erregung des Verfassers zu gute gehalten werden. Im Interesse derjenigen Studenten, welche, durch das Buch angeregt, sich solcher eigener Arbeit hingeben wollen, wäre es meines Erachtens erwünscht, dafs die Anführung der litterarischen Hilfsmittel eine konsequentere und reichere Ausgestaltung erführe. Zahlreiche Proben aus Dichtern und Prosaisten sind in den Text eingestreut, aber der knappe Raum zwingt dabei zu solcher Kürze, dafs dieselben kaum ihren Zweck völlig erreichen können.

Basel. **Gustav Binz.**

---

294) **P. Sahlender, Das englische Jagdwesen** in seiner geschichtlichen Entwickelung. (Heft VI der Neusprachlichen Abhandlungen von Cl. Klöpper.) Dresden u. Leipzig, Koch, 1898. 46 S. 8. ℳ 1.

Eine kurze Abhandlung über einen in England vielfach behandelten, bei uns aber noch wenig bekannten Stoff. Vielleicht haben wir es mit dem Vorläufer eines umfassenderen Werkes zu thun, wozu sich das Thema wohl eignet. Das Werkchen enthält manche wertvolle Einzelheiten, welche aber in dem knappen Rahmen nicht genügend zur Geltung gelangen, was im Interesse des Verfassers zu bedauern ist. Bei einer ausführlicheren Darstellung wären dann auch wohl die Jagdwaffen einzubeziehen; alsdann wäre des alten Roger Ascham „Toxophilus" (ed. Arber in seinen English Reprints, London 1868) zu gedenken.

Lohnenden Stoff zu einer Sonderdarstellung bietet das hier auf einer Seite behandelte englische Jagdwesen aufserhalb des Inselreiches mit seinen mannigfaltigen, stets den veränderten Verhältnissen Rechnung tragenden Abarten.

Eine ausführliche, anregend geschriebene und technisch richtige Darstellung würde in deutschen Waidmannskreisen sicherlich grofsen Anklang finden.

Viersen. **Ad. Wackerzapp.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 3. Dezember. Nr. 24, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

295) **Feodor Gloeckner, Homerische Partikeln mit neuen Bedeutungen.** Beiträge zur Lexikographie und zur Interpretation der homerischen Gedichte. Erstes Heft: *Κε.* Leipzig, B. G. Teubner, 1897. 58 S. 8. ℳ 1.60.

„Die Thatsache", so beginnt der Verfasser sein Vorwort, „dafs unsere Kenntnis gerade der wichtigsten homerischen Partikeln hinsichtlich ihrer Ableitung immer noch auf sehr unsicheren Füfsen steht einerseits, sowie anderseits die Wahrnehmung, dafs gerade die wichtigsten homerischen Partikeln bezüglich ihrer Übersetzung vielfach ganz ignoriert werden, haben mich seit Jahren zu eingehenden Studien über Ursprung und Bedeutung derselben veranlafst." Man traut seinen Augen nicht, wenn man hier über den Ursprung der Partikel *κέ* nur das hört, was Rost, Scheuerlein und Hartung gesagt haben. Ich will die Verdienste dieser

Männer nicht im mindesten schmälern; aber auf dem Gebiet der Etymologie können ihre Anschauungen heutzutage nicht mehr mafsgebend sein. Die ganze vergleichende Sprachwissenschaft ist jüngeren Datums. Warum hat der Verfasser die Ergebnisse dieser Wissenschaft so völlig aufser acht gelassen? Man kann doch schwerlich glauben, dafs er von diesen nichts wufste! Hat er nie ein Buch von Osthoff, Brugmann, Delbrück u. a. in der Hand gehabt, hat er nicht Ebelings Lexicon Homericum eingesehen, wo ich die einschlägige Litteratur bis zur Zeit des Erscheinens jenes Artikels ziemlich vollständig zusammengestellt habe? Ich verweise hier noch auf den vor kurzem erschienenen Artikel von Felix Solmson in der Ztschr. für vergl. Sprachforschung, N. F., Band XV, S. 463ff. Wenn der Herausgeber sagt: „hinsichtlich der Bedeutung wird allgemein der Standpunkt vertreten, dafs κέ, wenn auch nicht identisch, so doch nahe verwandt mit ἄν sei“, so verstehe ich dies so, dafs er von einer Verwandtschaft der Wurzeln von ἄν und κέ nichts wissen will. Darin können wir ihm nur beistimmen. Am treffendsten scheint mir Ph. Weber (Entwickelungsgeschichte der Absichtssätze, 1. Abt., S. 39, Würzburg 1884) geurteilt zu haben, wenn er sagt: „Immerhin müssen die Worte verschiedenen Ursprung und demnach auch eine verschiedene Bedeutung gehabt haben, wenn sie auch späterhin ganz erblafst ist. Kann eine solche Etymologie nicht gefunden werden, so dürfte es schwer sein, den Unterschied festzustellen, da die Partikeln später zusammenfallen. Daher mufste Thiemanns Versuch (Grundzüge der homerischen Modal-Syntax S. 51) gänzlich mifslingen, der den Unterschied genau bestimmt.“ Der Verfasser wendet sich nun gegen die gewöhnliche Übersetzung der Partikel κέ mit „wohl, etwa“, die an einer grofsen Anzahl von Stellen sich entweder gar nicht oder doch nur gewaltsam anbringen lasse. In diesen Fällen, fährt er fort, setze man, wie Curtius in seiner griechischen Grammatik (12. Auflage), die Bedeutung „eventuell“ ein oder übersetze κέ gar nicht. Die Widerlegung des Curtiusschen Ausdruckes hätte der Herausgeber sich sparen können, da in den späteren Auflagen (so in der mir vorliegenden 21. vom Jahre 1891) dieser beseitigt und an seine Stelle der Ausdruck „unter irgendwelchen Umständen, vorkommenden Falls“ (§ 201) gesetzt ist. Wenn er dann weiter ausführt, dafs „geradezu widersinnig und darum auch unhaltbar“ κέ in den Relativsätzen und in Hauptsätzen mit „wohl“ oder „etwa“ übersetzt werde und hierfür fast ausschliefslich Beispiele anführt, wo κέ mit dem Indicativ Fut. verbunden

wird, so bemerke ich, dafs Herwerden in der Revue de Philologie i. J. 1882 sich gegen eine derartige Verbindung überhaupt erklärt und die betreffenden Stellen anders zu interpretieren oder zu ändern versucht hat und dafs ihm andere, wie Leeuwen, gefolgt sind. Beiläufig sei hier noch bemerkt, dafs zum Beweis, ἄν und κέ seien nicht in annähernd gleichem Sinn aufgefafst worden, hier die Stellen citiert werden, wo ἄν und κέ in demselben Satz dicht nebeneinander stehen; aber auch in diesem Falle haben verschiedene Herausgeber durch Konjekturen die eine der beiden Partikeln entfernt. Ich halte dafür, dafs man der deutschen Sprache in der schlimmsten Weise Gewalt anthut, wenn man die zahlreichen homerischen Partikeln — ich erinnere z. B. an ἄρα, δή oder νύ — in der deutschen Übersetzung wiedergeben will. Man wird versuchen, den Schülern klar zu machen, was an der betreffenden Stelle die Partikel bedeutet, aber sicherlich sie nicht mit in die Übersetzung aufnehmen. Schon in der Prosalektüre lasse ich ἄν nie besonders übersetzen, sondern lasse ἄν mit dem Konj. futurisch oder iterativ, ἄν mit dem Opt. als Modus potentialis, ἄν mit dem Indic. praeteriti als Modus irrealis übersetzen. Damit komme ich auf die vom Herausgeber vorgeschlagene Übersetzung von der Partikel κέ mit einem tonlosen „da", „dann" oder „sieh da", die mir nach dem Gesagten in keiner Weise zusagt. Es bleibt mir völlig unerfindlich, was wir mit dieser Übersetzung sollten gewonnen haben. Nun folgen die Stellen, in denen κέ bei Homer in Nebensätzen und zwar zuvörderst in relativen Sätzen vorkommt. Ohne jede Unterscheidung, ob dieses κέ mit dem Indikativ, Konjunktiv oder Optativ verbunden ist, werden die Beispiele aus der Ilias und Odyssee der Reihe der Gesänge nach angeführt, und jedesmal wird dazu die Übersetzung mit „da" gegeben. Es schliefsen sich dann die Konjunktionalsätze an, in denen κέ sich findet: αἴ κε und εἴ κε wird übersetzt mit „falls da, wenn da, ob da", εἰσόκε mit „bis da, bis dafs da, so lange da", ὁππότε κε mit „wann da, so oft als da" u. s. w. Sodann wendet er sich zu κέ in Hauptsätzen und unterscheidet hier: Hauptsätze mit κέ im allgemeinen und in einzelnen besonderen Verbindungen, wie ἔνθα κε, ἐνθάδε κε, νύ κε. Als erstes Beispiel führt er an *A* 137 εἰ δέ κε μὴ δώωσιν, ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι und übersetzt: „wenn sie es da aber nicht geben werden, da[nn] aber werde ich es mir selbst nehmen". Ebenso wenig wie oben wird Rücksicht darauf genommen, mit welchem Modus κέ verbunden ist, sondern im buntesten Durcheinander werden die

Stellen aufgezählt. Anhangsweise werden noch die Fragesätze mit κέ im allgemeinen und in besonderen Verbindungen behandelt, immer in derselben Weise, indem jedes κέ mit „da" übersetzt wird. Nur zwei Stellen beabsichtige ich noch zu besprechen. Seite 12 wird *T* 167 ὃς δέ κ' ἀνὴρ οἴνοιο κορεσσάμενος καὶ ἐδωδῆς angeführt und übersetzt „ein Mann, der da sich gesättigt", während κέ doch zu dem folgenden πολεμίζῃ gehört. Vor der Stelle *Γ* 56 ἀλλὰ μάλα Τρῶες δειδήμονες· ἦ τέ κεν ἤδη λάινον ἕσσο χιτῶνα findet sich in den verschiedenen Ausgaben die Übersetzung „sonst hättest du wahrlich angezogen" oder ähnlich. Dafs keiner von den Herausgebern so thöricht sein würde, κέ mit sonst übersetzen zu wollen, sondern dafs der Sinn dies Wort verlangte, leuchtet jedem ein. Trotzdem macht der Verfasser die Bemerkung, an dieser Stelle habe man fälschlich κέ mit sonst übersetzt und belehrt nun uns als ganz neue Weisheit, dafs die Übersetzung „sonst" sich aus der Stellung der beiden Sätze ergebe!!

Der Druck ist deutlich und im ganzen korrekt. Aufgefallen sind mir S. 10 ἆτον (für οἶτον), S. 13 δοίῃ (für δοίῃ), S. 15 ἀνέχϑηται (für ἀπ.) und εἰδῆς (für εἰδῆς), S. 17 πέμφωμεν (für πέμψωμεν), S. 45 κὰδ' (für κὰδ), ferner als Accentfehler S. 7 ἕοντος, S. 10 ὃς κ', S. 11 ὅς δέ, S. 14 δώματα ϑ', S. 15 ἐφιλεῖ, S. 31 μὴ μ', S. 33 ἰδοῦσα κε, S. 34 ἄφρονα τ', S. 38 ταῦτα γ', S. 39 δὲ κέ, S. 44 ἤματι κ' und S. 47 Πάλλας (für Παλλάς).

So scheide ich von dem Buche mit dem Bedauern, dafs trotz des Fleifses und der Sorgfalt, mit der es ausgearbeitet ist, durch dasselbe die homerischen Studien in keiner Weise gefördert worden sind.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

296) **The Poems of Bacchylides** from a papyrus in the British Museum edited by **F. G. Kenyon.** Britisches Museum, 1897. LIII u. 246 S. 8.

Kaum ist Herondas in weiteren Kreisen bekannt geworden, so beschenkt uns F. G. Kenyon auch schon wieder aus einem in Ägypten erworbenen Papyrus des Britischen Museums mit einem andern bis jetzt wenig bekannten griechischen Dichter, nämlich mit Bakchylides. Er hat die Ausgabe dieses Mal für den Leser bequemer eingerichtet als bei Herondas. Auf der linken Seite giebt er jeweils eine Abschrift des Papyrus in Uncial-Schrift, der er auf der rechten die Umschrift in der Weise, wie

wir jetzt die griechischen Texte zu schreiben pflegen, gegenüber stellt. Die verschiedenen Hände, die sich in der Schrift des Papyrus zeigen, hat er sorgfältig gesondert und in den Anmerkungen unter dem Text darüber genaue Auskunft gegeben; aufserdem behandelt er hier kritische und exegetische Fragen, die sich auf den Text beziehen. Den einzelnen Gedichten gehen Vorbemerkungen voraus, die, soweit als nötig oder möglich, über Veranlassung, Inhalt und Form Aufschlufs geben. Die Einleitung, die dem Text vorausgeschickt ist, handelt ausführlich über Leben und Poesie des Bakchylides sowie über Beschaffenheit und Inhalt des Papyrus, woran der Verfasser eine recht lesenswerte Analyse der in demselben enthaltenen Gedichte fügt. Den Schlufs des Buches bilden die bis jetzt schon bekannten Fragmente des Dichters und ein vollständiger Index verborum der neu gefundenen Gedichte, in dem die neuen Wörter mit einem Sternchen bezeichnet sind. Im ganzen mufs man sagen, dafs es dem Herausgeber, der von anderen Gelehrten unterstützt wurde, gelungen ist, eine erste Ausgabe des Dichters zu liefern, die Lob und Anerkennung in hohem Mafse verdient; freilich wird es noch langer, angestrengter Bemühungen der Gelehrten bedürfen, bis alle Schwierigkeiten gehoben und ein völlig lesbarer Text hergestellt ist.

Der Papyrus enthält, von einer gröfseren Anzahl Fragmente abgesehen, 20 Gedichte, die teils mehr, teils weniger vollständig sind. Von diesen sind 14 Epinikien, die für uns wegen der Vergleichung mit Pindar ein besonderes Interesse haben, zumal da zwei, Nr. V und XIII, dieselben Personen feiern, wie Pindars 1. olympische und 5. nemeische Ode, nämlich Hieron und den Ägineten Pytheas. Eine Vergleichung der beiden zeigt, wie richtig die alten Kunstrichter geurteilt haben; Bakchylides' Poesie fliefst leicht und anmutig dahin, klar im Inhalt und gefällig in der Form, entbehrt aber den Bilderreichtum und die Gedankentiefe Pindars. Die Anlage der Epinikien ist bei beiden Dichtern dieselbe; im Mittelpunkt steht der Mythus, der jedoch bei Pindar im ganzen in innigerer Verbindung mit dem Thema steht als bei Bakchylides. Neben den ausführlichen Siegesoden finden sich bei Bakchylides auch kleinere Gedichte, die wahrscheinlich zur Begrüfsung des Siegers auf dem Kampfplatze selbst gedient haben. Aber noch wichtiger als die Epinikien, deren bedeutendsten Vertreter Pindar wir schon besafsen, sind für uns diejenigen Gedichte der Sammlung, die uns Aufschlufs über neue Dichtgattungen geben, Hymnen, Päane, Dithyramben. Unter diesen verdient Nr. 17: *ἠΐθεοι ἢ*

Θησεύς Erwähnung, in dem erzählt wird, wie Theseus, von Minos gereizt, ins Meer springt, um den von diesem hineingeworfenen Ring zu holen und damit seine Abstammung von Poseidon zu erweisen. Ein Dithyrambus ist Nr. 18, ein Zwiegespräch zwischen Ägeus und dem Chor der Athener über den Zug des Theseus von Tiryns nach Athen, aus dem man klar die Entstehung der Tragödie aus dem Dithyrambus ersehen kann. Die Form von Nr. 17 und 18 ist monostrophisch. Die vier Gedichte, Nr. 2, 5, 17 und 18 habe ich in meine Neubearbeitung des 2. Bändchens der Buchholzschen Anthologie aufgenommen und mit Kommentar versehen; sie werden auch Primanern beim Lesen keine Schwierigkeit machen.

Für die Biographie des Dichters ergiebt sich aus dem neuen Funde nur wenig. Wenn manche Gelehrten meinten, unser Dichter sei schlecht auf Athen zu sprechen gewesen, so haben wir jetzt nicht weniger als vier Gedichte, die für Athener geschrieben wurden oder in Beziehung zu Athen stehen. Über seine Verbannung aus Keos und seinen Aufenthalt im Peloponnes erfahren wir nichts Neues. Dagegen gewinnen die Nachrichten der Alten über tadelnde Äufserungen Pindars dem Simonides und Bakchylides gegenüber insofern Bestätigung, als wir jetzt sehen, wie vielfach sich Bakchylides an Pindar anlehnte oder ihn geradezu nachahmte. Ist es da undenkbar, dafs Pindar seinen Ärger darüber in seinen Gedichten offen Ausdruck gab? Allerdings enthalten die Verse des Bakchylides, soweit sie in dem Papyrus vorliegen, nichts, was auf Feindschaft seinerseits gegen Pindar schliefsen liefse; aber Fr. 14 bei Bergk *ἕτερος ἐξ ἑτέρου σοφὸς κτλ.* scheint doch auf Pind. Ol. II, 85 *σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ κτλ.* deutlich Bezug zu nehmen.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

297) **Menanders** Γεωργός. A revised text of the Geneva fragment with a translation and notes by **B. P. Grenfell** and **A. S. Hunt.** Oxford, Clarendon Press (London, H. Frowde), 1898. 26 S. 8. sh. 1. 6.

Nicoles editio princeps des in einem Genfer Papyrus gefundenen Menander-Fragments ist schon durch die Entdeckung von Blass, dafs die zwei getrennt publizierten Stücke zusammenhängen, antiquiert. Um so freudiger ist es also zu begrüfsen, dafs zwei als Papyrus-Herausgeber bereits bekannte englische Gelehrte Gelegenheit gehabt haben, den Papyrus einzusehen, und nun eine Ausgabe vorlegen, die im Texte, der englischen

Übersetzung und in den Noten manchen Fortschritt aufweist. Einzelheiten sind natürlich vielfach bestreitbar.

Ich verzichte auf Besprechung einzelner Stellen, möchte aber kurz über den Inhalt der 87 Verse orientieren. Aus dem Monolog eines Jünglings ersehen wir zunächst, dafs ihn der Vater mit der Stiefschwester verheiraten will, während sein Herz anderweitig vergeben ist. Als *μιαρὸς οὗτος ἠδικηκὼς τὴν κόρην* wird dieser Jüngling in dem folgenden Gespräch zweier Frauen bezeichnet, von denen die eine als Philinna angeredet wird. Dann tritt der Sklave Daos auf und meldet der Myrrhina (der Mutter des genannten Mädchens), dafs (der auf dem Lande lebende) Kleainetos (der Titelheld des Stückes) zum Danke für die Pflege, die ihm der Sohn der Myrrhina hat angedeihen lassen, deren Tochter heiraten will.

Über den Ausgang des Stückes — Verheiratung des Jünglings mit der Tochter der Myrrhina, seiner Stiefschwester mit dem Sohne derselben — ist namentlich von Leeuwen (Mnemosyne XXII 299 ff.) eine ansprechende Vermutung geäufsert worden.

Iglau. **Wilh. Weinberger.**

---

298) **Hans Karbe, Der Marsch der Zehntausend** vom Zapates bis zum Phasis-Araxes. Historisch-geographisch erörterte Beilage zum Jahresbericht des Königstädtischen Gymnasiums zu Berlin, Ost. 1898. Berlin, R. Gärtner. 38 S. 4. 1 *M*.

Eine sehr sorgfältige, eingehende Studie, der nur eins fehlt, die Autopsie. In absehbarer Zeit wird wohl kaum eine Forschungsreise mit dem speziellen Zweck, die *κατάβασις* der Zehntausend zu erforschen, stattfinden, daher mufs man mit dem Studium nach den natürlich noch mangelhaften Karten und Reisebeschreibungen zufrieden sein.

Die Route Xenophons geht nach K. bei Senieb, wo der erste Übergangspunkt nach der von Xenophon erwähnten *χαράδρα* ist, über den Zab, durch die Tigrisebene an den Zakho-Dagh, über dies Gebirge, auf dessen Plateau ein *βασίλειον* lag, durch die Chaburebene (Xen. III, 4, 32—49), dann durch die Tigrisebene bei Djezireh, von dort durch das Karduchenland, nicht, wie Ainsworth meint, nahe am Tigris, sondern weiter östlich auf einem nicht sicher zu bestimmenden Bergwege an den Bohtan-Kentrites. Von dort läfst man die Griechen gewöhnlich über Bitlis an den Kara-Su ziehen; mit Xenophons Angaben stimmt aber weder das

Gelände noch die Dauer des Marsches, und man müfste Irrtümer des lange Jahre später die Anabasis ausarbeitenden Schriftstellers annehmen. Nach Karbe ziehen die Griechen daher erst westlich in das Gebiet der Tigriszuflüsse, die Xenophon als *πηγαὶ τοῦ Τίγρητος* aufführt, dann über den hohen Gebirgssattel auf höchst beschwerlichem Wege etwa bei der Quelle des Yezidkhane-Su in das Thal des Kara-Su, des Teleboas Xenophons. Auffallend ist, dafs Xenophon von den Schwierigkeiten des Passes gänzlich schweigt; dasselbe würde auch von der Route über Bitlis gelten, die nicht geringere Mühseligkeiten macht. Vom Kara-Su geht Karbes Route den Flufs abwärts, dann am Murad-Su aufwärts bis Melasgerd und von dort über das Gebirge nach Küllü am Pasin-Su, dem alten Phasis-Araxes.

Ausführlich behandelt K. den Kampf im Karduchenlande mit der Umgehung eines Passes durch Xenophon. Er kommt zu dem Ergebnis, dafs die *λόφοι* anders anzusetzen sind als bei Vollbrecht und Rehdantz. Auch ich habe in meiner Ausgabe eine andere Anordnung angenommen, ohne gerade fest von der Richtigkeit überzeugt zu sein. Karbes Vorschlag ist ebenso plausibel, ob noch wahrscheinlicher, ist mir doch zweifelhaft; jedenfalls glaube ich, dafs der *λόφος ἀντίπορος τῷ μαστῷ* ein neuer, nicht einer der vorher erwähnten Hügel ist. Der *μαστὸς* und dieser *λόφος* sind in meiner Skizze wohl noch näher zusammenzurücken.

Die Distanzangaben Xenophons machen viele Schwierigkeiten, die man auf verschiedene Weise zu lösen versucht hat. Karbe entscheidet sich mit Recht dafür, dafs sie nicht positiv genau sind, sondern dafs die Zahl der Parasangen für die Tagemärsche nur durchschnittliche (zu fünf Parasangen), grofse und kleinere Tagemärsche unterscheiden läfst.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

299) **C. Iuli Caesaris de bello Gallico libri VII.** Caesar's Gallic war with an Introduction, Notes and Vocabulary by **Francis W. Kelsey,** 8th. ed., Boston, Allyn and Bacon, 1897. VIII u. 454 S., vocabulary 122 S. 8.

Kelseys Cäsar-Ausgabe, welche in 8. Auflage vorliegt, soll ein Schulbuch sein und dazu beitragen, die richtige Methode der klassischen Studien in den amerikanischen Schulen zu fördern. Wegen der Schwierigkeit, welche die römische Aussprache des Lateinischen englisch sprechenden Knaben und Mädchen (!) verursacht, ist die Quantität regelmäfsig an-

gegeben. Textkritische Erörterungen dagegen sind, entsprechend dem Charakter des Buches, grundsätzlich ausgeschlossen.

Über die innere Einrichtung und den wissenschaftlichen Wert der Ausgabe, welche sich von früheren Auflagen namentlich durch das Hinzukommen zweier Pläne nach Stoffel unterscheidet, mögen folgende Bemerkungen aufklären: Die Einleitung (S. 1—44) enthält in drei Abschnitten das Wichtigste über Cäsars Leben, seine militärische, politische, schriftstellerische Thätigkeit, über römische Kriegführung zu Cäsars Zeit und über den Kriegsschauplatz. — Nach einer kurzen Inhaltsangabe (S. 45 und 46) beginnt der Text (S. 47 ff.), dem Cäsars Porträt mit der Devise: Der Cäsar war ein hochberühmter Mann u. s. w. (Shakespeare, Rich. III. III, 1) vorangestellt ist; zahlreiche Illustrationen tragen dazu bei, die kriegsgeschichtlichen Realien zu erläutern. Auch die auf sechs Tafeln dem Text beigefügten kolorierten Abbildungen zeichnen sich im allgemeinen durch Anschaulichkeit und Sauberkeit der Ausführung aus; nur betreffs der ordre of battle (Taf. 5) möchte Ref. daran erinnern, dafs zu Cäsars Zeit die Aufstellung der Legion nach Manipeln längst abgeschafft und die Aufstellung nach Kohorten eingeführt war, wie übrigens S. 36 auch zutreffend auseinandergesetzt wird. — In den Anmerkungen (S. 247 bis 433) stellt der Herausgeber doch wohl zu bescheidene Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Schüler, mitunter kommt er auch der Bequemlichkeit derselben zu weit entgegen. Anderseits finden sich des öfteren gelehrte Betrachtungen über Fragen der Linguistik bezw. Etymologie, die offenbar über die Fassungsgabe des normalen Schülers gehen. Volle Anerkennung dagegen verdienen die Übersetzungsproben, die immer den Grundsatz erkennen lassen, das Lateinische nur in gutem Englisch wiederzugeben. Auch die Gründlichkeit in der Behandlung des geographischen und geschichtlichen Materials, das Eingehen auf die Ergebnisse der Ausgrabungen, die Berücksichtigung der Zeit-, Mafs-, Münz- und Raumverhältnisse, alles dies gereicht dem Buche gewifs zur Empfehlung. — An die Anmerkungen schliefst sich eine knapp gefafste Übersicht über die von Cäsar zurückgelegten Märsche (S. 434) — Unter den pädagogischen Winken, die unter der Spitzmarke: on the study of Caesar (S. 435 u. 436) erteilt werden, erscheinen dem Referenten vor allem folgende auch für deutsche Schulmänner — mutatis mutandis — beherzigenswert: bedenke, dafs auch eine Seite Cäsar ein Bruchstück der Weltlitteratur ist, gieb das Lateinische englisch, nicht lateinisch-englisch wieder, ruhe nicht eher,

als bis alle Beziehungen zu den Verhältnissen der Gegenwart betr. militärischer und taktischer Organisation, Sitten und Gebräuchen u. s. w. in verständiger Weise hergestellt sind. — Bei der Durchsicht der Hilfsmittel zum Studium Cäsars, die S. 437 und 438 angegeben sind, vermifst Referent ungern die Staatsverwaltung Marquardts, des würdigsten Vertreters der römischen Altertumswissenschaft. — Als eine nützliche Beigabe sind die Idioms and phrases (S. 439—448) zu bezeichnen, ebenso wie die Angabe der englischen Aussprache der römischen Eigennamen. — Den Abschlufs des Ganzen bildet ein reichhaltiges Vokabularium, in welchem neben grammatischer und sachlicher Belehrung auch der Etymologie in gewissenhafter Weise Rechnung getragen wird.

Wie weit die Ausgabe Kelseys dem Bedürfnis der Schule entspricht, vermag nur zu entscheiden, wer mit den amerikanischen Verhältnissen genau vertraut ist Der unbefangene Beurteiler wird aber anerkennen müssen, dafs das vornehm ausgestattete Buch auf gesunden pädagogischen Grundsätzen aufgebaut ist und namentlich wegen des vielseitigen Interesses, welches der Herausgeber zu wecken versteht, sehr wohl dazu beitragen kann, die Jugend für Cäsar zu begeistern und das Verständnis seiner Kriegstagebücher zu vertiefen.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

---

500) **Andreas Weidner, Schüler-Kommentar zu Tacitus' historischen Schriften in Auswahl.** Leipzig, G. Freytag, 1897. 308 S. 8. ℳ 1.70

Über die pädagogischen Gesichtspunkte, nach denen W. seine Auswahl getroffen, sowie über die Art und Weise der Ausführung habe ich bereits in dieser Zeitschrift (1897, Nr. 9) berichtet und gegen die Zweckmäfsigkeit des Buches manche Bedenken geäufsert, einesteils gegen die beliebte Zerstückelung des Schriftstellers überhaupt, wodurch die ästhetische Betrachtung der einzelnen Werke als Kunstprodukte jedenfalls nicht zu ihrem Rechte kommen kann, anderenteils gegen die willkürliche Behandlung, die der Herausgeber dem lateinischen Text widerfahren läfst. Auch wegen der oft nicht minder willkürlichen Interpretation hatte ich bei Besprechung des besonders herausgegebenen Schüler-Kommentars zur „Germania" (N. Phil. Rdsch. 1898, Nr. 5) hinreichend Veranlassung. Protest zu erheben. — Jene Beurteilung mufs ich leider auf den mir vorliegenden Kommentar in seiner Gesamtheit ausdehnen.

Freilich ist das erklärende Material nach Umfang wie nach Qualität sehr verschieden ausgefallen. Am reichlichsten und relativ besten mit Erläuterungen bedacht ist der Agricola, mit dem nach W.s zu billigender Absicht die Tacituslektüre eröffnet werden soll, der zugleich aber auch besonders reich an Schwierigkeiten aller Art ist. Hier und im 1. Buch der Annalen zeigt sich W. als temperamentvoller, beredter Erklärer und geht dabei, ganz entgegen dem eigentlichen Zweck solcher Schüler-Kommentare, mehrfach auf alle möglichen Einzelheiten so ausführlich ein, dafs man glauben könnte, einer Tacituslektion der Gymnasialprima beizuwohnen. Hier wird ein umfangreiches Satzgefüge nach seinen Bestandteilen und seinem Gedankengang klar gelegt (Agr. 5, 3; 16, 8; Ann. I, 2, 1), dort grammatische und lexikalische Fragen (Agr. 4, 16) erörtert, wobei auch das Griechische herangezogen wird, nicht immer zutreffend; denn was soll z. B. „*foedus* = μιαρός", „*macula* = κηλίς"? — An anderen Stellen macht W. auf gewisse oft verkannte Eigentümlichkeiten der Wortstellung und auf rhythmische Feinheit der taciteischen Komposition aufmerksam. Dafs er den Sinn für derartige ästhetische Dinge zu wecken und zu entwickeln sucht, ist gewifs verdienstlich, allein man darf nicht in Übertreibung verfallen. Und übertrieben ist z. B. jedenfalls W.s Behauptung, dafs der Hexameter in den Eingangsworten der Annalen die Verwandtschaft der Geschichtschreibung mit dem Epos andeuten solle. Die Wortstellung Agr. 3 *hic interim liber* ist wohl nicht deshalb gewählt, „um *hic* hervorzuheben (‒́ ◡ ◡́)", sondern wegen des attributiven Gebrauchs von *interim*. Auch an der vergleichsweise angezogenen Stelle Agr. 9, 24 *egregiae tum spei* ... *despondit* gehört die Partikel nicht zum Verbum finitum.

Wiederholt nimmt W. auf moderne Verhältnisse Bezug, um die Schilderung des Autors in ein helleres Licht zu setzen; doch treffen die Vergleichungen nicht immer zu. So kann man z. B. doch nicht ernstlich Gambetta mit dem Hist. IV, 69 u. 85 erwähnten Julius Valentinus in Parallele setzen wollen. — Dafs die nicht seltenen kritischen Ausführungen, durch welche der Herausgeber seine Textgestaltung zu rechtfertigen sucht, und gelegentliche polemische Bemerkungen gegen andere Interpreten nicht in einen Schüler-Kommentar gehören, versteht sich eigentlich von selbst. Unverhältnismäfsig lang geraten sind einige Citate aus Tacitus selbst und sachlich-kritische Exkurse, wie zu Agr. 16. 17. 28, 15. — In der Anwendung von Fremdwörtern stehe ich keineswegs auf dem Stand-

punkt des Puristen; doch meine ich, dafs für *speculator* sich eine geeignetere Übersetzung finden lassen mufs als die von W. beliebte „Hatschier“. Wozu ferner „Revanche“ für *ultio,* wozu „medisanter“ Stadtklatsch? Man hört bei W. bisweilen, auch in den Urteilen über des Tacitus Parteilichkeit und Befangenheit, A. Stahr und Genossen reden, mehr als für den Schüler dienlich und ziemlich ist.

Die aus den späteren Büchern der Annalen und aus den Historien ausgewählten Abschnitte sind selbstverständlich weniger reich mit erklärenden Anmerkungen versehen als Agr., Germ. und der erste Teil der Annalen. Mehrfach aber bietet der Kommentar thatsächlich nicht mehr als einen ziemlich flüchtigen Auszug aus den Arbeiten der Vorgänger (Nipp., Dräg., Heräus, Wolff) und aufserdem eine Reihe von Übersetzungen und Umschreibungen, die für den Standpunkt des Primaners als überflüssig gelten müssen. Dieser Art sind, um ein Beispiel herauszugreifen, fast sämtliche Noten zu Hist. IV, 16, mindestens aber folgende: *indicia* „Merkmale“ (besser: Anzeichen), *cuneis* „keilförmige Schlachthaufen“, *derecta* sc. *est, milites, „legionarii“, imperitia* „Ungeschick“, *officia* „Thätigkeit“, *hostilis* „das rechte Rheinufer“, *nisi* = „aufser“.

Ich verzichte darauf, noch mehr der Einzelpunkte zu erörtern, in denen meiner Ansicht nach W. fehlgegriffen hat; es sind ihm deren von anderer Seite schon genug nachgewiesen worden. In Anbetracht der vielen guten Beobachtungen und nützlichen Anregungen, welche der Kommentar sonst enthält, bleibt es doppelt bedauerlich, dafs der Herausgeber durch seine offenbar allzu hastige Arbeitsweise den Erfolg seiner Leistungen vielfach selbst kompromittiert.

Frankfurt a. M. **Eduard Wolff.**

---

301) **Hiller von Gaertringen, Die archaische Kultur der Insel Thera.** Berlin, Georg Reimer, 1897. 33 S. 8. ℳ 1.

Dieser auf der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden am 30. September 1897 gehaltene Vortrag beruht auf eingehender Sachkenntnis, da der Verfasser 1895 für das Berliner Corpus die bis dahin bekannt gewordenen Inschriften der Insel revidiert und im folgenden Jahre eine viermonatliche Ausgrabung und eine genaue Vermessung der alten Stadt und ihrer Umgebung geleitet hat. Eine lückenlose Geschichte des alten Thera ist zwar noch lange nicht möglich, doch ergiebt sich aus diesen neuen Untersuchungen ein klareres Bild der ältesten

Zeit, in der Kyrene von Thera angelegt ist, der ersten hundert Jahre der Ptolemäerherrschaft und der römischen Kaiserzeit, namentlich des 2. Jahrhunderts. Der Verfasser behandelt in dem interessanten Vortrag, dessen Lektüre nur empfohlen werden kann, den Boden, auf dem Thera und die sechs Dörfer lagen, dann die Stadt selbst und die Reste ihrer Bauten, dann die Inschriften, die vieles Interessante bringen, endlich die Vasen und Terrakotten der Gräber. Die Inschriften betreffen auch die Knabenliebe und geben Platon und Aristoteles gegen Ephoros und Karl Otfried Müller recht; „etwas Schönes und Herrliches“ war sie ganz gewifs nicht. Die Inschriften belegen das Vorkommen gemeiner Päderastie mindestens schon für das 7. Jahrhundert.

Oldesloe. **R. Hansen.**

302) **G. Krüger, Geschichte der altchristlichen Litteratur in den ersten drei Jahrhunderten.** Nachträge (= Grundrifs der Theologischen Wissenschaften). 9. Abteilung. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, I. C. B. Mohr, 1895—1897. XXII, 255 S. 8 und 32 S. 8.

Schon der Umstand, dafs sich das Bedürfnis einer Ergänzung von G. Krügers Litteraturgeschichte, die erst im Jahre 1895 erschien, geltend machte und Verleger und Verfasser bereitwilligst demselben entsprechen, ist eine Empfehlung für dieses Werk, das sich durch seine bewunderungswürdig knappe und präcise und doch erschöpfende Zusammenfassung der wissenschaftlichen Forschungsresultate und der zum Weiterforschen notwendigen Hilfsmittel gleich bei seinem Erscheinen die Gunst der Theologen, Historiker und Philologen erworben hat. Es hat auch einem längst gefühltem Bedürfnis abgeholfen, insofern es nicht eine sogenannte Patristik sondern eine kritische, nach historischem Zusammenhang strebende Litteraturgeschichte bietet. Gerade deswegen ist es aber auch für den Philologen ein sehr willkommenes Hilfsmittel. Er findet hier z. B. mit leichter Mühe den jetzigen Stand der Forschung über den Briefwechsel zwischen Seneka und Paulus, die durch Dieterich und andere neuerdings auch in philologischen Kreisen so interessant gewordene Petrus-Apokalypse, über die viel umstrittenen Schriften Justins, über Klemens und anderes mehr, kurz und prägnant angegeben, und was das Schätzenswerteste ist, auch jeweils gleich die wichtigsten Angaben über die bisherige Geschichte der fraglichen Probleme. Es liegt im Prinzip des „Grundrisses“, dafs er nur

führen und anleiten, nicht aber dem Benützer gleich fertig abgeschlossenen Wissensstoff ohne eigenes Weiterforschen darbieten will: Unter diesem Gesichtspunkte schadet auch auf polemischen Gebieten die durch die Natur des ganzen „Grundrisses" gebotene Kürze nicht, wenn auch immerhin eine so kategorische Ablehnung fremder Ansichten, wie z. B. bei der Cohortatio des Justin dem oberflächlichen Leser die Überzeugung beibringen, könnte, als ob das von anderen Vorgebrachte von vornherein verfehlt sei. Doch derartige Schwierigkeiten ergeben sich bei jeder Litteraturübersicht, die die Forschung selbst in ihrer Entwickelung berücksichtigt und mit ihr Schritt halten will. Der Hauptvorzug des Krügerschen Buches ist seine wissenschaftliche Zuverlässigkeit und praktische Brauchbarkeit. Möge der Nachtrag, von dem das Gleiche gilt, der Vorläufer einer nicht mehr allzu fernen zweiten Auflage sein!

Tauberbischofsheim. **J. R. Asmus.**

303) **A. N. Jannaris, An Historical Greek Grammar** chiefly of the Attic Dialect as written and spoken from Classical Antiquity down to the Present Time, founded upon the Ancient Texts, Inscriptions, Papyri and Present Popular Greek. London, Macmillan and Co. XXXVIII u. 737 S. 8. 25 sh.

(Schlufs).

Von den unter Vokalreduktion und Synkope S. 513 zusammengestellten Fällen sind einige gelegentliche wie *ἀντολή* und *κατθάνῃ* für *ἀνατολή* und *καταθάνῃ* wohl als Allegroformen, wie boen, zu erklären, sie fanden ohnedies an hiatusscheuenden Bildungen, wie *ἀν-αιρεῖν* und *καθ-εύδειν*, eine Stütze. Die für Jannaris Theorie scheinbar beweiskräftigsten Beispiele stammen aus der indogermanischen Urzeit: sie bezeugen also für irgendeine prähistorische Periode, nicht aber für die Zeit der einzelsprachlichen griechischen Entwickelung einen stärkeren exspiratorischen Akzent. Die angeführten Formen gehören meistens den indogermanischen Ablautsreihen an: *πέτ-ομαι*, *ἐ-πτ-όμην*, ai. *pát-ati*, *pa-pt-imá*; *πα-τέρ-α*, *πα-τρ-ός* ai. *pi-tár-am*, *pi-t-rā-*; das Verhältnis *πῦρ-πυρός* mufs schon deswegen urindogermanisch sein, weil *πῡρός* „Weizen", das wegen lit. *pūrai* Pl. „Winterweizen" aksl. *pyro* „Spelt" gleichfalls in die gemein-indogermanische Zeit zurückreicht, die vortonige Vokalkürzung schon nicht mehr mitmacht; *δώδεκα* aus **δυώδεκα* ist durch ai. *dvā́daša* ebenfalls als vorgriechisch erwiesen. Auf der andern Seite sind Formen wie *ἔσται*, *φέρτε*, *ἦλθον* gar nicht aus *ἔσεται*, *φέρετε*, *ἤλυθον* entstanden, wie

Jannaris will, sondern ἔσ-ται ist ein unthematisches mediales Präsens mit Futurbedeutung neben dem wirklichen Futur hom. ἔσσεται und ἔσεται; φέρ-τε ist die unthematische Form (vgl. ai. *bhar-ti* lat. *fer-t*) neben dem thematisch gebildeten φέρετε; ἦλθον zeigt die Wurzelform ἐλ-, ἤλυθον dagegen ἐλυ-, vgl. die andern Stammabstufungen dieser Wurzel in ἐλεύσομαι, εἰλήλουθα [1]).

Jannaris versucht aber auch die Gründe für die Musik-Akzent-Theorie direkt zu erschüttern. Viele Stellen der Alten, und besonders die ganze Terminologie (προσῳδία, τόνος, ὀξύς, βαρύς) weisen nach übereinstimmendem Urteil auf diesen Akzentcharakter hin. Letzteres scheint mir Kretschmer K. Z. 30, S. 592/3 ganz sicher gestellt zu haben. Mit ihm und Wackernagel glaube auch ich, dafs Lugebil, Rh. M. 43 (1888), S. 1—20 und 220—235 die Skepsis gegenüber den Zeugnissen der griechischen Nationalgrammatiker zu weit getrieben hat. Am allerwenigsten beweist die Thatsache, die Jannaris besonders hervorhebt (S. 514), dafs auch die römischen Grammatiker die griechische Theorie und Terminologie auf ihre sicherlich exspiratorisch betonte Sprache übertrugen, etwas gegen die Richtigkeit der griechischen Auffassung, wohl aber manches für die Gedankenlosigkeit der römischen Nachschreiber. Auch in dem, was Jannaris S. 511/2, Anm. 3 gegen die bedeutsame Gleichartigkeit der indischen und griechischen Überlieferung beibringt, dafs nämlich Pāninis Musik-Akzent-Theorie von der griechischen beeinflufst sei, wird niemand mehr als eine Verlegenheitsauskunft sehen. Ganz unverständlich sind mir Sätze wie die folgenden S. 517: the Greeks founded their accentual system on the „musical" element (pitch), simply because this element only is perceptible or audible, representing a scale of concrete sounds, whereas stress or intensity is inaudible, that is a merely m u t e effort which escapes observation. Also die Ton s t ä r k e (forte, fortissimo) ist inaudible, a merely mute effort, und nur die Ton h ö h e oder Ton t i e f e sind perceptible und audible! Am meisten zu schaffen macht Jannaris natürlich die Thatsache, dafs der Rhythmus des griechischen Verses keine Rücksicht auf den Akzent nimmt und ganz auf die Quantität gegründet ist. Er macht einen schüchternen Versuch, dies aus der Musikbegleitung, mit welcher der griechische Vers vorgetragen wurde, zu erklären, sieht aber selbst, dafs damit die Kernfrage keineswegs gelöst wird: Why should metre be founded on quantity and not on stress-accent, as

1) G u s t. M e y e r, l. c. S. 161. Auch die daselbst zitierte Wackernagelsche Erklärung von ἦλθον aus ἤρθον zu ἔρχομαι für ἔρθ-σκομαι spricht gegen Jannaris.

happened in all other European languages? (S. 518.) Statt zu der einfachen Antwort: weil das Altgriechische einen stress-accent im modernen Sinn nicht kannte, kommt er im Appendix II zu dem überraschenden Ergebnis, dafs das griechische Metrum noch im ursprünglichen Homertext überhaupt nicht auf der Quantität beruhte, sondern einfach auf dem Rhythmus, wie im Englischen und Deutschen (S. 536). Homer gebraucht noch sehr häufig die unkontrahierten Formen; erst die spätere Kontraktion und Antektasis [1]) schufen die Vokalzeichen *η*, *ω*, *ει*, *ου*, vorher hatte das Griechische, gleich den andern Sprachen, nur naturkurze und positionslange Silben (S. 525, 535/6). Erst seit der Mitte des 5. Jahrhunderts, als die Grammatik ein Machtfaktor in der öffentlichen Erziehung geworden war, wurden the hitherto technical (?) or compensatory (?) symbols *I H Ω* irrtümlicherweise als wirklich phonetische Lautbezeichnungen genommen, sie erzwangen sich einen Weg in die gewöhnliche Schreibweise, und 403 erhielt das gelehrte Alphabet durch Eukleides seine offizielle Weihe (S. 531). Das Falsche, Unhistorische dieser ganzen gewaltthätigen Beweisführung springt in die Augen, die Ansichten über die Entstehung der griechischen Vokalquantität wurden schon oben ad absurdum geführt. Aber das Schlimmste ist, dafs die Ersetzung der silbenmessenden Quantitätstheorie durch die blofs silbenzählende Rhythmustheorie die Schwierigkeit der Vereinigung eines exspiratorischen Akzentes mit der rhythmischen Prosodie nicht oder, wie Jannaris verschämt zugiebt, nicht ganz (S. 537) aufhebt. Hier mufs der Verfasser, um aus der Sackgasse herauszukommen, endlich zugestehen, dafs der exspiratorische Akzent im Altgriechischen viel schwächer ist als in modernen Sprachen, und dafs deshalb der Dichter den Akzent leicht dem rhythmischen Iktus unterordnen oder völlig vernachlässigen kann. Merkt dabei der Verfasser, wie er notgedrungen bis hart an die Grenze der von ihm so heftig bekämpften Anschauungen gelangt ist?

Dies und manches andere liefse sich vom Standpunkt des Indogermanisten und des klassischen Gräzisten gegen Jannaris Buch vorbringen.

1) Neuer Terminus statt „Ersatzdehnung", „compensatory lengthening" (§ 163.) Unter *ἀντέκτασις* fafst er aufser Fällen wie *φθείρω* aus **φθεριω*, *ἔνειμα* aus **ἐνεμσα* auch solche wie *συλλέγω* aus *συνλέγω* oder *συλέγω*, *παῤῥησία* aus *πανρησία* oder *παρησία* zusammen Er nennt alle diese Formen nebst den kontrahierten: „rhythmisch kompensierte" (S. 533/4). Was ist damit erklärt? Vgl. übrigens seine Polemik gegen eine physiologische Erklärung der Ersatzdehnung, die, wie sie Jannaris wiedergiebt, wohl von niemand aufgestellt ist (S. 527—528).

Und es mufste wohl einmal geschehen, wenn auch der Schwerpunkt des Buches auf anderm Gebiet liegt. Es wäre ungerecht, zu verkennen, dafs es für die Kenntnis der *κοινή* und ihrer späteren Entwickelungen einen tüchtigen Fortschritt bedeutet. Der gelehrte Verfasser ist ungemein belesen, hat mit eisernem Fleifs gesammelt und den Riesenstoff sehr praktisch geordnet. Mit einer dankenswerten Periodenübersicht der griechischen Sprache setzt das Werk ein (S. 1—20); es folgen eine Lautlehre (S. 21—100), eine Formenlehre (S. 101—311), eine besonders reichhaltige Syntax (S. 312—506); 6 Appendices behandeln in Monographieen den Akzent, die Quantität, die Endkonsonanten, den Indikativ Futur, die Modi und die Infinitive; umfangreiche Wort-, Sach- und Stellenregister erhöhen die Brauchbarkeit des Buches.

Der Verfasser hat einen kühnen Wurf gewagt: was innerhalb selbstgesteckter Grenzen und von einem einseitigen Standpunkt aus heute schon zu erreichen war, hat er zum gröfseren Teil erreicht; was auf dem Gebiet des nachklassischen Griechisch noch zu erarbeiten bleibt, weifs der Verfasser besser als der Rezensent. Schade, dafs er die Grenzen seines Könnens und ursprünglichen Wollens öfters überschritt: jenseits derselben hat er keine Lorbeern geerntet.

München. **Gustav Herbig.**

---

304) **Franz Lintzel, Zum lateinischen Unterricht in Quarta.** Wissenschaftl. Beilage zum Programm des Kgl. Domgymnasiums zu Magdeburg. 1898. 30 S. 4.

Die in sehr anspruchslosem Gewande auftretende und daher um so mehr lesenswerte Abhandlung enthält in der Hauptsache recht gute, sämtlich der Schulpraxis entstammende Anweisungen, wie man Quartanern die „Dafs-Sätze“ sowie die Partizipialkonstruktionen auf die leichteste Art klar machen kann. Die Kasuslehre, der Hauptteil des Quartaner-Pensums, deren Verständnis den Schülern notorisch viel leichter fällt, zumal wenn sie unausgesetzt auf ihre Übereinstimmung mit dem deutschen Ausdruck durch Anwendung analoger Redewendungen hingewiesen werden, wird mit Recht nur gestreift, da hier von der neueren Pädagogik genug vorbereitet ist. Das Hauptverdienst der Arbeit liegt darin, dafs stets von Hauptsätzen ausgegangen, der „Dafs-Satz“, wie heutzutage jeder andere Nebensatz, einfach als Satzglied in Satzform aufgefafst und der Schüler beständig geübt wird, schon aus dem Ton des gegebenen Hauptsatzes, falls er

abhängig wird, die richtige lateinische Konstruktion abzuleiten. Geradezu mustergültig, schon wegen seiner Einfachheit und Anschaulichkeit, ist das S. 14 hierfür gegebene Beispiel: Der Bruder kommt (abhängig: ich sehe den Bruder kommen oder dafs der Bruder kommt); Komm, Bruder (ich fordere den Bruder zu kommen auf); Kommst du, Bruder? (ich frage den Bruder, ob er komme?); O dafs doch der Bruder käme (ich wünsche, dafs der Bruder komme). *Jubeo* und *veto* werden mit Recht besonders behandelt und auf „heifsen", bezw. „hindern", welches letztere allerdings nicht erwähnt, sondern stillschweigend vorausgesetzt wird, zurückgeführt. Da der Sinn von heifsen = befehlen im allgemeinen den Quartanern nicht bekannt ist, macht Verfasser S. 15 und 16 dem Lehrer den praktischen Vorschlag, von der Thatsache auszugehen, dafs im alten Rom schon bei der Erteilung des Befehls die Ausführung als selbstverständlich galt, also der Befehlssatz in Gedanken hier schon unmittelbar in einen Aussagesatz überging; auf diese Weise wird die Schwierigkeit der Übersetzung, welche durch die fehlende Angabe der Personen, denen etwas befohlen wird, entsteht, gehoben. *Quin* nach *non dubito* wird S. 23 richtig aufgefafst als: „wie nicht", also: „Wie sollte er nicht kommen? Ich zweifle nicht". Das für die Erklärung des Gerundiums und Gerundivums S. 24 gegebene und genau durchgeführte Musterbeispiel: *Scribere* schreiben, das Schreiben; *ars scribendi; ad scribendum; puer puniendus est; patri puer puniendus est; — Epistula scribenda; ars epistulae scribendae; ad epistulam scribendam; — Pugnandum est; militibus pugnandum est; Dixit sibi pugnandum esse; dixit sibi patriam defendendam esse* und noch mehr die zur Einübung des Part. conj. und Ablat. absol. gebotenen wird man als sehr geeignet bezeichnen müssen. Den Ablat. absol. führt Verfasser, wie üblich, auf adverbielle Bestimmungen im Ablat., insbesondere im Ablat. tempor. zurück. Zuletzt folgen zur Illustration des Gegebenen einige vom Verfasser in der Klasse diktierte treffliche Extemporalien.

Möge die gediegene Arbeit eine weitere Verbreitung finden, als es bei Programmen meist der Fall ist.

Wollstein. **Löschhorn.**

---

305) **Le roman historique à l'époque romantique.** Essai sur l'influence de Walter Scott par **Louis Maigron.** Paris, Hachette & Cie., 1898. XV und 433 S. gr. 8. fr. 7.50

Der Verfasser, Privatdozent an der Universität zu Lyon, betritt mit diesem seinem Erstlingswerke das Gebiet der Wechselbeziehungen zwischen

der Litteratur Frankreichs und derjenigen der übrigen europäischen Länder in unserem Jahrhundert, ein Gebiet, das seit einigen Jahren mit ganz besonderem Eifer und Erfolge durchforscht wird. Wie schon der Titel andeutet, beschränkt sich das umfangreiche Buch auf die Untersuchung des Einflusses, den Walter Scott auf den historischen Roman zur Zeit der Romantik ausgeübt hat. Eine Schilderung dessen, was Frankreich auf diesem Gebiete vor der Romantik aufzuweisen hat, geht natürlich voraus, sowie eine eingehende Untersuchung der Eigentümlichkeiten der Scottschen Romane. Mit dem zweiten Abschnitt setzt die Behandlung des eigentlichen Themas ein. Zu der Wahl desselben gelangte Maigron durch die bekannte Thatsache, dafs der Roman in der Entwickelung der Romantik überhaupt eine hervorragende Rolle gespielt hat. In ihm konnte die romantische Schule hoffen, am unbehindertsten ihr Programm zu erfüllen. Denn hier hemmte keine auch nur in den Grundzügen festgelegte Theorie die freie Bewegung, hier konnte man unbestritten dem Grundsatze folgen, dafs der Dichter sein eigener Gesetzgeber sei. Im historischen Roman nun vollends konnte man in verschwenderischer Verwendung der vielberufenen Lokalfarbe schwelgen. Er kam endlich dem Bedürfnis der Zeit entgegen, die alle die zu der Vergangenheit zurückleitenden Fäden wieder anzuknüpfen wünschte, welche durch die Revolution und die Herrschaft Napoleons gewaltsam durchgerissen waren. Es fehlte nur noch der äufsere Anstofs, um zahllose Litteraten auf die Pflege dieses Zweiges hinzuweisen, und dieser wurde gegeben durch den alle Vorstellung übersteigenden Erfolg, den Scotts Romane in Frankreich errangen. Auf eine Schar mehr oder minder armseliger Nachahmer folgte zunächst Alfred de Vigny mit seinem „Cinq Mars". Bei seinen zahlreichen Mängeln blieb dies Werk aber nur ein immerhin viel verheifsender Anlauf. Einen Schritt weiter that Balzac mit seinem „Le dernier Chouan, ou la Bretagne en 1799". War in ihm Scottscher Geist in einer Weise lebendig, dafs er, um mit Maigron zu reden, befähigt gewesen wäre, der französische Walter Scott zu werden, so gab Balzac doch alsbald den historischen Roman ganz auf, um der Schöpfer eines neuen Genres zu werden. Den Höhepunkt für jene Epoche aber erreichte der historische Roman in der „Chronique de Charles IX" von Mérimée. Damit ist eigentlich ein sehr hartes Urteil über die Leistungen der Romantik auf diesem Gebiete überhaupt gesprochen. Denn die „Chronique de Charles IX" nimmt unter den Werken Mérimées einen ziemlich unbedeutenden Rang ein. Schon Hugos „Notre-Dame de

Paris" bedeutet den beginnenden Verfall der Gattung, denn dieses romantische Phantasiestück erfüllt so wenig die Grundbedingungen des historischen Romanes, dafs es diesen Namen in strengem Sinne gar nicht verdient. In den Romanen von A. Dumas ist der Verfall dann in vollem Gange, und Maigron kann in dem vierten Abschnitte seines Buches nur noch darstellen, „was die Geschichtschreibung und der realistische Roman des 19. Jahrhunderts dem historischen Romane — und zwar dem Walter Scotts in erster Linie — verdanken".

Das Hauptverdienst Maigrons beruht in der aufserordentlichen Gewissenhaftigkeit, mit der er jede Behauptung durch eine eingehende Untersuchung und Anführung zahlreicher Dokumente stützt. Wenn irgendwo, dann ist eine derartige Gewissenhaftigkeit am Platze, sobald es sich um den Nachweis des Einflusses eines Litteraturwerkes auf ein anderes handelt. Nur allzu leicht verliert man sich bei dieser Gelegenheit in Allgemeinheiten oder gerät in Irrtümer. Hier und da scheint mir allerdings das Mafs der Ausführlichkeit überschritten zu sein und die Klarheit der Darstellung unter der Masse der angeführten dokumentarischen Belege zu leiden, wie auch die überwuchernden Anmerkungen darauf hinzudeuten scheinen, dafs der Verfasser seines gewaltigen Materials nicht ganz Herr geworden ist. Besondere Anerkennung aber verdienen und als eine wirkliche Förderung des litterargeschichtlichen Erkennens sind zu betrachten die feinsinnigen und eindringenden Untersuchungen der Hauptwerke des historischen Romans der Romantiker, auf die naturgemäfs ein ganz eigenes Licht fällt, sobald man sie nicht nach ihrer Stellung innerhalb der Werke ihrer Verfasser, sondern innerhalb ihrer Gattung betrachtet. Der Aufstellung einer Theorie des historischen Romans an sich ist der Verfasser aus dem Wege gegangen, und die Berechtigung dazu kann man ihm ja im Hinblick auf die freiwillige Einschränkung seines Themas nicht bestreiten. Doch würde sie imstande sein, über manchen litterarhistorischen Vorgang helleres Licht zu verbreiten, besonders über die Erscheinung der so aufserordentlich kurzen Blüte des historischen Romanes der Romantik, indem man darüber aufgeklärt würde, warum diese Richtung trotz alledem unfähig war, Gröfseres und Bleibenderes auf diesem Gebiete hervorzubringen. Vielleicht bietet uns der Verfasser darüber einmal eine besondere Studie, die mit Dank zu begrüfsen wäre.

Weimar. **Erich Meyer.**

---

306) **Max Seelig, Methodisch geordnetes französisches (englisches) Vokabularium** zu den Hölzelschen Anschauungsbildern (Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Bauernhof, Gebirge, Wald, Stadt). Paris (London). Bromberg, Friedrich Ebbecke, 1898. 91 und 87 S. 8. *M* 9.

Diese kleinen Parallel-Vokabularien haben den Zweck, Zeit zu sparen: das Diktieren und die Durchsicht des Diktierten — denn ohne diese geht es sicherlich nicht ab — sind zeitraubend. Von einer vollständigen Beschreibung der Bilder ist abgesehen worden, weil der Verfasser fürchtet, dafs die Besprechung sonst „keinen wesentlich anderen Charakter tragen wird als die Sprachübungen, die sich an die Lektüre anschliefsen" — und „auswendig gelernt wird", hätte er hinzusetzen können. Darum ist ein blofser Wörtervorrat gegeben worden, der als bleibende Grundlage von den Schülern fest eingeprägt werden soll. Das scheint mir auch das Richtige zu sein. Es wird so dem Lehrer wie dem Schüler — denn ich nehme an, dafs auch der Schüler Fragen stellt und nicht ewig zum Antworten verdammt bleibt — freier Spielraum inbezug auf die Gestaltung der Unterhaltung gelassen. Daher eignen sich die Büchlein auch zum Gebrauch auf denjenigen Anstalten, wo kein französischer bezw. englischer Anschauungsunterricht betrieben wird. Eine weise Beschränkung in der Auswahl des Gegebenen ist ein Vorzug, weil es dem Schüler möglich ist, den Wortschatz sich wirklich ganz anzueignen; angesichts dickleibiger systematischer Vokabularien pflegt er zu verzagen.

Die Einrichtung der Bücher ist praktisch. Von Druckfehlern habe ich nur einen (S. 74: eglise de Notre-Dame statt église) bemerkt. Die Bemerkung, dafs que zuweilen Nom. sein kann, darf in dem kleinen Vokabularium wohl fehlen. Es wird die Schüler vielleicht freuen, wenn sie bei der Beschreibung von Paris erfahren, dafs die „hirondelles", welche in dem Vokabularium häufig wiederkehren, auch eine Bezeichnung der bateaux-omnibus sind.

Schleswig. **H. Rose.**

---

307) **Ed. Engel, William Shakespeare.** Ein Handbüchlein. Mit einem Anhang: Der Bacon-Wahn. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, J. Baedeker, 1897. 92 S. 8. *M* 0.75.

Der bekannte Litterarhistoriker E. Engel unternimmt es in dem obigen Schriftchen, alles Wissenswerte über den grofsen Briten, seine Bedeutung

und seine Kunst auf bequem zu übersehendem Raume mitzuteilen. Er will die Ergebnisse der Shakespeare-Wissenschaft in jene breiten Kreise tragen, denen Neigung, Zeit und Vermögen zur Anschaffung und zum Studium teurer Bücher fehlen; er will zugleich Irrtümer berichtigen, blöden Unsinn vernichten, vor allem aber zum Genufs des Shakespeare-Dramas ansporuen. Was er bietet, wird man am leichtesten aus der Übersicht des Inhaltes ersehen; nach einer kurzen Einleitung folgen die Abschnitte: Shakespeares Leben; Shakespeares Charakter; Shakespeares Werke: die Dramen, die zweifelhaften Dramen, kleinere Dichtungen; Shakespeare als Künstler; Shakespeares Bildung und Quellen; die Zeitgenossen über Shakespeare und das Schicksal seiner Werke in England; Shakespeare in Deutschland und Frankreich; Rätselfragen über Shakespeare; der Bacon-Wahn. Eine dankenswerte Zugabe wird vielen auch die kurze Bücherkunde sein, welche die wichtigsten Arbeiten anführt, die über den Dichter und seine Werke erschienen sind.

Der Verfasser bringt uns nicht einen trockenen Auszug; mit sicherem Urteile weifs er das Bedeutungsvollste aus den Ergebnissen englischer und deutscher Forschungen auszuwählen und, vermehrt durch eigene feine Bemerkungen, in stets lebhafter und fesselnder Form vorzutragen. Wir zweifeln nicht, dafs er die Ziele, die er sich gesteckt hat, erreichen wird. Dafs er einem wirklichen Bedürfnisse entgegengekommen ist, beweist schon der Umstand, dafs in der kürzesten Zeit eine neue Auflage notwendig geworden ist.

Neumünster. **O. Zscheoh.**

308) **A. Patchett Martin, The Beginnings of an Australian Literature.** London, Henry Sotheran & Co., 1898. 46 S. 8. 1 s. net.

Die vorliegende Broschüre ist der Abdruck eines Vortrags, den Patchett Martin vor einigen Monaten in London gehalten hat. Der Verfasser schliefst in seine Betrachtung nur diejenigen Litteraturerzeugnisse ein, welche, namentlich dem Inhalt nach, einen spezifisch australischen Charakter tragen. Als die hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der Prosadichtung werden Henry Kingsleys Romane „Geoffrey Hamlyn" und „The Hillyars and Burtons" bezeichnet; auf dem Felde der rhythmischen Poesie erkennt der Verfasser den Dichtungen Adam Lindsay Gordons die Palme zu. Sowohl Kingsley als auch Gordon werden von

ihm ausführlicher behandelt. An zweiter Stelle bespricht Martin die Buschnovellen Rolf Boldrewoods, oder wie der Verfasser eigentlich heifst, Thomas Alexander Brownes; die namentlich auf Queensland bezüglichen Erzählungen der Mrs. Campbell Praed; den schauerlichen, aber höchst charakteristischen Sträflingsroman Marcus Clarkes: „For the Term of His Natural Life“; die Dichtungen Charles Harpurs, Henry Kendalls, Brunton Stephens', Alfred Dometts und A. B. Patersons, welcher letztere besser unter dem Pseudonym Banjo bekannt ist. Aufserdem berührt Martin noch einige andere litterarische Erscheinungen, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde. Den Schlufs der Broschüre bildet eine scharfe Polemik gegen das kürzlich bei Longman & Co. erschienene Buch Turners und Sutherlands: „The Development of Australian Literature“.

Martins anregend geschriebene Skizze kann zur ersten Orientierung auf dem Gebiete der jungen australischen Litteratur bestens empfohlen werden. l.

---

309) **Backhaus, Lehr- und Übungsbuch der englischen Sprache.** Ausgabe B. 2. Teil. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1898. VIII u. 220 S. 8. Preis: ℳ 2; geb. ℳ 2.40.

Die Lesestücke, von denen der Verfasser ausgeht, sind ihrem Inhalte nach sehr reichhaltig. Einige bestehen aus Anekdoten, Erzählungen aus englischer Sage und Geschichte, andere schildern englisches Leben und englische Verhältnisse, wieder andere führen den Schüler in die heutige Umgangssprache ein. Da sie auch durchweg in gutem, modernem Englisch geschrieben sind, so entsprechen sie vollauf den Anforderungen, die man heutzutage an ein fremdsprachliches Lesebuch stellt. Aus den Lesestücken werden die einzelnen grammatischen Regeln abstrahiert, die allerdings nach meinem Dafürhalten zum Teil eine zu eingehende Behandlung erfahren haben. Zur Befestigung der Regeln dienen die dann folgenden deutschen Übungssätze. Den Schlufs dieses Teils bildet eine kurze Satz- und Interpunktionslehre; letztere besonders erscheint mir für ein Lehrbuch der englischen Sprache als unerläfslich. Dann folgt ein Abschnitt über Lautlehre und Rechtschreibung. Das angehängte kleine Lesebuch enthält einige umfassendere Abschnitte, die interessantere Partieen englischer Geschichte behandeln. Die Gedichte, die den Schlufs des Buches bilden, sind mit Geschick ausgewählt. Wir finden unter ihnen die namhaftesten

Lyriker Englands und den Amerikaner Longfellow, der in einer Schulgedichtsammlung nicht fehlen darf. Die beiden letzten Gedichte „The Richest Prince" und „The Watch on the Rhine" werden als Nachbildungen bekannter deutscher Gedichte für unsere Jugend von besonderem Interesse sein. Das Buch kann als recht empfehlenswert bezeichnet werden.

Seehausen i. A. **Witt.**

Vakanzen.

Düsseldorf, H. T. S. Direktor, 5100—6600 u. W. Oberbürgermeister.

Lübeck, Katharineum: Drei Obl. 1) f. Relig., Deutsch, Latein, Geschichte; 2) f. Geschichte, Geogr., alte Spr.; 3) f. Math. u. Nat. 3500—6700 M. Bis 12/12. Dir. Dr. Schubring.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Hierzu als Beilage: **Verzeichnis** älterer und neuerer **philologischer Werke** aus dem Verlage von **Chr. Herm. Tauchnitz** in **Leipzig.**

Gotha, 17. Dezember. Nr. 25, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

310) **G. Vogel, Die Ökonomik des Xenophon.** Eine Vorarbeit für eine Geschichte der griechischen Ökonomik. Erlangen, E. Th. Jacob. 85 S. Gr. 8. ℳ 1.20.

Der Verfasser der zur Besprechung vorliegenden Dissertation beabsichtigt, die Ökonomik des Xenophon nach ihrem Inhalte, ihrer geschichtlichen Stellung und ihrer Bedeutung zu würdigen.

Nachdem er zu dem Zwecke im Anschlufs an die bekannten Definitionen des Xenophon und Aristoteles einige Bemerkungen über Begriff und Umfang der Haushaltungskunst im allgemeinen vorausgeschickt hat, eröffnet er S. 10 die Voruntersuchung durch eine Darstellung der Reflexion über Ökonomik vor der Zeit des Xenophon. Vor allem sind es die „Werke und Tage“ des Hesiod, die sich ihrem Wesen nach mit den Fragen der Ökonomik berühren; die elegischen und jambischen Dichter des 7. und 6. Jahrhunderts dagegen nehmen nach Ansicht des Verfassers eine untergeordnete Stellung ein, da ihr Interesse schon mehr auf den Staat als auf das Haus gerichtet war; auch Demokrit bietet, wie nicht anders zu erwarten, wenig des Beachtenswerten. Mit Recht

wird sodann das Zeitalter der Sophisten (Protagoras und Gorgias) als besonders wichtig für die Ausgestaltung ökonomischer Theorieen bezeichnet. Wie sich Sokrates zu den Fragen der Hauswirtschaft gestellt hat, glaubt Verfasser ausschliefslich auf Grund der Zeugnisse Xenophons in den Memorabilien beurteilen zu müssen, aus denen sich allerdings mit Sicherheit ergiebt, dafs sich seine Belehrungen auf die wesentlichsten Momente des wirtschaftlichen Lebens, vielleicht mit Ausnahme des Familienlebens, erstreckt haben. Nachdem im Anschlufs hieran die charakteristischen Tendenzen der Kyniker, so weit sie für das Gebiet der Ökonomik in Betracht kommen, sachgemäfs gekennzeichnet sind, wird S. 41 ff. ein Bild der Xenophontischen Ökonomik in ihren Hauptzügen (Personen- und Güterverhältnis) entworfen. Von besonderem Interesse ist hierbei, um sogleich auf den Kernpunkt der Untersuchung aufmerksam zu machen, der nach Ansicht des Referenten geschickt und umsichtig geführte Nachweis, dafs Xenophon sein Werk, ohne von Sokrates und Antisthenes sklavisch abhängig zu sein, nach einheitlichem Plane mit einer bis jetzt noch zu wenig beachteten Symmetrie aufgebaut hat und dafs es lediglich die Freude am Stoffe gewesen ist, die den begeisterten Landwirt bestimmte, hie und da den nüchternen logischen Gang der Rede zu verlassen. Bekanntlich glaubte K. Lincke gerade in diesen Abschweifungen und Ungenauigkeiten die Kriterien der Unechtheit der Schrift entdeckt zu haben; der Verfasser dagegen hat in direktem Gegensatze zu der abfälligen Beurteilung von seiten dieses Gelehrten überzeugend dargelegt, dafs Xenophons Gedankengang nicht nur System und Methode erkennen läfst, sondern dafs seine Schrift geradezu von mafsgebendem Einflusse für die Entwickelung der griechischen Ökonomik als Wissenschaft gewesen ist. Dies ist, um es kurz zu sagen, das Ergebnis der lehrreichen Abhandlung Vogels, die auch deswegen Anspruch auf freundliche Beachtung erheben darf, weil sie die Verhältnisse der Gegenwart, insbesondere die brennenden sozialen Fragen des Tages, wiederholt in angemessener Weise zur Veranschaulichung heranzieht.

In einem Anhange (S. 74 ff.) beschäftigt sich Verfasser noch kurz mit einigen wichtigen Autoren nach Xenophon, die ökonomische Fragen mit einer gewissen Selbständigkeit behandelt haben, vornehmlich mit Aristoteles, den Peripatetikern, den Verfassern der drei pseudoaristotelischen Schriften und Philodem. Welche Autoren überhaupt in den Rahmen einer Geschichte der Ökonomik gehören, der noch im 5. Jahr-

hundert n. Chr. Geb. in dem Neuplatoniker Hierokles (Stob. flor. LXXXV, 21 ed. Mein.) ein begeisterter Lobredner erstanden ist, hat Referent in seiner Abhandlung: Quaestionum oeconomicarum specimen (Berliner Studien f. klass. Phil. XVI, 4) im Umrifs darzustellen versucht.

Wernigerode a H. **Max Hodermann.**

311) **Flavii Iosephi opera** ex versione Latina edidit, commentario critico instruxit, prolegomena indicesque addidit **Carolus Boysen.** Pars VI: De Iudaeorum vetustate sive contra Apionem libri II. Pragae, F. Tempsky, Vindobonae, F. Tempsky; Lipsiae, G. Freytag, MDCCCLXXXXVIII. LIIII u. 142 S. 8. ℳ 5.60.

A. v. Gutschmid plante einst die Herausgabe von Josephus' Schrift wider Apion, doch hinderte ihn ein frühzeitiger Tod an der Vollendung seiner Aufgabe. Das Werk liegt nunmehr von der Hand seiner Freunde und Schüler fortgeführt und abgeschlossen vor. Während F. Rühl Gutschmids Kommentar in den Opuscula veröffentlichte, gab Niese den griechischen Text heraus, und jetzt hat Boysen die lateinische Version in der Wiener Sammlung der Kirchenväter folgen lassen. Die handschriftliche Überlieferung der lateinischen Übersetzung ist recht mäfsig, doch ermöglicht das griechische Original mancherlei Beihilfe und Kontrolle an zweifelhaften Stellen. Boysen hat mit diesen Hilfsmitteln einen ganz lesbaren Text hergestellt und sich damit als Herausgeber der noch ausstehenden Schriften des (lateinischen) Josephus, die mit allen Registern noch auf acht Teile veranschlagt sind, aufs beste empfohlen.

Im folgenden seien ein paar Bemerkungen mitgeteilt, die bei der Durchsicht dieser Ausgabe gemacht sind. Ob man 9, 15 *philosophabantur* für das handschriftlich allein beglaubigte *philosophabant* ändern soll, weil an einer andern Stelle *philosophati sunt* vorkommt, ist uns zweifelhaft; jedenfalls müfste man erst den Sprachgebrauch des ganzen lateinischen Josephus übersehen können, was zur Zeit noch nicht möglich ist. — 9, 17 *Graecis immixti usi sunt Phoenices litteris* Boysen; wir würden *poenicis (phenicis L2 B) litteris* vorziehen. 11, 14 und 18 sowie 37, 17 bietet Cod. C. durchgängig die Formen *Artaxersen, Artaxerse, Xersem, Xerse* eine Schreibung, die auch sonst als gut beglaubigt erscheint, daher sie nicht verworfen werden sollte. Boysen giebt in der letzten Silbe überall *x*. — 13, 9 ist der unter dem Texte vom Herausgebe gebotenen Konjektur *traditionem* den Vorzug vor *editionem* (im Texte)

zu geben und 73, 12 der im Kommentar vorgebrachten Vermutung *habent* vor *habentia.* — 109, 17 enthält Nieses *et vi* (für *et que*) eine textfähige Verbesserung. — Die Änderung von *advertit* in *audiet* 113, 20 ist sehr gewaltsam und gar nicht einmal nötig. — 123, 9 bleibt *alacri* (so fast alle Handschriften; *alacriter* Boysen) am besten bestehen, natürlich als vulgärer Nom. Plur.; die adjektivische Form ist doch bei den Ausdrücken der persönlichen Stimmung am geläufigsten.

Wir sehen der Fortsetzung der Ausgabe mit grofsem Interesse entgegen.

---

312) **C. Iulii Caesaris** commentarii cum A. Hirtii aliorumque supplementis ex recensione **Bernardi Kübleri.** Vol. III pars prior. Commentarius de bello Alexandrino, rec. **B. Kübler.** Commentarius de bello Africo, rec. **Ed. Wölfflin;** pars altera. Comm. de bello Hispaniensi. C. Iulii Caesaris et A. Hirtii fragmenta. Editio maior. Leipzig, B. G. Teubner, 1896. 1897. XLIV, 104 S. und XXII, 266 S. 8.

Die an sich mifsliche Aufgabe, die neueste Bearbeitung des „das gesamte corpus Caesarianum" beschliefsenden Vol. III zu besprechen, habe ich nicht vor der Vollendung der 2. Hälfte zu lösen versucht. Somit kann ich mich auf die bereits erschienenen Beurteilungen berufen, die durchaus günstig und anerkennend lauten, besonders die von R. Schneider in der B. ph. W. 17, 296—301 und 18, 775—777. Jedenfalls wird das Unbefriedigende, das eine gründliche Beschäftigung mit den drei wichtigen Kriegsberichten in formeller Beziehung hat, zumal nach 20-jähriger Unterbrechung, im vorliegenden Falle wesentlich gemildert durch die Vorzüge der Ausgabe, die Vollständigkeit des zusammengetragenen Materials (vgl. R. Schneider a. a. O. 17, 296), die Umsicht und Besonnenheit der Herausgeber. Das Gesamturteil über die Küblersche Ausgabe des dritten Bandes mufs demnach lauten: sie leistet alles, was man bei der sehr mangelhaften Überlieferung des Textes und der geringen Ausbeute, die die neuverglichenen Hss. liefern, von einem sorgfältigen und gewissenhaften Herausgeber verlangen kann, im vollen Mafse. Doch ist, und zwar nicht blofs weil in der Mitte der Name Ed. Wölfflin prangt, jeder der drei Kriege für sich zu betrachten.

Zunächst das B. Al. Es ist selbstverständlich, dafs der Text von dem der trefflichen erklärenden Ausgabe R. Schneiders, erschienen vor 10 Jahren

(Berlin, Weidmann), vielfach abweichen mufs; jedoch ist diesem ersten wirklichen Förderer des Verständnisses gewifs der Triumph zu gönnen, dafs mehrere seiner Vermutungen durch die neuen Kollationen, die dem Küblerschen Texte zugrunde liegen, Bestätigung gefunden haben. Immerhin bleibt auch jetzt noch eine ziemlich grofse Anzahl Stellen übrig, die wohl nie geheilt werden können. — Auch beim B. Afr. ist die „feste und sichere" Grundlage anzuerkennen, auf die Wölfflin jetzt (vgl. Praefatio S. XXIII, und dazu R. Schneider a. a. O. S. 299) den Text gegründet hat, und die Beiträge Küblers erweisen sich als nicht unbedeutend an Zahl und Wert. Natürlich mufsten die eckigen Klammern gegen die Ausgabe von 1888 sehr stark verringert werden; ich habe im Laufe der Zeit 17 gegen 276 gezählt, die unmittelbar aneinander anschliefsenden Zeichen der „grofsartigen Interpolation" nur je einmal gerechnet; ein Verhältnis, das schon an sich für die neue Ausgabe spricht. Auch in dieser militärisch so wichtigen Schrift (s. R. Schneider S. 301) ist freilich eine gröfsere Zahl Stellen noch immer so beschaffen, dafs man den Sinn kaum annähernd verstehen kann. — Das B. Hisp., dem Umfange nach nicht der vierte Teil des gesamten Textes, bleibt vorzugsweise ein „liber sescentis locis corruptus". Durch den librarius des archetypus β, der „*munere suo neglegentissime functus est*", wird die Schwierigkeit der Aufgabe, „einen ... urkundlichen Text zu liefern", wesentlich erhöht; um so rühmender ist die „grofse Zurückhaltung" hervorzuheben, mit der K. „bei der Aufnahme der zahlreichen Emendationsvorschläge verfahren ist". Durch hervorragende Beteiligung an diesen Vorschlägen hat aufser Th. Mommsen (s. Teubners „Mitteilungen" d. J. Nr. 1 S. 10 „eine besondere Zierde ...") C. Fleischer in **Grimma** sich verdient gemacht; s. über beide Praefatio S. VI. VII (wo besonders Mommsens köstliche Äufserungen inbetreff seiner Randbemerkungen im lateinischen Gewande zum Studium zu empfehlen sind). Aber mit wie wenig Erfolg haben diese beiden Männer, ebenso wie die anderen dort angeführten, gegen diese „heillose Zerrüttung" des Textes angekämpft! Übrigens ist die ausführlichere Begründung der von K. (s. das Ende des ersten Satzes der Praefatio) abweichenden Ansicht R. Schneiders über den Stil des B. H. mit Spannung zu erwarten; nach ihm „schrieb" der Vf. „vulgär" (so z. B. *hoc* = *huc*); seine „Latinität ist nur durch die abscheuliche Überlieferung in Verruf gekommen". — Auch die Vermehrung bezw. Verminderung der Fragmente, wie die (chronologische) Umordnung der Briefe (auch des Hirtius),

bezeichnet einen Fortschritt gegen Nipperdey und die folgenden Herausgeber; namentlich ist höchst dankenswert die Aufnahme „des caesarianischen Kalenders“, VI. S. 157—168, der lex municipalis“, VII. S. 179 — 186, und „des Stadtrechts von Osuna“ (Ossuña? = *Urs(a)o*), wobei im Index S. 264 die nach Madvig aufgenommene Stelle H. 22, 3 fehlt), S. 186—199.

Es bleibt mir noch die Aufgabe, aus der schier unendlichen Masse von Stellen, die einer zu weiterem Forschen anregenden Besprechung zu bedürfen scheinen, einige wenige auszulesen.

B. Al. 12, 1 leidet der Text immer noch daran, dafs nach dem eingeschobenen *cum* ... *viderent* der durch das *adeo* bedingte Folgesatz entweder gar nicht oder nicht unmittelbar folgt. Die Ergänzung von *adeo sunt fracti* kann nicht sein *ut ex aedificiis defendi possent* (das sieht eher wie ein Absichtssatz aus), wohl aber *ut materiam cunctam obicerent.* Ich hatte einst durch Umstellung und Konjektur einen leidlichen Zusammenhang herzustellen versucht; indes die Lücke nach *quibus* (auf *classiariorum* zu beziehen) ist mir viel rätselhafter als die sonst nicht zu belegende Verbindung *quibus et superioribus locis* [1]), die übrigens ganz guten Sinn giebt, wenn sich das pron. rel. auf *aedificiis* bezieht. Kurz, wenn kein durchschlagenderes Mittel, der Stelle beizukommen, gefunden wird, als Nipperdeys Text beizubehalten (der übrigens vor *et materiam* ein Komma gesetzt hat), halte ich die Einklammerung von *quibus et* ... *sublevabantur* für das einzig Richtige. — In den folgenden Kapiteln, 13—16, ist 13, 5 den Worten *una* ... *defecerat,* die schon R. Schneider für verderbt erklärt hatte, durch die Aufnahme des Larsenschen ⟨*sub*⟩ *litore* wohl kaum aufgeholfen; mir ist Nipperdeys *[litore]* noch wahrscheinlicher; an *deficere* „in Abgang“, „abhanden kommen“ ist jedenfalls kein Anstofs zu nehmen. — Den Anfang von 15, 3 halte auch ich durch ⟨*dubitationem*⟩ noch nicht für geheilt, besonders im Hinblick auf § 5 *Caesar* ... *pugnae* und 16, 3 *Haec superioribus* ...; Nipperdey scheint die überlieferten Worte so verstanden zu haben: Als dieser Cäsars Stimmung wahrnahm, = *animum animadvertit,* was nicht ohne weiteres abzuweisen ist. — Dafs trotz aller vorgebrachten Bedenken K. in 15, 8 unbedenklich die reine Überlieferung gewahrt hat, ist ebenso zu billigen wie die Beibehaltung von *pulsis* 16, 1, jedoch wäre sowohl bei ihm (die Stichworte müssen in der adnotatio

1) Nur ähnlich sind, unter dem Einflufs von Präpositionen, Verbindungen wie B. G. 6, 36, 2: *quas inter et castra,* B. C. 1, 75, 2: *cum hac et praetoria cohorte.*

critica ihre Plätze wechseln) als bei R. Schneider (nach Gruter) *[victis]* zu erwarten gewesen. — 35, 3 und 38, 3 ist ⟨*vidit*⟩ (Forchhammer) und ⟨*locum*⟩ (R. Schn.) wohl kaum zu entbehren. — Zu 46, 1 bemerke ich (vgl. R. Schneider a. a. O. S. 298), dafs ebenso wenig *quam* vor *maluit* wie, nach 8, 4. 18, 3, ein Dativ zu *parem esse* nötig ist. — 58, 3 würde auch ich das überlieferte *fatebantur* lieber sehen als das von Cornelissen herrührende, an sich sehr passende *infatuabantur,* während 59, 1 Menges *deterserunt* doch gewifs dem *detraxerunt* vorzuziehen ist; dafs jenes Verbum, *detergere,* 15, 6 in anderem Sinne, wie B. C. 1, 58, 1, steht, ist kein Grund gegen diese Änderung. — 60, 2 ist zwar *neque suae potestatis esset,* überliefert, aber mit der geringen Änderung *esse* (s. R. Schn.) ist die Stelle tadellos, da wir damit die richtige Fortsetzung und Ergänzung von *cum confligere miserrimum putaret* haben. — Zu 73, 3 sei nur erwähnt, dafs man statt ⟨*per*⟩ *servitia aggeri* mit noch gröfserer Wahrscheinlichkeit *servitia aggerere* vorschlagen könnte (freilich steht bei K. selbst B. C. 3, 49, 3 *adgesserat);* den mit Recht hier beseitigten Konjunktiv *agerentur* vor *iussit* wollte Cornelissen sogar 74, 2 einschwärzen: *faceret* ⟨*iuberet*⟩.

Das B. Afr. streife ich mit folgenden Bemerkungen. 2, 2 und 8, 2 müfste folgerichtig in der adnotatio critica die Annahme der *lacunae* auf Nipperdey zurückgeführt sein; die von diesem in 7, 6 a. E. angenommene Lücke ist glücklich beseitigt durch *depugnant* (Kübler nach D[1]). — 26, 3 hatte Nipperdey eine Lücke nach *accitis* angenommen, Wölfflin hat sie nicht: er hat ⟨*hieme gerere*⟩ zwischen *gerere* und *instituit* eingeschoben, nicht ganz unwahrscheinlich; unabweisbar scheint mir aber im folgenden zu sein Küblers Ergänzung ⟨*imperavit*⟩ nach *missis* (nur T *mittit,* aber vorher *in Siciliam missis),* wodurch der 12 Zeilen lange Satz erst ein Ganzes wird. — Desselben glänzende Konjektur Kap. 43 ⟨*cum tribus*⟩ *cohortibus,* als dem Texte von πϱS entsprechend (warum nicht III?), verdiente wohl ebenso aufgenommen zu werden; leider ist zu spät gekommen das auch von R. Schn. a. a. O. S. 299 richtig befundene *storiisque* 47, 5; schade, dafs dafür S. XXXIII *corrigiisque* steht. — 54, 1 schlägt K. statt ⟨*ex*⟩ (etwa wegen *pro militibus* § 4?) ⟨*pro*⟩ vor; mir scheint, eben wegen § 4, die gewöhnliche Lesart (nach Forchhammer) ⟨*ex*⟩ *commeatu* den Vorzug zu verdienen, zumal da auf *navem* ⟨*ex*⟩ *commeatu* folgt *neque militem unum ex Sicilia sustulisti;* also: ein zum Transport gehöriges Schiff. — Der Vorschlag von K. zu 57, 2 ist nicht ohne weiteres

abzuweisen, da es sich eigentlich nur um die Umstellung von *nihilo minus* handelt; *[ad se]* vorausgesetzt, nicht ⟨*ad Scipionem*⟩ (Davisius, Wölfflin), schliefst sich dann ⟨*Aquinius*⟩ *restaret* (mit S), *ut* ... gut an; ebd. § 5 ist natürlich für ⟨*uti*⟩ *vestitu* zu setzen *vestitu uti.* — 69, 1 steht im Texte *exsistunt*, 7, 6 *existunt.* — 81, 1 hätte sich bei der Lücke nach *quinque legiones* Wölfflin in der adnotatio critica als Urheber angeben sollen. — Nach *auctores* ist wohl 85, 6 nicht notwendig ⟨*belli*⟩ einzusetzen. — 89, 1 scheint doch *Uzitam* (Kübler), das gegen die Hss. (aufser Petav.) aufgenommen ist, richtig zu sein, so dafs *Usseta* aus den indices zu verschwinden hätte; die Erwähnung von 2 *oppida Ucitana, maius et minus,* bei Plin. Nat. Hist. 5, 4, 29 könnte vielleicht damit in Zusammenhang gebracht werden.

Auch bei dem B. H. können nur einige Kleinigkeiten berührt werden; von den schlimmsten Stellen mufs selbstverständlich abgesehen werden. 3, 9 ist *prope,* ein Lieblingswort des Verfassers, vor *maxima pars hominum* wohl kaum anzufechten (wiewohl es bald wieder folgt); vgl. 3, 1 *fere* vor *iam aliquot mensibus.* — 11, 2 ist zu lesen: *miserunt, sic ut;* das Folgende, *omne* bis *quibus,* ist durch Kombination zweier Vorschläge sicher richtig geworden. — Ob 14, 1 und 23, 5 die genetivi temporis *Eius praeteriti temporis* und *Huius incidentis temporis* zulässig sind, mögen andere entscheiden; mir sind sie noch anstöfsiger als *passus duo milia* 7, 3. Nicht minder auffällig ist *eius pecuniae* ... *liberasse* 42, 2. — 26, 1 ist doch wohl nach *β* zu lesen *milia denarium tria* und *duo* (III und II?); das Zahlzeichen für 2 scheint verschrieben zu sein. — 34, 4 kann ich *Demum* (Fleischer) nicht für das statt *denuo* einzusetzende Wort halten ohne vorhergehendes *Tum* (oder vielleicht besser *Tunc,* da in den besten Hss. unmittelbar vorher steht *occuparunt*). — 36, 2 ist nach V mittels zweier Wortumstellungen jeder Anstofs gehoben, daher vollere Interpunktion vor *ita* wünschenswert; § 4 mit Recht *in legionem* beibehalten. — 40, 1 wäre doch wohl *[quodvis essent]* ratsam. — 42, 2 finde ich ⟨*abolenda*⟩ (Mommsen) nicht überzeugend, hingegen § 5 ⟨*sint*⟩ (Fleischer).

Die Verlagsbuchhandlung hat im Verein mit den Herausgebern das Ihrige gethan, um auch im 3. Bande eine saubere und korrekte Ausgabe herzustellen. Druckfehler sind mir nur in der 2. Hälfte aufgefallen: 28, 4 *iuterim,* 41, 1 *dcernere;* auch Schwanken in der Schreibung betreffs der Assimilation ist zuweilen zu bemerken, z. B. bei *impedire* 30, 4. 5 und 41, 3, sowie in der Interpunktion: nach B. C. 3, 49, 1 ...

voces ... *audiebantur prius* ... und B. G. 3, 24, 5 war auch hier 38, 5 g. E., ebenso wie 24, 2. 30, 4 (nach ... *accipiebant*), das Komma nicht zu erwarten; stehen sollte es nach Parenthesen wie 2, 1 a. E. und B. Al. 68, 1. 69, 1 a. E. 72, 1. Afr. 20, 2 a. E (und ebd. 48, 3 zwischen *Ita quam)*. Diese Kleinigkeiten am Ende des ganzen 3. Bandes — denn in der „reichhaltigen Fragmentensammlung" S. 135—225 ist die gewohnte Sorgfalt nirgends zu vermissen — können die Benutzer der Ausgabe nicht im geringsten stören; im Gegenteil, bei der Durcharbeitung des Textes aller drei Kriege nebst adnotatio critica wird ihre Bewunderung für die zähe Ausdauer des Herausgebers sich nur steigern. Denn durch die „unbefangene, strengwissenschaftliche" Behandlung der mangelhaften Überlieferung ist entschieden „der Boden für weitere Forschung geebnet", und das ist ein grofses Verdienst. So sei denn Herrn Professor Dr. B. Kübler von Herzen Glück gewünscht zur glücklichen Vollendung des mühevollen Werkes; möchte es doch einmal die erhofften Früchte tragen!

Grimma. **B. Dinter.**

313) **Carl Robert, Die Knöchelspielerinnen des Alexandros.** Nebst Exkurs über die Reliefs an der Basis der Nemesis von Rhamnus und über eine weibliche Statue der Sammlung Jacobsen. Einundzwanzigstes Hallisches Winckelmannsprogramm. Mit 1 Tafel und 8 Textabbildungen. Halle a. S., Max Niemeyer 1897. 34 S.

Das vorliegende 21. Hallische Winckelmannsprogramm behandelt ein zweites jener herkulanensischen Marmorgemälde, deren Serie der Verfasser vor zwei Jahren mit der Abhandlung über das Gemälde eines Apobaten eröffnete. Wir erhalten hier vor allem eine vortreffliche Reproduktion der Gilliéronschen Kopie dieses Gemäldes. Der Verfasser giebt zuerst eine treffliche Darlegung des dargestellten Gegenstandes. Leto und Niobe sind über dem Knöchelspiel in Streit geraten und versöhnen sich unter dem Zuspruch der Phoibe, während vor ihnen Aglaie und Hileaira ruhig weiter spielen. Er betont dabei die Einheitlichkeit der Komposition gegenüber neuerlichen Versuchen, sie für eine Kompilation aus verschiedenen Elementen zu erklären, die er überzeugend zurückweist. Auch die Versuche Rofsbachs und Winters, in dem Bild und seinen Verwandten Originale, nicht römische Kopieen zu sehen, werden widerlegt, besonders eingehend Winters Ansicht, dafs wir hier enkaustische Gemälde vor uns haben. Dies führt zu einer eingehenden Besprechung der Technik der enkaustischen

Malerei überhaupt im Anschlufs besonders an der Stelle Plin. N. H. 35. 149 (S. 11 oben ist hier versehentlich von instrumentalen Dativen die Rede), und im Vergleich damit des vollständig verschiedenen technischen Verfahrens bei den vorliegenden Gemälden. Nach dieser längeren Abschweifung wird die Zeit des Malers Alexandros von Athen zu bestimmen versucht, dessen Künstlerinschrift der Kopist ängstlich genau nachgeahmt hat. Nach Roberts Beobachtungen gehört dieser Maler in die Zeit zwischen Polygnot und Zeuxis, etwa in den Beginn des letzten Viertels des 5. Jahrhunderts. Zur Begründung dieses Ansatzes werden verschiedene andere Monumentenklassen, Vasenbilder, Grabreliefs und Votivreliefs herbeigezogen und eine Verwandtschaft der Hauptgruppe des Gemäldes mit der Mittelgruppe des Reliefs von der Basis der rhamnuntischen Nemesis nachzuweisen versucht, die jedoch von Robert etwas anders angeordnet wird, als von Stais und Pallat.

Auch das Gemälde des Alexandros erklärt Robert wie das Apobatengemälde für ein Anathem wahrscheinlich eines lyrischen Dichters für einen Sieg im kyklischen Agon. Daran knüpft sich die Frage nach der Quelle der Sagenwendung, der der Künstler gefolgt ist. Ein bei Athenäus erhaltener Vers der Sappho spricht von einer ehemaligen Freundschaft der später so bitter verfeindeten Hauptpersonen Leto und Niobe. Die Version, die unser Bild zur Voraussetzung hat, dafs die Jugendfreundinnen sich einst beim Spiel entzweiten und wieder aussöhnten, nicht ohne dafs ein Rest des Grolles in beiden zurückbleibt, der später in furchtbarer Weise hervorbricht, mufs irgendein namhafter Dichter, vielleicht Sappho selbst geschaffen haben, da sie der Volkssage nicht entstammen kann. Durch diese Andeutung der späteren Feindschaft in einem früheren Verdrufs der Freundinnen kommt ein ethischer Zug in das sonst genrehaft anmutende Gemälde, der es über das „heroisierte Genrebild“ erhebt.

In einem ersten Exkurs sucht Robert eine Umstellung verschiedener Figuren in den Basreliefs der Nemesis von Rhamnus zu begründen, indem er darin die Hochzeit der Helena mit Menelaos dargestellt sehen und darum Helena in die Mitte der Komposition setzen will. Auf die verwickelte Frage der Wiederherstellung dieser Scene kann hier nicht eingegangen werden. Richtig ist offenbar Roberts Deutung und Gruppierung der 3 Frauen in der Mitte: rechts steht Nemesis, nach rhamnuntischer Sage die rechte Mutter der Helena, in der Mitte Helena, die von ihrer zur linken stehenden Pflegmutter Leda jener zugeführt wird. Damit ist aller-

dings, was Robert zeigen will, eine mit der Hauptgruppe des Gemäldes des Alexandros übereinstimmende Gruppierung, nur im Gegensinne, hergestellt. Die Deutung des Vorgangs dagegen ist verfehlt: nicht um die Hochzeit der Helena mit Menelaos, bezw. deren Vorläufer, „wo das junge Paar der göttlichen Mutter vorgestellt wird", kann es sich handeln. Was sollte auch diese Scene für eine Beziehung zu dem Kultbild der Nemesis haben? Robert ist durch diese Deutung dazu verführt worden, den Menelaos als jugendlich dargestellt zu fassen (wofür keinerlei Anhaltspunkt vorliegt) und die Auffassung des Pyrros als Neoptolemos abzulehnen. Seine Gründe haben aber gegenüber der Thatsache, dafs Neoptolemos schon in den Kyprien auch Pyrros heifst, kein Gewicht; selbst die Anwesenheit des Pyrros in Gegenwart seiner „Schwiegermutter" hat nichts Auffallendes, wenn wir eben nur nicht die Hochzeit der Helena dargestellt sehen. Das Relief will offenbar keinen bestimmten mythologischen Vorgang geben, sondern eine Art santa conversazione der nach attischer Sage zur Entstehung und siegreichen Beendigung des trojanischen Kriegs in Beziehung stehenden Personen. So erklärt sich das Fehlen des Orestes von selbst, seine Anwesenheit wäre störend, der Nemesiskult in Rhamnus verdankt seine Entstehung der Bestrafung der barbarischen Hybris in den Perserkriegen, und das mythische Vorbild dieser ist der trojanische Krieg. Helena ist die Ursache dieses Krieges, ihr zur Seite stehen zwischen ihren sterblichen Eltern ihre Brüder, die Dioskuren und Hippeus, auf seiten der rächenden Nemesis Agamemnon, Menelaos und Pyrros als Vollstrecker der Bestrafung des Frevels also als Vertreter des Griechenvolks, und Epochos und sein Bruder als Brüder der Oinoe und somit als Vertreter des Demos gleichen Namens, also der Nachbarschaft des Heiligtums. Eine solche Zusammenstellung von göttlichen und menschlichen im Walten und Wirken der Nemesis eine besondere Rolle spielenden Personen eignet sich offenbar für die Basis der vergeltenden Göttin ungleich besser als irgendein besimmter mythologischer Vorgang. Was für einen solchen wir auch suchen mögen, zu keinem passen alle überlieferten Figuren. Bei unserer Auffassung fügen sich alle ungezwungen zu einem bedeutungsvollen Ganzen harmonisch zusammen.

Die Besprechung einer weiblichen Statue der Sammlung Jacobsen, ein fliehendes Mädchen darstellend, giebt dem Verfasser im 2. Exkurs Veranlassung, die Deutung der Mädchenstatuen vom Nereidenmonumente als Nereiden anzufechten und sie vielmehr als Personifikationen von Schiffen

zu erklären. Auch die Schiffe des Aeneas (Verg. Aen. 9, 116 ff.) werden zu Mädchen personifiziert, und was werden sie? deae pelagi, wie die Nereiden, in der Erscheinungsform also diesen gleich, so dafs wir mit dieser Erklärung nicht weiter kommen. Denn selbst wenn die Schiffspersonifikationen auf eine Seeschlacht deuten sollten, so würden die Nereiden offenbar denselben Dienst thun.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

314) **Konrad Miller, Die ältesten Weltkarten,** herausgegeben und erläutert. 6. (Schlufs)heft. Rekonstruierte Karten. Mit 58 Clichés (darunter 49 Karten) im Text und 8 Kartenbeilagen. Stuttgart, Jos. Roth, 1898. 154 S. 4. 10 ℳ

Nachdem Miller in den ersten fünf Heften die auf der römischen Weltkarte beruhenden Mappae mundi bis zur Ebstorfer Karte herab ediert und besprochen hat, giebt er in diesem Schlufsheft, das er mit Recht den zweiten Teil des ganzen Werkes nennt, rekonstruierte Karten zu den Geographen des Altertums, die eine ähnliche Mappae mundi vor sich gehabt haben, und in dem letzten Abschnitte „Gemessene Karten“ die Entwickelung des Erdbildes von Eratosthenes an, aus dessen Karte einmal die römische Rundkarte, anderseits auch die Karten des Ptolemäus hervorgegangen sind.

Welch einen Fortschritt und welche Erleichterung für das Studium der alten Geographie die Millerschen Arbeiten enthalten, kann nur der hinreichend würdigen, der sich selbst mit den alten Geographen beschäftigt hat. Erst die Zusammenstellung der erhaltenen Mappae mundi durch Miller ermöglicht die planmäfsige Rekonstruktion der von den alten Geographen benutzten Karten. Leider ist aus dei römischen Zeit keine römische Weltkarte, von den griechischen nur die des Ptolemäus auf uns gekommen, obwohl die Zahl der Karten nicht gering war, manche Schriften überhaupt ohne Karten nicht verständlich sind. Mit Recht betont Miller, dafs man nicht e i n e Karte, die sogenannte römische Weltkarte, zu rekonstruieren hat, von der die anderen blofs Kopieen gewesen seien, sondern für jeden geographischen Schriftsteller, für jedes geographische Kompendium den Versuch machen mufs, die zugrunde liegende Karte zu entwickeln.

Miller beginnt deshalb richtig mit dem spätesten Autor, dem Geographus Ravennas, den er am ausführlichsten behandelt (56 Seiten). Hier

kommt er zu so sicheren Ergebnissen, dafs sie durch weitere eingehende Untersuchungen kaum erheblich umgestaltet werden können. Nach den zeitgeschichtlichen Angaben hat der Ravennas zwischen 650 und 680, wahrscheinlich um 670 geschrieben, ist in Europa und im Pontusgebiet gut orientiert, benutzt sehr viele, zum Teil ganz unbekannte Quellen. Er schrieb nicht griechisch, sondern das in Ravenna gesprochene Lateinisch, in das sich, wie im Exarchat erklärlich, allerlei Gräcismen und hybride Formen eingeschlichen hatten. Die von ihm namentlich angeführten Quellen sind nicht erdichtet, wie man von einigen behauptet hat; die nachweisbaren Citate sind gewissenhaft benutzt, und dafs er viele unbekannte Quellen hatte, ist bei der Verschiedenartigkeit seiner Mitteilungen, die nicht einer Karte entnommen sein können, nicht zu bezweifeln. Mit Ausnahme von drei, wo die Abschreiber neue Namen geschaffen haben (z. B. Geon et Risi philosophi für geometrici philosophi), ist man nicht berechtigt, die Existenz der Quellen zu leugnen. Die Karte des Ravennas hatte, wie d'Avezac und besonders Schweder behauptet und z. T. bewiesen haben, nicht etwa Jerusalem oder Konstantinopel als Mittelpunkt, sondern Ravenna, war „geostet", d. h. hatte, wie die römischen Weltkarten durchweg, oben Osten. Die Gestalt ist bis jetzt vielfach für oval gehalten; Miller zeichnet sie kreisrund und widerlegt die dagegen erhobenen Bedenken durch geschickte Zeichnung. Auf zahlreiche Einzelheiten gehe ich nicht ein und empfehle eigenes Studium der sorgfältigen Untersuchung Millers.

Die anderen Geographen, deren Karte M. rekonstruiert, sind folgende:

Isidor von Sevilla, dessen Erdbeschreibung eine Quelle vieler Expilatoren gewesen ist.

Paulus Orosius. Die Karte des Orosius war das Urbild der Herefordkarte, bei deren Abfassung sie in Überarbeitung gewifs vorgelegen hat.

Julius Honorius. Hier kommt M. zu anderen Ergebnissen als der letzte Bearbeiter dieses Expilators, Kubitschek, und dessen Vorgänger Riese, Berger und Müllenhoff. Indem M. sich streng an den Wortlaut des Honorius hält, folgert er, dafs die Vierteilung des Orbis bei ihm nicht durch ein gerades, sondern ein schiefes Kreuz (X) stattfindet. In der That giebt dies ein annehmbares Bild. Die Namen des Honorius sind alle der im 4. Jahrhundert revidierten Reichskarte entnommen; die Übereinstimmung mit der Tab. Peutingeriana geht sehr weit, doch ist keine

Spur bei Honorius davon, dafs seine Vorlage eine Itinerarkarte war. Eine geschriebene Quelle hat Honorius nicht gehabt, nur die Karte.

Ammianus Marcellinus hat bei den Länderbeschreibungen, die er in seinem Geschichtswerke giebt, verschiedene Karten benutzt, zum Teil ungeschickt, einmal eine griechische genordete Karte wie eine geostete römische, das andere Mal wieder umgekehrt die römische wie die griechische mit Verwechselung der Orientierung. Er kennt den Ptolemäus, den πίναξ des Dionysius, die römische Reichskarte, der er nach M.s Nachweis seine Provinzverzeichnisse entnommen hat (sehr ähnlich ist die Karte von S. Sever). Auffallend sind die Berührungspunkte des Ammian mit Apollonius Rhodius, vgl. meine Dissertation „De gentibus in Ponto orientali habitantibus" (Kiel 1876), S. 46ff. Ich möchte glauben, dafs nicht nur geographische Kompendien, sondern auch andere Schriften hier und da mit Karten versehen waren, und dafs besonders die „Argonautica" mit begleitenden Karten erschienen. So erscheint es mir am erklärlichsten, dafs gerade Notizen aus dieser Sage sich so häufig bei den geographischen Skribenten und auf den Mappae mundi finden bis zur Ebstorfer Karte herab. Bei Ammian, einem fraglos sehr belesenen Manne, mögen manche Lesefrüchte hinzukommen, deren Quelle er nicht angiebt.

Tabula Peutingeriana, Rekonstruktion des fehlenden ersten Segments nach dem Itiner. Anton. Die betreffende Tafel Millers ist nicht ohne die nachträglichen Berichtigungen über die richtige Gröfse des Segments S. 94 zu benutzen.

Dionysius Periegetes beruht meistens auf griechischen Quellen; Eratosthenes, Apollonius Rhodius, Skylax treten am meisten hervor. Von Apollonius scheint aufser dessen Texte selbst, in dem fast raffiniert alte Namen zusammengesucht sind (vgl. meine oben erwähnte Diss. S. 24—26), auch eine Karte über die Argonautenfahrt vorgelegen zu haben.

Pomponius Mela. Diesem lag natürlich eine Karte vor, deren Rekonstruktion verhältnismäfsig einfach ist. Aufser einigen anderen Quellen kommt sicher die Agrippakarte für ihn in Betracht, auf der auch die zahlreichen Fabelmenschen ähnlich wie auf späteren Mappae mundi abgebildet waren.

Kleinere römische Chorographieen: Dimensuratio provinciarum, divisio orbis Germaniae und Britanniae bei Tacitus, Vitruvius u. a.

Dann erörtert M. noch einige gemessene Karten, die des Eratosthenes, des Hipparch, des Polybius, des Artemidor, des Strabo, die Mes-

sung der Erdteile und die Klimatenkarte nach Plinius und die sonstigen Verzeichnisse der Klimate.

Schliefslich fafste M. die Hauptergebnisse zusammen: die römische Weltkarte war geostet (die griechischen genordet, deswegen auch unsere auf Ptolemäus beruhenden Karten); sie war keine Itinerarkarte; die charakteristische römische Form ist die kreisförmige; man fafste die *οἰκουμένη* als rund; die ganze Erde als rund, die *οἰκουμένη* als ein Rechteck (*τραπεζοειδής*), haben aufser Mela noch die Albikarte und die Cottoniana.

Im Anfang behandelt M. die im Dezember 1896 in einer Kirchenruine zu Madaba östlich vom Toten Meere aufgefundene Mosaikkarte von Palästina, erläutert durch zwei Lichtdrucke, einen Grundrifs und eine Wiedergabe der Karte im Mafsstabe 1 : 21 nach dem Werke des P. Germer-Durand in Jerusalem.

Ich bemerke zum Schlufs noch, dafs Miller seine verdienstreichen Forschungen mit dieser trefflichen Sammlung noch nicht abschliefsen wird; wir werden ihn hoffentlich demnächst mit Untersuchungen über Plinius, dessen Werk noch viele Rätsel birgt, sein Werk ergänzen sehen.

Oldesloe. **Reimer Hansen.**

---

315) **Felix Stähelin, Geschichte der kleinasiatischen Galater** bis zur Errichtung der römischen Provinz Asia. (Inaug.-Diss.) Basel 1897. 104 S. 8.

Eine Erstlingsarbeit, aber eine tüchtige Leistung. Der Verfasser hat nicht nur die alte Litteratur nebst den verhältnismäfsig zahlreichen, aber leider vielfach verstümmelten Inschriften, sondern auch alle irgend erreichbaren modernen Untersuchungen eingehend ausgenutzt und mit anerkennenswerter Divinationsgabe manche zweifelhafte Punkte in der recht verwickelten Geschichte der kleinasiatischen Reiche des 3. und 2. Jahrhunderts v. Chr. so beleuchtet, dafs eine klarere Anschauung gewonnen wird. Auch die Darstellung ist dadurch, dafs die Erläuterungen, Vermutungen und kritisch-hermeneutischen Bemerkungen unter den Text verwiesen sind, so gefällig, dafs sie bis ans Ende fesselt. Bei der Unvollständigkeit des Materials lassen sich natürlich nicht alle Schwierigkeiten lösen; die Zusammenstellung verschiedener möglicher Lösungen, wie Stähelin sie an mehreren Stellen giebt, ist daher für die Beurteilung sehr dankenswert.

Ich denke, dafs wir St. auch auf weiteren Gebieten der historischen Forschung begegnen werden.

Oldesloe. **R. Hansen.**

316) **A. Haase Syntaxe française du XVIIe siècle, traduite par M. Obert.** Paris, Alph. Picard et fils, 1898. XVIII u. 479 S. 8. 9 fr.

Der Russe M. Obert hat unseres A. Haase vor 10 Jahren erschienene rühmlichst bekannte „Französische Syntax des 17. Jahrhunderts" zu Nutz und Frommen der Franzosen in deren Sprache übersetzt. Die Übertragung giebt das Original durchaus getreu und in elegantem, klarem Französisch wieder; an Klarheit, soweit sie durch die äufsere Anordnung des Stoffes erzielt wird, übertrifft sie meines Erachtens das Original sogar, indem sie in jedem Paragraphen die einzelnen zur Sprache gebrachten Erscheinungen zusammen mit den ihnen zugehörigen Beispielen und etwa gemachten Anmerkungen voneinander getrennt zur Darstellung bringt.

Herr Obert hat aber noch mehr gethan als einfach übersetzt, obwohl ihm auch dafür allein die Franzosen dankbar sein müfsten. Er zeigt nicht nur, dafs ihn ein tiefes Interesse für die französische Syntax überhaupt und für Haases Arbeit im besonderen erfüllt; er beweist auch, dafs er seine Aufgabe mit liebevoller Hingabe an sein Original und mit bewunderungswürdigem Fleifse gelöst hat, und dafs er ein feines Verständnis für die Syntax besitzt, sowohl für die der alten und der klassischen Zeit als auch für die unserer Tage.

So hat er die zahllosen Beleg-Beispiele Haases einer sorgfältigen Nachprüfung nach jeder Richtung hin unterworfen, und, was ganz besonders verdienstlich ist, er hat, während Haase nur den Autor anführt, die Fundstelle des Beispiels genau angegeben. So hat er — das Ergebnis dieser Nachprüfung — eine ganze Reihe von Anmerkungen gemacht, in denen er nicht allein den von Haase gegebenen Text der Beispiele gelegentlich verbessert, sondern auch Kritik übt; in einer Note zu S. 32 z. B. zeigt er, dafs ein Beispiel im Zusammenhange des Textes eine andere Deutung verlangt, als ihm von Haase zuteil geworden; in einer zu S. 107, dafs Haase einen Satz falsch verstanden hat; in einer zu S. 55, dafs Haase eine falsche Lesart benutzt hat; in einer zu S. 73, dafs Haase fälschlicherweise einen Satz Voltaires als Beleg für die Ausdrucksweise im 17. Jahrhundert anführt. Andere Anmerkungen und Fufsnoten haben den

Zweck, Haasesche Ansichten und Urteile zu modifizieren und zu berichtigen (z. B. S. 32, 110, 182 u. s. w.). Für die in diesen Anmerkungen gegebenen Belege, Berichtigungen, Anregungen und Verweise auf andere Syntaktiker (vor allem Tobler) sind wir Herrn Obert zu Dank verpflichtet; den in ihnen niedergelegten von Haase abweichenden Anschauungen wird man zustimmen müssen. Mir ist nur der kleine Irrtum aufgefallen, dafs er in der Note 3 auf Seite 156 fut-ce und furent-ce anstatt fût-ce und fussent-ce sagt. Aufser durch diese Noten hat Herr Obert das Original durch einige den Scènes populaires von Henri Monnier entnommene Beispiele für die volkstümliche Sprache bereichert, die er mit Haases Bewilligung in den Text eingeschaltet hat.

Herrn Oberts Übersetzung ist eine in hohem Grade dankenswerte That, und als eine solche wird sie auch, zusammen mit Haases Originalwerk, von Herrn L. Petit de Juleville in der von ihm geschriebenen Vorrede begrüfst. Wenn es in derselben zum Schlufs heifst: „Ce sera le meilleur fruit d'un livre tel que celui-ci, qu'il nous aidera beaucoup dans la tâche d' entendre mieux nos grands écrivains“, so ist das ja durchaus wahr; aber mit diesen Worten wird weniger der Obertschen Übersetzung als dem verdienstlichen Originale, dem Haaseschen Werke, Anerkennung gezollt. Und der Haaseschen That erfreuen wir uns seit 10 Jahren! Nicht darin möchte ich den Hauptwert der Übersetzung erkennen, dafs sie den Franzosen das deutsche Werk und seine Früchte übermittelt, sondern dafs sie — nicht nur in Frankreich, sondern im ganzen Lande der Wissenschaft — den dazu Berufenen neue Anregung giebt, sich mit der französischen Syntax des 17. Jahrhunderts zu beschäftigen. Die Hauptaufgabe in diesem Gebiet ist noch nicht gelöst. Wir dürfen uns nicht mit unserer jetzigen Kenntnis begnügen, nicht damit, dafs wir wissen, welches Gepräge die Syntax des 17. Jahrhunderts hatte, in welchen Punkten sie sich von derjenigen der früheren Zeiten unterschied, und in welchen sich die der modernen Sprache wiederum abweichend von ihr entwickelt hat. Das Wichtigste, das den Linguisten, den Psychologen und den Kulturhistoriker gleich sehr Interessierende, ist, die Syntax einer bestimmten Zeit — im vorliegenden Falle die französische Syntax in dem für die Geschichte der französischen Sprache so überaus wichtigen 17. Jahrhundert — aus den verschiedenen Einwirkungen, aus den sozialen Verhältnissen der Zeit, ihren Forderungen im Gebiete der Ästhetik, den in ihr sich geltend machenden Strömungen psychologischer Natur u. s. w. zu erklären, d. h. die Syntax einer be-

stimmten Zeit als deren natürliches Produkt, als eine getreue Spiegelung des menschlichen Geistes in dieser Zeit und in dem sprachlich abgegrenzten Gebiete nachzuweisen.

Möchte zu solcher Grofsthat Herrn Oberts Übersetzung die Anregung geben!

Bremen. **H. Soltmann.**

---

317) **Albert S. Cook, Biblical Quotations in Old English Prose Writers,** edited with the Vulgate and other Latin Originals, Introduction on Old English Biblical Versions, Index of Biblical Passages, and Index of Principal Words. London, Macmillan & Co., New York, The Macmillan Company, 1898. LXXX u. 330 S. 8.

Dies Werk des bekannten Übersetzers von Sievers' Angelsächsischer Grammatik, der durch seine Ausgabe der Judith und sein „Glossary of the Old Northumbrian Gospels" den Freunden der altenglischen Studien wohl bekannt ist, schliefst sich mehr an die zahlreichen dem Lehrzwecke dienenden, als an die streng gelehrten Arbeiten unseres Verfassers an. Es bietet eine Sammlung von in angelsächsischen Texten verstreuten Bibelstellen mit Übergehung zusammenhängender Übersetzungen und unter Beschränkung auf zwei Autoren, Alfred und Aelfric. Von letzterem werden die Bibelstellen in den Homilien, von ersterem nur die in der Cura Pastoralis, dem Beda und den Gesetzen, gegeben. Vielfach begnügt sich Cook damit, blofs die Stellen namhaft zu machen, wo sich ein Bibelcitat findet, ohne es abzudrucken. Nach welchem Prinzip er bei der Ausschliefsung verfuhr und weshalb der Orosius mit einem halben Dutzend Verweise ohne ein einziges Citat abgefertigt wurde, ist nicht zu ersehen. In der Vorrede sucht man umsonst nach einer Aufklärung darüber.

Die Sammlung, erfahren wir hier, ist unternommen worden "in the interest of the Biblical Scholar, the professional student of English speech, and the person who desires to gain in the easiest possible manner a slight reading knowledge of Old English prose". Dafs die beiden ersten zumeist der Staffage wegen da sind, zeigen die nächsten Sätze. Dem Bibelgelehrten zu Liebe, heifst es, sei der lateinische Text der Vulgata, bisweilen der Itala, bei der Cura Pastoralis seine Fassung bei Gregor angeführt; dem berufsmäfsigen Anglisten wird versichert, dafs der englische

Text nach der besten gedruckten Ausgabe jedes Werkes gegeben sei; dem Anfänger wird schliefslich versprochen, dafs er hier eine bequeme Chrestomathie finde, mit deren Stoff er schon bekannt sei und die er beinahe von Anfang an ohne Grammatik oder Wörterbuch mit Hilfe der lateinischen Übersetzung lesen könne. Das trifft teilweise zu, deshalb bieten auch die meisten angelsächsischen Lesebücher als ersten Lesestoff biblische Texte, während es doch geraten ist, bald zu andern überzugehen, die einen ausgeprägteren Charakter als blofse Übersetzungen zeigen. Aber der Anfänger findet noch mehr; er wird aufserdem durch Vergleichung der verschiedenen Übersetzungen derselben Stelle "acquire a sense of the variations which the same translator permitted himself, the idiosyncrasies of each translator, and the changes in the language between one and another". Hier finde sich ein beträchtliches Material für das Studium der altenglischen Semasiologie: "What is an author's range of synonyms for a given idea? What is the range of his vocabulary, as distributed among such categories of synonyms? What are the peculiarities of his diction, as determined by these tests? Wherein does the diction of a given period, again, as judged by these standards, differ from that of another given period?" In diese Untersuchungen werde man am leichtesten eingeführt vermittelst aufeinanderfolgender Übersetzungen des nämlichen Textes. Man meint fast, der Verfasser halte einen zum Besten, denn wie sollen solche Vergleichungen nur annähernd das ergeben, was man in Aussicht stellt, wenn die Zahl der sowohl bei Alfred wie bei Aelfric übersetzten Verse beträchtlich unter hundert ist? Innerhalb der einzelnen Texte, der Cura Pastoralis, der Gesetze u. s. w. sind die Bibelstellen nach der üblichen Ordnung, mit Genesis beginnend, aufgeführt. Ein Index zum Schlufs verzeichnet dann, welche Bibelverse überhaupt übersetzt sind.

Vorausgeschickt ist eine Einleitung von etwa 70 Seiten über die prosaischen und metrischen Bearbeitungen der Bibel in angelsächsischer Sprache. Diese Arbeit ist sehr gediegen und zeugt von gründlicher Beherrschung des Stoffes und Vertrautheit mit der philologischen und kirchengeschichtlichen Forschung. Der Bibelgelehrte wie der Anglist wird an dieser Arbeit seine Freude haben. Ausführlicher wird über Aldhelms und Guthlacs mythische Dichtungen über biblische Stoffe, über den Pariser Psalter, über das Durhambuch und die Rushworthglossen, über die westsächsischen Evangelien, über Aelfric und über die Judith gehandelt. Von den verschiedenen Werken, die besprochen werden, metrische und dialek-

tische nicht ausgenommen, werden in der Regel charakteristische Proben gegeben. In dieser Einleitung und dem Index of Principal Words liegt für uns der Wert des Buchs. Dies Wortverzeichnis soll nicht dem Anfänger dienen; es giebt zu keinem der Worte die Bedeutung an, setzt also ein angelsächsisches Wörterbuch in der Hand des Benutzers voraus. Es übergeht eine Menge gebräuchlicher Worte, bei den übrigen werden dagegen alle Belegstellen angeführt, um den Gebrauch des Wortes zu verdeutlichen. Das ist bei dem Stand der angelsächsischen Lexikographie dankbar zu begrüfsen.

Man hat den Eindruck, dafs der Verfasser die Sammlung von Bibelstellen bei Alfred und Aelfric, die er vielleicht in anderer Absicht angelegt hatte, in unserem Buche habe verwerten wollen. Er besinnt sich auf verschiedene Zwecke, denen es dienen könnte, aber es dient keinem recht. Der Bibelforscher lernt aus der Einleitung mehr als aus den Texten; der Anglist, der hier die Entwickelung der englischen Rede studieren soll, wird sich ein besseres und reichhaltigeres Material aussuchen müssen. Und auch der Anfänger wird kaum Geduld haben, sich durch einige hundert Seiten Bibeltexte durchzuarbeiten. Glücklicherweise hat der Verfasser noch eine andere Hoffnung, mit der er sich trösten kann, dafs nämlich sein Buch führen werde "in however slight a measure, to a fuller sense of fraternity among the different members of the English race". Es ist gewidmet dem trefflichen Dr. James Murray, "whose 'New English Dictionary' will be one of the glories of England and is the admiration of her children beyond the seas".

Giessen. **W. Wetz.**

---

318) **F. J. Wershoven, Hauptregeln der englischen Syntax.** Mit einem Anhang: Synonyma. Trier, Fr. Lintzsche Buchhandlung, 1896. 47 S. 8.

Vorstehendes Werkchen ist mit Freuden zu begrüfsen. „Es behandelt die englische Syntax in der Reihenfolge und dem Umfang, wie es die neuen Lehrpläne vorschreiben.“ Sein Versprechen, „kurz, klar und übersichtlich das für höhere Lehranstalten Notwendige zu geben“, hat der gewiegte pädagogische Schulschriftsteller durchaus eingelöst. Das Übungsbuch, welches in demselben Verlage unter dem Titel: „Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische“ gesondert erschienen ist, ist uns bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen. Zu den „Hauptregeln“ selbst

möchten wir folgende Bemerkungen machen: S. 2, § 4 ist die Stellung von only unberücksichtigt gelassen. „Only steht unmittelbar vor dem Worte, welches durch nur hervorgehoben werden soll“ (Gesenius, Gram. d. engl. Spr.). Auch die Stellung von not beim Infinitiv und von enough wäre doch vielleicht zu berücksichtigen gewesen. — S. 3, § 7 heifst es: „Ausnahme. Die Umschreibung (mit to do) wird nicht gebraucht, wenn ein fragendes Fürwort (who? what? which?) Subjekt ist“.... Hier wäre zu ergänzen: oder wenn whose dem Subjekte vorangeht, z. B. Whose page killed the king? Vgl. Thiergen (-Börner), Gram. d. engl. Spr. § 60. — S. 4 § 10 sollte wenigstens erwähnt werden, dafs „I must als Imperfekt nur wenig im Gebrauch“ ist (Gesenius). Neuere Grammatiken wie Thiergen führen nur noch das Präsens an. — S. 6, § 17 fehlt nach den Worten nicht reflexiv entweder der Doppelpunkt oder z. B. — In der Anmerkung sollte das Deutsche: „das Buch hat sich gefunden“ vor dem Englischen: „The book has been found“ stehen. — S. 6, § 19 wäre es wünschenswert, zu Redensarten wie „I am glad, I am sorry, I wonder“ etc. in Klammern die Präposition hinzuzufügen, wie dies bei „I fail (in)“ geschehen ist. Da der Gebrauch der Präposition in den beiden Sprachen so wesentlich abweicht, sollten die Grammatiken nie versäumen, dem Schüler durch Hinzufügung der Präposition, sei es beim Verbum, Adjektiv oder Substantiv, zuhilfe zu kommen. Auch unsere Wörterbücher sind hierin noch sehr unvollkommen. — S. 8, § 25 bedarf das lest nach fear einer Erklärung in dem Satze: „I fear lest he should be unable to undergo this fatigue“. Es ist veraltet. Ein anderes Beispiel mit lest = dafs nicht wäre besser am Platze gewesen. — S. 10, § 28 ist nach den Worten: „Verben des Wahrnehmens“ einzufügen: „ohne to“, nach: „und Zulassens“: „mit to“; sonst weifs der Schüler nicht, welche Verba den Accusativ mit dem Infinitiv mit to, und welche ihn ohne to konstruieren. — S. 12, § 35 steht unter den Beispielen für das Gerundium der Ausdruck: „The art of printing“. Dazu hätte sich doch leicht ein vollständiger Übungssatz finden lassen können. Nur keine Brocken! Das Gleiche gilt unter anderem von S. 17, § 51: „The husband, wife, and children“ etc. — S. 14, § 38 sollte vor „emperor“ noch die Präposition bei stehen. — S. 16, § 49 findet sich die veraltete Schreibung: judgement statt judgment; S. 29, § 79b ist das Wort nach moderner Art geschrieben. — S. 18, § 52, 3 sollte es statt „bisweilen“ — „fast immer“ oder „vorzugsweise“ heifsen, also: „Von

Sachnamen ist nun fast immer männlich"; das sächliche Geschlecht ist ganz selten. — S. 18, § 55 fehlen mechanics, physics (letzteres im Gegensatz zu physic) bei den Namen der Wissenschaften auf -ics. — S. 24, § 70 mufs es in dem 7. Beispiele für the — she heifsen. — S. 26, § 74 fehlt bei „a black, ‚white", sodann weiter unten bei „the ancients" etc. die deutsche Bedeutung. — Die Fassung auf S. 30, § 81, 2, Bemerkungen: „‚Dieser' oder ‚derselbe' = er, sie etc. werden durch he, she, it, they wiedergegeben" ist zu ausdruckslos; auch fehlt das Beispiel dazu; ohne Hilfe wird der Schüler nicht leicht wissen, worauf der Verfasser hinzielt. Der Hinweis auf das französische il, elle etc. fehlt übrigens auch. Es sollte heifsen: „Das im Deutschen oft mifsbräuchlich angewandte, unbetonte: dieser, diese, dieses etc. oder derselbe, dieselbe, dasselbe etc. wird im Englischen durch das persönliche he, she, it etc. wiedergegeben, wie im Französischen durch il, elle etc." — S. 31, § 84 fehlt in dem Citat aus Pope das Adjektiv paternal; es mufs heifsen: „Happy the man whose wish and care a few paternal acres bound." — S. 37, § 102 mufs im 2. Beispiel unter f für hingdom natürlich kingdom stehen.

Den „Hauptregeln" ist ein Anhang: „Synonyma" beigefügt, welcher in 50 Nummern die gebräuchlichsten sinnverwandten Ausdrücke kurz und bündig erläutert. In Nr. 26 hätte zu „usage, custom, habit" noch manners und in Nr. 38 zu „clean, cleanly, pure" mindestens noch clear hinzugefügt werden sollen. — Trotz der gemachten kleinen Ausstellungen, die der Herr Verfasser vielleicht in Erwägung zieht, ist das Büchlein entschieden zu Repetitionen nur zu empfehlen. „Kurz, klar und übersichtlich" wollte der Verfasser sein, und er ist es. Der beständige Hinweis auf den französischen Sprachgebrauch macht es um so wertvoller. An einigen Beispielen sei noch gezeigt, wie sehr es Wershoven trotz aller Kürze verstanden hat, das idiomatische Englisch hervortreten zu lassen: S. 7, Gebrauch d. Zeiten: „I have known him (kenne ihn schon) these five years". — „How long have you been here (sind Sie schon hier)?" — S. 11, § 30 betont er, was selbst in neuen Grammatiken nur selten geschieht, den Nominativ mit dem Infinitiv. — Lob verdient auch S. 29, § 79, c, wo es heifst: „Bei reciproken Verben dient each other's, one another's als Possessivpronomen („ihr" = gegenseitig). Authors have eyes only for spots in one another's works. The rebels perished by one another's swords." — S. 30, § 82, Anmerkung,

heifst es: „Beachte den Gebrauch von what bei to call. What (wie) do you call that in English?" — S. 34, § 94 ist bei some und any auf die Ähnlichkeit in ihrem Gebrauche mit dem französischen Teilungsartikel hingewiesen: „Beide entsprechen häufig dem französischen Teilungsartikel." So hat mit scharfem Blicke der Herr Verfasser überall das Wesentliche herausgegriffen, ohne dabei anscheinend geringe Punkte aus den Augen zu verlieren. Der billige Preis des Büchleins (60 Pf.) wird seiner Verbreitung nur förderlich sein. Druck und Papier sind deutlich und gut.

Döbeln. **Ernst O. Stiehler.**

---

319) **W. Petersen, Englisches Lesebuch.** Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt, 1897. 250 S. 8.

Der Herausgeber hat, um in jeder Hinsicht nur idiomatisches Englisch zu bieten, die meisten seiner Stücke englischen Originalen entlehnt. Der ganze Stoff ist in zehn Abschnitten untergebracht: I. Stories from English History; II. English Poetry; III. Geographical Remarks on England; IV. English Life; Manners and Customs; V. Conversations; VI. English Letters; VII. The English Government; VIII. The English Political Power; IX. Specimens of Engl. Narrat. Literature; X. English Poets. Einzelne der Abschnitte zeigen einen recht ansprechenden Inhalt. Die geschichtlichen Erzählungen des 1. Kapitels, im ganzen 25, sind kurze in sich abgeschlossene Schilderungen aus der englischen Geschichte, meist in biographischer Form. Die geographischen Stücke des dritten Abschnittes sind recht geeignet, dem Schüler in anschaulicher Weise einige Begriffe von englischer Landeskunde zu geben. Ebenso finden die Abschnitte IV, VII und VIII durchaus meinen Beifall. Der Abschnitt IX, welcher kurze Episoden aus Ivanhoe, aus den Caxtons und aus den Pickwick Club Papers enthält, kann zwar kaum, wie der Herausgeber hofft, einen Einblick in die reiche novellistische Litteratur der neueren Zeit gewähren, darf aber als Ersatz für etwas angesehen werden, das ich in dem Buche vermisse: eine Reihe kurzer Stücke rein erzählenden und spannenden Inhaltes, die bekanntlich niemals ihre Wirkung auf junge Gemüter verfehlen. — Für ziemlich überflüssig halte ich den letzten Abschnitt: English Poets, der kurze Biographieen von Shakespeare, Milton und einigen anderen nebst kurzen Proben ihrer Werke enthält. Für die Stufe, auf der das Lesebuch gebraucht wird, ist dieser Abschnitt noch nicht passend, und für höhere Stufen dürfte er kaum ausreichen.

Verschiedenes hätte ich über das beigegebene Wörterbuch zu bemerken. Ich habe mich der Mühe unterzogen, auf Worterklärung hin ungefähr 100 Stichproben zu machen. Als fehlend waren zu verzeichnen: to break loose, double up, well-to-do, host (Hostie). Dafs dagegen Sachen wie are, was etc. verdeutscht sind, hat keinen ersichtlichen Zweck. Dafür hätten vulgäre Wortformen, wie vagin für waggon, ribbin für ribbon, orkard für awkward, recht wohl eine Erklärung brauchen können. — Recht sonderbar sieht es z. T. mit der Aussprachebezeichnung aus. Ich habe die Buchstaben a—c und s—z darauf hin geprüft und dabei folgende Transcriptionen gefunden: april mit a = a in fat; bother mit o = u in but; appropriate mit o = not; burial mit e in her; hostler = houstler (!); workbox mit dem zweiten o = a in fall; waft mit o in not. Der Eigenname Canute ist mir nur in der Aussprache Kanjūt bekannt, nicht als kānet. Falsche Angabe des s-Lautes stellte ich in applause, cause, chaise, clumsy, convulse, sideways fest. Was den Wortaccent anbetrifft, so fiel mir aperture mit dem Ton auf der 2. Silbe, aphorism mit dem Ton auf der 3. Silbe auf.

Essen-Ruhr. **Weber.**

Berichtigung zu Artikel 306 in Nr. 24.

Die beiden **Vokabularien** von **Max Seelig** kosten je ℳ —. 60.

Vakanzen.

Aachen, Rg. Obl., Deutsch u. Franz. f. alle, Latein f. m. Kl. Gehalt nach staatl. N.E. Curatorium d. Rg.

Brüssel, Deutsche Sch. (Rprg.) Direktor (Deutsch, Lat.) zum 1. X. 99 (ev. 1. VII. 99). Rich. Fortel.

Elberfeld, O. R. S. Obl. Religion (Turnen erwünscht). Gehalt gemäfs Nachtrag zum N.E. Curatorium.

Frankfurt a. M., Städt. techn. Fortbildungssch. Math. Nat. Techn. 5000—6800 M. Curatorium.

Hohenlimburg, Höh. Stadtschule, Rektor. 2700—5100 M. und W. Curatorium.

Kalk, Höhere Knabensch. L. d. alten Spr. 2400 M. Bürgermeisteramt.

Oldenburg i. Gr., O.R.S. Hülfsl. Math., od. Nat., 2400 M. Magistrat.

Ottweiler (Bzk. Trier), Realanstalt, wiss. Hülfsl. 2100 M. Bürgermeisteramt.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.



Gotha, 31. Dezember. Nr. 26, Jahrgang 1898.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

320) **Victor Terret, Homère.** Etude historique et critique. Paris, Alb. Fontemoing, 1899. Mit 15 Tafeln und 4 Karten. XII u. 640 S. 4. frcs. 15.

Die deutsche Philologie hat die verschiedenen Phasen der homerischen Frage nicht blofs erlebt, sondern selbst durch eigene Arbeit geschaffen. Franzosen und Engländer sahen den wechselnden Gebilden unserer kritischen Phantasie meistens kopfschüttelnd zu, aber nur einzelne beteiligten sich positiv. Erst in neuerer Zeit fangen sie an, sich Rechenschaft zu geben, was wohl von jenen fremden Untersuchungen haltbar sein könnte. So ist es gekommen, dafs wir Deutsche trotz aller Uneinigkeit mehr als ein Problem der Vergangenheit ganz allmälich überwunden haben und dies fühlen, ohne dafs es in eigenen Büchern breit ausgesprochen wird. Dem Fremden dagegen sind Wolfs Prolegomena heute beinahe ebenso neu als die Untersuchungen von U. v. Wilamowitz und Seeck; er mufs sich mit jenen alten Streitfragen jetzt erst gründlich abfinden.

In diesem Sinne möchte ich die neueste und ausführlichste französische Darstellung der homerischen Frage ein undeutsches Buch nennen. Wenn auch der Verfasser die beiläufig 1200 Schriften, welche er im Anhange chronologisch verzeichnet, natürlich nicht alle durchgegangen hat, gelesen hat er jedenfalls vieles. Er steht auf einem streng konservativen Standpunkt, will er doch beweisen, „dafs die traditionelle Meinung des Altertums, welche Ilias und Odyssee einem einzigen Homer beilegt, sich mit den neuesten Entdeckungen der Archäologie und der Philologie vollständig vereinigen läfst". Leider ist das erste Kapitel „Homer" auf den „dissertationes Homericae" des unseligen Sengebusch, die schon so viel Unheil angerichtet haben, aufgebaut. An eine Schilderung der alten und neuen Homerkritik wird sodann eine „kritische Analyse" der Ilias und Odyssee geknüpft, die in unitarischem Sinne ausfällt. Kap. VIII bringt einen Essai über die dichterische Kunst Homers. Der ausführliche bibliographische Anhang wurde schon erwähnt; er umfafst auch Handschriften, Scholien und Ausgaben.

Das Werk erhält äufserlich einen besonderen Schmuck durch die beigegebenen Bilder und Karten. Ich gehe auf diese ein, weil der moderne Illustrationseifer auch hier über das Ziel hinausgeschossen hat. Zu dem Anhang sind die Facsimiles aus einem Papyrus des Louvre und dem Ambrosianus sehr erwünschte Zugaben. In der Geschichte der alten Homerkritik findet man die Bildnisse der Gründer der Bibliotheken von Alexandrien und Pergamon. Wer an die Autopsie des Dichters glaubt, wird die zwei Bildchen aus Ithaka (T. 11. 14) und den „Grabhügel des Ilos" (T. 7) auch gerne sehen, freilich dann andere Bilder der Troas vermissen, für die er die unbrauchbare Abbildung der „Niobe" (T. 2) hingeben würde. Die Pläne zum Schiffskatalog, der troischen Schlacht und dem Hause des Odysseus sind kombiniert; eine eigentliche Karte liegt nur für Ithaka bei, nicht auch für die Troas, während die des Sipylosgebietes (T. 3) überflüssig war. Da der Verf. sich auf Reisch beruft, fällt es auf, dafs er nicht einen Plan des Königspalastes von Mykene oder Tiryns oder „Ilion" gab. Endlich stehen mit dem Buche nur in dem äufserlichsten Zusammenhang T. 1 Äginet, 6. Thonwirtel von Hissarlik, T. 10. 13 und 17. Terrakotten aus französischen Privatsammlungen (der schiffbrüchige Odysseus-Lecuyer dürfte auf seine Echtheit zu prüfen sein) und T. 16 Zeus (oder Asklepios) von Melos.

Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich.

Würzburg. **Sittl.**

321) **Xenophons Anabasis,** Book IV. Edited by **W. H. Balgarnie.** London, W. B. Clive. S. A. 87 S. 8. 3 s 6 d

Die Ausgabe gehört zu „The University Tutorial Series" und ist bestimmt zur „Einfuchsung" wie bei unseren „Pressen". Nach einer kurzen Einleitung über den Zug der Zehntausend und die Werke Xenophons, wo einige Details für den Anfänger hätten wegbleiben können, folgt der Text, dann erklärende Anmerkungen, die besonders grammatische Sachen und Übersetzungen von Vokabeln und schwierigeren — wenn auch nur wenig schwierigeren — Ausdrücken betreffen. Die Noten sind für den Anfänger bestimmt; es fehlen daher Parallelstellen fast ganz, — die vereinzelt hinzugefügten hätten ebenso gut fehlen können; — dagegen sind variae lectiones berücksichtigt; hier und da sind auch mehrere Erklärungen mit Nennung der Erklärer gegeben. Englische Erklärer, besonders Pretor, sind die Hauptquelle. S. 47 zu Kap. 1, § 7 scheint B. die ursprüngliche Bedeutung von *πέλτη*, Speer, nicht zu kennen. S. 51 zu I, § 27 fafst er *ὑφίσταμαι* als Passiv statt als Medium. S. 73 zu II, § 11: *τὸ ὄρος τὸ δρώμενον* some translate „the mountain, as far as can be seen, taking *τὸ δρώμενον* as an accusative of limitation". Ich übersetze es auch so, denke aber nicht an einen accusativus limitationis; „der sichtbare Berg" ist doch der Berg, so weit er zu sehen ist. S. 15 meint B., es sei „absurd to suppose", dafs die Griechen anfänglich den Pasin-Su für den kolchischen Phasis hielten. Gewifs, wenn sie unsere Karten gehabt hätten!

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

322) **Polybios-Forschungen.** Beiträge zur Sprach- und Kulturgeschichte von **Carl Wunderer.** 1. Teil: Sprichwörter u. sprichwörtliche Redensarten bei Polybios. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, 1898. 123 S. 8. ℳ 2.80.

Die Lektüre dieser mit Fleifs und Geschick geführten Untersuchung lehrt, dafs es sich um den Anfang eines litterarischen Unternehmens handelt, das die Beachtung der interessierten Kreise in mehr als gewöhnlichem Grade beanspruchen darf. Die dabei natürliche Begierde des Referenten, zu erfahren, welches der in Aussicht genommene Rahmen der weiteren Forschungen sein werde, läfst der Verfasser in dem vorliegenden ersten Teile bedauerlicherweise unbefriedigt. Indes bildet die dargebotene Arbeit, welche Herrn Prof. Dr. Crusius „kräftigste Förderung durch Rat und

That verdankt" auch an sich eine höchst willkommene und dankenswerte Bereicherung nicht blofs der bereits von v. Scala in der vierten Anlage seiner Studien des Polybios I. gegebenen, 6 Seiten umfassenden Zusammenstellung der Sprichwörter, sondern der Polybioslitteratur überhaupt.

Zunächst (§ 2) werden die Sprichwörter, dann die Dichtercitate und Gleichnisse nach Ursprung und Bedeutung geprüft, wobei dieselben jedesmal in der Reihenfolge der Bücher aufgezählt werden. Übrigens sind am Schlusse ein alphabetisches Register und ein solches der Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten beigegeben. Die Unterscheidungsgrenzen zwischen λέξεις und παροιμίαι (§ 1), auf die sich Wunderer gegenüber v. Scala so sehr viel zugute thut (vgl. die Fufsnote S. 11), sind zwar theoretisch zu billigen, erweisen sich aber in concreto bei dem Geschichtschreiber, wie der Verfasser selbst an verschiedenen Stellen zuzugeben sich gezwungen sieht, weil zu mechanisch, kaum haltbar. Während man sich ferner mit den Erörterungen über die Bedeutung allenthalben, auch da, wo sie Neues bringen, einverstanden erklären kann, kommen die Ergebnisse betreffs des Ursprungs trotz der dabei zutage tretenden umfassenden Litteraturkenntnis und des scharfsinnig motivierten Urteils im ganzen nicht über den Grad hoher Wahrscheinlichkeit hinaus; der gegenwärtige Stand der Forschung ermöglicht eben noch keinen ganz einwandfreien Abschlufs. Nur so viel darf als sicher erwiesen gelten (§ 3), dafs Polybios „zwar nicht von Anfang an, aber im Verlauf seiner Arbeit" eine Sprichwörtersammlung benutzte. Daran anschliefsend bringt später (§ 5) der Verfasser auch in die Frage nach der Abfassungszeit der einzelnen Teile des Geschichtswerkes mehr Licht. Dem S. 87 angeführten Grunde, warum Polybios seine σύνταξις περὶ Φιλοποίμενος nicht vor den zwei ersten Büchern abgefafst haben könne, wird man sich wohl nicht verschliefsen können. Nebenbei sei hier bemerkt, dafs genau in demselben Sinne wie in der in der Fufsnote 1, S. 32 angeführten Stelle πρίν auch Hom. Od. 2, 167 steht.

Sodann (§ 5) werden die wesentlichen Bestandteile und Merkmale der κοινή, so weit sie sich aus dem behandelten Materiale ihres Hauptvertreters erschliefsen lassen, besprochen und insbesondere auf das volkstümliche Gepräge derselben hingewiesen. „Es ist eine in die schriftstellerische Sphäre erhobene Volkssprache."

Schliefslich (§ 6) beschäftigt sich der Verfasser noch speziell mit der sprichwörtlichen Verwendung von Eigennamen; was im engeren Gesichts-

kreise die sprichwörtliche Charakterisierung der einzelnen Völker anlangt, so ist ihr Ursprung in „dem immer weiter sich ausbreitenden Handelsleben der Griechen“ zu suchen.

Abgesehen von den in einem Nachtrage gegebenen Verbesserungen sind noch einige weniger bedeutende Druckfehler zu beseitigen; so mufs es S. 23, Z. 4 θεά heifsen, S. 49, Z. 6 πτερόεντα, S. 93, Z. 5 v. u. Pflege. Im übrigen verdienen Druck und Papier volle Anerkennung. Dem Texte der Citate liegt, wie billig, die Ausgabe von Hultsch zu Grunde. Nicht blofs der Philologe und Litterarhistoriker, auch der Kulturhistoriker wird sich von dem Studium des in anmutiger Sprache geschriebenen Buches angeregt und gefesselt fühlen; wird doch jener im Gegensatze zu den bisher stets einseitig hervorgehobenen Schwächen der Sprache auf manche besondere Schönheiten aufmerksam gemacht (S. 92 f.), während dieser alle Seiten des sozialen Lebens jener Zeit in den Gleichnissen berührt findet. Für den Polybiusforscher vollends zählt das Werkchen fortan zum eisernen Bestande.

München. **Ph. Weber.**

---

323) **A. Polaschek, Prammers Schulwörterbuch zu Cäsars Bellum Gallicum.** 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag, 1897. VII, 237 S. 8. ℳ 2.

Das im Jahre 1884 der Öffentlichkeit übergebene Schulwörterbuch zu Cäsars Bellum Gallicum von Prammer liegt nunmehr in zweiter (um 19 S.) vermehrter Auflage vor, die A. Polaschek mit sprachlich-sachlichen Zusätzen und deutlichen Anschauungs-Bildern in dankenswerter Weise bereichert hat. Vor allem sind die etymologischen Bemerkungen geeignet, das Interesse des Schülers zu erregen und sein Verständnis für die Grundform eines Wortes zu fördern sowie die Einprägung der ursprünglichen und abgeleiteten Bedeutung ihm zu erleichtern. Ja, manche der hier gegebenen etymologischen Skizzen in Verbindung mit der übersichtlichen Zusammenstellung der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes und die fast durchaus gewählte Verdeutschung der in Betracht kommenden Redensarten lassen jetzt das Prammersche Wörterbuch als Hilfsmittel selbst für Schüler einer höheren Klassenstufe erscheinen, was übrigens nach den Worten der Vorrede auch in der Absicht des Herausgebers gelegen hat. Nächstdem begegnen uns auf engem Raume grammatische Belehrungen — z. B. über *cum* — und zusammenfassende Erörterungen über wichtige Fragen aus

dem Gebiete der Altertümer — so über das Lager, über Waffen, Offiziere — sowie über bedeutende Personen und Örtlichkeiten, die in sorgfältig ausgeführten Bildern ihre erläuternde Stütze finden. Nur selten kann der Unterzeichnete den grammatischen Erklärungen nicht rückhaltlos beipflichten, so S. 8, wo er die Verbindung *animum adverto* nicht auf *an. adv. (ad) aliquid,* sondern auf *aliquid (ad) animum adverto* zurückführt, und S. 66, Z. 4 v. u., indem *primum* wohl eher auf *prae,* als auf *pro* zurückweist. Weniger ins Gewicht fallen der Druckfehler S. 31, Z. 20 v. o. „*compluress*" und die Wortbildungen S. 17, Z. 7 v. u. „Rangsklasse" — S. 40, Z. 10 v. u. „Rangsunterschiede" — S. 41 Z. 19 v. o. „Leseart" — und S. 8 das Fremdwort „Terrain" statt „Gelände". Zu *iter* S. 122 sei bemerkt, dafs nach Stoffel „Histoire de Jules César" auf Eilmärschen nicht 30, sondern durchschnittlich nur 28 km, nach Froehlich, Das Kriegswesen Cäsars. I S. 74/75 blofs 25 km, bei gewöhnlichen Tagemärschen 20 km zurückgelegt wurden. (Vgl. hierüber auch O. May, Cäsar als Beurteiler seines Heeres in den Kommentarien vom gallischen Kriege. Neisse 1896. S. 29/30.) Druck und Ausstattung befriedigen alle an ein Schulbuch zu stellenden Ansprüche. Demnach darf das Prammersche Wörterbuch der Beachtung der Fachgenossen ohne Bedenken empfohlen werden.

Oppeln. **O. May.**

---

324) **O. Bardenhewer, Patrologie.** Freiburg i. B., Herder. X, 635 S. 8. ℳ 8.

Der Verfasser schickt seiner eigentlichen Aufgabe, der Darstellung der von ihm in drei Zeiträume (I. Vom Ausgang des ersten bis zum Beginn des vierten Jahrhunderts. II. Vom Beginn des vierten Jahrhunderts bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts. III. Von der Mitte des fünften Jahrhunderts bis zum Ende der patristischen Zeit) eingeteilten patristischen Litteratur, eine allgemeine Einleitung über Begriff und Aufgabe, Geschichte und Litteratur der Patrologie voraus, der namentlich ihre bibliographische Zuverlässigkeit zur Empfehlung dient. Dieses Lob kann man auch durchweg den bibliographischen Nachweisen zu den einzelnen Unterabteilungen des Werkes erteilen: sie sind ebenso übersichtlich wie erschöpfend, so weit man dies von einem Nachschlagewerk von dem Umfange des vorliegenden verlangen kann. Versäumtes wird in den „Nachträgen" nachgeholt, und ein sehr genau gearbeitetes Register erleichtert das schnelle Auffinden

jeder Einzelheit. Dem klassischen Philologen wird das Buch als willkommene Ergänzung der lateinischen und griechischen Litteraturgeschichten dienen können, zumal gerade auch die für ihn interessanten Grenzgebiete zwischen der christlichen und heidnischen nachchristlichen Litteratur vom Verfasser sorgfältig behandelt sind.

Im Folgenden machen wir auf einige Einzelheiten aufmerksam, die der Ergänzung bezw. Berichtigung bedürfen: S. 92 bei der Besprechung der Cohortatio ad Gentiles unter den zweifelhaften Schriften Justins vermissen wir eine Bemerkung über die Frage der Integrität dieses Werkes, und S. 97 wäre bei der Mitteilung der Dräsekeschen Hypothese die Angabe der Vermutung dieses Gelehrten erwünscht gewesen, dafs die Cohortatio eine Streitschrift gegen Julian sei. — S. 142, 3 hätte bei der Erörterung von Clemens' Protrepticus das sichere Resultat der S. 148 erwähnten Wendlandschen Quellenuntersuchungen gleich im Text mitgeteilt werden können: denn dafs Clemens in dieser Schrift gewisse *τόποι*, z. B. den *περὶ ἀφροδισίων* ohne Änderung aus Musonius entlehnt, ist nicht mehr zu bezweifeln. — S. 216 fällt der Ausdruck „Götzendienst" statt „Götterkult" in einem wissenschaftlichen Werke auf. — Julians Werk war sicher nicht *Κατὰ Χριστιανῶν*, sondern *κατὰ Γαλιλαίων* betitelt, da der Kaiser seine Gegner nur mit dem letzteren und nie mit dem ersteren Titel zu bezeichnen pflegte. — S. 267 fehlt in der Charakteristik Gregors von Nazianz der kynische Charakterzug seiner Ethik. — S. 332 ist der Ausdruck „Cyrene in der Pentapolis Ägyptens" für die Cyrenaika irreführend; S. 333 heifst es richtiger „der libyschen Pentapolis". — S. 333 ist die Inhaltsangabe des *Φαλάκρας ἐγκώμιον* von Synesius zu allgemein, da die Schrift nicht gegen die Sophisten überhaupt, sondern gegen eine ganz besondere Sorte derselben, wahrscheinlich christliche Pseudokyniker, gerichtet ist. Die zum Teil christenfeindliche Tendenz des „Dion" desselben Verfassers durfte nicht verschwiegen werden; übrigens mufs die Ergänzung dieses Titels nicht *ἢ Περὶ τῆς καθ' ἑαυτὸν διαγωγῆς*, sondern *ἢ Περὶ τῆς κατ' αὐτὸν διαγωγῆς*, d. h. nicht „über die eigene Lebensweise", sondern über die nach ihm (d. h. nach Dio) eingerichtete Lebensweise lauten: so schreiben auch die Handschriften. Die nähere Prüfung der zwischen Synesius und Dio Chrysostomus obwaltenden Beziehung ergiebt, wie Referent in der byzantinischen Zeitschrift nachweisen wird, neue Aufschlüsse über die schriftstellerische und namentlich auch über die philosophische Eigenart des Synesius. —

S. 346 fehlt die Angabe der speziellen litterarischen Gegner, die Theodoret in seiner Therapeutik bekämpft: es ist aufser dem namentlich genannten Porphyrius auch der Kaiser Julian. — S. 374 übertreibt der Verfasser die Schwierigkeiten der „Annahme, der Verfasser [der Schrift De errore profanarum religionum] sei kein anderer als der gleichzeitige heidnische Astrologe Julius Firmicus Maternus Junior Siculus", wenn er sie „unüberwindlich" nennt; vielmehr ist neuerdings durch Moores Stilanalyse die Identität beider Firmici sehr wahrscheinlich gemacht worden.

Solche Anmerkungen zu Bardenhewers Patrologie liefsen sich häufen, wie dies bei jedem derartigen in Einzelheiten der subjektiven Willkür des Beurteilers nur zu sehr ausgesetzten Handbuche der Fall ist. Gegenüber der unbestreitbaren Brauchbarkeit des Buches verschwinden solche Ausstellungen mit Recht.

Tauberbischofsheim. **J. R. Asmus.**

---

325) **Studies in Classical Philology,** edited by a committee representing the departments of Greek, Latin, archaeology and comparative philology. Preprint from volume II. A lexicographical study of the Greek inscriptions by **Helen M. Searles.** Chicago. The University of Chicago Press. 1898. 114 S.

In den commentationes Woelfflinianae (S. 362) bezeichnete es Ludwig Bürchner einerseits als unzweifelhaft, dafs der gröfste Teil des griechischen Inschriftenschatzes jetzt gehoben sei, anderseits als selbstverständlich, dafs es uns Deutschen zukomme, die vollständige Inventarisierung des gesamten Sprachmaterials des griechischen Altertums in Angriff zu nehmen. Die Richtigkeit der ersten Behauptung kann man, ohne sich auf den rein arithmetischen Standpunkt zu versteifen, trotz der Bereicherung, welche das weitschichtige Gebiet der griechischen Epigraphik noch Jahr um Jahr erfährt, gelten lassen. Was ferner die Notwendigkeit der Inventarisierung des griechischen Sprachschatzes betrifft, so glaubt Referent, dafs wir, bevor noch die lebhaft erörterte Frage nach dem Ursprung der Entwickelung des griechischen Alphabets, deren Lösung uns zwar, wie Kirchhoff sagt, die Entdeckungen der letzten zehn Jahre erheblich genähert haben, für völlig abgeschlossen gilt, das Unternehmen eines thesaurus linguae Graecae erleben werden. Verfolgt man aber aufmerksamen Blickes die Anzeichen rastloser Thätigkeit, wie sie sich auch bei

den aufserdeutschen Kulturvölkern überhaupt, insbesondere aber jenseits des Ozeans in den letzten Jahren speziell den Forschungen auf griechischem Sprachgebiet zugewandt hat, und beherzigt im Zusammenhalte damit die in der hier zu besprechenden schon vor Ende 1897 der Öffentlichkeit übergebenen Abhandlung versteckten Andeutungen, dann gilt es, mit jenem als deutschpatriotische Pflicht bezeichneten Unternehmen nicht länger zu säumen, sondern baldmöglichst die Initiative zu ergreifen, wenn uns nicht die amerikanischen Rivalen in der einmal angeregten Sache ebenso den Rang ablaufen sollen, wie vor acht Jahren der Franzose Reinach dem Deutschen Hinrichs mit seiner neuen Gesamtdarstellung der griechischen Epigraphik zuvorgekommen ist. Für den Ausbau eines Lexikons der griechischen Dialektinschriften wenigstens, das ja doch den Brennpunkt der hiezu nötigen Vorarbeiten bedeutet, scheinen unter den Auspicien des Prof. Buck die erforderlichen Bausteine nicht blofs zur Baustelle geschafft, sondern auch in der nötigen Bearbeitung erklecklich weit gefördert zu sein. Nur die für Fertigstellung des geplanten Unternehmens in Aussicht genommene Frist von zwei bis drei Jahren erwies sich als ungenügend. Daraufhin beschlofs man, einstweilen die „Neuen und Seltenen Wörter“ in dieser vorläufigen Schrift zu erörtern, ohne jedoch den ursprünglichen Gedanken einer vollständigen Bearbeitung des gesamten Stoffes etwa fallen zu lassen, im Gegenteile, das Werk wird eine wesentliche Erweiterung erfahren, insofern nämlich nunmehr die Absicht besteht, auch den Wörtern der attischen Inschriften, die zuerst ganz aufser Betracht bleiben sollten, eine ebenbürtige Stellung einzuräumen. Für die vorliegende Auslese allerdings wurden die attischen Inschriften nicht in gleicher Reichhaltigkeit wie die der anderen Dialekte zur Ausbeute herangezogen; leider sind die Grenzen, innerhalb deren dies geschehen ist, recht verschwommen, nämlich „mainly restricted to the citation in the list of ‚New Words‘ of such hapaxlegomena as are noted in the indices of the Attic Corpus, or have ben met with in desultory reading“.

Die Abhandlung selbst zerfällt nämlich äufserlich in drei Teile: Neue Wörter (S. 7—81), Seltene Wörter und seltene Bedeutungen (S. 82—108) und Dichterische Wörter in prosaischen Inschriften (S. 109—114). Von der in der Einleitung angekündigten besonderen Besprechung einiger Gruppen von verschiedenen Dialekten entnommenen Synonyma ist leider abgesehen worden (vgl. Fufsnote S. 2), meines Erachtens ein recht empfindlicher Mangel, insofern so bei dem beliebten alphabetischen Verfahren,

von etlichen Verweisungen abgesehen, Zusammengehöriges nirgends zusammengestellt ist. Die besprochenen Wörter selbst sind, wie uns der Verfasser verrät, zum gröfsten Teile der oben erwähnten ihm zugänglichen Materialsammlung entnommen.

Was nun zunächst die „neuen Wörter“ anlangt, so begreift der Verfasser unter dieser Benennung nicht blofs diejenigen, welche aufserhalb der Inschriften nicht vorkommen, sondern auch solche, welche schon anderswoher, aus erklärenden Auslegungen und Anmerkungen in glossarischen Werken, bekannt sind; dagegen, so sagt er, seien rein dialektische oder blofs auf abweichendem Ablautsgrade beruhende Verschiedenheiten, also Formen wie *δείλομαι*, *βέλλομαι* für attisch *βούλομαι*, nicht als neue Wörter anzusehen und daher von der Aufnahme ausgeschlossen worden. Da ist denn leicht einzusehen, dafs die Entscheidung darüber, ob ein neues Wort vorliegt oder nicht, in sehr vielen Fällen problematisch wird; nach meinem Dafürhalten befinden sich z. B. unter den, wenn ich richtig gezählt habe, 84 mit *α* anlautenden Wörtern mindestens 14, gegen deren Hierhergehörigkeit nach Mafsgabe der obigen Sätze Bedenken geltend gemacht werden könnten, z. B. *ἀμυνωτος*, das indes wohl, wenn es auch als kretisches Wort nicht unter das bei Meister I, § 5 behandelte Betonungsgesetz, dessen Regeln allerdings auf Ausnahmslosigkeit a priori keinen Anspruch erheben (vgl. n. 2 S. 36), fällt, doch nicht als Oxytonon, sondern analog *ἀμύητος* als Proparoxytonon zu behandeln ist. (Ebenso ist S. 10 Z. 11 *ἀποδιδόντος* zu schreiben.) Allein weit entfernt, mit dem Verfasser hierüber zu rechten oder ihm gar daraus einen Vorwurf zu machen, möchte ich ihm vielmehr für deren Aufnahme Dank zollen; denn hier heifst es, lieber zu viel als zu wenig. Einige Bemerkungen jedoch kann ich nicht unterdrücken. Drei unter diesen Wörtern finden sich nämlich auch in der anderweitigen Litteratur, ich meine *ἀί* (Sapph.), *ἄσσιστα* (Aesch. fr. 67 Herm.) und *ἀχυρών* (Aristoph. vesp. 1310, wenigstens als v. l.). Bei *ἀρήν* ferner und vollends bei *ἀδηνέως* kann doch eigentlich nur von einer neuen Form die Rede sein, da ja *ἀδηνής* Simon. mul. 53 steht. Auch *ἀνατίθεμα* und *ἀνατίθημα* dürften auf Grund von Lob. Phryn. p. 249 nicht als 2 neue Wörter verzeichnet werden, viel eher *κλιδοφόρος* (vgl. Diehl und Cousin BCH XI 1887 S. 148 n. 51). Und wenn auch *ἀμοία* zu *ἀμεύεσθαι* gehört, so ist eben auch letzteres nichts mehr und nichts weniger als ein dialektisches *ἀμείβεσθαι*. Bei *ὀδελονόμος* ist nicht einmal auf *ὀδελός* Bezug genommen, obwohl letzteres abgesehen

von Aristoph. Ach. 796 ausschliefslich den Inschriften angehört, also doch wenigstens im zweiten Verzeichnis aufzuführen gewesen wäre, übrigens ist es nach den Schol. (Nicand. Ther. 93 ed. Bussemaker 176, 46) nicht blofs äolisch, sondern auch dorisch, dagegen nach Meister (I § 26, 2) für den megarischen und dorischen Dialekt nachweisbar. Anderntei͏ls erhält die Form ἀνασάξιμος durch die letzte der darunter angeführten Stellen ihre Berechtigung; ebenso werden durch die aus den sogen. tabulae Heracleenses gegebenen Citate von ἀκροστικία die bisher in den Wörterbüchern üblichen Angaben sowie die Abschrift bei Cauer (mit spiritus asper, wenigstens in der 1. Aufl.) berichtigt. Besonders zahlreich sind zufällig Wörter mit ν vor Labialen (statt μ) vertreten, namentlich infolge Apokope oder wohl richtiger Synkope (vgl. Mayer in Gröbers Zeitschr. f. rom. Phil. VIII, 241). Ähnliche Bemängelungen und Belobigungen liefsen sich auch weiterhin bei diesem Verzeichnis neuer Wörter machen. Doch da sie den eigentlichen Wert der Arbeit weder beeinträchtigen noch erhöhen, breche ich ab.

Wenn der Verfasser anderseits sich mit der Hoffnung schmeichelt, dafs nicht viele neue Wörter von Erheblichkeit ausgelassen seien, so verzichtet er von vornherein auf den Anspruch unbedingter Vollständigkeit, die ja bei dem Umfange des wie von überallher zusammengetragenen so überallhin zerstreuten Materials auf den ersten Anlauf überhaupt als unerreichbar gelten mufs. (Vgl. Larfeld in Bursian-Müllers Jahresberichten 1887 III S. 380.) Doch sei es mir gestattet, hier einige Zusätze zu machen: ἀγωνάρχῃ (Foucart BCH VIII 1884 S. 414 n. 12; = ἀγωνάρχαι nach Eustathios ad Il. 24, 1, eine böotische Behörde, gleichbedeutend mit den athenischen ἀγορανόμοι, während ἀγωνάρχης Soph. Ai. 569 = Kampfordner, Kampfrichter); ἀδουσιάζομαι (Kumanudes Ἐφ. ἀρχ. 1884 Sp. 131 n. 2); ἀνδροβασμός Bürgersteig (Bursian-Müller, Jahresb. LXVI S. 69); ἀπέταιρος (zweimal, Comparetti, Museo ital. II, 2, 1887 Sp. 649 n. 4 Z. 6 und zwar unter Bezugnahme auf eine frühere Stelle; vgl. Poll. 3, 58); ἄπωτος taub (Bursian-Müller l. c. S. 34); ἀρχιερατεύς (Durrbach und Radet BCH X 1886 S. 248 n. 1); ἀρχισυναγωγός (Reinach, Revue des études juives VII 1883 S. 165); δακτυλοκοιλογλύφος (Fontrier BCH VII 1883 S. 503 n. 4); Ἀρδάμιος (Löwy, Archäol.-epigr. Mitteil. aus Österreich IX 1886 S. 217 n. 2); δρουγγάριος (Latyschew MDAJ X 1885 S. 129 n. 34); ἐνδόρημα Bursian-Müller l. c. S. 75); ἐνσόριον oft und ἔνσορις (ib. S. 71); ἐπάρχειος (ib. S. 146); ἀπονανισμός (Radet BCH XI

1887 S. 473 n. 45 Z. 14); *ἐργατηγός* (Bursian-Müller l. c. S. 128); *κόρμος* und *κορμίειν* (Haussoulier BCH IX 1885 S. 18 n. 13); *λεοντόκρουνον* (Dittenberger, Epigr. Miscellen in den hist. u. philol. Aufsätzen, E. Curtius zu seinem 70. Geburtstage gewidmet, Berl. 1884 S. 298); *λυκίαρχος* (Benndorf und Niemann, Reisen I S. 70 n. 46, wenn dort nicht nach Analogie von Str. p. 665 *λυκιαρχῶν* zu schreiben ist); *Κανδύβισα* (ib. S. 133 n. 6); *μανίζειν* beschädigen (Ramsay, American journal of archaeology II 1886 S. 23); *Μηνιαστᾶν* (Löwy l. c. S. 219 n. 23); *νυκτιμανής* (Fontrier MDAJ XII 1887 S. 262 Z. 4); *οἰκοβασιλικόν* (Bursian-Müller l. c. S. 88); *παράπρασις* (Cousin und Deschamps BCH XI 1887 S. 306 n. 1 Z. 10); *προσαλιώτης* (Dittenberger l. c. S. 294); *ὑειός* Enkel (Radet BCH XI 1887 S. 471 n. 39 Z. 4); *ὑοθεσία* (Löwy l. c. S. 217 n. 2 und Durrbach und Radet BCH X 1886 S. 264 n. 8); *ὑποσορικός* (Gardner, Journal of hellenic studies VI 1885 S. 357 n. 121); *ὑποσόριον* (Fellow, Lycia 2 p. 420); *φοράριος* (Bursian-Müller l. c. S. 149) und ungezählte Eigennamen wie *Σεπφάρα* und *Σαφάρα*.

Unter „seltenen Wörtern und seltenen Bedeutungen“ sodann werden einerseits solche Wörter aufgeführt, deren Vorkommen in der übrigen Litteratur so spärlich ist, dafs ein neues Citat für belangreich erachtet werden kann, anderseits solche, welche in einem von der gewöhnlichen Bedeutung abweichenden Sinne gebraucht erscheinen. Da es nun aber nach meiner Überzeugung geradezu ein Ding der Unmöglichkeit ist, in Bezug auf Seltenheitsgrad und Bedeutungsverschiedenheit eine unverrückbare Richtschnur zu ziehen, so kann die Auswahl von Wörtern für dieses zweite Verzeichnis ebenfalls nur eine mehr oder minder willkürliche sein. Ich vermisse *ἀνάπαιστος* (von einer *κλείς* gesagt, C. J. A. II, 2 S. 678 B. Z. 64 und 722 B. Z. 14; vgl. Drazumes MDAJ IX 1884 S. 203); *ἀσιάρχης* (nur bei Str.; Dittenberger, Archäol. Zeitg. XXXVIII 1880 n. 353 u. oft); *Γορπιαῖος* (Ohnefalsch-Richter MDAJ IX 1884 S. 137 n. 8, wo es sich um Cypern handelt, während das Wort bei Plut. sich auf Macedonien bezieht); *ἐργεπιστάτης* (nur Artem.; Bursian-Müller l. c. S. 88); *θυσιαστήριον* (Hogarth, Journal of hellenic studies VIII, 1887 S. 396 n. 28); *καταγράφειν* = weihen (ib. S. 376 n. 1); *κοινωνοί* = *publicani, societates publicanorum* (Durrbach u. Radet l. c. S. 267 n. 5); *κυμητήριον* (*κοιμητήριον* = Ruhestätte nur K. S.); *κρηπείδωμα* (*κρηπίδωμα* nur bei Diod. Sic., Bursian-Müller l. c. S. 65); *νεοφώτιστος* (nur K. S.); *οἰκέτις*, das sicherlich der Aufnahme ebenso wert war wie *οἰκεύς* (Durr-

bach BCH X 1886 S. 450 n. 11); συντέρεια (Diehl u. Cousin BCH XI 1887 S. 149 n. 52); τετράστοος (nur bei Zos., Benndorf u. Niemann l. c. S. 67 n. 38) und wohl auch ναυκόρος statt des auch in Inschriften sonst üblichen νεωκόρος. Das gleiche subjektive Ermessen hat notwendigerweise in noch gesteigertem Grade auch bei dem Verzeichnis dichterischer Wörter in Prosainschriften statt. Noch sei hier angemerkt, dafs die neuen Wörter in der Dialektform angeführt sind, während bei den seltenen die attische Form gebraucht ist. Es ist also eine Inkonsequenz, wenn in dem zweiten Verzeichnis die jonische Form ἐπαρή statt der attischen ἐπαρά steht.

Dieser mehr formellen und in der Natur der Sache begründeten Unebenheiten ungeachtet darf das Erscheinen der Schrift freudig willkommen geheifsen werden. Einmal giebt es nur wenige Werke dieser Gattung. Während z. B. Kumanudes in seiner Συναγωγὴ λέξεων ἀθησαυρίστων einzig von Wörtern handelt, welche man bis dahin in den Wörterbüchern (nicht blofs im Thesaurus, wie der Verfasser irrtümlich meint!) nicht finden konnte, hat sich die vorliegende Schrift mehr die Erbringung des Nachweises der Wichtigkeit der durch die Inschriften zur griechischen Lexikographie gelieferten Beisteuer zum Ziele gesetzt, den allerdings schon Reinach im 1. Teile seines Traité d'épigraphie grecque (Paris 1885) ausführlich erbracht hat. Kein Wort wurde aus dem Grunde weggelassen, weil es schon im „Thesaurus" steht, wohl aber grundsätzlich die spätrömischen und byzantinischen Wörter, welche bei Kumanudes ihren Platz gefunden haben. Da es sich aber hier speziell um Inschriften handelt, hätten doch Wörter wie ἀκκῆσσος, βεῖκος = vicus, βετρανός, δέκανδρος, κάστρα, κολλήγιον, κόνβεντος, κορνικουλάριος, κορτίνα = courtine, κουρατορεύειν, λανάριος, Λαύρα = Kloster, λιβράριος, λουδάριος, λουσώριον, μειμολόγος, ἐξ ὀφικίου, Σαβαζιασταί, σενάτορος und συμψέλιον ihren Platz finden dürfen, selbst auf die Gefahr hin, dafs noch mehr Inschriften, welche der christlichen Zeitrechnung angehören, einbezogen worden wären, als dies ohnehin der Fall ist. So weit die Daten bekannt sind, ist das betreffende Jahrhundert stets in Klammern unmittelbar hinter dem Worte (gewöhnlich in römischen (IV), ausnahmsweise auch in arabischen (400) Ziffern) angegeben. Ein weiterer Vorzug gegenüber der Συναγωγή besteht in kurzen Erörterungen der Formen, die teils deren Erklärung teils ihrer lautlichen Eigenheit gewidmet sind; doch wäre hier ein bifschen mehr oft wünschenswert. Ähnlich ist das Verhältnis zu Bürchners „Addenda

lexicis linguae Graecae“, womit übrigens die Schrift blofs 3 Wörter (ἀφη-ρωίζω, ἐξιεριστεύω und χρεοφύλαξ) gemein hat, und f. Simons „Probesammlung“ in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1891. Nur für den 3. Teil können H. W. Smyths „Poetic Words in Cyprian“ (American Journal of Archaeology VIII) und Kleemanns „Vocabula Homerica in Graecorum dialectis“ im wesentlichen als belangreiche Vorarbeiten gelten. Die Altersbestimmungen Larfelds „Sylloge inscriptionum Boeoticarum dialectum popularem exhibentium“ sind anscheinend nicht benutzt worden.

Macht das Werkchen durch die berührten Vorzüge schon einen guten Eindruck, so gereicht ihm aufserdem zur besonderen Empfehlung, dafs es auch dem diesem speziellen Zweige der Forschung Fernerstehenden für die verschiedenartigsten Studien durch nach allen Richtungen möglichst genaue Angaben und Litteraturnachweise eine verhältnismäfsig bequeme Orientierung ermöglicht. Alle mit blofsen Ziffern gegebenen Citate gehen auf die von Collitz herausgegebene Sammlung der griechischen Dialektinschriften, etwas auffälligerweise selbst dann, wenn eine abweichende Lesart adoptiert ist. Inschriften, welche nicht in irgendeiner der gröfseren Sammlungen enthalten sind (vgl. das immerhin reichhaltige Litteraturverzeichnis S. 4 ff.) werden unter Bezugnahme auf die Zeitschrift, in welcher sie zuerst veröffentlicht wurden, angeführt. Wo sich Schwierigkeiten und Zweifel betreffs der Lesung erheben, wird auf das Zeugnis des Steines (durch genaues Facsimile in Parenthese) zurückgegangen. Lücken des Steines sind entweder in Klammern ergänzt oder durch Gedankenstriche angezeigt. Zum dritten dürfte aber auch dem Forscher im engeren Sinne d. h. dem Epigraphiker von Fach dank der relativen Reichhaltigkeit des zuverlässig zusammengetragenen Materials seine ungemein schwierige Arbeit mitunter etwas erleichtert werden, wenn er diese Sammlung zu Rate zieht, sei es auch nur, um seine eigenen Sammlungen an diese erlesene Auswahl anzulehnen. Nach diesen drei Richtungen hin also wird dieser vorläufigen Blumenlese ungeschmälerte Anerkennung nicht versagt werden können.

München. **Ph. Weber.**

---

326) **Alfred Gercke, Griechische Litteraturgeschichte.** Leipzig, G. J. Göschen, 1898. 176 S. kl. 8. Geb. ℳ 0.80.

Wer sich über die Litteratur der alten Griechen einigermafsen zu unterrichten wünscht, ohne ihrer Sprache kundig zu sein, oder wer rasch

einen Überblick über die griechische Litteratur oder einzelne Abschnitte derselben gewinnen will, der findet hier einen brauchbaren Leitfaden. In drei Büchern behandelt G. die älteste Zeit, die Blütezeit und die Zeit des Hellenismus. Im ersten Buch mufste vieles dunkel bleiben; doch könnte die Darstellung der Anfänge des griechischen Volkes, der ältesten Heldenlieder, der ionischen Epen klarer zwischen Überlieferung und Vermutung unterscheiden; namentlich sollte der Inhalt der Ilias und Odyssee ausführlicher erzählt werden. Dafs vor 700 keine Gedichte niedergeschrieben, auch Hesiods Dichtungen lange unaufgeschrieben von Mund zu Mund verbreitet wurden, ist nicht wahrscheinlich. Bergk geht wohl zu weit, wenn er annimmt, die homerischen Gesänge seien von Anfang an aufgeschrieben worden; doch ist zuzugeben, dafs die ionischen Sängerschulen, welche Gesetze über die als lang oder kurz geltenden Silben mit einer selbst für die heutigen Lautphysiologen bewundernswerten Feinheit fanden (S. 16), die Laute bereits durch Buchstaben bezeichneten. — Verkehrt scheint mir sodann, was G. S. 119 über die politische Thätigkeit des Demosthenes sagt; er soll den kraftvollen Herrscher Macedoniens lange unterschätzt, die Macht des kleinen Heimatlandes gewaltig überschätzt und von des attischen Reiches Herrlichkeit und Grofsmachtspolitik geträumt haben. Freilich bezeichneten moderne Historiker, welche die Menschen nur nach dem Erfolge beurteilten, Demosthenes' Politik als kurzsichtig und verfehlt, weil er lieber die Ehre als allerlei materielle Vorteile für den Staat bewahrte. Aber G. geht noch weiter, indem er meint, in seiner Politik trete das haltlose Schwanken des Demagogen allzu störend hervor, nämlich durch die Rede über den Frieden. Diese ist vielmehr ein gewichtiges Zeugnis staatsmännischer Einsicht und Besonnenheit, indem Demosthenes die getäuschten und erbitterten Athener zurückhielt, den Krieg mit Philipp zu einer Zeit aufzunehmen, wo an einen günstigen Ausgang nicht zu denken war. — Arrians Anabasis wird nirgends erwähnt. § 36 (über den Untergang der Philosophie) gehört ins dritte Buch. Der Satz, mit dem S. 86 das erste Stasimon der Antigone eingeführt wird, enthält einen Irrtum. Im Übrigen zeigt G. überall ein selbständiges Urteil auf Grund umfassender Studien und Kenntnis der neuesten Forschungen und Funde. Sein Büchlein ist nicht nur ein Muster gemeinverständlicher Darstellung; es bietet auch den Kennern der Lehrbücher von Bernhardy, Müller, Bergk, Sittl, Christ manche willkommene Notiz.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

327) A. Brock, Quaestionum grammaticarum capita duo. Iurevi (Dorpati), 1897. 184 S. 8.

An zwei Einzelfällen will Verfasser in der vorliegenden Abhandlung zwei allgemeine Grundsätze erweisen: einmal, dafs kein lateinischer Schriftsteller in der Orthographie konsequent war, und zweitens, dafs es von grofsem Wert sei, grammatische und metrische Eigentümlichkeiten im Zusammenhang bei den Dichtern zu untersuchen, die sich des gleichen Metrums bedienen. Wird man die letztere Behauptung von vornherein gern annehmen, so überrascht die erste. Als Beweis dient die Bildung der Superlative. Ausgehend von Brugmanns Erklärung des Superlativsuffixes, dafs aus idg. *-m̥mo* und *-tm̥mo* italisch zunächst *-emo* und *-temo* wurde und das *e* dieser Silben in einen zwischen *u* und *i* liegenden Laut überging, weist Verfasser durch sorgfältige Prüfung der Dialekte, Inschriften und Handschriften der Autoren bis in die augusteische Zeit die Unrichtigkeit der bisherigen Annahme nach, dafs ein Unterschied zu machen sei zwischen dem Suffix *-umus* als dem älteren, und *-imus*, das aus *-umus* entstanden und erst gegen Ende der Republik an dessen Stelle getreten sei. Die Silben sind vielmehr etymologisch nicht zu scheiden, sondern nur verschiedene Schreibungen ein und desselben Lautes (gerade wie die Formen *-ubus* und *-ibus* der 4. Deklin.), die schon im 2. Jahrhundert v. Chr. nebeneinander hergingen; *-imus* jedoch wurde gegen Ende des Jahrhunderts häufiger, ohne *-umus* ganz zu verdrängen, das sich bis zum 3. Jahrhundert n. Chr. erhielt, freilich meist bei bestimmten Adjektiven, z. B. findet sich *optumus* noch im 2. Jahrhundert n. Chr. häufig, während für *minimus* nie eine andere Schreibung nachzuweisen ist. Wenn nun nach unseren Handschriften die einzelnen Adjektiva bei einem Autor nicht gleichmäfsig behandelt scheinen, sondern beliebig bald die Endung *-umus*, bald *-imus* haben, so soll nach Brock diese Verschiedenheit vom Autor selbst herrühren. Br.s Untersuchung gibt der Behauptung viel Wahrscheinlichkeit, aber ein ganz sicherer Beweis scheint mir doch nicht erbracht. Die Willkür einer grofsen Menge von Abschreibern und Steinmetzen, durch die gewifs schon bei den ersten Abschriften Unsicherheit in den Text gebracht wurde, wird der einen Person des Autors gegenüber stets als Gegenbeweis angeführt werden können. Auf keinen Fall scheint es mir richtig, aus der immerhin möglichen Inkonsequenz in diesem einzelnen Fall ein allgemein gültiges Prinzip für die Orthographie zu folgern; dazu ist ein Laut, für den ein eigenes graphisches Zeichen fehlte, als Beispiel nicht wohl geeignet.

Im zweiten Kapitel werden die Perfektformen auf *-vi* bei Plautus und den übrigen jambischen Dichtern untersucht. Auch dafür ist das statistische Material sorgfältig zusammengetragen und geschickt geordnet. Den Resultaten wird man hier vollständig zustimmen. Bei Plautus finden sich noch ziemlich häufig in der Mitte des Verses die unkontrahierten Formen, welche mit einem trochaeus oder spondeus schliefsen: *amavisse, amavisti;* von Terenz an werden sie fast durchweg kontrahiert: *-asti, -asse.* Die vollen, mit einem iambus oder creticus schliefsenden Formen (*amaveram, amavero*) werden von Plautus an bei allen Dichtern neben den kontrahierten angewendet, aber fast nur im Versschlufs. Bei den verkürzten Formen sind nur die Perfekta auf *-evi* und *-ovi* auszunehmen, deren Kontraktion aufser bei *quiescere, consuescere, insuescere, assuescere, noscere* niemals beliebt gewesen zu sein scheint. Da nun, wie Verfasser an einer Reihe anderer Wörter zeigt, die nur am Versende verwendeten Formen ungebräuchlich, veraltet oder neugebildet waren, so wird daraus gefolgert, dafs die vollen Perfektformen schon zu Plautus' Zeit wenig mehr in Gebrauch waren und von Terenz an ganz als veraltet galten. Auf die Verwendung der verkürzten Formen in Prosa waren die Dichter von grofsem Einflufs.

Dafs Brock seine Untersuchung auch für die Textkritik fruchtbar machte, ist dankenswert. Die historische Behandlung der beiden Fragen verdient volle Anerkennung. Erst dann werden solche mühsamen Arbeiten gewinnbringend sein, wenn sie auf der Grundlage des alten Lateins in einem nicht zu knapp bemessenen Zeitabschnitt streng historisch durchgeführt werden.

Speyer. **K. Reissinger.**

---

328) **Fritzsche, Griechische Schulgrammatik.** 3. verb. Aufl. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel), 1897. VIII. 170 S. 8. Geb. ℳ 2. —

Die seit 1887 in drei Auflagen erschienene griechische Grammatik von Fritzsche zeichnet sich vor mancher anderen Schul-Grammatik vorteilhaft aus. Der Lernstoff ist auf das gewissenhafteste abgewogen, so dafs wieder eine grofse Zahl von Einzelheiten in der neuen Auflage gestrichen oder klein gedruckt worden ist. Viel weiter darf die Vereinfachung aber nicht gehen, wenn die Grammatik auch noch für obere Klassen und deren Schriftsteller ausreichen soll. Die Fassung der Regeln ist kurz und doch

auch für Schüler verständlich. Soweit die Entstehung der Flexionsendungen für den Schüler fafslich oder nützlich ist, ist diese unter dem Texte angegeben. Manchem Lehrer wird dies an vielen Stellen erwünscht sein. Wir können die Grammatik daher warm empfehlen. — Einige unmafsgebliche Bemerkungen, die auch für die meisten anderen Schulgrammatiken gelten, seien uns noch gestattet. In § 123 sollten die von den Verben des Wahrnehmens abhängigen Sätze aus der Hauptregel ganz entfernt werden. Die §§ 123 und 124 (Aussage- und abh. Fragesätze) könnten vereinigt werden, wenn das Wesen der griechischen Satz-Abhängigkeit in § 122 entsprechend erläutert würde. Streng genommen gehört § 139 (Oratio obliqua) an diese Stelle. Ὅπως mit dem Ind. fut. könnte vielleicht als relativer Finalsatz unter die Relativsätze (§ 131) versetzt oder noch besser der ganze § 131 unter die kausalen, konsekutiven, finalen und hypothetischen Sätze verteilt werden. Der hypothetische Fall mit ἐάν sollte nicht als Realis gefafst, sondern selbständig (man hat ihn wohl Futuralis genannt) behandelt werden. Die hypothetischen, temporalen und hypothetisch-relativen Sätze könnten als besondere Klasse von Nebensätzen (Untersätze?) behandelt werden, deren Modus sich aus den besonders zu erläuternden Gesetzen der Modus-Angleichung ergeben würde. — Noch ist unsere griechische Moduslehre weit entfernt, logisch aufgebaut zu sein. Der Grund ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, dafs die Modi des Satzes und des Verbums fortwährend durcheinander geworfen werden.

Arnstadt. **B. Grosse.**

---

329) **J. Wulff, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische** für den Anfangsunterricht reiferer Schüler (Frankfurter Lehrplan). Berlin, Weidmann, 1898. VIII u. 92 S. 8. geb. ℳ 1.40.

Der Verfasser hat seinem lateinischen Übungsbuche jetzt einen zweiten Teil zum Übersetzen aus dem Deutschen folgen lassen, damit der mit seiner Methode weniger bekannte Lehrer einen „Wegweiser“ habe und die Zeit, welche „das Diktieren des deutschen Textes für die häuslichen Arbeiten“ beansprucht, erspart werde. Die „Methode“ ist dieselbe wie beim ersten Teile. Sie braucht daher nicht näher gekennzeichnet zu werden. Wohl aber möchte ich hervorheben, dafs das Lehrverfahren Wulffs und insbesondere die „syntaktische Propädeutik“ — der Ausdruck hat vielleicht eine packende Wirkung — keine Frankfurter Erfindung ist und

im wesentlichen sich angewandt findet, lange bevor der sogen. Frankfurter Lehrplan bekannt wurde. Es erübrigt, die Einrichtung des Buches anzugeben. Die 1. Abteilung behandelt die gewöhnliche Dekl. und Konj. sowie „Satzbestimmungen" im acc., dat., gen., abl., inf.; die 2. ergänzt jene („Verba mit erweitertem Präsensstamm und Deponentia"). Die ersten elf Übungsstücke weisen einen mehr oder auch minder zusammenhängenden Inhalt auf, z. B. 6:

„3 Ein Diener brachte die Geschäftsbücher aus dem Geschäftszimmer herbei. 4 Mitten in dem Saale ... war ein Regenfang. 5 Durch eine grofse Lücke des Daches fiel der Regen in den Regenfang; meistens trugen Säulen das Dach. 6 Der Herr speiste mit seinen Freunden im Speisezimmer."

Dann aber werden die Übersetzungsstücke zusammenhangenden Inhaltes mit einem male selten. Es sind im ganzen — einschliefslich der bereits erwähnten elf — 35, denen 108 Abschnitte mit Einzelsätzen des verschiedenartigsten Inhaltes gegenüber stehen. Eine Stichprobe: S. 35:

„11 Aktäon ist durch die Bisse seiner Hunde zerrissen worden. 12 Alle Dinge werden durch den Wink Gottes gelenkt. 13 Mit gr. Reichtümern beladen (!) bestieg Simonides ein Schiff. 14 Die Rauheit des Winters war so grofs, dafs ... 15 Der Hirsch freute sich. 16 Mit einer viel kleineren (!) Zahl von Kriegsschiffen haben die Athener die Perser überwunden. 22 Dolabella, der Schwiegersohn des Cicero, hatte einen kleinen Körper"!

Dieser Übersetzungsstoff ist laut Vorrede „ganz aus der Praxis" gewonnen worden und soll auch fürderhin den Untertertianern und bei der „Repetition" den Obertertianern des Frankfurter Goethe-Gymnasiums vorgelegt werden. Da darf man doch ohne alle Voreingenommenheit fragen, ob das sich nicht besser machen lasse und nicht schon öfters besser gemacht worden sei.

Eupen. **W. Wartenberg.**

---

330) **D. J. Hunziker, Französisches Elementarbuch.** I. Teil. V. Aufl. Aarau, Sauerländer & Co., 1898. XV u. 210 S. 8.

Das Buch ist für Schulen in der Schweiz bestimmt und für deutsche Anstalten wohl nicht berechnet. Es umfafst den Stoff für die beiden ersten Jahre und ist in derselben Weise eingerichtet, in der uns so viele Grammatiken der älteren Zeit entgegentreten, wenn auch zuzugeben ist, dafs ziemlich früh Sprechübungen geboten werden und Formenbildungen gefordert sind. Die Lektion enthält ihre Formen und Regeln, dann einige französische Sätze, hierauf einige deutsche und zum Schlufs eine Anzahl französischer Fragen; aufserdem werden im Anfang noch verschiedene Auf-

gaben gestellt, die aber am besten dem Lehrer überlassen blieben. Eine Übersicht über die Laute und ihre Bezeichnung geht dem Buche voraus, zwei alphabetische Wörterverzeichnisse, die aber unvollständig sind oder einem mir unbekannten Plane folgen, stehen am Schlufs. Im ersten Abschnitt, der wohl für das erste Jahr bestimmt ist, ist die lebende Konjugation nicht ganz behandelt, merkwürdigerweise aber schon das Präsens von aller und venir; am Ende stehen einige Lesestücke, die aber nicht gut gewählt scheinen: Wörter wie (in Nr. 1) rongeur, carnassier, faine, gland, leste, souple, panache braucht man wirklich noch nicht zu verlangen. Im zweiten Abschnitt wird die lebende Konjugation vervollständigt, von den Verben auf -ir, -re etc. wird nichts geboten, was für unsere Auffassung seltsam erscheint. Im allgemeinen mutet das Buch etwas trocken an; die Regeln überfallen den Schüler förmlich in ihrer starren Form, während doch für uns die Aufklärung und Begründung die Hauptsache ist. Die Behandlung der unbetonten Fürwörter ist zu eingehend und nicht einwandsfrei: fies-y-toi und menez-y-moi werden angegeben, donne-nous-le (S. 134) als Ausnahme verlangt. S. 52 heifst es: Albert ist der Sohn wessen? Die Hand ist ein Teil von was? Georges est le cousin de qui? Le doigt est une partie de quoi? — Der deutsche Ausdruck berührt manchmal seltsam: nichts desto gröfser — tragt ihr Sorge zu euren Spielzeugen? etc. In deutschen Schulen wird das Buch wohl kaum Anwendung finden, in der Schweiz mag es seine Berechtigung haben.

Nauen. **Fries.**

---

331) **F. J. Wershoven, Hilfsbüchlein für die Lektüre französischer Gedichte.** Berlin, Gärtner, 1898. 88 S. 8.

Das Buch, „ein Hilfsmittel für die Lektüre französischer Gedichte, besonders beim Gebrauch einer der vom Verfasser, Sarrazin, Gropp-Hausknecht, Benecke u. a. herausgegebenen Sammlungen“, enthält auf 5 Seiten eine französische Verslehre, ferner 23 metrische deutsche Übertragungen französischer Gedichte, 8 ebensolche französische Übersetzungen deutscher Gedichte, französische Prosabearbeitungen von Gedichten und schliefslich kleine Aufsätze, die in engerem oder loserem Zusammenhange mit französischen Gedichten stehen.

Wenn ich den Verfasser recht verstehe, soll sein Werkchen ein Hilfsmittel f ü r d e n L e h r e r sein. Dann aber war der erste Teil, der die Verslehre summarisch behandelt, wohl überflüssig. Im zweiten Teil, in

dem uns die Namen Laun, Dohm, Chamisso, Geibel u. a. begegnen, wird eine manchem vielleicht willkommene Sammlung von in Betracht kommenden deutschen Übertragungen geboten. Französische Übersetzungen deutscher Gedichte, von denen Wershoven eine beschränkte Anzahl vorführt, sind m. E. für den Schulunterricht nur von zweifelhaftem Wert. Dagegen können die Prosabearbeitungen französischer Gedichte dem Lehrer im gegebenen Fall Zeit und Mühe ersparen. Ebenso wird man die kleinen Aufsätze des 5. Teiles als Grundlage, sei es für Sprechübungen, sei es für freiere schriftliche Arbeiten in den oberen Klassen mit Nutzen verwenden können.

Das Buch, wie es scheint, aus der Praxis hervorgegangen, wird, denke ich, in der Hand des Lehrers sich auch praktisch bewähren.

Hamburg. **A. Rode.**

---

332) **Emil Otto, Französisches Konversations-Lesebuch.** Eine Auswahl stufenmäfsig geordneter Lesestücke mit Konversationsübungen und einem Wörterbuche. Neu bearbeitet von H. Runge. Heidelberg, Julius Groos' Verlag, 1898. Erste Abteilung für die unteren und mittleren Klassen. 9. Auflage. VIII u. 263 S. 8. — Zweite Abteilung für die oberen Klassen. 5. Auflage. VII u. 287 S. 8. Geb. à ℳ 2.40.

Die beiden Abteilungen des nach den Forderungen der neuen Lehrpläne von H. Runge umgearbeiteten älteren Lesebuches bringen eine Fülle von Stoff, der, wie schon der Titel des Buches besagt, durch planmäfsig fortgesetzte Konversationsübungen dem Verständnis des Schülers näher gebracht werden soll. Im 1. Teile (für Unterklassen), der hauptsächlich Schule, Haus, Hof, Familie und Natur behandelt, sind fast alle 116 Abschnitte mit einem „Questionnaire" versehen, damit der Schüler die vom Lehrer gestellten Fragen nicht nur hört, sondern auch in richtiger Form vor sich sieht. Im 2. Teile der ersten Abteilung (für Mittelklassen), der in 68 Nummern Geographie, Geschichte und Litteratur Frankreichs umfafst, treten die Fragen spärlicher auf und nehmen in der zweiten Abteilung (für Oberklassen), die in 81 Nummern den Stoff für die Mittelklassen in erweitertem Umfange bringt, einen noch geringeren Raum ein. Man kann über den Wert der gedruckten Fragen verschiedener Ansicht sein. Eine Bevormundung des Lehrers sollen sie nicht bedeuten; der eine wird sie gern benutzen, der andere vielleicht durch eigene ersetzen.

Wenn auch Lesen und Übersetzen zum Verständnis genügt, so ist doch die Konversation für die Erlernung der Sprache ein vorzügliches Mittel. Wirklich fördernd ist sie, besonders beim Anfangsunterricht, meist nur, wenn sie sich an einen Stoff anschliefst, der dem Schüler nach Inhalt und Form völlig bekannt ist. Der überaus reichhaltige Stoff ist nicht nur guten älteren, sondern auch neueren und neuesten Sammlungen entnommen. Im allgemeinen sollen in den einzelnen Abschnitten die leichteren Stücke den Anfang machen und dann diejenigen folgen, welche mehr sprachliche Schwierigkeiten bieten. Bei der zweiten Abteilung (für Oberklassen) wäre es vielleicht doch richtiger, wenn die einzelnen Stücke durchweg chronologisch oder dem Zusammenhange nach angeordnet wären. So ist beispielsweise II. Nr. 3 Le Départ des petits Savoyards von Nr. 7 La Savoie et les Savoyards durch drei dazwischenstehende nicht zugehörige Nummern getrennt; Voltaire (Nr. 14) wird vor den Grands écrivains du siècle de Louis XIV (Nr. 15) behandelt und auf III Nr. 24 Entrée des Alliés dans Paris (1814) folgt Nr. 25 Le 29 bulletin de la grande armée (1812) und Nr. 26 Bataille d'Eylau (1807). Besonders leichte und für die erste Zeit geeignete Abschnitte könnten durch einen Stern im Verzeichnis kenntlich gemacht werden. Bei der Vielseitigkeit des Inhaltes werden schwerlich alle Nummern der Reihe nach gelesen, sondern nach Mafsgabe der verfügbaren Zeit und nach Geschmack in gröfserer oder geringerer Zahl ausgewählt. Insofern ist gegenüber der geschickten Auswahl die Anordnung mehr nebensächlich. Zur Vermeidung des in den unteren Klassen sehr zeitraubenden Vokabelaufschlagens folgt dem 1. Teile ein besonderes Vokabular, der 2. Teil soll mit Hilfe des am Schlusse stehenden Wörterbuches vom Schüler selbständig präpariert werden, ebenso die ganze zweite Abteilung. Dafs trotzdem zu den Gedichten IV Nr. 15 bis Nr. 23 noch Vokabeln in Gestalt von Fufsnoten gegeben werden, scheint mir überflüssig. Ein Schüler der oberen Klassen kann diese Gedichte auch ohne solche Unterstützung präparieren. Von Druckfehlern ist mir aufgestofsen erste Abt. p. IV, Z. 24 Règle; p. 36, Z. 18 commerçant; p. 75, Z. 5 patatras; p. 197, Z. 27 Merlicoquet. Zweite Abt. p. 144 Sedan ist wohl die gebräuchlichere Schreibweise. Der Verlag hat die Neubearbeitung des Buches, von dem es auch eine Ausgabe für Mädchenschulen giebt, in die besten Hände gelegt und es äufserlich allen Anforderungen entsprechend ausgestattet, so dafs es zur Einführung nur empfohlen werden kann.

Gotha. **K. Grosch.**